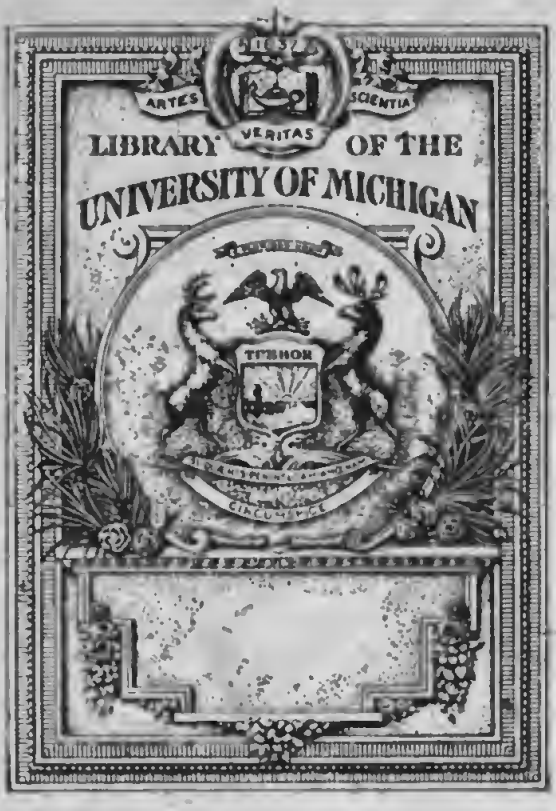
BUHR A

39015 01808778 6b

Digitized by Google



THE GIFT OF
Mrs. Elizabeth Rathbone

DD
197
.H14

Digitized by Google

Deutsche Geschichte

vom

Tode Friedrichs des Großen

bis

zur Gründung des deutschen Bundes.

Von

Ludwig Häusser.

Zweiter Theil.

Bis zu den Schlachten von Jena und Auerstädt (14. Oct. 1806).

Berlin,
Weidmannsche Buchhandlung.
1855.

Anna Eliz. Patterson
gt.
1-8-1923

Inhalt.

Drittes Buch.

Das deutsche Reich bis zu seiner Umgestaltung im Jahre 1803. S. 3—463.

Seite

Erster Abschnitt. Der Baseler Friede . . . . . 3—51
Die Cabinetspolitik in Oesterreich und Preußen 3
Die Demarcationslinie und ihre Bedeutung 6
Eitle Hoffnungen auf einen allgemeinen Frieden 7
Gedanken an einen neuen Fürstenbund 9
Die öffentliche Meinung über den Separatfrieden . . . . . —
Der Parteihader in der Presse. . 13
Oesterreich auf's Neue mit der Coalition verknüpft 15
Auch im Inneren die contrerevolutionäre Politik eifriger verfolgt 16
Berathung am Reichstage über den Frieden 17
Die preußische Rechtfertigung . . —
Die Antwort des Kaisers . . . 19
Das Reichsgutachten vom 3. Juli 20
Französisches Buhlen um die preußische Allianz 21
Ein neuer Separatfriede . . . 23
Lebhafte Erörterungen darüber . —

Seite

Zweideutige Wege der Thugut'schen Politik 25
Die Zerrüttung des Reiches vollständig 26
Frankreich und die „natürlichen Gränzen" 27
Stillstand auf dem Kriegsschauplatze 29
Kritische Lage der französischen Republik 30
Wiedereröffnung des Kampfes . 31
Die Demarcationslinie von den Franzosen verletzt 32
Uebergabe von Düsseldorf . . . —
Invasion und Verwüstung auf dem rechten Rheinufer 33
Uebergabe von Mannheim . . . 35
Ein Probestück Thuguts . . . 36
Panischer Schrecken im Reich . . 37
Treffen bei Handschuhsheim (24. Sept.) 38
Clerfayts Erfolge an der Nidda 39
Flucht der Franzosen 40
Clerfayts Sieg bei Mainz (29. Oct.) 41
Der Ausgang des Feldzugs . . 42
Die Verhandlungen üb. den Reichsfrieden 45

414384

	Seite
Das kaiſerliche Decret v. 19. Nov.	47
Eindruck der letzten Erfolge . .	49
Clerfayts Entlaſſung	—
Zweiter Abſchnitt. Der Feldzug von 1796 . . .	51—99
Die neuen Rüſtungen	51
Napoleon Bonaparte	—
Die Kriegslage in Italien . .	53
Bonaparte's italieniſcher Feldzug	54
Der Krieg in Deutſchland . .	57
Erzherzog Karl	58
Die Streitkräfte beider Theile .	—
Jourdan dringt nach der Lahn vor	60
Er wird bei Wetzlar geſchlagen (15. Juni)	—
Moreau's Rheinübergang . . .	62
Kampf an der Murg (9. Juli) .	63
Der Kriegsplan des Erzherzogs	64
Schwaben vom Feinde überſchwemmt	—
Deſertion und Abfall der kleinen Staaten	65
Ausſaugung Süddeutſchlands .	67
Die Separatverträge Württembergs und Badens	69
Vorboten des Rheinbundes . .	70
Haltung Preußens	71
Die Reunionspolitik in Franken	73
Der Berliner Vertrag vom 5. Aug.	74
Jourdans Vordringen nach Franken	75
Scheußliches Verfahren der Feinde	77
Ohnmacht und Furcht des Reichstages	80
Die Taktik des Erzherzogs Karl	81
Siege über die Franzoſen (22—24. Aug.)	83
Treffen bei Würzburg (3. Sept.)	84
Jourdans Rückzug	85
Moreau in Baiern	86
Die bairiſche Politik	88
Vertrag von Pfaffenhofen . . .	90
Moreau's Rückzug nach dem Rhein	91
Latour bei Biberach geſchlagen (2. Oct.)	93
Ende des Feldzugs	94
Umſchlag d. Stimmung in Deutſchland	95
Vergebliche Friedensbemühungen	96
Dritter Abſchnitt. Leoben und Campo Formio	99—155
Ausgang des Feldzugs in Italien	99
Die Lage Oeſterreichs	101
Zerklüftung im deutſchen Reiche	102
Dalberg verlangt eine Dictatur	103
Bonaparte dringt nach Inneröſterreich (Frühj. 1797)	104
Entmuthigung des Wiener Cabinets	—
Intriguen für den Frieden . .	105
Trügeriſches Spiel Thuguts . .	107
Bonaparte's Friedensbotſchaft .	108
Vertrag von Leoben (17—18. April 1797)	110
Die letzten Kämpfe am Rhein .	112
Verſpätete Verſuche des Widerſtandes	113
Die Kleinſtaaterei und die ruſſiſche Protection	114
Die Zeichen der kommenden Auflöſung	115
Fortdauer der feindlichen Bedrückungen	117
Revolutionäre Propaganda am Rhein	118
Friedensverhandlung am Reichstage	120
Bonaparte und die franzöſiſche Politik	121
Schwankungen in Wien . . .	123
Conferenzen zu Montebello . .	124
Zerfahrenheit der preußiſchen Politik	125
Ihre Dienſtwilligkeit gegen Frankreich	127
Verhandlungen zu Wien . . .	—

Seite

Staatsſtreich vom 18. Fructidor 129
In Folge davon übergibt Bonaparte ein Ultimatum (1. Oct.) —
Sein Gegenſatz zur Politik des Directoriums 131
Letzte Verhandlungen zu Udine . 132
Der Friede zu Campo Formio (17. Oct. 1797) 134
Die Wiener Politik und das deutſche Reich 136
Bonaparte und die deutſche Zwietracht 137
Charakter der öſterreichiſchen Verwaltung 139
Franz II. und Thugut 140
Letzte Zeiten Friedrich Wilhelms II. 143
Die polniſche Beute 144
Zeichen des Verfalles 145
Tod Friedrich Withelms II. (16. Nov. 1797) 149
Anfänge Friedrich Wilhelms III. 150
Schaden der inneren Zuſtände . 153

Vierter Abſchnitt. Der Congreß zu Raſtatt . 155—211
Die Erwartungen vom Congreſſe 155
Bild des deutſchen Reiches . . 156
Die Taktik der Franzoſen . . . 157
Doppelzüngigkeit der kaiſerlichen Politik . . . . . —
Der Beginn des Congreſſes . . 158
Deutſche Diplomatie und ihre Haltung 159
Die Vertreter der franzöſiſchen Republik 160
Ihre Art die Dinge zu behandeln 161
Deutſches Buhlen um franzöſiſche Protection 162
Der Anfang der Verhandlung . 163
Die „Integrität" des Reichs und der Vertrag vom 1. Dec. . . 164
Die Feſtungen geräumt . . . 166
Die Rheingränze gefordert . . —
Einwände der Friedensdeputation 167

Seite

Charakter der Verhandlung . . 169
Revolutionäre Gewaltſchritte der franzöſiſchen Politik 171
Erſtes Nachgeben der Friedensdeputation (9. Febr.) 172
Sie bietet die Hälfte des linken Rheinufers 173
Sie wird damit abgewieſen . . —
Sie erhebt nun Gegenforderungen (2. März) . . . . . —
Oeſterreichiſche u. preußiſche Sondertaktik 175
Gleiche Mitſchuld Aller . . . 176
Die Abtretung des linken Rheinufers bewilligt (11. März) . 177
Der Grundſatz der Entſchädigung durch Säculariſation . . . —
Die geiſtlichen und die weltlichen Stände 178
Bedrohlicher Charakter der franzöſiſchen Politik 180
Bernadotte und der Exceß vom 13. April 181
Anzeichen kriegeriſchen Bruches . 182
Graf Ludwig Cobenzl wird Thugts Nachfolger 183
Zweck der Selzer Verhandlungen 184
Vorboten einer neuen Coalition 186
Vergeblicher Verſuch öſterreichiſch-preußiſcher Verſtändigung . . —
Wirkung der Säculariſationsfrage 188
Gewaltthaten der Franzoſen gegen Ehrenbreitſtein 191
Lähmung der Congreßverhandlungen 194
Preußen iſolirt 196
Vergebliche Anſtrengungen der Coalitionspolitik 198
Charakter der letzten Friedensverhandlung 199
Die neue Coalition gebildet . . 202
Die Franzoſen ertrotzen in Raſtatt die Annahme ihres Ultimatums (9. Dec.) 204

Seite

Der Krieg in Süditalien ſchon begonnen 206
Eine preußiſche politiſche Denkſchrift 208

Fünfter Abſchnitt. Der Krieg von 1799 . . . . . 211—285
Der neue Feldzug 211
Tod Karl Theodors von Baiern 213
Friedensilluſionen zu Raſtatt und Regensburg 214
Eröffnung des Krieges . . . 217
Kampf im bündtner Rheinthal . 218
Die Franzoſen im Engadin und in Tirol 219
Jourdan in Oberſchwaben . . 221
Erzherzog Karl ſiegt bei Oſterach und Stockach (21. 25. März) 222
Der Kampf in Italien . . . 224
Kray's Sieg bei Magnano (5. April) 225
Ankunft von Melas und Suworoff —
Die letzten Tage des Friedenscongreſſes 226
Kriegeriſche Umgebung des Congreſſes 228
Die Franzoſen rüſten ſich zur Abreiſe 229
Verdächtige Anzeichen 230
Mord der Geſandten (28. April) 231
Die Urheber? 233
Das Benehmen des Wiener Cabinets 234
Wahrſcheinliche Motive d. Mordes 235
Fortgang des Kampfes . . . 236
Die Ereigniſſe in Graubündten (April, Mai) 237
Die kaiſerlichen Armeen in der öſtlichen Schweiz vereinigt . 239
Erſte Schlacht bei Zürich (4. Juni) 240
Maſſena's Rückzug 241
Die Siege in Italien . . . . —
Suworoff . . . . . —
Sein Verhältniß zu d. Oeſterreichern 243

Seite

Treffen bei Caſſano (27. April) . 244
Mailand und Turin beſetzt . . —
Macdonald an der Trebbia geſchlagen (17—19.-Juni) . . 245
Glänzende Lage der Verbündeten 246
Gründe ihres Zerwürfniſſes . . —
Thugut und Suworoff 247
Czar Paul und ſeine Alliirten . 249
Neue Rüſtungen in Frankreich . 251
Sieg der Verbündeten bei Novi (15. Aug.) 252
Wachſende Entzweiung der Verbündeten 253
Der neue Operationsplan . . . 254
Suworoff muß nach der Schweiz abziehen 256
Der Kampf in der Schweiz . . —
Ankunft der zweiten ruſſiſchen Armee 258
Der Feldzug in Deutſchland . . 259
Umſchlag der Stimmungen . . —
Volksbewaffnung 260
Kampf am Oberrhein 262
Der Oberſt Wrede 263
Erſtürmung von Mannheim (18. September) . . . . . —
Unthätigkeit des Reichstages . . 264
Suworoff marſchirt nach dem Gotthard 266
Zweite Schlacht bei Zürich (25. 26. Sept.) 267
Suworoffs kritiſche Lage . . . 268
Der Uebergang über den Gotthard 269
Der Rückzug nach dem Rheinthal 270
Erſchütterung der Coalition . . 273
Mißlingen der holländiſchen Landung 274
Die letzten Vorgänge des Feldzugs 275
Suworoff und der Erzherzog . . —
Rückzug der Ruſſen 277
Haltung des Reiches und Reichstages . . . . . —
Die Politik des neuen Kurfürſten von Baiern 279

Seite

Die preußische Politik während des Feldzuges 280
Letzte Kämpfe am Oberrhein . . 282

Sechster Abschnitt. Der Friede von Luneville 285—352
Der Staatsstreich d. 18. Brumaire 285
Die Anfänge des Consulats . . 286
Bonaparte macht Friedensanträge 288
Sein Verhältniß zu England und Oesterreich 289
Rücktritt Rußlands von der Coalition 290
Bonaparte's Taktik gegen Preußen 291
Die Sendung Durocs nach Berlin 292
Britische Subsidienverträge in Deutschland 294
Der Krieg vom Jahre 1800 . . 295
Moreau in Oberschwaben . . . —
Treffen bei Engen, Stockach, Mösskirch (Mai) 296
Die Oesterreicher ziehen sich auf Ulm . . . . . —
Moreau und Kray bei Ulm . . 297
Donauübergang der Franzosen . 298
Kray's Rückzug 299
Waffenstillstand von Parsdorf (15. Juli) 300
Bonaparte's militärische Thätigkeit —
Sein Kriegsplan 301
Die Belagerung von Genua . . 302
Capitulation der Franzosen . . 304
Der Zug Bonaparte's über den Bernhard (Mai) . . . . . —
Lage der Oesterreicher 307
Mailand von den Franzosen besetzt (2. Juni) 308
Sie überschreiten den Po . . . 309
Treffen bei Casteggio (9. Juni) . —
Die Bewegungen der Oesterreicher 310
Melas bei Alessandria 311
Die Schlacht bei Marengo (14. Juni) 312

Seite

Der Vertrag vom 15. Juni . . 317
Bonaparte's Friedensanerbieten . 318
Oesterreichisch-britischer Vertrag . 319
Die Unterhandlung des Grafen St. Julien 320
Vergebliche Verhandlungen . . 321
Neue Rüstungen des Kaisers . 322
Der Vertrag von Hohenlinden (20. Sept.) 323
Thuguts Rücktritt . . . . . —
Die Conferenzen zu Luneville . 324
Die Erneuerung des Kampfes . 325
Verhältniß der kämpfenden Parteien 326
Der erste Zusammenstoß ist den Oesterreichern günstig (1. Dec.) 328
Die Schlacht bei Hohenlinden (3. Dec.) 329
Ausgang des Feldzugs . . . 333
Waffenstillstand zu Steyer (25. December) 336
Die Lage der besetzten Gebiete . 337
Noth und Plünderung . . . . —
Die Verhandlungen zu Luneville 339
Der Friedensschluß (9. Febr. 1801) 345
Die Entschädigung durch Säcularisation 346
Situation am linken Rheinufer 347
Politische Stimmungen dort . . 349
Joseph Görres . . . . . —

Siebenter Abschnitt. Der Reichsdeputationshauptschluß . . . . . 352—463
Der Friede vom Reichstage ratificirt 352
Die Stimmung der geistl. Stände 353
Ihre Einsprachen 354
Die Discussion in der Presse . . 355
Erste Verhandlung am Reichstage 357
Reichsgutachten vom 30. April 1801 359
Das Entschädigungsgeschäft, wie es zu Paris betrieben wird . —

	Seite
Erniedrigung der alten Gewalten und ihrer Vertreter	361
Deutscher Länderhandel	—
Kaiserliches Hofdecret v. 26. Juni	362
Situation am Reichstage	363
Beschluß, eine außerordentliche Reichsdeputation zu bilden (Oct. Novbr.)	365
Verhältnisse in Norddeutschland	366
Preußen tritt der nordischen Neutralität bei	367
Besetzung von Hannover	—
Tod Kaiser Pauls	368
Nächste Folgen für Deutschland	369
Die streitige Bischofswahl in Cöln und Münster	—
Neuer Stoff zum Streit zwischen Oesterreich und Preußen	371
Oesterreichische Tendenzen in der Theilungsangelegenheit	372
Umschwung der bairischen Politik und Anschluß an Frankreich	373
Traurige Zerklüftung des Reiches	375
Die franz.-russische Intervention	—
Der Vertrag vom 11. Oct. 1801	376
Zur Charakteristik der Zeit	377
Ohnmacht und Unthätigkeit des Reichstages	—
Mißgriffe der kaiserlichen Politik	379
Friede von Amiens	380
Bonaparte als Schiedsrichter in den deutschen Angelegenheiten	—
Seine Absichten	381
Die deutschen Staaten und ihr Verhältniß zu Bonaparte	383
Die österreichisch-preußischen Rivalitäten	—
Der Bonaparte'sche Theilungsplan	385
Preußen sucht Rußlands Freundschaft	386
Französische Separatverträge über die Theilung Deutschlands	387
Vertrag mit Preußen (23. Mai 1802)	—
Vertrag mit Baiern (24. Mai)	388
Französisch-russische Uebereinkunft über die Theilung (3. Juni)	389
Charakter der französisch-russischen Intervention	390
Die Lage des Reichstages	391
Kaiserliche Mahnung	—
Preußische und bairische Occupationen	392
Oesterreich besetzt Paſſau (Aug.)	393
Einberufung der Reichsdeputation	394
Der französisch-russische Theilungsplan vorgelegt	395
Verhandlungen der Deputation	—
Sie beschließt die Annahme en bloc	398
Der Beschluß vom Kaiser verworfen	—
Drohende Erklärung Bonaparte's (Sept.)	—
Erwiederung des Kaisers	399
Reclamationen bei der Deputation	—
Forderungen der geistlichen Stände	400
Forderungen der Reichsstädte	401
Gewaltschritte der Begünstigten	402
Situation in Regensburg	403
Die fremde Intervention	405
Der modificirte Theilungsplan	406
Mannigfaltige Wünsche und Beschwerden	407
Der modificirte Plan angenommen (21. Oct.)	410
Schwedische Erklärung	—
Oesterreich neigt zur Nachgiebigkeit	411
Der Reichsdeputationshauptschluß vom 23. Nov.	412
Vertrag Oesterreichs vom 26. Dec.	414
Der Reichstag über den Reichsdeputationshauptschluß	415
Letzte Redaction des Reichsdeputationshauptschlusses (25. Febr. 1803	417

Seite

Die Abſtimmungen am Reichstage 417
Die kaiſerliche Ratification nur bedingt 421
Der Streit um den Reichsfürſtenrath 422
Der Widerſtand des Kaiſers . . 423
Auflöſung der Reichsdeputation 10. Mai 424
Vollziehung des Reichsdeputationshauptſchluſſes 425
Die öſterreichiſche Entſchädigung —
Die bairiſche Entſchädigung . . 426
Die preußiſche Entſchädigung . 428
Abfindung des braunſchweigiſchen Hauſes 430
Vergrößerung Badens . . . . —
Vergrößerung Württembergs . . 431
Entſchädigung Heſſens 432
Entſchädigung Naſſau's . . . 433
Die übrigen Abfindungen . . . 434
Die Reichsgrafen 436
Der Kurerzkanzler 438
Die Reichsſtädte 439
Die Ritterſchaft . . . . . —

Seite

Neue Geſtalt des Reichsfürſtenraths 440
Die anderen Beſtimmungen des Receſſes 443
Charakter der ganzen Revolution 446
Das h. römiſche Reich aufgelöſt 447
Die Politik der Arrondirung . 448
Die neue Staatspraxis im Innern 449
Der katholiſche Clerus . . . —
Päpſtliche Verwahrung . . . 450
Der römiſche Stuhl ſucht Bonaparte's Verwendung . . . . —
Der Reichsadel 451
Die Kleinſtaaterei 452
Züge der „guten alten Zeit" . 453
Das neue bonapartefirende Regiment 455
Vornehmlich in Baiern . . . 456
Montgelas 457
Die bairiſchen Umwälzungen . . 458
Die Reichseinheit nun aufgelöſt 460
Patriotiſche Wünſche für ihre Herſtellung 461
Die neuen Regungen nationaler Reform 462

Viertes Buch.

Die Zeit deutſcher Erniedrigung (— 1807). S. 463—803.

Seite

Erſter Abſchnitt. Deutſchland im Jahre 1803 465—506
Rückblick 465
Bedrohung Hannovers durch die Franzoſen 466
Hannoverſche Zuſtände 467
Die Wehrkraft des Landes . . 468
Erſte Warnung Georgs III. . . 469
Preußens folgenſchwerer Mißgriff —
Es verweigert das Land zu ſchützen 470
Kopfloſe Schwäche der hannoverſchen Regierung 471
Walmoden und die Armee . . —

Seite

Das Volk bei Strafe zur Landesvertheidigung aufgerufen . . 472
Widerruf 473
Mißgriffe bei der Ausrüſtung . —
Die Franzoſen nähern ſich . . 474
Eine Deputation ſtatt der Armee an ſie geſchickt . . . . . —
Rückzug der hannoverſchen Truppen 475
Der Vertrag von Suhlingen (3. Juni) 476
Marſch der Truppen an die Elbe 477
Der Suhlinger Vertrag verworfen 478
Abermals feige Rathſchläge . . 479

	Seite
Die Armee rüſtet zum Widerſtande	479
Unruhen unter den Truppen . .	480
Die Elbconvention (5. Juli) . .	481
Bedrängniſſe Hannovers . . .	482
Erſte Proben der franzöſiſchen Verwaltung	483
Allmälige Wirkungen	485
Die Politik der Ruheliebenden .	486
Preußen ſendet Lombard an den erſten Conſul (Juli 1803) . .	487
Bonaparte'ſche Lockungen . . .	—
Der Reichstag und die hannoverſche Sache	488
Der Streit über den Reichsfürſtenrath	489
Deutſcher Bonapartismus im Südweſten	492
Die ſtändiſchen Rechte	493
Der Sturm gegen die Reichsritterſchaft	494
Vorboten ihrer Bedrohung . .	496
Bairiſche Maßregeln	497
Neue Fauſtrechtspolitik . . .	498
Die Ritterſchaft findet für diesmal noch Schutz	500
Kaiſerliche Einmiſchung . . .	—
Erklärung Preußens	—
Das Conſervatorium des Reichshofraths (Jan. 1804) . . .	501
Baiern lenkt ein	502
Oppoſition gegen das Conſervatorium	503
Auch Bonaparte erhebt ſich dagegen	—
Der Freiherr vom Stein über den Sturm gegen die Ritterſchaft	504

Zweiter Abſchnitt. Das Bonaparte'ſche Kaiſerthum. 506—558

Die ruſſiſch-franzöſiſche Eintracht erſchüttert	506
Die Iſolirung Preußens . . .	507
Preußen denkt an neue Fürſtenbündniſſe	508
Ein Plan Dohms	508
Sendung des Prinzen Wilhelm von Braunſchweig (1804) . .	510
Johannes Müller in Weimar .	511
Seine Schilderung des Wiener Hofes	512
Fruchtloſe Anknüpfung mit Sachſen	513
Die Aufhebung des Herzogs von Enghien in Ettenheim (15. März)	515
Der Mord des Prinzen . . .	517
Haltung des Reichstages . . .	—
Ruſſiſcher Proteſt (7. Mai) . .	518
Schwankendes Benehmen Oeſterreichs und Preußens . . .	—
Schwediſche Note	519
Baden zu einer Erklärung genöthigt	—
Dieſelbe dem Reichstage übergeben (2. Juli)	521
Bezeichnende Vorgänge in Regensburg	522
Man will die Sache einſchläfern	—
Hannover greift ſie wieder auf .	523
Noth und Verlegenheit am Reichstag	524
Die Geſandten deſertiren in Maſſe	525
Sonſtige Verhandlungen in Regensburg	—
Die ritterſchaftliche Sache . .	526
Bonaparte'ſcher Verweis an den Erhaltungs-Ausſchuß . . .	527
Errichtung des franzöſiſchen Kaiſerthums (Mai 1804) . . .	528
Charakter der neuen Würde . .	—
Verhandlungen mit dem römiſchen Kaiſer	529
Stiftung des öſterreichiſchen Erbkaiſerthums (14. Aug. 1804)	530
Politiſches Verhältniß zwiſchen Frankreich und Oeſterreich .	531
Schwankungen der preußiſchen Politik	532
Anknüpfungen mit Bonaparte .	533
Verfehlte Taktik Rußlands . .	535

Seite

Ein preußisch-französischer Bund im Werke 536
Verhandlung darüber (Ende 1803) —
Gründe des Scheiterns . . . 537
Neue Vorschläge 538
Die Ettenheimer Sache wird Anlaß, damit abzubrechen . . . —
Verdruß Bonaparte's über Preußen 539
Preußen sucht sich mit beiden Parteien zu halten . . . . . —
Verträge mit Frankreich und mit Rußland . . . . . —
Aufhebung Rumbolds in Hamburg (Oct. 1804) 541
Die preußische Verwendung ist diesmal von Erfolg . . . 542
Triumphzug des neufränkischen Kaiserthums am Rhein . . 543
Die Rheinlande und die süddeutschen Fürsten huldigen . . . 544
Karl Theodor von Dalberg . . 545
Die Vorboten des Rheinbundes 546
Deutsche Lage 547
Stimmungen in der Nation . —
Die deutsche Weltbürgerei . . 548
Ermattung des öffentlichen Geistes 549
Die „papierne Zeit" 550
Mittelbare Anregungen der neuen klassischen Cultur 551
Der Kosmopolitismus auch in ihr noch überwiegend . . . —
Stimmen der literarischen Koryphäen 552
Eine Schrift von Friedrich Gentz 554
Zur Signatur der Zeit . . . 555
Es thut eine harte Prüfung Noth 556

Dritter Abschnitt. Die Coalition von 1805 . . 558—596

Großbritannien und das napoleonische Kaiserthum 558
William Pitt wieder am Ruder 559
Anfänge einer neuen Coalition auf dem Festlande 560

Seite

Gründe der Entzweiung Napoleons mit Rußland . . . —
Gegenseitiges Verhältniß seit 1804 562
Die Lage in Oesterreich . . . 563
Eine Denkschrift von Gentz . . 564
Oesterreichische Beschwerden gegen Bonaparte 566
Der Vertrag vom 6. Nov. 1804 567
Schwedisch-russische Allianz . . 568
Bund zwischen England und Rußland (11. April 1805) . . . —
Ziele der neuen Coalition . . —
Vergleichung mit 1814—1815 . 569
Die Stellung Preußens ungewiß —
Sendung Wintzingerode's nach Berlin (Jan.) 570
Die preußische Differenz mit Schweden . . . . . —
Wintzingerode's Mission verfehlt 572
Nachtheilige Wirkung seiner Taktik —
Zastrow wird nach Petersburg geschickt 573
Berliner Friedensillusionen . . —
Die Sendung Nowosilzoffs . . 574
Verdrehte Stellung der preußischen Politik 575
Bruch mit Schweden 576
Bonaparte'sche Uebergriffe in Italien . . . . . —
Herausfordernde Haltung . . . 577
Die Nowosilzoff'sche Sendung aufgegeben 578
Personalveränderungen in der Leitung des österreichischen Kriegswesens 579
Kriegsconferenzen in Wien (Juli) 580
Der Operationsplan . . . . —
Verzögerungen in seiner Ausführung 581
Stand der österreichischen Rüstungen 582
Unglückliches Uebereilen . . . 583
Die oberste Leitung . . . . —
Mack 584

	Seite
Richtige Ahnungen von Gentz	585
Das diplomatiſche Spiel des Miniſteriums	—
Letzte Verhandlungen mit Napoleon	586
Charakter des bevorſtehenden Kampfes	589
Preußen	—
Situation Napoleons	—
Der britiſche Landungsplan	590
Verſuch Preußen zu gewinnen	591
Das Anerbieten Hannovers	—
Eindruck auf die preußiſche Politik	592
Widerſtreben Friedr. Wilhelms III.	593
Abſendung Duroc's nach Berlin	594
Verhängnißvolle Lage der preußiſchen Politik	—
Vierter Abſchnitt. Ulm und Auſterlitz	596–696
Napoleon iſt ſchlagfertig	596
Militäriſche Vortheile des Lagers von Boulogne	597
Bund mit Baden, Württemberg und Baiern	598
Der Kriegsplan Napoleons	599
Bewegung ſeiner Armeen	600
Blindheit ſeiner Gegner	602
Lage Oeſterreichs	603
Die Führung Macks	604
Täuſchung auch der Klügſten	605
Die Oeſterreicher überſchreiten den Inn (8. Sept.)	606
Fürſt Schwarzenberg in München	607
Flucht des Kurfürſten in's franzöſiſche Lager	608
Proclamation Napoleons	—
Er überſchreitet den Rhein	609
Aufruf an das Heer	—
Die bairiſche Politik	610
Anſchluß der bairiſchen Truppen an Napoleon	—
Anrede des franzöſiſchen Kaiſers an ſie	—
Zur Charakteriſtik deutſcher Entwürdigung	611
Anſchluß der anderen ſüdweſtdeutſchen Fürſten	612
Friedrich von Württemberg	613
Deſſen Erklärung gegen Oeſterreich	614
Agonien des Reichstages	615
Seine Stellung zum Kriege	617
Die franzöſiſche und deutſche Diplomatie in Regensburg	618
Herabwürdigungen	619
Eine Dalberg'ſche Allocution	—
Geſtaltung der Kriegsverhältniſſe	620
Die öſterreichiſche Macht in Schwaben	621
Illuſionen im Hauptquartier	622
Marſch der Franzoſen	623
Bernadotte durch Ansbach	624
Mack concentrirt ſich bei Ulm	625
Die Franzoſen gehen bei Donauwörth über den Fluß	—
München und Augsburg beſetzt	—
Auffenberg bei Wertingen geſchlagen (8. Oct.)	626
Gefecht bei Günzburg (9. Oct.)	627
Gefecht bei Albeck (11. Oct.)	628
Der Abmarſch von Ulm zwar beſchloſſen, aber verzögert	—
Ein Corps in Memmingen gefangen	629
Macks unſinnige Bethörung	—
Er will Bonaparte über den Rhein verfolgen (13. Oct.)	630
Gefechte vom 14. October	631
Abzug Erzherzog Ferdinands	632
Macks Proclamation	—
Einſchließung Ulms	633
Unterhandlungen über die Uebergabe	—
Capitulation vom 17. October	634
Unterredung Macks mit Napoleon	635
Capitulation Wernecks (18. Oct.)	636
Der Erzherzog Ferdinand ſchlägt ſich durch	637

Seite

Ulm noch vor der festgesetzten Frist geräumt 638
Der Auszug der Oesterreicher (20. Oct.) . . . . . —
Macks Ausgang 639
Haltung Napoleons und seines Schweifes . . . . . —
Duroc in Berlin 640
Widerstreben des Königs, sich zu entscheiden 641
Modificirte Vorschläge Durocs . 642
Man flüchtet wieder in die Neutralität . . . . . —
Haugwitz aus Schlesien gerufen 643
Die Verwaltung Hardenbergs . —
Die Diplomatie beider Parteien in Berlin versammelt . . . 644
Merveldts Ankunft . . . . . —
Oesterreichische Hoffnungen . . —
Trotziges Ansinnen Rußlands . 645
Verkehrte Wirkung . . . . . —
Es wird beschlossen, die Armee mobil zu machen . . . . . —
Die Chancen der Coalition vermindert 646
Die Nachricht vom Durchmarsch durch Ansbach 647
Eindruck des Ereignisses . . . —
Ausbrüche der ersten Aufwallung 648
Die Note vom 14. October . . 649
Kriegerische Maßregeln . . . 650
Ankunft Alexanders 651
Ankunft des Erzherzogs Anton . —
Potsdamer Vertrag (3. Nov.) . 652
Die Demonstration am Grabe Friedrichs des Großen . . . —
Bedeutung der jüngsten Wendung 653
Die Sendung des Grafen Haugwitz . . . . . —
Berliner Kriegseifer 654
Königin Louise . . . . . —
Prinz Louis Ferdinand . . . . —
Zur Charakteristik der Kriegslärmer 655

Seite

Johannes Müller 655
Karl vom Stein 656
Rückblick auf die Kriegsereignisse 657
Die Schlacht bei Trafalgar . . 658
Rückwirkungen auf die continentale Politik . . . . . —
Der Kampf in Italien . . . 659
Treffen bei Caldiero (30. 31. Oct.) —
Die Unternehmungen in Neapel und Norddeutschland . . . 660
Das russische Heer am Inn . . 661
Kutusow und Merveldt . . . —
Vorrücken der Franzosen . . . 662
Ney in Tirol . . . . . —
Mißgeschick und Ungeschick in Tirol 663
Oesterreich sucht einen Waffenstillstand 666
Kutusows Rückzug . . . . . —
Merveldt zersprengt (8. Nov.) . 667
Napoleon erwartet bei St. Pölten eine Schlacht . . . . . —
Mortier bei Dürrenstein überfallen (11. Nov.) 668
Eindruck der Niederlagen in Wien 669
Stimmungen von Gentz . . . —
Aufruf des Kaisers 670
Wien vom Hof verlassen . . . 671
Der Uebergang über die Donau von den Franzosen überrascht (13. Nov.) . . . . . —
Die Franzosen in Wien . . . 672
Kutusow bedroht 673
Kriegslist mit Kriegslist vergolten —
Bagration bei Schöngrab . . 674
Ankunft russischer Verstärkungen —
Stellung bei Olschan 675
Gründe, die zum Zögern riethen —
Alexanders Umgebung 677
Russischer Uebermuth . . . . —
Er drängt zur Schlacht . . . 678
Savary im russischen Hauptquartier . . . . . —
Dolgorucki bei Napoleon . . . 679

Seite

Die Ankunft des Grafen Haugwitz in Brünn 679
Sein Zögern 680
Napoleons Taktik . . . . . —
Audienz von Haugwitz bei Napoleon 681
Er läßt sich nach Wien schicken . —
Vorbereitungen zur Schlacht . . 682
Angriffsplan der Verbündeten . 683
Der Schlachtplan Napoleons . 684
Schlacht bei Austerlitz (2. Dec.) 685
Umfang der Niederlage . . . 689
Zusammenkunft der beiden Kaiser (4. Dec.) 690
Waffenstillstand 691
Rückzug der Russen . . . . —
Die Friedensverhandlung . . . 692
Preußens Abfall 693
Friede von Preßburg (26. Dec.) 694

Fünfter Abschnitt. Der Rheinbund . . . 696—741
Lage der preußischen Politik . . 696
Rüstungen nach dem Novembervertrag . . . . . —
Ansichten in den herrschenden Regionen . . . . . , 697
Eindrücke der Schlacht von Austerlitz 698
Verlegenheit und Rathlosigkeit . 699
Sendung Phulls 701
Haugwitz in Wien . . . . . —
Seine Haltung nach dem Siege vom 2. Decbr. . . . . —
Taktik des französischen Kaisers . 702
Die Schönbrunner Audienz (13. Dec.) 703
Vertrag vom 15. December . . —
Eindruck in Berlin 704
Der Vertrag weder ratificirt noch verworfen 705
Haugwitz geht nach Paris . . 706
Stimmung Napoleons . . . —
Occupation Hannovers . . . 707

Seite

Preußen verdirbt sich beide Parteien 707
Die Aufnahme, die Haugwitz in Paris findet 708
Vertrag vom 15. Februar . . 709
Traurige Situation der preußischen Politik . . . . . —
Kränkungen von allen Seiten . 710
Krieg mit England 711
Trübe Aussichten 713
Die neue Fürstensouveränetät im Süden . . . . . —
Sturm gegen Ritterschaft und Stände . . . . . —
„Wiederherstellung" des bairischen Königthums 715
Bairische Nationalcocarde . . . —
Kehrseite der Münze . . . . —
„Es gibt kein Deutschland mehr" 716
Die neue Bonaparte'sche Familien- und Lehenspolitik . . . —
Betäubung in Napoleonischer Glorie 718
Die Trümmer der Reichsverfassung 719
Anregungen, sie neu zu gestalten —
Wünsche und Vorschläge . . . —
Schweden scheidet aus dem Reichstage aus 721
Verfassungsgerüchte nach dem Preßburger Frieden . . . . . —
Verschiedene Vorschläge . . . 722
In Paris wird an der deutschen Verfassung gearbeitet . . . 723
Murat wird Herzog von Cleve und Berg . . . . . —
Dalberg ernennt den Cardinal Fesch zu seinem Coadjutor . 724
Erörterungen darüber 725
Bevorstehende Entscheidung der deutschen Verfassungssache . . 726
Erneuertes Buhlen um französische Protection 727
Gang der Verhandlungen über den deutsch-französischen Bund . 728

	Seite
Nachrichten in Regensburg	729
Unterzeichnung der Rheinbundsacte (17. Juli)	730
Inhalt der Bundesacte	—
Die Mediatisirungen	734
Lage Deutschlands nach dem Abschlusse	735
Bonaparte'sche Sympathien im Rheinbundsgebiete	737
Erklärung der Rheinbündler am Reichstage	—
Abdication des letzten deutschen Kaisers (6. Aug.)	738
Erweiterungen des Rheinbundes	739
Napoleonische Dictatur in Süddeutschland	—
Mord des Buchhändlers Palm	740
Sechster Abschnitt. Jena und Auerstädt	742—803
Peinliche Lage Preußens	742
Die inneren Zustände	743
Steins Denkschrift vom April 1806	744
Sendung des Herzogs von Braunschweig nach Petersburg	746
Demüthigungen durch Napoleon	—
Die französisch-britischen Friedensverhandlungen	747
Talleyrands Aeußerung über Hannover	749
Die russische Friedensverhandlung	750
Der Oubril'sche Vertrag vom 20. Juli	751
Napoleons Aufforderung zu einem norddeutschen Bunde	752
Frühere Unterhandlungen darüber	—
Entwurf des norddeutschen Reichsbundes	753
Schwierigkeiten	—
Eine Depesche Lucchesini's	754
Plötzlicher Entschluß Preußens zum Kriege	755
Mobilmachung des Heeres (9. Aug.)	—
Stimmungen im Lande	756
Zustände in der Armee	757
Die Isolirung Preußens	762
Lage in Oesterreich	763
Mißtrauen gegen Haugwitz	764
Oesterreich lehnt die Mitwirkung ab	—
Anknüpfungen mit England	765
Sendung Lord Morpeths und seine Aufnahme	766
Die russische Hülfe	767
Suchen nach deutschen Verbindungen	—
Verlauf der Verhandlung über den norddeutschen Bund	768
Particularistischer Widerstand	—
Französische Gegenminen	769
Vergebliches Bemühen um Hessen und Sachsen	770
Die letzten Unterhandlungen zwischen Napoleon und Preußen	772
Eine neue Eingabe Steins (Sept.)	773
Taktik der französischen Diplomatie	—
Schlagfertigkeit Napoleons	774
Erste Bewegungen der französischen Armeen	775
Die preußische Ausrüstung	776
Aufstellung der Truppen	777
Die militärische Leitung	778
Der Herzog von Braunschweig	—
Der Fürst von Hohenlohe	779
Massenbach	—
Der Angriffsplan vom September	780
Berathungen in Erfurt (4—6. Oct.)	781
Neuer Operationsplan	782
Napoleons Anmarsch	783
Das preußische Ultimatum	—
Antwort Napoleons	—
Erste Bulletins	784
Aufruf an sein Heer	—
Preußisches Manifest vom 9. Oct.	785
Concentrirung des preußischen Heeres	—
Vorrücken der Franzosen	—
Gefecht bei Schleiz (9. Oct.)	786

	Seite
Treffen bei Saalfeld (10. Oct.)	—
Tod des Prinzen Louis Ferdinand	787
Entmuthigung im Hauptquartier	788
Eindrücke in der Armee . . .	789
Der Herzog entſchließt ſich zum Rückzuge	790
Napoleon bei Jena	791
Aufſtellung am 13. October . .	793
Schlacht bei Jena (14. Oct.) .	794
Schlacht bei Auerſtädt (14. Oct.)	799
Auflöſung des Heeres und Staates	802

Drittes Buch.

Das deutſche Reich bis zu ſeiner Umgeſtaltung im Jahre 1803.

Erſter Abſchnitt.

Der Baſeler Friede.

So war denn mit dem Frieden von Baſel die Scheidung Deutſchlands in zwei Lager erfolgt, auf die ſeit lange alle Ereigniſſe vorbereitet hatten. Mit wie kecker Zuverſicht waren Die Meiſten im Sommer 1792 in den Kampf eingetreten, und wie klang- und ruhmlos ward er jetzt verlaſſen! Nicht die Waffen waren es, welche dieſe Entſcheidung herbeigeführt; der Ausgang wäre fürwahr minder niederſchlagend geweſen, wenn man nach tapferem, aber unglücklichem Kampfe die Wahlſtatt hätte räumen müſſen. Viel beſchämender war die Thatſache, daß der Rückzug ohne rechte Niederlage geſchehen war. Die Heere Preußens, die jetzt vom Rheine abzogen, um erſt nach zwanzigjährigen Kämpfen und Leiden den deutſchen Strom wieder zu gewinnen, hatten ſeit 1792 nicht einen einzigen Schlag erlitten, den man einer ernſtlich verlorenen Schlacht vergleichen konnte; vielmehr waren die Soldaten allenthalben noch die Ueberlegenen im Kriegshandwerk geweſen, und doch machten die Ereigniſſe der letzten drei Jahre, wenn man ſie im Ganzen überſchlug, den Eindruck einer Niederlage, welche das Anſehen des Heeres wie des Staates in ihren Grundfeſten erſchütterte.

Die Urſachen dieſer Wendung der Dinge — davon hat die frühere Darſtellung den Beweis gegeben — lagen nicht im Heere, nicht einmal in der oft zwieträchtigen, oft pedantiſchen und unentſchloſſenen Kriegsleitung. Die taktiſche Ueberlegenheit der alten Heere, die mit Muth und Ehren ausgefochtenen einzelnen Erfolge

am Rhein wie in Belgien, die bewährte Heldentüchtigkeit von Führern wie Blücher, ſie nützten dem Ganzen nicht, weil die Staatskunſt jener Tage überall verſcherzte, was mit dem guten, tapferen Schwerte gewonnen war. Der Bund von Königen, der einen Kreuzzug für Thron und Altar angekündigt, war früh in einen ſelbſtſüchtigen Kampf um Sonderintereſſen umgeſchlagen, und Keiner von den Theilnehmern konnte vor dem andern ſich rühmen, daß er größere Treue und Aufopferung für den Grundſatz bewährt, um deſſentwillen der Krieg unternommen war. Mit kleinen Künſten einer Schlauheit, die ſich ſo klug dünkte, wie ſie kurzſichtig und egoiſtiſch war, ward ein Kampf geleitet, in welchem zwei Welten und ihre Gegenſätze an einander prallten; wo man eine wild entfeſſelte nationale und revolutionäre Kraft ſich gegenüber hatte, da ſollten die verbrauchten Mittel einer gealterten Diplomatie zum Siege führen! Während drüben die thatkräftigſten und verwegenſten Menſchen alle Kräfte der Nation zu einem verzweifelten Kampfe auf Leben und Tod aufboten, ward im monarchiſchen Lager der Krieg ohne Nerv, ohne Aufſchwung, ohne Begeiſterung geführt, und wo einmal ein Erfolg mit den Waffen errungen war, ſeine Frucht durch die Zwietracht und Selbſtſucht der Großen wie der Kleinen ſicherlich verſcherzt.

In Oeſterreich wie in Preußen beherrſchte eine Staatskunſt die Cabinete, die ſich einer gewiſſen Routine und Geſchmeidigkeit mit Recht berühmen mochte, die nur der großen Einſichten und der großen geiſtigen und ſittlichen Mittel völlig entbehrte. In Oeſterreich gebot mit der Macht eines Großveziers noch immer Thugut, ein Mann, an dem auch ſeine Gegner Geiſt, Scharfſichtigkeit, lange diplomatiſche Erfahrung und eine zäh ausdauernde Willenskraft anerkannt haben. Aber die Schule, in welcher er ſeine politiſche Bildung erworben, waren die Serailkünſte des Orients geweſen; ohne Begeiſterung und ohne Glauben an die ſittlichen Hebel der Weltordnung, ohne Achtung und Vertrauen für die Menſchen, durch und durch eine ſkeptiſche und negative Natur von ſtark mephiſtopheliſcher Färbung, erſchien er in dieſer neuen, ſchwer erſchütterten Zeit doch nur wie ein Fremdling; die Gährungen einer Weltepoche, aus denen die alten Staaten und Nationen Europa's neugeſtaltet hervorgingen, erſchienen ihm höchſtens wie tumultuariſche Störungen von Ruhe und Ordnung, die

mit mechaniſchen Mitteln zu bannen waren. Kriege im alten Stil führen, Bündniſſe und Subſidienverträge geſchickt einfädeln, im Innern die gewöhnlichſten Künſte der Cenſur, Polizei und Spionage emſig handhaben und jede friſche Geiſtesregung als der Revolution verdächtig überwachen, dabei nach den überlieferten Anſchauungen der Gleichgewichtspolitik kleine Vortheile und Vergrößerungen erhaſchen, Völker und Länder zerſtückeln und vertauſchen, das waren die Mittel, womit der öſterreichiſche Staatsmann die Revolution zu bewältigen dachte. So haben wir ihn thätig geſehen ſeit 1793, wie er überall in kleinen Künſten Meiſter und ohne Verſtändniß für die große Lage der Zeit den ernſten Weltkampf mit ſeinen Intriguen um Baiern und Polen durchkreuzt, wie er den überlieferten Zwieſpalt mit Preußen ſchärft, ſtatt ihn zu mildern, wie er auch ins Kriegslager, wo er durch ſeine Creaturen herrſcht, ſtatt des Kampfes für den großen gemeinſamen Zweck die diplomatiſchen Cabalen und Rivalitäten hineinträgt und zuletzt in Belgien den Preis des Kampfes freiwillig hingiebt, um den trügeriſchen Zielen einer kurzſichtigen Selbſtſucht nachzujagen.

Es war eine andere Perſönlichkeit, aber im Großen und Ganzen keine andere Staatskunſt, welche damals die Dinge in Preußen leitete. Gegen Thuguts kauſtiſche Schärfe, ſeine Menſchenverachtung und ſeinen plebejiſchen Trotz gehalten, erſchien Graf Haugwitz mehr ein leichter, geſchmeidiger Cavalier der alten Zeit, deſſen verbindliche Formen freilich nur flüchtig beſtechen konnten, ohne dauerndes Vertrauen einzuflößen. Durch höfiſchen Einfluß emporgetragen und gehalten, lange Zeit mit der Gräfin Lichtenau und ihrer Macht verflochten, zugleich eifrig bemüht, die Schreiber im königlichen Cabinet, namentlich Lombard, durch niedere Vertraulichkeit an ſich zu feſſeln, erweckte Haugwitz nicht ſowol den Eindruck eines Staatsmannes, als den eines gewandten, vielerfahrenen Höflings. Ein Mann von ganz anderem Metall, der Freiherr vom Stein, rühmte zwar ſeinen gewandten, biegſamen, ſchlauen Verſtand, aber er fand zugleich ſein Weſen oberflächlich und unzuverläſſig und in ſeinem Charakter vermißte er Reinheit, Stätigkeit und insbeſondere alle Wahrheit. „Er hatte — urtheilt Stein*) — im Laufe ſeines Lebens mannigfaltige und einander

*) S. Stein's Leben von Pertz I. 137.

widerſprechende Formen angenommen: ein ſüßlicher Student, dann Nachahmer der ſogenannten Genies, deutſcher Schöngeiſter mit dem Streben nach dem Schein ungebundener Sonderlinge, ward er dann Landwirth, Theoſoph, Geiſterſeher, Frömmler, Anhänger der Herrnhuter, bei denen er erzogen war, und in deren Sinn er ein Gebetbuch ſchrieb, zuletzt ausſchweifend und genußliebend bis zur Erſchöpfung, mit oberflächlicher Weltbildung, die er durch Leſen und auf Reiſen erworben hatte, leer an gründlichen Kenntniſſen, ohne Geſchäftserfahrung, faul, abgeſpannt, zerſtreut." Mit welcher Frivolität und Unzuverläſſigkeit er wichtige Staatsgeſchäfte trieb, davon haben wir früher, bei der Geſchichte des Haager Vertrags vom April 1794, nach ſeinen eigenen Zeugniſſen eine charakteriſtiſche Probe gegeben. In ſeiner weltmänniſchen Zerfahrenheit unfähig, einen großen Gedanken zu faſſen und eine Lebensaufgabe durchzuführen, hat er in den folgenden Welterſchütterungen eine Virtuoſität darin geſucht, ſeine ſtaatsmänniſchen Meinungen gefügig den wechſelnden Zeitſtrömungen anzupaſſen, und iſt ſo recht eigentlich der Träger jener geſchmeidigen, vielgeſtaltigen Pfiffigkeit geworden, die eine Zeit lang der preußiſchen Politik den Ruf undurchdringlicher Verſchlagenheit erwarb, bis ſie ſich am Tage der Kataſtrophe als die trügeriſche Kunſt ephemerer Auskunftsmittel enthüllte.

Dem Abſchluſſe des Friedens von Baſel war am 17. Mai der Vertrag über die Demarcationslinie gefolgt, auf welche ſchon der Friedensſchluß hingedeutet. Es ward eine Linie gezogen, die an der Gränze Oſtfrieslands längs der Ems herunterlief bis Münſter, dann über Coesfeld, Borken, Bocholt bis an die cleviſche Gränze, und von da längs des Rheins bis Duisburg ging, um die Grafſchaft Mark und die Gebiete öſtlich von der Lahn einzuſchließen und ſich dann am Main bis zur pfälziſchen Gränze auszudehnen; von da ſollte ſie das darmſtädter Gebiet aufnehmen, an den Neckar bis Eberbach und ſtromaufwärts nach Wimpfen laufen, um ſich dann ſüdöſtlich gegen Nördlingen zu wenden und längs der bairiſchen, oberpfälziſchen und böhmiſchen Gränze die Gebiete des fränkiſchen und oberſächſiſchen Kreiſes zu umfaſſen. Was hinter der Linie lag, ſollte vom Kriege unberührt bleiben; während die fränkiſche Republik verſprach, ihre Operationen nicht dahin auszudehnen, verbürgte ſich Preußen für

die ſtrenge Neutralität der innerhalb der Linie gelegenen Regierungen.

Dieſe Linie entſprach ungefähr den ſpäter bisweilen laut gewordenen Entwürfen einer Theilung Deutſchlands zwiſchen dem öſterreichiſchen und preußiſchen Einfluß, deſſen Gränze die Mainlinie wäre; daß damals in Preußen ein ähnlicher Geſichtspunkt feſtgehalten ward, darf kaum bezweifelt werden. Doch war es nicht der einzige, unter dem die Demarcationslinie aufgefaßt ward. Auch unter den preußiſchen Staatsmännern und Feldherren gab es einzelne Stimmen, welche den Abſchluß eines Separatfriedens als bedenklich anſahen; nach ihrer Meinung — und Hardenberg ſelbſt, der Unterhändler von Baſel, neigte dahin — ſollte der Baſeler Friede nur die Brücke werden für einen allgemeinen Frieden des Reiches. Freilich tauchte denn doch hier und da die Ahnung auf, daß Frankreich nach einem Separatfrieden mit Preußen ſeine ganze Kraft gegen Oeſterreich wenden, ihm durch einen Angriffskrieg in Italien den Frieden aufzwingen und nach Ueberwältigung des Kaiſerſtaats leichtes Spiel haben werde, auch den preußiſchen Einfluß über Deutſchland zu beſchränken. In dieſem Sinne war die Clauſel in den Friedensvertrag gekommen, daß die Reichsſtände, die ſich binnen drei Monaten anſchlöſſen, gleichfalls des Friedens theilhaftig werden ſollten; in gleicher Richtung hoffte man die Convention vom 17. Mai zu benutzen. Der König ſelbſt hatte ja ohnedies beharrlich der Form eines Sonderfriedens widerſtrebt; ſeine Bedenken wurden am erſten beruhigt, wenn dieſer Weg als der ſicherſte dargeſtellt ward, das geſammte Reich zum Frieden zu vermögen.

Wir erſehen aus der Correſpondenz zwiſchen Hardenberg, Möllendorff und dem Erbprinzen von Hohenlohe, daß in dieſem Kreiſe die Hoffnung auf eine allgemeine Pacification wenigſtens in den erſten Wochen nach dem Baſeler Frieden noch unerſchüttert feſtſtand. Auf die einzelnen Reichsfürſten rechnete man in jedem Falle, Oeſterreich zu gewinnen ſchien nicht allzuſchwer, ſelbſt an England verzweifelte man nicht. Hardenberg ſelbſt, der im Mai von Baſel nach Berlin ging, benutzte dieſe Gelegenheit, um durch perſönliche Beſprechungen im deutſchen Süden und Weſten in jener Richtung zu wirken, und man verſprach ſich davon guten Erfolg. „Hardenbergs Unterredung, ſchrieb damals Hohenlohe

an Möllendorff,*) mit dem Markgrafen von Baden und dem Herzoge von Zweibrücken war von Nutzen; das Votum, das Erſterer an den Reichstag hat abgehen laſſen, iſt vortrefflich; Hardenberg zeigte es Lehrbach, und dieſer war vollkommen damit zufrieden, ſowie auch das Benehmen des ſächſiſchen Hofes, welches zum Zweck führet, gebilligt wurde. Beide Herren arbeiten bereits daran, zu Regensburg alle Unarten zu hindern, Alles zum gleichen Ziel zu führen. Albini war hier, bei beiden Miniſtern; beide ſind von ihm erbaut. An den Kurfürſten von Cöln habe ich es zu ſchreiben unternommen." So ward alſo die erſte vertrauliche Erörterung mit Oeſterreich, die Hardenberg mit Lehrbach zu Frankfurt pflog, als ganz günſtig angeſehen; man verſah ſich auf preußiſcher Seite ſo wenig eines ſchroffen Auftretens von Oeſterreich, daß vielmehr auf deſſen Mitwirkung zum allgemeinen Frieden gezählt ward. „Man muß — ſchrieb guten Muthes Möllendorff am 29. Mai — eine Spaltung im Reich zu verhüten ſuchen und das Zuſtandebringen einer Generalpacification als das glücklichſte Ereigniß betrachten." Dieſe Täuſchung dauerte freilich nur kurze Zeit; ſchon im Juni war darüber kein Zweifel mehr möglich, daß die Einwirkung Hardenbergs auf die einzelnen Reichsſtände überſchätzt, die Haltung Oeſterreichs ganz irrig beurtheilt worden war. Auch in dem Briefwechſel der Männer, die ſich am längſten an dieſen Strohhalm von Hoffnung hingen, ſpricht ſich nun die Ueberzeugung aus, daß der Friede vom 5. April zunächſt ein Separatfriede bleiben werde. Denn ganz im Gegenſatze zu den friedfertigen Erwartungen, mit denen man ſich getragen, wurde der preußiſche Vertrag recht gefliſſentlich vor den Richterſtuhl der Leidenſchaft und des Parteigeiſtes gezogen.

Im großen Ganzen der Nation war zwar die Stimmung keineswegs leidenſchaftlich; man wünſchte allenthalben das Ende des Krieges, der von Anfang an nicht populär geweſen war. Bei dem Mangel eines ſtarken einheitlichen Nationalgefühls war es nicht auffallend, daß man innerhalb der Demarcationslinie herzlich froh war, den Krieg los zu ſein, und ſich um das Schickſal des übrigen Deutſchlands wenig beſorgte. Doch tauchte ſelbſt in dieſer zerfahrenen und geſpaltenen Situation die Ahnung auf,

*) d. d. 21. Mai. (In der angef. Correſpondenz.)

daß es nun auch mit der äußeren Einheit des Reiches zu Ende gehen und der jüngſte Separatfriede den gelockerten Bund vollends zerreißen müſſe. Im Kreiſe der kleineren Fürſten war dieſe Sorge allgemeiner Auflöſung ſchon in den letzten Wochen des Jahres 1794, als Preußens Rücktritt drohte, wach geworden. Der Markgraf von Baden hatte mit dem Landgrafen von Heſſen in Wilhelmsbad eine Zuſammenkunft gehabt, und es war dort der Plan angeregt worden, einen neuen Fürſtenbund zu ſchließen. Um den drohenden Gefahren „mit Anſtrengung der äußerſten Kräfte" zu widerſtehen, die Errichtung einer Landmiliz zu fördern und ein Bundesheer zur Vertheidigung der Reichsgränze zu bilden, auch ſich im Innern über gemeinſame Maßregeln gegen die Revolution zu verſtändigen, zu dieſem Ende ſollten die Fürſten, diesmal natürlich den Kaiſer an der Spitze, zuſammentreten und eine engere Verbindung ſchließen, da man ſich ſagen mußte, daß die überlieferten Formen des Reiches nicht ausreichten zur Erfüllung ſolcher gemeinſamen Zwecke.*) In Wien fand der Plan eine mild ablehnende Erwiederung; man hatte dort ein Mißtrauen gegen Alles, was mit engeren Verbindungen innerhalb des Reiches Aehnlichkeit hatte, und ſchlug darum vor, lieber die alten Kreisaſſociationen in zeitgemäßem Sinne zu erneuern. So blieb der Plan ohne weitere Folge. Indeſſen regten ſich nicht nur in den Cabineten, ſondern auch in der Preſſe ähnliche Gedanken. Eine damals erſchienene Schrift**) ſchlägt vor, das Heerweſen des Reiches umzugeſtalten, ein großes Heer zum Angriffskriege und eine Landmiliz zur Vertheidigung zu ſchaffen, ſtatt der Römermonate eine allgemeine Reichsſteuer einzuführen, etwa den „gemeinen Pfennig" der älteren Zeiten wieder aufzulegen. Alle dieſe Vorſchläge blieben natürlich fromme Wünſche; ſie gewährten nur eben das Intereſſe, daß in ihnen das Eingeſtändniß lag, wie die überlieferten Formen des Reiches nach allen Seiten hin unzulänglich waren.

Wie nun der Abſchluß des preußiſchen Friedens erfolgt war, geriethen die publiciſtiſchen Federn Deutſchlands in die heftigſte Bewegung. Aber es wurde weniger darüber verhandelt, wie dem

*) Häberlin's Staatsarchiv I. 216 ff. IV. 372 ff.

**) Patriotiſche Gedanken und Vorſchläge zur Vermehrung der deutſchen Reichsarmee u. ſ. w. Frankf. u. Leipz. 1794.

drohenden Unheil vorzubeugen sei, als vielmehr nach deutscher Art gezankt und gestritten, wer die größere Schuld an dem Uebel trage, die alten Wunden österreichisch-preußischer Feindschaft ungestüm wieder aufgerissen und die Entzweiung genährt, statt die Einigung zu fördern. In Preußen selbst sprach sich eine selbstgenügsame Zufriedenheit über den Vertrag vom 5. April aus; selbst die Besseren und Einsichtigeren ließen sich ihn als eine Nothwendigkeit gefallen. Daneben ward denn auch schon die Meinung laut, der Friede Preußens mit Frankreich genüge nicht einmal; ein enges Bündniß mit der fränkischen Republik sei die natürliche Politik Preußens. *)

Dem gegenüber wucherte eine ganze Literatur auf, die den preußischen Separatfrieden der herbsten Beurtheilung unterwarf. In schneidenden Gegensatz ward da der Eifer, womit Preußen 1792 zum Kriege gedrängt, zu der Gleichgültigkeit gestellt, womit es sich vom Kampfplatz zurückzog. Preußen stehe nach den Reichsgesetzen überhaupt nicht das Recht zu, einen Separatfrieden zu schließen; indem es ihn abschloß, habe es ohne Vollmacht gehandelt und seine reichsständische Pflicht überschritten. Der König von Preußen, hieß es in einer der heftigsten dieser Schriften, **) unterhielt mit dem Reichsfeinde einen freundschaftlichen Zusammenhang. Er unterstützte ihn mit Pässen zur Erhaltung verschiedener Bedürfnisse; er verhehlte dem Kaiser und den Ständen seine bundesbrüchigen Verhältnisse, er stimmte wie Judas noch an dem Tische des Kaisers und seiner versammelten Mitstände für die Eingehung eines gemeinsamen Friedens. Er verschaffte sich durch eine veranlaßte Rücksprache mit dem Kaiser Ansehen bei dem Reichsfeind. Er gewann durch die Täuschung des Reichsoberhauptes Zeit, seinen angefangenen Hochverrath gegen die Constitution auszuführen. Er endigte seine einseitigen Unterhandlungen; er schloß einen Separatfrieden mit dem Reichsfeind und trennte durch eine eigenmächtig gezogene Neutralitätslinie einen großen Theil der Stände von dem Band der Association, der

*) S. politische Lage und Staatsinteresse des Königreichs Preußen. Von einem Staatsbürger desselben. 1795.

**) Pragmatische Darstellung des constitutionswidrigen preuß. Separatfriedens. Frankf. u. Leipz. 1795.

Reichspflicht und ihrem Oberhaupte los, warf ſich mit eigner Macht gleichſam zu einem niederdeutſchen Kaiſer auf, gebot und herrſchte geſetzlos.

Solcher Stimmen, an denen freilich die Leidenſchaft und der überlieferte Preußenhaß mehr Antheil hatte, als der deutſche Patriotismus, tauchte eine ganze Menge auf. Preußen — hieß es in einer anderen Schrift*) — nennt ſich Freund der Franken, das iſt der Königsmörder, der Mordbrenner, der Meineidigen, der Gottesleugner... Preußen führt mitten in den Schooß zahlreicher reichsſtändiſcher Lande die Freiheits- und Gleichheitsprediger, die Trabanten der Illuminaten und Propagandiſten, Altäre- und Thronenſtürmer, die Feinde der Fürſten und des Adels, die Feinde der Sicherheit des Eigenthums, die Blutegel des Volkes, die Zerſtörer guter Sitten, damit durch dies Gift angeſteckt aus jenen Landen die Ruhe und Ordnung fliehe, damit die Geſetze verächtlich, die Gemüther erhitzt, der Geiſt des Gehorſams verbannt, Bruderliebe getödtet, die Länder zum Revolutionsgeiſte vorbereitet werden.

Mit beſonderem Nachdruck ward von Andern daran erinnert, daß Deutſchland keine Föderation unabhängiger Staaten, ſondern die einzelnen Stände des Reiches dem Kaiſer als Oberhaupt unterworfen ſeien. Noch beſtänden die alten Reichsgeſetze, ein Separatfriede ſei ein Eidbruch gegen Kaiſer und Reich. Es ward an die Reichsgeſetze alter Zeiten, an die Executionsordnungen von 1555 und 1556 erinnert, und dem modernen Souverainetätsgelüſte der Reichsfürſten die alte monarchiſche Ordnung des Reiches entgegengehalten. Solche Erinnerungen kamen freilich viel zu ſpät; die Reichsverfaſſung war nicht erſt ſeit heute ſo geworden, wie ſie war; das ariſtokratiſch-föderative Element hatte ſeit mehr als einem Jahrhundert über das monarchiſch-einheitliche den vollen Sieg davon getragen. Der Separatfriede von 1795 war nicht der erſte Sondervertrag; er griff nur durch die Zeit und durch die Umſtände, unter denen er erfolgte, beſonders verhängnißvoll in die alte Ordnung des Reiches ein. In Zerrüttung war dieſe ſeit lange gerathen; der Friede vom 5. April war nicht ſowol die

*) Noch einmal, Bemerkungen über den anderen preußiſchen Vertrag vom 17. Mai 1795.

Urſache, als vielmehr ein ſehr bezeichnendes Symptom der fortſchreitenden Auflöſung.

Dieſe Ueberzeugung ſprach ſich mit Derbheit und Schärfe in einer Schrift aus, die Deutſchland mit Polen verglich.*) Die Ohnmacht des Kaiſerthums und die Unfähigkeit des Reichstags war mit den gleichen Inſtitutionen des Sarmatenreichs zuſammengeſtellt. „Die berühmte deutſche Freiheit — hieß es — iſt in Geſetzloſigkeit und Anarchie, in Nichtachtung der Reichsgeſetze und Schlüſſe ausgeartet; ſie iſt wie die polniſche, beim Lichte betrachtet, nicht mehr und nicht weniger als das traurige Recht der Ariſtokratie, d. h. des reichsſtändiſchen und des übrigen hohen und niederen Adels, die Unterthanen wie Sklaven zu behandeln, auch in den dringendſten Gefahren nichts zum Beſten des Vaterlandes beizutragen und es durch Fortſetzung des Druckes und der Mißbräuche zu Grunde zu richten.“ Der Mangel an Gemeinſinn und nationalem Ehrgefühl, die Verſchwendung und Ausländerei der Vornehmen, die Ohnmacht gegenüber den Nachbarn ward in eine bittere Parallele mit den gleichen Schäden des alten polniſchen Weſens geſetzt. „Die polniſchen pacta conventa und die kaiſerlichen Wahlcapitulationen ſind ſich ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern.“

Neben dieſen einſamen Stimmen, welche die Wurzel des Uebels berührten, gehörte freilich das große Wort denen, die in die Beſprechung des Friedensſchluſſes den ganzen bittern Hader öſterreichiſch-preußiſcher Rivalität verwebten. Preußen, wurde behauptet, ſollte ſich mit den Franzoſen bereits geeinigt haben über die Herrſchaft in Deutſchland. Den Franzoſen — ſagte eine dieſer Schriften**) — wurde die Fortſetzung des Krieges durch die Eröffnung eines freien Handels auf alle mögliche Art erleichtert, dem Kaiſer und Reiche aber durch die anmaßliche Demarcationslinie unendlich erſchwert. Alle Reichsſtände wurden theils durch Drohungen, theils durch Verſprechungen aufgefordert, dem preußiſchen Frieden beizutreten, d. h. ihre Contingente zurückzuziehen, dem Kaiſer keine Hülfe mehr zu leiſten, dem Feinde die

*) Deutſchland und Pohlen. Eine Rhapſodie. 1795.

**) Bericht und Gutachten eines deutſchen Reichstagsgeſandten u. ſ. w. Germanien, gedruckt im Nov. 1795.

eroberten Länder einſtweilen zu laſſen und in geduldiger Unterwürfigkeit zu erwarten, was die Franken und Preußen aus ihnen machen würden. Gelänge dies Project, ſo ſtände das Reichsoberhaupt noch allein im Felde und müßte endlich an Mannſchaft und in ſeinen Finanzen erſchöpft geſchehen laſſen, was Preußen und Frankreich über Deutſchland und das Erzhaus Oeſterreich beſchloſſen haben.

Das Sündenregiſter Preußens wurde bis zu deſſen Urſprung zurückgeführt. Die frühere Geſchichte des hohenzollernſchen Staats, der Charakter ſeines Regiments, das ſtarke Selbſtgefühl ſeiner Bewohner ward im feindſeligſten Tone beurtheilt.*) Der Staat — hieß es — ſei zu künſtlicher Größe geſpannt, die Militärlaſt erdrücke das Land, die Wucht der Steuern führe ſeinen Verfall herbei. Parallelen mit Oeſterreich zeichneten dieſen Staat als eine Macht von unverwüſtlicher Lebenskraft, Preußen als eine ephemere Schöpfung, die dem verdienten Ruin entgegengehe. Es folgt — ſagt eine andere Schrift **) — eine wichtige und große Lehre für die deutſchen Reichsſtände: daß es Thorheit wäre, auf einen Beſchützer ſich zu verlaſſen, deſſen Macht in Friedrichs II. Kopf und in der Bourbonen Unterſtützung beruhte; beide ſind nicht mehr. Weisheit iſt es alſo, von einer erſt wachſenden, mithin geſpannten, noch precären Macht ſich zu entfernen, wie dieſe vom Reichskörper ſich entfernt hat, und ſich dafür an eine ſolche Macht anzuſchließen, die kraftvoll und unerſchütterlich daſteht und mit eurer Mitwirkung hinter einer unüberſteiglichen Vormauer das deutſche Reich vor den Franken und ihren Anhängern beſchützen wird.

Gegenüber dieſer Polemik, an die ſich zugleich eine eigentliche Schmähliteratur anhing,***) verhielt ſich Preußen faſt in

---

*) S. Ueber die politiſche Lage und das Staatsintereſſe P.'s nach der neueſten holländiſchen Revolution. Von dem preuß. Bürger Bauchwitz. Gedruckt im Mai 1795.

**) Patriotiſche aber ehrfurchtsvolle Bemerkungen über die von S. M. dem König von P. zu Regensburg gemachte Erklärung. 1795.

***) S. z. B.: „Germania im Jahr 1795." Darin ſind die Perſönlichkeiten der preuß. Diplomatie geſchmäht, der Herzog von Zweibrücken beſchuldigt, beſoldeter Spion der Franzoſen zu ſein, der mainziſche Kanzler Albini angeklagt, daß er, von Preußen und Frankreich bezahlt, Kundſchaft für die Franzoſen treibe und Aehnliches mehr.

einer leidenden Stellung. Die wenigen Vertheidigungsschriften, die der Rede werth waren, bewegen sich fast alle um dieselben Rechtfertigungsgründe. Preußen — hieß es da *) — habe den Krieg nicht fortsetzen können, der Friede sei ihm eine Nothwendigkeit gewesen; da ein allgemeiner nicht zu erreichen war, habe man sich zu einem Separatfrieden entschließen müssen, den Preußen indessen nur als ein Mittel zur Herstellung des Reichsfriedens ansehe. Dem Kaiser und den Ständen des Reiches sei nun der Weg zum Frieden eröffnet. Ueber die reichsrechtliche Frage gehen die preußischen Vertheidigungsschriften meist stillschweigend hinweg; nur eine hält es der Mühe werth, auf die Vorwürfe der Gegner zu erwiedern und zwar auf eine unzweifelhaft merkwürdige Weise. Sie weist Preußen, als dem „Vorsteher des sogenannten Fürstenbundes", das Recht zu, eine solche besondere Verhandlung für das Reich einzuleiten.

An Eines erinnerte man preußischer Seits nicht: mit welchem Rechte denn die Politik Thuguts sich eines größeren Patriotismus berühme, als Preußen, oder überhaupt welcher von den Reichsständen seine Sonderinteressen den allgemeinen zu opfern bereit war? Es liegen uns aus jener Zeit Zahlen vor, die eine beredte Antwort darauf geben, was es mit dem in Worten prahlenden Patriotismus auf sich hatte, wenn es zu handeln galt.**) Von den bewilligten 50 Römermonaten hatten zu Ostern 1795 nicht weniger als 45 Reichsstände nur einen Theil und 94 noch gar nichts bezahlt. Unter den Säumigen waren nicht etwa nur zwei Drittel der Reichsstädte, von denen viele klein und verarmt, manche in Feindeshand waren, oder die Mehrzahl der Reichsgrafen und Prälaten, sondern an der Spitze standen — Kurböhmen und Kurbrandenburg selbst; neben ihnen die meisten Erz- und Hochstifter, von Mainz, Trier und Cöln an bis zu den kleinen herab, dann namentlich auch jene österreichische Clientel, die Dietrichstein, Auersberg und Liechtenstein, die, wie ein Zeitgenosse sagt, wenn es ans Abstimmen in Regensburg ging, „nicht genug Römermonate bewilligen konnten." Ein Correspondent vom Reichstag stellt die

*) S. Berichtigungen einiger aufgeworfenen Fragen, die der Separatfriede P.'s mit Frankreich veranlaßt hat. Geschrieben in der Mitte April 1795.

**) S. Häberlin, Staatsarchiv I. 32 ff.

trübſelige Betrachtung an: „Hat man bei der früheren Bewilligung einen Römermonat nur auf 36,000 Gulden berechnen können, ſo möchten jetzt, wo kaum 25,000 eingehen, nicht 200 Römermonate für die nöthige Summe von vier Millionen hinreichen. O Patria!“

Nach dem Vorſpiele einer ſo heftigen Agitation gegen den preußiſchen Vertrag, einer Agitation, deren leitende Fäden in Wien zuſammenliefen, mußte allerdings der Optimismus der preußiſchen Diplomatie wunderlich erſcheinen, wenn dieſe noch bis Juni den Glauben feſthielt, Oeſterreich ſelbſt werde die Schwierigkeiten, die dem Reichsfrieden entgegenſtanden, ebnen helfen. Zwar hatte Thugut noch zu Anfang des Jahres geſchwankt und ähnlich wie Preußen im Frühjahr 1794 ſich geſträubt, ohne weitere Unterſtützung an dem Kampfe ferner Theil zu nehmen, aber dieſer Widerſtand war jetzt überwunden. Am 4. Mai ward zu Wien mit dem britiſchen Unterhändler Morton Eden ein Vertrag geſchloſſen, der Oeſterreich wieder mit der Coalition feſt verflocht; unter der Form eines Anlehens bewilligte England zum Kampfe „gegen den gemeinſamen Feind“ neue Subſidien im Betrag von vier Millionen und ſechsmalhunderttauſend Pfund Sterling, wogegen der Kaiſer wenigſtens 200,000 Mann ins Feld zu ſtellen verſprach. Dem folgte am 20. Mai der Abſchluß eines neuen Schutz- und Trutzbündniſſes, dem zufolge auch Rußland zum Beitritt eingeladen werden ſollte, „um ſo durch die Vereinigung der drei Höfe in Folge der engen Verbindungen, die ſchon unter ihnen beſtehen, ein Syſtem einer Tripelallianz zu gründen, das zur Herſtellung und Erhaltung des Friedens und der Ruhe in Europa dienen kann.“

So war die wankende Coalition neu gekittet und Oeſterreich hatte keine Wahl mehr, auf welcher Seite es ſtehen wollte. Als damals im Mai Hardenberg meinte, er habe Lehrbach in das preußiſche Intereſſe gezogen, war dieſer Diplomat vielmehr eifrig bemüht, die Taktik Preußens an der Quelle kennen zu lernen und ihr bei Zeiten entgegenzuwirken. Seine Rundreiſe im Süden ſollte, ganz im Gegenſatze zu den Hoffnungen, mit denen die preußiſche Diplomatie ſich trug, jedem Verſuche einzelner Reichsſtände, an Preußen ſich anzuſchließen, mit allen Mitteln entgegen-

wirken. Nach den Verträgen vom Mai gab es für Oeſterreich keinen unerwünſchteren Fall, als den, wo die Mehrzahl der Reichsſtände in die preußiſchen Vermittlungsplane einging; das mußte an den einzelnen Höfen und am Reichstage um jeden Preis gehindert werden.

Auch im Innern des öſterreichiſchen Staates ward der Gegenſatz gegen die Revolution und alle damit verwandten Richtungen ſchärfer herausgekehrt; einige Anläſſe, die zu größerer Wachſamkeit mahnten, mochten damals der Thugut'ſchen Politik nicht unerwünſcht kommen. Seltſamer Weiſe hatten die Grundſätze der fränkiſchen Republik gerade in Oeſterreich den Anſtoß zu den abenteuerlichſten Entwürfen gegeben. Einige Officiere, Hebenſtreit und Riebeln, ein Profeſſor der Mathematik, Pilleck von Pillenberg, und eine Anzahl anderer Leute aus den gebildeten Ständen hatten ſich dazu verbunden; den Grundſätzen der Revolution in Oeſterreich den Sieg zu verſchaffen, und wurden überwieſen, in Schrift und Wort nach dieſem Ziele hingewirkt zu haben. Hebenſtreit ward gehenkt, die Anderen mit Gefängniß und Landesverweiſung beſtraft. Eine ähnliche Verbindung hatte ſich in Ungarn gebildet; der Abt Ignaz Joſeph Martinovich war das Haupt, Leute aus den beſſeren Ständen, Einzelne vom magyariſchen Adel waren die Theilnehmer.*) Es iſt noch jetzt nicht ganz klar, ob die Verbindung nur eine langſame demokratiſche Propaganda in Wort und Schrift, oder einen gewaltſamen Umſturz bezweckte; genug, der Bund ward entdeckt und ſieben Todesurtheile an den Häuptern der Verſchwörung vollzogen.

Solche Vorgänge ſchärften den Gegenſatz gegen die Revolution, ja ſie ſteigerten die Abneigung gegen die noch vorhandenen Reſte joſephiniſcher Reformen. Man ſah immer mehr — wie ein öffentliches Organ ſich ausſprach **) — die Aufrechthaltung der Religion und eine ſtrenge Aufſicht über die Druckſchriften als die Mittel an, die Ruhe zu erhalten. Daher rühren ſowol die Buß- und Bettage, die Kirchgänge und der erweiterte Einfluß der Geiſtlichkeit, als die wachſende Strenge der Cenſur und die Ueberwachung deutſcher und franzöſiſcher Schriften.

*) S. Mailáth, Geſch. d. Magyaren IV. 129.

**) Polit. Journ. I. 633.

Der deutſche Reichstag zu Regensburg war, noch ehe die officielle Anzeige erfolgte, von dem Abſchluſſe des Baſeler Friedens vorläufig benachrichtigt worden. Es ſei — ſo hieß es in einem Miniſterialreſcript an den Grafen Görtz (18. April) — der Krone Preußen zwar nicht gelungen, dem geſammten Reiche einen unmittelbaren und förmlichen Frieden zu vermitteln, doch habe man die Bedingung erhalten, daß auch allen den Ständen, welche ſich binnen drei Monaten an Frankreich wenden würden, die Wohlthat des Friedens zu Theil werden ſolle. Die Feſtſetzung einer Neutralitätslinie werde vielleicht bei dem kaiſerlichen Hofe und andern Reichsſtänden einigem Mißtrauen begegnen, allein bei dem unbefangen denkenden und größeren Theile der Reichsſtände ſei man der dankbaren Anerkennung gewiß. Auch der Kaiſer wartete die officielle Anzeige nicht ab, ſondern ließ in einem vorläufigen Reſcript (30. April) der preußiſchen Ankündigung Antwort geben. Wie bisher ſo ſei der Kaiſer auch fernerhin bereit, für den Frieden zu wirken, dagegen hege er auch zu den Ständen des Reiches das Vertrauen, daß ſie auf conſtitutionsmäßige Weiſe zuſammenhalten und nicht aus dem Reichsverbande austreten würden. In dieſen Plänkeleien kündigte ſich das Verhältniß der Politik an, welche die beiden Großmächte auf dem Reichstage einhielten: Preußen ſucht zu ſeinem Separatfrieden wo möglich das ganze Reich, wenn auch im Nothfall ohne den Kaiſer, herüberzuziehen; Oeſterreich ſtrebt mit allen Mitteln die Mehrzahl der Reichsſtände bei ſeiner Politik feſtzuhalten und ihnen den Uebergang zur preußiſchen Neutralität zu verwehren.

Am 7. Mai erſt traf zu Regensburg die officielle Anzeige vom Abſchluß des Friedens ein; ihr war eine gewandt geſchriebene Erklärung vom 1. Mai beigelegt, aus welcher unverblümt das Geſtändniß herausſprach, daß der Friedensſchluß der Rechtfertigung bedürfe und den Vollmachten nicht entſpreche, welche Preußen vom Reich ertheilt worden waren. Die Erklärung zählte die Opfer auf, die Preußen gebracht, und hob hervor, wie der preußiſche Staat von Anfang an kein unmittelbares und eigenes Intereſſe an dieſem Kriege gehabt, ſondern nur aus patriotiſcher Sorge für die Sicherheit und Vertheidigung des bedrängten deutſchen Vaterlandes daran Theil genommen habe. Die drei koſtſpieligen Kriegsjahre, die Opfer und die Bedrängniſſe waren einzeln aufgezählt:

wie Preußen das Reich vor Custine's weiterem Vordringen geschützt, Frankfurt und Mainz wieder erobert und für die Wiedereinnahme dieser Reichsfestung über zwei Millionen Thaler aufgewandt, und wie überhaupt in den drei Feldzügen von 1792—1794 die preußischen Heere es gewesen, welche den Rhein vertheidigt hätten. Alle diese Lasten, durch den polnischen Krieg noch erhöht, hätten aber die Kräfte der preußischen Monarchie überstiegen und die Fortsetzung des Krieges unmöglich gemacht; schon zu Anfang des Jahres 1794 habe sich Preußen darüber unumwunden ausgesprochen und Anträge an die Reichsstände gelangen lassen, sie seien aber fast überall nur auf Kaltsinn und Abneigung gestoßen. Allein durch die britischen Subsidien hätte Preußen noch an dem Feldzuge von 1794 Theil nehmen können; kaum in Gang gekommen, hätte aber diese Unterstützung auch schon wieder aufgehört und abermals sei die ganze Last des Kampfes auf die eignen Mittel des Königs allein gefallen. Der Marsch nach Westfalen zum Schutz der niederdeutschen Gebiete sei die letzte Anstrengung gewesen, zu der sich Preußen habe erheben können; Unterstützung vom Reich sei jetzt, nach dem Verlust der Niederlande, der Besetzung großer deutscher Landstriche, der Erschöpfung der meisten Reichsstände noch weniger zu hoffen gewesen, als im vergangenen Jahre. Indessen habe sich in Frankreich auf den Trümmern des Schreckensystems ein festeres Regiment von Mäßigung und Milde und eine weise Einsicht in das eigene Bedürfniß des Friedens entwickelt; gleichwol sei die durch den Kaiser versuchte Friedenseinleitung erfolglos gewesen und es habe das Aussehen angenommen, als solle das Reich ungeachtet seiner so feierlich erklärten Friedensneigung noch fortdauernd in den unglückseligen Krieg verflochten bleiben. Der König von Preußen könne sich aber nicht völlig aufopfern und seinen Staat ganz der Zerrüttung preisgeben, um an einem ferneren Kriegsversuche Theil zu nehmen, dessen möglichst günstiger Erfolg immer dem Resultate einer jetzigen Friedensunterhandlung nachstehen würde. Alle Rücksichten auf die äußere wie die innere Lage, alle heiligen Verpflichtungen, welche Se. M. dem Wohlergehen Ihrer nach Ruhe und Frieden sich sehnenden Provinzen und Unterthanen schuldig seien, forderten dringend auf, nunmehr einem Kriege zu entsagen, dessen weiterer Fortgang nur unheilbares Verderben bringen könnte. Schließ-

lich war dann die Hoffnung ausgeſprochen, daß die übrigen Reichsſtände dem Beiſpiele Preußens folgen würden, zumal ihnen durch die Beſtimmungen des preußiſchen Friedens der Weg dazu eröffnet ſei.

Auf dies preußiſche Manifeſt konnte die Antwort Oeſterreichs nicht lange ausbleiben. Ein Hofdecret vom 19. Mai brachte ſie, noch in mäßigem Tone, doch ſo gehalten, daß der Ingrimm gegen Preußen vernehmlich genug herausklang. Es war an die Schritte erinnert, die der Kaiſer ſeit Ende des vorigen Jahres für den Reichsfrieden gethan, und von denen ſich Preußen zurückgezogen, um einen Sondervertrag abzuſchließen. Da durch dieſen Abſchluß die Lage des Reiches vielfach anders geworden ſei, fordere der Kaiſer den Reichstag auf, ungeſäumt ſelber zur Beſchleunigung des allgemein gewünſchten Reichsfriedens über die Ernennung einer Friedensdeputation, ihre Vollmacht und Inſtruction in Berathung zu treten. Deutſchlands politiſches Anſehen und Gewicht gründe ſich auf die glückliche Uebereinſtimmung des deutſchen Geſammtwillens der mit ihrem Oberhaupte geſetzlich vereinigten Kurfürſten, Fürſten und Stände, und deſſen dauerhaftes Wohl beruhe auf der Achtung für die Unverletzlichkeit ſeiner Grundſätze und Reichsſchlüſſe. Der Kaiſer ſelbſt ſei den Geſetzen unterworfen, darum hege er aber auch das Vertrauen, daß man nicht einſeitig handle, ſondern „bei noch fortdauerndem Reichskriege mit Erfüllung aller reichsſchlußmäßigen Obliegenheiten ſo lange fortgefahren werde, bis Deutſchland wieder von den Leiden eines beiſpielloſen Krieges befreit und der ſo ſehnlich gewünſchte billige, gerechte, anſtändige und annehmliche Reichsfriede im Gange der Conſtitution hergeſtellt ſein werde.“

Das Beſtreben des preußiſchen Geſandten in Regensburg ging dahin, die Wirkung dieſer kaiſerlichen Erklärung zu entkräften, das Vertrauen der einzelnen Stände zu gewinnen und die Separatunterhandlungen als den beſten Weg zu einem allgemeinen Frieden zu bezeichnen. Es ward die Verſicherung gegeben, daß Preußen ſich es werde angelegen ſein laſſen, die Franzoſen zur Wiederabtretung der Reichslande links vom Rhein zu vermögen; es ward im Fürſtenrath erklärt, Preußen habe bei dem Friedensſchluſſe ſeine Aufmerkſamkeit auf das ganze Reich gewendet und ſeine Vermittelung nicht auf einzelne Reichsſtände beſchrän-

ken, oder gar eine Spaltung im Reiche veranlaſſen wollen. Der Wunſch des Königs gehe auf einen allgemeinen Frieden; allerdings müſſe er nun erwarten, ob das geſammte Reich ſich zu dem Friedenswerk vereinigen, oder nur die Majorität dazu ſchreiten, oder gar der durch die Selbſterhaltung gebotene Fall eintreten würde, daß nur einzelne Reichsſtände die ihnen von Preußen eröffneten Vortheile würden benutzen können.

Die einzelnen Reichsſtände neigten ſichtlich zu dieſer von Preußen befürworteten Politik; Kurmainz ging mit dem Antrage voran, die preußiſche Vermittelung in Berathung zu ziehen, und nach den Stimmen, wie ſie bis Anfang Juni abgegeben wurden, war eine Genehmigung der preußiſchen Friedensvermittelung höchſt wahrſcheinlich. Die kaiſerliche Diplomatie in Regensburg trat nun nicht officiell, aber vertraulich mit der Drohung hervor, einen Beſchluß dieſer Art werde der Kaiſer nie genehmigen; in den öffentlichen Blättern, die unter öſterreichiſchem Einfluß ſtanden, ward geradezu in Ausſicht geſtellt, daß in ſolch einem Falle der Kaiſer ſeine Truppen in die Erbſtaaten zurückziehen und das Reich ſeinem Schickſale überlaſſen würde.

So kam nach bewegten Verhandlungen am 3. Juli ein Reichsgutachten zu Stande, das einen Mittelweg einſchlug; die preußiſche Vermittelung war darin nicht abgelehnt, aber doch in einer Weiſe genehmigt, die es dem Kaiſer möglich machte, zuzuſtimmen. Das Gutachten bezeichnete als beharrlichen Wunſch des Reiches, „in ungetheilter, unwandelbarer Vereinigung ſämmtlicher Reichsſtände mit dem Reichsoberhaupte einen allgemeinen Reichsfrieden im Wege der Conſtitution und durch denſelben Wiederherſtellung der Integrität ſeines Gebiets und Sicherheit ſeiner Verfaſſung je eher je beſſer zu erhalten.“ Als Ort der Friedensverhandlung ward Frankfurt vorgeſchlagen, zugleich die Erwartung ausgeſprochen, daß ein Waffenſtillſtand, oder wenigſtens die Einſtellung aller Requiſitionen und Verheerung der Verhandlung vorangehen werde. Die erſte Einleitung des Friedensgeſchäfts ward „lediglich Ihrer kaiſerl. Majeſtät auf eine Art, wie es allerhöchſtihrer Weisheit am angemeſſenſten dünkt, in ehrerbietigem Vertrauen anheimgeſtellt“; jedoch war zugleich an Preußen der Antrag gerichtet, zur Herſtellung eines „die Integrität und Verfaſſung des Reiches ſichernden Friedens“ mitzuwirken. Dabei beruhigten ſich

beide Theile; Preußen erklärte ſich bereit, auch ſo zum Frieden mitzuwirken, der Kaiſer ließ ſich in dem Ratificationsdecret vom 29. Juli die preußiſche Vermittelung in dieſer Form gefallen. Zwar, hieß es da, ſei die Lage nicht ſo, daß man einer beſonderen Verwendung oder Vermittelung eines Dritten bedürfe, vielmehr beſitze das deutſche Reich Anſehen und Macht genug, durch ſich ſelbſt einen billigen und anſtändigen Frieden zu erlangen; allein der Kaiſer wolle dem Wunſche des Reichstages in der Vorausſetzung nachgeben, daß das Reich „in ungetheilter, unwandelbarer Vereinigung ſämmtlicher Reichsſtände mit dem Reichsoberhaupte einen allgemeinen Reichsfrieden im Wege der Conſtitution verlange."

Im Auguſt ward dann die Friedensdeputation ernannt; ſie beſtand aus Kurmainz, Kurſachſen, Oeſterreich, Baiern, Bremen (Hannover), Baden, Würzburg, Heſſendarmſtadt und den Reichsſtädten Frankfurt und Augsburg. Erſt im September kam man an die Berathung der Vollmacht und Inſtruction. Es war vorauszuſehen, daß der raſchere Gang der Ereigniſſe draußen die bedächtige Friedensvermittelung im Regensburger Reichstagsſaale ſtillſchweigend zu Grabe tragen werde.

Die Verſtändigung, die in dem Reichsgutachten lag, verhüllte indeſſen höchſtens den Zwieſpalt der öſterreichiſch-preußiſchen Politik, ohne ihn im Weſen irgend zu mildern; vielmehr blieb Oeſterreich feſt an die Coalition geknüpft, Preußen war, wenn ſeine Vermittelung eines allgemeinen Friedens ſcheiterte, nur um ſo unbedingter an Frankreich überliefert.

Frankreich blieb ſchon bei dem Frieden nicht ſtehen, es verlangte mit zudringlicher Haſt ein engeres Bündniß mit Preußen. In Baſel ſchon kamen ſolche Anträge an Hardenberg, ſie tauchten aber auch an andern Stellen auf. Es liegt uns ein Bericht von Meyering vor, dem Generaladjutanten Möllendorffs, einem Manne, der damals am Rhein wie in Polen in wichtigen politiſchen Unterhandlungen gebraucht ward, obwol ſein leichtfertig eitles Weſen und ſeine Zugänglichkeit in Geldſachen von einer ſolchen Verwendung hätte abmahnen ſollen. In einer militäriſchen Sendung nach Holland geſchickt, ward er von Sieyes und Reubel in Beſchlag

genommen und schreibt dann entzückt, „daß er gar nicht schildern könne, wie ihn Sieyes caressirt habe, und wie vertraulich man mit ihm gewesen." Die beiden Conventscommissaire überschütteten allerdings den Adjutanten Möllendorffs mit Schmeicheleien, öffneten ihm die Aussicht auf große politische Erfolge und rühmten ihm, wie es Frankreichs eifrigstes Bestreben sei, „Preußen den größten Einfluß, Consideration und Größe zu geben." Die Rheingränze für Frankreich ward dabei als Bedingung des allgemeinen Friedens, wie des engeren Einverständnisses mit Preußen bezeichnet. Interessant war die Aeußerung von Sieyes gegen Meyering, daß eine allgemeine Pacification nicht einmal wünschenswerth für Frankreich sei; bei den Zuständen im Innern sei es nicht zweckmäßig, so viele Armeen plötzlich zurückkehren zu lassen, sondern besser, man schließe einzelne Friedensverträge und bringe die Truppen allmälig zurück. Ob dies der wahre Beweggrund war, darüber läßt sich streiten; sicherlich aber sprach Sieyes mit dieser Hindeutung auf lauter einzelne Friedensverträge den geheimen Gedanken der damaligen auswärtigen Politik Frankreichs offen aus.

Drum sahen es die Franzosen nicht ungern, daß die Idee Hardenbergs, den Baseler Frieden als eine Brücke zur allgemeinen Pacification zu benutzen, vereitelt ward. Wohl schien anfangs Basel der Mittelpunkt der Unterhandlung zu werden; eine Menge der kleineren Herren hatten Abgesandte hingeschickt, Oesterreich war wenigstens durch einen Beobachter vertreten. Aber mit dem allgemeinen Frieden war es nichts; Oesterreich nahm die Forderung der Rheingränze als Anlaß, eine Unterhandlung abzulehnen, die es nach seinen eben abgeschlossenen Verträgen mit England und Rußland doch nur zum Scheine hätte betreiben können. Die Haltung in Regensburg stimmte dazu vollkommen; wenn es auch dort den Anschein hatte, als lehne der Kaiser den Frieden keineswegs ab, so war doch dies nur die diplomatische Form, um der Friedensvermittelung Preußens die Spitze abzubrechen und die Leitung derselben dem Berliner Cabinet aus der Hand zu winden. Aus der Art, wie der Kaiser das Reichsgutachten vom 3. Juli bestätigte, war dies deutlich herauszuhören.

Gleichwol gab Hardenberg die Hoffnung noch nicht auf, gestützt auf das Reichsgutachten mit der Friedensvermittelung zum Ziele zu kommen. Er kehrte gegen Ende Juli nach Basel zurück, suchte

auf dem Wege dahin, wie früher im Mai, einzelne Höfe und einflußreiche Perſonen für ſeine Idee zu ſtimmen und überreichte dann (24. Juli) den Franzoſen eine Note, welche nach den Aufſtellungen des Reichsgutachtens die Einleitung zum Reichsfrieden treffen ſollte. Ein Waffenſtillſtand, Einſtellung aller kriegeriſchen Maßregeln, insbeſondere der Contributionen und Requiſitionen, und Verſammlung eines Friedenscongreſſes zu Frankfurt, wo die Franzoſen mit dem kaiſerlichen Commiſſair und der Reichsfriedensdeputation verhandeln ſollten, das waren die Vorſchläge, die der preußiſche Staatsmann den franzöſiſchen Unterhändlern überreichte. Die franzöſiſche Antwort lautete, wie zu erwarten, ablehnend; die Franzoſen fanden natürlich bei den Verhandlungen mit den Einzelnen beſſer ihre Rechnung und ſprachen das auch verſtändlich genug aus. Indem ſie ſich weigerten, mit Kaiſer und Reich in Friedensverhandlung zu treten, ermuthigten ſie zugleich den preußiſchen Unterhändler, Preußen möge in ſeiner Vermittelung für die einzelnen Reichsſtände nicht nachlaſſen. Gleich darauf ward an einem Exempel noch einleuchtender, wie ſie die Friedensverhandlung verſtanden. Die Republik war abermals mit einem einzelnen Reichsſtande, der die preußiſche Vermittelung benutzte, dem Landgrafen von Heſſen-Caſſel, in Unterhandlung getreten und ſchloß mit ihm am 28. Auguſt zu Baſel einen Separatfrieden, worin der Landgraf volle Neutralität zuſagte und alle Subſidienverträge mit England ſowol abzubrechen als nicht zu erneuern verſprach, außerdem zuließ, daß ſeine linksrheiniſchen Gebiete nach wie vor von den Franzoſen beſetzt blieben. Auch Hannover, das, in die Demarcationslinie eingeſchloſſen, anfangs wenig Neigung zeigte, die Bedingungen der Neutralität einzuhalten, ward durch preußiſche Bemühungen bewogen, ſeine Solidarität mit der britiſchen Politik aufzugeben und durch ſtricten Anſchluß an den Vertrag vom 17. Mai die Sicherheit des Gebietes zu erkaufen. Das geſchah freilich erſt, als die Gefahr unmittelbar vor den Thoren war.

Nach ſolchen Vorgängen erſchien einem Jeden als die natürliche Politik: Rette ſich wer kann! Das ſprach auch der Herzog von Braunſchweig in einem Schreiben an den kaiſerlichen Geſandten beim weſtfäliſchen Kreiſe unverhohlen aus.*) Er bedauerte die Noth-

*) Häberlin, Staatsarchiv I. 227 f.

wendigkeit, die dem Einzelnen keine Wahl mehr laſſe, als die, ſich entweder der Willkür eines unaufhaltſamen Feindes hinzugeben, oder zu ſeiner Selbſterhaltung mit demſelben in Sonderverhandlungen zu treten; aber er meinte doch, dieſe Abweichungen von der Reichsverfaſſung ſeien verzeihlich und dem wahren Wohle des Vaterlandes weniger nachtheilig, als eine ohne kräftige Unterſtützung unausführbare Beharrlichkeit in Behauptung der alten Verfaſſung werden müſſe; dabei würden nur die von allem Schutze entblößten Gegenden Deutſchlands in ein unnennbares und nicht zu berechnendes Verderben geſtürzt werden.

Dieſes Schreiben eines angeſehenen Fürſten ſprach nur das ehrlich aus, was die Mehrzahl dachte; die Hülfloſigkeit der Einzelnen und Schwachen war ja offenkundig genug, um jene Politik der Reſignation zu erklären. Aber im öſterreichiſchen Lager ward der Brief zu heftigen publiciſtiſchen Erörterungen ausgebeutet. Ein pſeudonymer Autor, der ſich Graf Strengſchwerd nannte und durch ſeine herben, einſchneidenden Brochüren damals eine gewiſſe Celebrität erlangte,*) unterwarf den Brief einer Kritik, in welcher die beſtehenden Ordnungen des Reiches viel ſchonungsloſer verdammt wurden, als es das Schreiben des Herzogs gethan. Die Reichsverſammlung zu Regensburg war darin als ein „gefühlloſer Rath" bezeichnet, welcher „die Nation entehre." „Sollen wir Deutſche — rief der kaiſerliche Publiciſt aus — uns noch länger durch ſolch eine Repräſentation beſchimpfen laſſen? Wozu verwenden unſere Fürſten unſern Schweiß und unſer Blut, wenn für Rettung des Vaterlandes und für Nationalehre kein Geld zu finden iſt? .... Auf, Deutſche, zu unſerem Kaiſer! Laßt uns ihn bitten, ihn beſchwören, daß er uns ein Unterhaus giebt, wo der Eigenthümer und Stadtbürger ſich ſelbſt repräſentiren kann, und dann wollen wir ſehen, wo Deutſchlands Ehre und Anſehen beſſer ſollte verfochten werden, im Unterhauſe deutſcher Bürger, oder im Oberhauſe der Reichsfürſten?" .... „Der Kaiſer iſt ledig ſeines Schwures gegen die Fürſten, denn ſie brachen zuerſt den mit

*) Man glaubte, daß der kaiſerl. Concommiſſarius zu Regensburg, Baron Hügel, unter der Maske verſteckt ſei. Der Herausgeber der Lebensbilder aus dem Befreiungskriege II. 386. nennt dagegen mit Beſtimmtheit Karl Friedrich Kolbielsky als Verfaſſer.

ihm geſchloſſenen Bund. Aber er iſt nicht los des Schwures gegen die Nation, die ihn da, wo ſie von Fürſten nicht gezwungen ward, weder verließ noch verrieth.“ Man kann ſich denken, welch einen Sturm dieſe Aeußerungen im landesfürſtlichen Lager hervorriefen. Mit den jakobiniſchen Rednern des Palais-Royal ward der kaiſerliche Publiciſt verglichen und das ganze Regiſter alter Sünden der öſterreichiſchen Hauspolitik gegen Deutſchland hervorgezogen, um zu beweiſen, daß es nicht die Reichsfürſten allein geweſen, die Deutſchland in den Stunden der Gefahr preisgaben. Allerdings hatte kein Theil dem andern viel vorzuwerfen.

Während die öſterreichiſche Diplomatie den verwegenen Ton eines wahrhaft revolutionären Patriotismus anſchlug, tauchte immer von Neuem das Gerücht auf, daß die Politik des Wiener Hofes fortwährend nur von dem einen Gedanken beherrſcht ſei, ſich durch den Erwerb von Baiern zu arrondiren. Man nannte die Perſonen und die Orte, die zur Wiederaufnahme des wiederholt geſcheiterten Planes gebraucht worden ſeien.*) Agenten der zweideutigſten Art wurden als die Unterhändler zwiſchen Wien und Paris namhaft gemacht, die im Namen Oeſterreichs die Abtretung des linken Rheinufers angeboten hätten, wenn Oeſterreich den Lech als Gränze erhalte.**) Eine Unterſtützung in den Augen der Welt erhielt dieſer Verdacht durch die auffallende Heirath, zu welcher der öſterreichiſche Einfluß den greiſen Kurfürſten von Pfalzbaiern ver-

*) Es wird immer ſchwer bleiben, das Detail ſolcher ganz im Dunkeln und Geheimen betriebenen Verhandlungen genau zu ermitteln; wir wagen daher auch nicht, aus dem, was die Mémoires d'un homme d'état III. 153. 154. 174., Fain's Manuscrit de l'an III. p. 279 und Hurter's Denkwürdigkeiten aus dem letzten Decennium des 18. Jahrhunderts S. 51 f. erzählen, Einzelnheiten als zuverläſſig mitzutheilen; daß aber die Sache wieder lebhaft von Thugut betrieben ward, darüber, ſcheint uns, kann ſowol nach dieſen zuſammenſtimmenden Zeugniſſen, als nach dem, was vorausgegangen und nachgefolgt iſt, billiger Weiſe nicht gezweifelt werden.

**) Wir erinnern zugleich daran, daß Bonaparte als erſter Conſul im J. 1802 in einer Stunde der Erbitterung den Oeſterreichern den Vorwurf machte: „que les projets de la cour de Vienne tendaient à porter son territoire jusqu'au Lech et auroient eu par conséquent pour effet de rayer la Bavière du nombre des puissances.“ (Note vom 13. Sept.) Die öſterreichiſche Erwiederung wies zwar dieſen Vorwurf zurück, allein in einer Weiſe, die nicht dazu angethan war, ihn vollſtändig zu beſeitigen.

mocht hatte. Am 15. Februar vermählte sich der mehr als siebzigjährige Karl Theodor mit der Erzherzogin Marianne Leopoldine, der Tochter des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich, die kurz zuvor ihr achtzehntes Jahr vollendet hatte. Wie in den Jahren 1778 und 1785 erwachte mit aller Stärke der Verdacht österreichischer Arrondirungsplane; der preußische Hof und der zweibrücker Pfalzgraf*) waren eifrig bemüht, den Beweisen dieser Umtriebe auf die Spur zu kommen. Die folgende Zeit bewies denn allerdings, daß der Gedanke, Baiern zu erwerben, niemals aufgehört hatte, der Lieblingsplan der Thugut'schen Politik zu sein. Die Entzweiung Oesterreichs und Preußens nahm darüber mit jedem Tage zu; wie in den Zeiten vor dem Fürstenbunde, suchte Oesterreich eine Stütze an Rußland; Preußen, im vollen Gegensatze zu den Ostmächten, bemühte sich, an Frankreich und den einzelnen Reichsfürsten ein Gegengewicht zu gewinnen.

Um indessen dem Reichsgutachten vom 3. Juli scheinbar zu genügen, ernannte der Kaiser den Freiherrn von Bartenstein zum Bevollmächtigten bei den Friedensverhandlungen und ersuchte (Ende Juli) den dänischen Hof, im Namen des Kaisers Friedensanträge bei Frankreich zu machen. Die dänische Regierung erhielt ähnliche Aufträge, wie sie Hardenberg einige Wochen zuvor vergeblich gemacht; man war in Wien wohl nicht überrascht, daß sie auch jetzt keinen Eingang fanden. Vielmehr ward gerade während dieser Vermittelungsversuche der Kampf eifrig wieder aufgenommen und dauerte noch fort, als endlich im October die späte Ablehnung der durch Dänemark eingebrachten Vorschläge erfolgte.

So ging das Reich nach allen Richtungen auseinander; Oesterreich, von Neuem durch britische Subsidien gewonnen und in seinen Absichten auf Baiern von den Franzosen nicht unterstützt, wirkte dem Reichsfrieden entgegen; Preußen, durch diese Haltung des Kaisers in seinen Pacificationsplanen gehemmt, stand mit Frankreich im Separatfrieden, vielleicht bald im engen Bunde; die kleineren Reichsstände hatten entweder schon ihren Frieden mit der Republik gemacht, oder sie waren bereit, bei der ersten drängenden Gefahr dem Beispiele der Mächtigeren zu folgen.

*) Maximilian Joseph; sein Bruder Karl August war am 1. April 1795 gestorben.

Dieſer Zerrüttung und dieſer Zwietracht gegenüber waren die Franzoſen diplomatiſch und militäriſch in gleich entſchiedenem Uebergewicht; ihr Syſtem ſtand feſt und ſie waren in der Lage, ihm mit den Waffen den rechten Nachdruck zu geben. Jene philanthropiſche Lehre, wonach einſt der Grundſatz der Eroberung war verworfen worden, hatte bereits das Schickſal vieler anderer Doctrinen von 1789 getheilt; ſie hatte der derben Wirklichkeit der Dinge weichen müſſen. Schon zu Anfang des Jahres 1793 war der Satz von den „natürlichen Gränzen" aufgetaucht und Sieyes wird als der Mann genannt, der dies Wort zuerſt vom Rhein gebraucht habe.

Im Convent fand die erſte einläßliche Erörterung im Herbſt 1795 ſtatt. Die Republik war nun im Beſitz der Gebiete bis zum Rhein; die Frage, welches das künftige Schickſal dieſer Lande ſein ſollte, war nicht mehr zu umgehen. Ein Bericht von Roberjot (Ende Sept.) unterwarf zuerſt die Frage einer ausführlichen Prüfung und entſchied ſie im Sinne der natürlichen Gränzen. Es kam dabei nicht in Frage, daß nach aller geſchichtlichen Erfahrung Flüſſe in der Regel niemals eine natürliche Gränzſcheide gebildet, vielmehr durch ſie die Gemeinde und der Gau jederzeit eher verbunden als getrennt worden ſind. Doch beſtand auch in Frankreich ſelbſt die Meinung nicht ganz einmüthig; einzelne Stimmen wurden wohl laut, welche die Zurückgabe der eroberten Gebiete für das Klügſte hielten, oder wenigſtens eine Beſchränkung auf die Maasgränze anempfahlen. Sie hoben die Nachtheile hervor, welche ein zu ausgedehntes Gebiet der Republik mit ſich führe; der Friede ſelbſt ſchien ihr wenig geſichert, wenn man durch die Erwerbung ſo werthvoller Provinzen dem Feinde immer neuen Vorwand und Sporn gebe zur Erneuerung des Kampfes. In der Preſſe namentlich ward die Eroberungspolitik, die unter dem Syſtem der natürlichen Gränzen verſteckt war, lebhaft angegriffen. Was der franzöſiſche Bürger, hieß es, auf den die Laſten des Krieges ſo ſchwer drückten, dadurch gewinne, wenn ein paar tauſend Quadratmeilen mehr zu Frankreich kämen? Ob Frankreich nicht ohnehin faſt zu groß für einen Freiſtaat ſei? Ob ſeine alte Gränze ihm nicht Sicherheit genug gewähre; dieſe Gränze, die das kriegeriſche Genie überall mit Meiſterwerken der Befeſtigung verſchanzt habe, eine

Gränze, deren Ueberſchreitung den deutſchen Heeren ſo verderblich geworden? Frankreichs Kraft, wodurch es Europa beſiegt habe, liege weſentlich darin, daß die ganze Nation eine in jeder Hinſicht gleichartige Maſſe bilde, und daß der Staat ſelbſt ſeiner Lage und Rundung nach mit einer Gedrängtheit und Behendigkeit zu wirken vermöge, wie kein anderer in Europa — Vortheile, welche durch die Vereinigung ſo heterogener Völker und durch eine allzugroße Ausdehnung durchaus verloren gehen würden. Selbſt Kriegsleute, z. B. der General Miranda, huldigten dieſer Anſicht. Luxemburg, Mons, Tournay, Nieuport, Kaiſerslautern und allenfalls noch einige andere feſte Plätze würden, meinte er, Frankreichs Gränzen ohne Vergleich haltbarer machen, als die gefährliche Ausdehnung bis zum Rhein. Es war — ein Deutſcher, der es unternahm, das Gegentheil zu beweiſen! Der Mainzer Exjacobiner Hofmann ſetzte einen Preis von 6000 Livres für Denjenigen aus, der nur mit einigem Schein darthun würde, daß die fränkiſche Regierung, wenn ſie von der Rheingränze abſtehe, nicht im höchſten Grade ungerecht und unpolitiſch handle!

Indeſſen hatte das Conventsmitglied Roberjot den Auftrag erhalten, die Gebiete zu bereiſen, um ſowol das Land als die Geſinnungen der Bewohner kennen zu lernen; die Frucht dieſer Miſſion war der Bericht vom September, der ſich für die Rheingränze entſchied. Dort war auf den reichen Ertrag der Länder, ihre Fruchtbarkeit, ihre Induſtrie hingewieſen und ihr Beſitz zur Sicherſtellung des Friedens für unentbehrlich erklärt. Erſt dann ſei die Republik befeſtigt, erſt dann könne Oeſterreich und das deutſche Reich keine feindlichen Unternehmungen mehr wagen. Denn auf dem rechten Rheinufer von Mainz bis Cleve könne ſich eine Armee nur mit Mühe behaupten; das linke dagegen biete zum Kriege die unvergleichlichſten Hülfsmittel. Nicht der Ertrag des Bodens allein mache dies Land für jeden künftigen Krieg zu einem unſchätzbaren Beſitze; auch die dort blühende Gewerbthätigkeit, der Handel, die Bergwerke würden Frankreich eine unerſchöpfliche Quelle des Reichthums eröffnen. Durch ihre Erwerbung könne die Republik daran denken, ſich die Zweige des Handels zuzueignen, die bis jetzt im ausſchließlichen Beſitz Englands geweſen ſeien. Daß die Bewohner ſelbſt die Einverleibung mit Frankreich wünſchten, ward natürlich von den Franzoſen als ausgemachte Thatſache angenommen.

So war das Loos der Beute beſtimmt; wo war in Deutſchland die Macht, zu hindern, was im Convent beſchloſſen war?

Die diplomatiſchen Schachzüge des Jahres 1795 wurden durch kriegeriſche Ereigniſſe nicht geſtört; bis zum Herbſte des Jahres war thatſächlich eine faſt ununterbrochene Waffenruhe eingetreten. Als Preußen zu Baſel ſeinen Frieden mit der Republik gemacht, beſetzte ein Theil der Oeſterreicher den Oberrhein von Baſel bis Mainz, der Reſt mit den Reichscontingenten dehnte ſich vom Main bis zur Sieg und Wipper aus. Was zu Ende April 1795 zum Schutz des rechten Rheinufers aufgeſtellt war, wurde im Ganzen auf 137 Bataillone, 119 Compagnien und 251 Escadrons berechnet, ohne die Verſtärkungen, die noch fortwährend aus Oeſterreich ankamen. Den Oberbefehl hatte Graf Clerfayt, einer der begabteſten Belgier, die ſich im kaiſerlichen Waffendienſt hervorgethan haben. Dem hennegauiſchen Adel entſproſſen, früh in das öſterreichiſche Heer eingetreten, im ſiebenjährigen und im Türkenkriege ausgezeichnet, zählte er bereits zu den Veteranen im kaiſerlichen Lager, aber ſeiner jugendlichen Friſche und Raſchheit war es zu danken, daß in dieſer trüben Zeit der Sieg wieder an die kaiſerlichen Fahnen geknüpft ward.

Die Franzoſen beſchränkten ſich darauf, das linke Rheinufer zu behaupten und die einzigen feſten Punkte, die dort noch in deutſcher Hand waren, Luxemburg und Mainz, zu bedrohen. Auf dem Hartenberg bei Mainz hatten ſie Verſchanzungen angelegt, die der Feſtung gefährlich werden konnten; ein tapferer Angriff der Oeſterreicher, den Wartensleben am 30. April ausführte, ſchlug den Feind mit Verluſt heraus und der Hartenberg blieb in den Händen der Kaiſerlichen. Das war in mehreren Monaten das einzige nennenswerthe kriegeriſche Ereigniß; es trat eine Pauſe ein, die wenig unterbrochen bis zum Herbſte fortdauerte. Pichegru, der die Truppen am mittleren und oberen Rhein anführte, Jourdan an der Spitze der Maasſambre-Armee und Marceau in ſeinem Lager bei Coblenz, ſie hielten ſich alle in der Defenſive, und die verwegene, angriffsluſtige Kriegführung der beiden letzten Jahre ſchien völlig vergeſſen.

Es waren zwingende Gründe, welche die Franzoſen in der Defenſive hielten. Die Truppen litten Mangel an Allem, es fehlte an den Mitteln einer geordneten Verpflegung, wie an dem Material, um Plätze zu belagern, Brücken zu ſchlagen, Artillerie zu befördern. Die Truppen deſertirten maſſenhaft und die von Parteikämpfen zerrüttete Regierung hatte die Macht nicht, dem Allem zu ſteuern. Nachdem der Terrorismus die Kräfte der Nation aufs Aeußerſte geſpannt, trat nun der natürliche Nachlaß ein; die Natur forderte ihre Rechte und an die Stelle höchſter, gewaltſamſter Ueberſpanntheit trat die unvermeidliche Erſchöpfung. Die Allgewalt der Regierung und ihrer Hülfsquellen hörte auf; ſie konnte nicht hindern, daß das Papiergeld, womit Frankreich überſchwemmt war, ſeinen Werth völlig verlor, und die durch künſtliche Brodpreiſe zurückgehaltene Theuerung ſich nun in Folge der Mißernte und eines ſtrengen Winters um ſo heftiger geltend machte. Bei den Heeren war dieſe innere Kriſis allenthalben zu ſpüren. Dabei hatte der Krieg noch immer eine Ausdehnung, die gewaltige Kräfte forderte; von Nizza bis zum Helder waren die Gränzen zu ſchützen, in der Vendée und der Bretagne die Gegenrevolution trotz des Vertrages von La Jausnaye noch keineswegs überwältigt. Dazu die innere Kriſis der Regierung ſelbſt, die gegen royaliſtiſche und jacobiniſche Parteien mehr als einmal im Laufe dieſes Jahres gezwungen war, ihre Exiſtenz in blutigem Kampfe zu vertheidigen. Es war in ſolcher Lage begreiflich, daß die Partei der Emigration und die Bourbons auf eine nahe Herſtellung des Königthums hofften; hatten ſie doch ihre Einverſtändniſſe bis ins Kriegslager der Republik ausgeſponnen und einer der begabteren Feldherren der Revolution, Pichegru, zählte zu den Ihrigen.

Am 7. Juni öffnete nach achtmonatlicher Einſchließung Luxemburg, durch Hunger bezwungen, ſeine Thore; es war der einzige Erfolg, der den Franzoſen bis jetzt im Feldzuge von 1795 längs der Rheingränze zugefallen war. Es galt als ausgemacht, daß auch dies hätte gehindert werden können, wenn der Hofkriegsrath Clerfayt's Rath gefolgt wäre und ihm die Ermächtigung ertheilt hätte, den Platz zu entſetzen. Aber die Niederlande wurden als aufgegebenes Gebiet betrachtet und die öſterreichiſche Politik hatte, wie wir wiſſen, andere Eroberungen im Auge. Zugleich

traten ſolch einzelne militäriſche Erfolge gerade jetzt in den Hintergrund über der Hoffnung, daß in nächſter Zeit eine royaliſtiſche Gegenbewegung die ganze Lage Frankreichs umgeſtalten werde. Am Oberrhein fanden Verhandlungen ſtatt zwiſchen Hüningen und dem Condé'ſchen Hauptquartier in Müllheim; der britiſche Geſandte Wickham war in lebhaftem Verkehr mit Condé, Pichegru ward ins Verſtändniß gezogen. Im kaiſerlichen Lager am Oberrhein ward es im Juli lebendig; die Truppen im Breisgau wurden verſtärkt und die Zeitungen redeten offen davon, daß eine Invaſion in die burgundiſche Freigrafſchaft im Werke ſei. In England ward eine Expedition gerüſtet, um den beſten und thatkräftigſten Theil der Emigranten an die bretoniſche Küſte zu werfen; erfolgte dann am Oberrhein unter Pichegru's Leitung die erwartete Contrerevolution, ſo ſchien der Augenblick gekommen, wo der Thron der Bourbons wieder aufgerichtet werden konnte. Es war wohl am meiſten der tragiſche Ausgang der Landung in der Bretagne (20. 21. Juli), was dieſe hochfliegenden Hoffnungen raſch vereitelt und auch am Oberrhein den Invaſionsgedanken ein Ziel geſetzt hat.

Die franzöſiſche Maasſambre-Armee unter Jourdan hielt, etwa 85,000 Mann ſtark, das linke Rheinufer von Coblenz bis Cleve beſetzt; die vereinigte Rhein- und Moſelarmee unter Pichegru, nahezu 90,000 Mann ſtark, hatte Mainz umzingelt und war am Oberrhein bis Hüningen ausgedehnt. Was die Oeſterreicher dieſen Heereskräften auf der Linie von Baſel bis Duisburg entgegenſtellten, belief ſich ungefähr auf die gleiche Zahl. Seit Ende Auguſt ward es lebendig im feindlichen Lager; die Franzoſen ſchienen entſchloſſen, in der Gegend von Neuwied den Rheinübergang zu erzwingen. Dort waren zwiſchen der Lahn und Sieg nach den höchſten Angaben 14,000 Oeſterreicher aufgeſtellt; an ſie lehnten ſich zwiſchen der Sieg und Wupper 9000 M., und von der Sieg rheinabwärts bis nach Duisburg ſchloß ein Corps von 11,000 Mann den ausgedehnten Cordon. Hinter Duisburg begann die Demarcationslinie und zog ſich durch die Grafſchaft Mark über Werden, Gemarke nach der Lahn hin. Hier an dem äußerſten Ende der langen Vertheidigungslinie wollte Jourdan den Rhein überſchreiten; was bei Neuwied geſchah, ſollte dieſe Bewegung maskiren. Die traurige Trennung des Reiches in eine neutrale und krieg-

führende Partei erleichterte den Uebergang.*) In der Nacht vom 5—6. September ſetzten ſich die Franzoſen in drei Colonnen, bei Neuß, bei Uerdingen und in der Nähe von Duisburg in Bewegung. An dieſer letzten Stelle ward eine Kriegsliſt angewandt, die den Erfolg entſchied. Innerhalb der Demarcationslinie lag als Enclave der bergiſche Ort Eikelskamp, den die Kaiſerlichen, wahrſcheinlich mit dieſem Verhältniß unbekannt, nicht beſetzt hatten. Auf preußiſcher Seite war man vollkommen überzeugt, die franzöſiſche „Loyalität" werde die Demarcationslinie achten, und die Franzoſen ſelber nahmen die Miene an, als ſei ein Zweifel darüber beleidigend. Noch kurz zuvor hatten die unzweideutigſten Erörterungen darüber ſtattgefunden und den Oeſterreichern war verſichert worden, auch jene bergiſche Enclave gehöre mit zur Demarcationslinie.**). Jetzt landete hier eine franzöſiſche Diviſion, indeſſen die andere Miene machte, bei Neuß und Uerdingen den Uebergang zu erzwingen. Vergebens erhoben die preußiſchen Officiere Proteſt gegen die Verletzung der Demarcationslinie; dreiſt erklärten nun die Franzoſen, Eikelskamp gehöre nicht dazu. Von der Ueberzahl angegriffen, leiſteten die öſterreichiſchen Poſten tapfern Widerſtand, aber die Gefahr, von allen Seiten eingeſchloſſen zu werden, zwang ſie zum Rückzug. Während der Feind hier die kaiſerlichen Stellungen im Rücken faßte, war ein anſehnliches franzöſiſches Corps bei Düſſeldorf über den Rhein gegangen und bedrohte die Feſtung. Der Platz war, bis auf drei Compagnien Oeſterreicher, mit pfälziſchen Truppen beſetzt, die ſchon im vorigen Herbſt, als Bernadotte den Platz vom linken Ufer beſchießen ließ, eilig nach Elberfeld und Barmen retirirt waren; das Gouvernement der Feſtung war gleichfalls in pfälziſchen Händen. Der öſterreichiſche Führer, Graf Erbach, ſuchte mit ſeinen drei Compagnien, denen noch vier andere und zwei Schwadronen zu Hülfe gekommen waren, den Franzoſen Widerſtand zu leiſten und drängte ſie aus der Neuſtadt, die ſie überfallen, wieder hinaus. Aber indeſſen capitulirten die Pfälzer, getreu der Politik, die ihre Regie-

*) Ueber das Folgende ſ. die genauen localen Mittheilungen in der Schrift: Die Helden der Republik und Bürger und Bauern am Niederrhein in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts u. ſ. w. Elberf. 1851. S. 14. 15 f.

**) S. Oeſterr. militär. Zeitſchr. 1832. II. 43. 44.

rung ſeit 1792 eingehalten; Düſſeldorf mit 353 Geſchützen, 10,000 Gewehren und anſehnlichen Vorräthen war in den Händen der Franzoſen. Mit jedem Tage wuchs ihre Zahl auf dem rechten Rheinufer; die Kaiſerlichen fochten überall wie tapfere Soldaten, aber ihre Stellung war unhaltbar geworden. Um die Mitte September hatten die kaiſerlichen Truppen ſammt und ſonders den Niederrhein verlaſſen und waren hinter die Lahn zurückgegangen.

Es war das erſte Mal, daß dieſe Gegenden des rechten Rheinufers von der revolutionären Invaſion berührt wurden. Aber es lagen nun Erfahrungen aus der Nachbarſchaft genug vor, um gegen die fremde Freiheit kühler geſtimmt zu ſein, als in früheren Tagen. Die Berechnung, daß im Cölniſchen, in Jülich und Limburg, in den Reichsſtädten Cöln und Aachen, im Trierer Gebiet und in der Pfalz ungefähr 54 Millionen Gulden an Kriegsſteuern und Requiſitionen erpreßt worden waren,*) dämpfte doch, trotz den Feudallaſten und den drückenden Schäden des alten Regiments, die Sympathien mit den Anfängen der Revolution. Das friſche Beiſpiel der Reichsſtadt Cöln ſtand beſonders warnend vor den Augen der Nachbarn rechts vom Rheine. Die Stadt hatte im vorigen Jahre die Franzoſen mit unzweideutigen demokratiſchen Sympathien empfangen; ein Theil der Bürger, einzelne Advocaten, auch wie in Mainz Geiſtliche und Mönche waren die lauteſten Träger einer Bewegung, die raſch dieſelben Phaſen durchlief, wie die Mainzer Republik von 1792. Die gründliche Ausleerung der an Alterthümern und Kunſtſchätzen reichen Stadt, der offene Raub, die theure Verpflegung übermüthiger und zuchtloſer Truppen, die Lieferungen und Kriegsſteuern, die raſche Verödung und Armuth, in die das „heilige" Cöln fiel, und aus der es ſich binnen der nächſten zwanzig Jahre franzöſiſcher Herrſchaft nicht mehr erholte, dies Alles reichte hin, die Bewohner der einſt ſo blühenden Reichsſtadt raſch zu überzeugen, was eine Freiheit werth iſt, die auf fremden Bajonetten gebracht wird. Schon im Januar 1795 gab eine Klagſchrift an den Convent die bittere Enttäuſchung kund, die dem revolutionären Rauſche gefolgt war.

Das erſte Auftreten der Franzoſen am rechten Rheinufer ent-

*) S. polit. Journ. 1795. I. 468 f.

ſprach dieſen Cölner Erfahrungen. Die Jourdan'ſche Armee, durch Noth und Entbehrung an das Plündern gewöhnt, dazu unbändiger und zuchtloſer als irgend ein anderes revolutionäres Heer jener Tage, hat damals zuerſt den verdienten Ruf einer räuberiſchen und ſchamloſen Bande erlangt, den ſie hier an der Lahn, am Main und bis nach Baiern hinein auf allen ihren Kreuz- und Querzügen bewahrt hat. Das bergiſche Land ward zunächſt von ungeheuren Lieferungen heimgeſucht, dann ihm drei Millionen Livres Contribution auferlegt, deren Minderung nur durch reiche Geldſpenden an die Commiſſarien erkauft ward.*) Viel ſchlimmer als dieſe organiſirten Räubereien war das planloſe Plündern, womit die Armee im Einzelnen ſich equipirte. Von der Fußſohle bis zum Wirbel mußten die zum Theil wirklich „ſans-culotten" Horden gekleidet und verſorgt werden. Die Räubereien, die in einzelnen Orten verübt wurden, die Gewaltthätigkeiten, die thieriſchen Ausſchweifungen hatten ihres Gleichen nur an den Schrecken des dreißigjährigen Krieges. Zerſtörte Kirchen, ausgeplünderte und verwüſtete Dörfer und Städte, rauchende Brandſtätten bezeichneten hier, wie im folgenden Jahre in Franken, die Spuren dieſer Armee. Weiter aufwärts gegen die Lahn hatten indeſſen ihre royaliſtiſchen Landsleute ſich mit gleicher Schande bedeckt. Die Emigrantencorps Rohan und Buſſy hatten beim Rückzuge der Oeſterreicher auf dem Weſterwalde ſolche Plünderungen und Exceſſe verübt, daß der öſterreichiſche Anführer ihrer eine ziemliche Anzahl zum warnenden Exempel erſchießen ließ.**) Das waren befreundete Franzoſen; es ließ ſich danach erwarten, wie es die Feinde treiben würden.

Auch an der Lahn waren die Stellungen der Oeſterreicher nicht zu halten. Während die Franzoſen in immer größeren Maſſen auf dem rechten Rheinufer erſchienen, Ehrenbreitſtein einſchloſſen und nach der Lahn hin drängten, war im Rücken der Kaiſerlichen ein unerwarteter Schlag erfolgt, der ſie zwang, ihre Stellung aufzugeben. Die pfalzbairiſche Regierung hatte durch die Uebergabe von Mannheim am Oberrhein ein würdiges Seitenſtück geliefert zu dem Verrathe von Düſſeldorf.

*) S. die Berichte von Augenzeugen in den „Helden der Republik" S. 20. 28—30.

**) Rhein. Antiq. II. 3. S. 462. 463.

Die Beziehungen der pfälziſchen Regierung in Mannheim zu den Franzoſen waren ſchon ſeit Juli nicht unverdächtig geweſen. Damals hatte der Feind die Räumung der Stadt und des pfälziſchen Gebietes am Rheine von den Kaiſerlichen verlangt und für den Fall der Weigerung mit einem Bombardement gedroht. Der pfälziſche Gouverneur, ein Freiherr von Belderbuſch, und der Miniſter Graf Oberndorf hatten das dem öſterreichiſchen General Kospoth, der bei Mannheim commandirte, verborgen und eine Deputation nach München geſchickt, um dort Befehle einzuholen. Doch hatte Kospoth bald die Spur einer verdächtigen Verhandlung, und er wie Clerfayt, der deshalb perſönlich nach Mannheim kam, legten Proteſt ein gegen den bedenklichen Verkehr der Pfälzer mit dem Reichsfeinde, zumal die angebotene Verſtärkung der Garniſon mit Oeſterreichern abgelehnt und mit dem Verlangen, die Oeſterreicher aus der Stadt wegzuziehen, beantwortet ward.*) Die kurfürſtliche Regierung in München gebot wenigſtens, die Stadt mit ihren reichen Vorräthen erſt im „äußerſten Nothfall durch eine ehrenvolle Capitulation" zu übergeben; die militäriſche Lage war aber von der Art, daß die Franzoſen, zumal bei der Nähe öſterreichiſchen Entſatzes, an eine raſche gewaltſame Bezwingung der Stadt nicht denken durften. Am 19. Sept. forderte Pichegru die Stadt auf und drohte mit einem Bombardement; ſchon am andern Morgen erſchloß ihm eine Capitulation, die Alles eher als „ehrenvoll" war, die Thore der Reichsfeſtung. Die pfälzer Regierung lieferte ſelbſt die Pontons, damit der Feind ſich eine Brücke über den Rhein ſchlagen konnte!

Es war ſchwer, dabei nicht an Verrath zu denken, und die Anklage ward ſo laut und beſtimmt ausgeſprochen, daß die pfalzbairiſche Regierung ſelber bei der ſpäter gepflogenen Unterſuchung gegen Oberndorf die Frage an den allmächtigen pfälziſchen Miniſter richten ließ, ob nicht Geſchenke und Verſprechungen zur Uebergabe mitgewirkt? In Wien wollte man noch andere Mitſchuldige kennen. Die Rathgeber des Zweibrücker Pfalzgrafen, alſo des präſumtiven Thronerben, um deſſen Ausſchließung ſich Oeſterreich früher und auch neuerlich wieder ſo viel Mühe gegeben, ſoll-

*) S. Oeſterr. Militärzeitſchr. 1832. I. 277 f. II. 134. Vgl. des Verf.'s Geſch. der Pfalz II. 984 f.

ten den Verrath mit zu Stande gebracht haben und die Ueberliefe-rung der Feſtung eine der Bedingungen geweſen ſein, wofür die fränkiſche Republik den Pfalzgrafen in ſeinem Erbrechtge gen Oeſter-reich zu ſchützen verhieß. Mehr über dieſe angebliche Protection, die den Lieblingsplan der öſterreichiſchen Politik zu vereiteln drohte, als über die Preisgebung der Reichsfeſtung war Thugut erbit-tert. In ſeinem despotiſchen Groll übte er einen Gewaltſtreich, der, als Nachſpiel der Mannheimer Geſchichte, Reich und Reichs-tag noch lange Zeit beſchäftigte. Das Factotum des Zweibrücker Hofes, namentlich unter dem jüngſt verſtorbenen Herzog Karl Au-guſt, war der Miniſter Salabert geweſen.*) Urſprünglich franzöſiſcher Abbé, der aus Lothringen nach Zweibrücken gekommen war, mit den Sitten und Geſinnungen eines Roué der altfranzöſiſchen Zeit, aber verſchmitzt, geſchmeidig und in Intriguen viel erfahren, konnte Salabert wohl zur Uebergabe der Feſtung mitgewirkt haben, ob-gleich er ſelbſt zur Zeit, wo dies geſchah, in München war, und zwar im Auftrag ſeines Herrn, der ihn allerdings, um eine Ca-pitulation zu befürworten, dorthin geſchickt hatte. Salabert war aber in einer andern Eigenſchaft als tiefeingeweihter Vertrauter der Zweibrücker Politik eine wichtige Perſon für den Wiener Mi-niſter. Wie daher im November Mannheim von den Oeſterreichern wiedergenommen ward, ließ Thugut außer Oberndorf auch Sala-bert verhaften, ſeine Papiere verſiegeln und ihn ein Vierteljahr ohne jedes Verhör gefangen halten. Es war ein Ausbruch jener gewaltthätigen Politik, die ein paar Jahre ſpäter in dem Walde bei Raſtatt ein Probeſtück von trauriger Berühmtheit abgelegt hat. Zugleich gab ſich der öſterreichiſche Staatsmann nicht einmal die Mühe, zu verbergen, daß er den ehemaligen Abbé nicht ſowol wegen der Mannheimer Capitulation, als wegen der Zweibrücker Politik feſthalte. Ehe Salabert verhört war, wurden ſeine Pa-piere eröffnet und durchſucht; ja man ſchickte um die Mitte Fe-bruar 1796 einen eigenen Agenten an den Pfalzgrafen nach Mann-heim und ließ ihm anbieten: man wolle Salabert frei laſſen, wenn der Herzog verſpreche, denſelben auf immer von ſeiner Perſon und von aller Theilnahme an den Geſchäften zu entfernen. Durch dies offenbar mehr türkiſche als deutſche Verfahren ward die Mann-

*) S. Gagern, Mein Antheil an der Politik I. 25.

heimer Angelegenheit in den Hintergrund gedrängt; das ganze Reichsfürſtenthum, vom König von Preußen an bis zum Kurfürſten von Cöln, dem Oheim des Kaiſers, nahm Partei für Salabert gegen Thuguts Gewaltthätigkeit. Wie man in Deutſchland jederzeit mit der Feder raſch bei der Hand iſt, erwuchs auch aus dieſer leidigen Sache eine kleine Brochüren-Literatur. Jener übereifrige kaiſerliche Diplomat, der ſich kurz vorher als „Graf von Strengſchwerd" hatte vernehmen laſſen, ergriff auch jetzt das Wort, beſtritt den Landesfürſten das Recht, ohne kaiſerliche Genehmigung über die in ihren Gebieten gelegenen Feſtungen zu verfügen, und ſchlug den Ton der Reichseinheit und der nationalen Eintracht unter der Aegide des Kaiſers an. Indeſſen wollte dieſe neue Anwendung der Einheit, um Thugut'ſche Polizeigewaltthätigkeiten damit zu decken, nach keiner Seite munden; eine ganze Reihe von Entgegnungen lehnten ſich gegen den „groben Cäſarianismus" des angeblichen Grafen Strengſchwerd mit aller Entſchiedenheit auf. Salabert ward aber ſpät genug, erſt im December 1797, wieder freigelaſſen.*).

Die unerwartete Uebergabe von Mannheim und der Rückzug der Kaiſerlichen von der Lahn verbreitete am rechten Rheinufer einen ähnlichen paniſchen Schrecken, wie 1792 der Streifzug Cuſtine's. Aus Darmſtadt wurden Hunderte von Wagen nach Franken geflüchtet, der Landgraf ſelbſt eilte nach Weimar; der Kurfürſt von Mainz zog ſich nach Erfurt zurück, der von Cöln nach Franken; der Biſchof von Speyer floh nach Oberſchwaben, der Markgraf von Baden nach Ulm. Alle Heerſtraßen am Rhein herauf und hinab waren mit Flüchtigen bedeckt, bis nach Schwaben hinein reichte die Auswanderung. Und nicht nur die einzelnen ſchutz-

*) S. Häberlin's Staatsarchiv I. 346 ff. und die Schriften: „Rechtliches Gutachten, die Uebergabe der Feſtung Mannheim betreffend. Von Karl Grafen Strengſchwerd. Regensb. 21. Oct. 1795." — „Ho! Ho! oder rechtliche Verwunderung über einige Stellen einer Druckſchrift u. ſ. w. Jena 1796." — „Freimüthige ſtaatsrechtl. Prüfung des ſogen. rechtlichen Gutachtens. Regensburg im Febr. 1796." — „Unpartheiiſche Prüfung der vom Grafen S. aufgeſtellten Grundſätze. Frankf. u. Leipz. 1796." — „Prüfung des S.'ſchen Gutachtens von einem Götting. Akademiker. Gött. 1796." — „Beiträge zur richtigen Beurtheilung der Kapitulation von Mannheim. 1796." — „Uebergabe der Feſtung Mannheim, von keinem Grafen, aber einem ehrlichen Reichsbürger. 1796."

loſen Höfe ließen ſich zur übereilten Flucht fortreißen. Das kurſächſiſche Contingent zog, allen kaiſerlichen Remonſtrationen zum Trotz, im Anfang October aus dem Lager von Bobenheim durch Franken und das Voigtland nach Hauſe; ein Befehl des Kurfürſten wollte es ſo, „da bei dem ſchnellen Vordringen der Franzoſen die eigenen Staaten in naher Gefahr ſeien und deshalb, den Reichsgeſetzen gemäß, das Contingent zu deren Schutz zurückziehe.“ Wie dankbar flüchtete man jetzt hinter den preußiſchen Adler, der die Neutralitätslinie bezeichnete! Der Erbprinz von Hohenlohe, der den Cordon befehligte und ſein Hauptquartier in Frankfurt hatte, ward nach dem Ausdrucke eines zeitgenöſſiſchen Berichtes wie ein ſchützender Genius betrachtet. Der preußiſche Geſandte beim fränkiſchen Kreiſe ſetzte trotzig eine Friſt von fünf Tagen, binnen welcher die Kreisſtände ſich über ihren Beitritt zur Demarcationslinie ausſprechen ſollten.*) Hannover, bis jetzt immer noch ſäumig, die Demarcationslinie, die es umſchloß, durch ſtrenge Neutralität anzuerkennen, zeigte ſich nun, da der Feind vor den Thoren war, raſch bereit, die bisher verzögerte Neutralität unter Preußens Vermittelung dankbar anzunehmen.

Bevor die Schwäche und Rathloſigkeit ſich noch greller bloßſtellte, hatten die Kaiſerlichen mit einigen raſchen, glücklichen Schlägen gut gemacht, was durch die Capitulationen von Düſſeldorf und Mannheim verſchuldet war. Gelang es den Franzoſen nach der Beſetzung von Mannheim die Aufſtellungen der Oeſterreicher zwiſchen Rhein und Neckar zu durchbrechen, ihre Magazine in Heidelberg wegzunehmen, ſo war die Verbindung zwiſchen Clerfayts und Wurmſers Heeren zerriſſen, vielleicht die ganze Stellung am obern Rheinufer unhaltbar geworden. Dies zu hindern, verſtärkte Clerfayt mit größter Schnelligkeit die Stellungen an der Bergſtraße, auch Wurmſer ſetzte ſich vom Oberrhein her in Bewegung; indeſſen die Franzoſen drängten bereits den Neckar herauf gegen Heidelberg, bevor die Verſtärkungen eintreffen konnten. Die Kaiſerlichen unter Quosdanovich ſetzten ſich, um Heidelberg zu decken, in den nahegelegenen Dörfern an der Bergſtraße, namentlich am rechten Ufer in Neuenheim und Handſchuhsheim feſt

*) S. Rhein. Antiquar. II. 3. 464 f. Polit. Journ. II. 1033. 1082. 1105. Poſſelt Annalen IV. 239.

und erwarteten mit etwa zehn Bataillonen und einiger Reiterei den Angriff, den zwei franzöſiſche Diviſionen am 24. September gegen die Bergſtraße verſuchten. In einem lebhaften Gefechte um das Dorf Handſchuhsheim, das durch einen tapfern Angriff von ſechs Schwadronen Reiterei unter Oberſtlieutenant Graf Klenau entſchieden ward, wurden die Franzoſen in wilde Flucht geworfen, ihr Führer gefangen.

Während man ſich an der Bergſtraße ſchlug, war Mainz von beiden Ufern blokirt, das Land bis zum Main und der Nidda von Jourdan beſetzt worden. Clerfayt entſchloß ſich ihn anzugreifen, obwol er nur etwa 40,000 Mann zur Operation gegen einen viel zahlreicheren Gegner verwenden konnte. Es kam ihm die Lage der feindlichen Armee zu Hülfe. Die franzöſiſche Armee war ſchlecht verpflegt und gezwungen, ſich in einem Lande, deſſen Vorräthe ſchon aufgezehrt waren, den Unterhalt ſelbſt zu ſchaffen. Auf ein ſchmales Terrain eingeengt, von der Demarcationslinie umſchloſſen, ohne Magazine und Transportmittel, um die in Cöln und Coblenz geſammelten Vorräthe herbeizuführen, war die Armee Jourdans in einer Situation, die jeden Exceß förderte, die Bande der Disciplin vollends löſte. Von Pichegru war viel Hülfe nicht zu hoffen; ſein Zaudern weckte mit jedem Tage mehr den Verdacht, daß er mit ſeinem Herzen nicht mehr bei der republikaniſchen Sache ſei. Die Stellung Jourdans berührte mit dem linken Flügel die Demarcationslinie; machten es dort die Oeſterreicher ſo, wie die Franzoſen eben das Beiſpiel bei Eikelskamp gegeben, ſo war eine Umgehung ihrer Poſition nicht ſchwer. Clerfayt hielt den franzöſiſchen Feldherrn abſichtlich in dem Wahne, die Oeſterreicher würden das neutrale Gebiet gewiſſenhafter achten, als es die Franzoſen gethan, und ſein Centrum und ſeine Rechte etwa bei Höchſt angreifen. Sobald Clerfayt gewiß war, daß Jourdan auf dieſe Gutmüthigkeit der Oeſterreicher feſt baue, wollte er ſich mit ſeiner Hauptmacht rechts wenden, raſch oberhalb Frankfurt den Main paſſiren, auf Bergen vorrücken, ſich des linken Niddaufers und der Straße, die von Frankfurt in die Wetterau führt, bemächtigen. Damit war der linke Flügel der Franzoſen umgangen. Der Plan gelang vollkommen. Die Oeſterreicher überſchritten bei Seligenſtadt den Main und, während die Aufmerkſamkeit des Feindes durch Scheinbewegungen bei Höchſt feſtgehalten ward, auch

die Kinzig, um plötzlich zur Ueberraſchung der Franzoſen zwiſchen Bergen und Friedberg zu erſcheinen (11. Oct.). Der Angriff, den die Franzoſen am nächſten Tage an der Nidda machten, mißlang und zwang ſie zum Rückzuge.*) Viel raſcher, als ſie den Weg zur Lahn und zum Main erfochten, waren ſie an den Niederrhein zurückgedrängt. Bei Neuwied, Bonn und Düſſeldorf eilte der größte Theil der Maasſambre-Armee auf's linke Ufer zurück. Hatten die Kaiſerlichen vorher gegen die Uebermacht jede Meile Landes hartnäckig vertheidigt, ſo war der Rückzug der Jourdan'ſchen Schaaren raſch in die ſchimpflichſte Flucht ausgeartet; ſie liefen in wilder Haſt vom Main bis zur Lahn, und ihre einzigen Thaten, von denen die Geſchichte Zeugniß giebt, waren ſcheußliche Plünderungen und Verwüſtungen. Schon an der Lahn warfen ſie maſſenweiſe Waffen und Gepäck weg, um ſchneller laufen zu können; aber allenthalben ward von den Flüchtigen geplündert, Pferde und Vieh mit fortgeſchleppt, Mädchen und Weiber geſchändet. Die Städte Hadamar und Limburg wurden von der Beſtialität ihrer Ausſchweifungen beſonders ſchwer heimgeſucht. Ueber beide Orte ward eine Plünderung verhängt, in Limburg die eine Vorſtadt verbrannt, auf die, welche löſchen wollten, wurde gefeuert, gegen Frauen Schandthaten ohne Zahl verübt.**) Geraubt ward überall, ſo weit ſie kamen; wie der Volksausdruck jener Tage lautete, nur Mühlſteine und glühendes Eiſen nahmen ſie nicht mit fort. In den Gegenden, die ſchon auf dem Hinmarſche der Schauplatz der Greuel geweſen, flüchtete Alles; Berge und Waldungen waren die Zuflucht von Tauſenden geworden, die dort halb nackt und hungernd die kalten Herbſtnächte zubrachten, bis der böſe Schwarm der Dränger vorübergebrauſt war. Krankheiten waren die Folge der Kälte und Entbehrung; viele Hunderte wurden von der Ruhr hinweggerafft. In einzelnen Gegenden am Niederrhein, in Bensberg und Mülheim z. B., ſchlug die Erbitterung des Volkes zum verzweifelten Widerſtand und einem kleinen Kriege aus, der freilich die Wildheit der Dränger nur ſteigerte.

Es reichten mäßige Streitkräfte hin, dieſe demoraliſirten Horden im Schach zu halten; drum brach Clerfayt mit dem Gros

*) Oeſterr. milit. Zeitſchr. a. a. O. 289. 297. 298.

**) Rhein. Antiquar. II. 3. 469 f. 568 ff.

ſeines Heeres (25. Oct.) von der Lahn auf und wandte ſich gegen Mainz zurück, um einen Schlag gegen die Rheinmoſelarmee zu führen. Beinahe ein Jahr hatten die Franzoſen an den Verſchanzungen gearbeitet, welche Mainz von der Weſtſeite einſchloſſen; dieſelben zogen ſich in einem Bogen von Mombach über Marienborn, Hechtsheim bis nach Laubenheim. Die Franzoſen rühmten die Arbeiten als unüberwindlich. Es waren Erdwälle von acht Fuß Dicke aufgeworfen, Gräben von zwanzig Fuß Breite und zehn Fuß Tiefe angelegt, zudem durch eine ununterbrochene Linie von Wolfsgruben das Terrain der Reiterei unzugänglich gemacht. Etwa 150 Schritte vor dem Walle waren ſtarke Hornwerke und Redouten errichtet; eine ſtattliche Reihe von Feuerſchlünden war darin aufgepflanzt, das Ganze mit einer dreifachen Verpalliſadirung umgeben und vor der Linie ſtarke Verhaue von Holz angebracht. Dieſe Reihe von Befeſtigungen, die ſich mehrere Stunden weit ausdehnten und über 30,000 Mann Beſatzung zählten, machte auf die Zeitgenoſſen den Eindruck eines undurchdringlichen Bollwerks; auch die Franzoſen ſchienen ſich mehr auf die Stärke dieſer Erdwälle als auf die eigene Wachſamkeit zu verlaſſen. Doch tadelten die Leute vom Fach, daß die Strecke zwiſchen Laubenheim und dem Rhein etwas vernachläſſigt war und dem Angriff eine ſtarke Blöße gab, auch die Werke zu ausgedehnt waren für die Zahl der Vertheidiger und deshalb, wenn die Linie an einem Punkte durchbrochen war, bei dem Mangel hinreichender Reſerven, ſich nur ſchwer behaupten ließen.*) Was Clerfayt zum Angriff gegen die Schanzen aufbieten konnte, war an Zahl kaum der Beſatzung gewachſen, welche die Befeſtigung deckte; aber es gelang ihm, die Franzoſen und ihre etwas ſorgloſe Führung vollkommen zu überraſchen. Unbemerkt waren die Oeſterreicher vom rechten Rheinufer in die Feſtung geführt worden; am Abend und in der Nacht vom 28. zum 29. October ward Alles vorbereitet zum Angriff des kommenden Morgens und die Franzoſen hatten keine Ahnung von dem Schlage, der ſie bedrohte. Die kaiſerlichen Truppen ſelbſt erfuhren erſt im letzten Augenblicke den Zweck des Unternehmens; in größter Stille, mit ungeladenen Gewehren gingen ſie vor, ein ſtarker Weſtwind ver-

*) S. Geſchichte d. Kriege IV. 24. Oeſterr. milit. Zeitſchr. 1832. III. 145 ff.

barg dem Feinde das Geräuſch des nächtlichen Marſches. Früh am Morgen, zwiſchen fünf und ſechs Uhr, begann, um die Aufmerkſamkeit der Franzoſen dorthin zu lenken, der Angriff auf Mombach; das Dorf ward im erſten Sturme genommen. In demſelben Augenblicke waren die Verſchanzungen an der ſchwächſten Stelle bei Laubenheim mit Macht angegriffen worden, indeſſen eine kleinere Abtheilung weiter oben über den Rhein geſetzt war und die Linien zu umgehen drohte. Von den Franzoſen unbemerkt warfen ſie ſich auf Bodenheim, überfielen und zerſprengten was dort von Franzoſen ſtand, und kaum rettete ſich der Führer der Diviſion vor Gefangenſchaft. Eine zweite Sturmcolonne, bei welcher ſich Clerfayt ſelbſt befand, war auf den wichtigſten Punkt, auf Hechtsheim losgegangen und hatte, anfangs mit heftigem Feuer zurückgewieſen, beim wiederholten Angriff den Ort erſtürmt. Während ſich ſo in der Mitte und auf dem linken Flügel der Feind ſchon in verworrener Flucht zurückzog, hatte eine dritte Colonne auch Bretzenheim angegriffen, die Linien beſchoſſen und erobert. Nur an der dritten Linie war die Vertheidigung länger und hartnäckiger geweſen. Doch war ſchon vor Mittag die ganze Reihe der Befeſtigungen in den Händen der Kaiſerlichen. Der kurze Kampf hatte allerdings Opfer gekoſtet; die Oeſterreicher hatten gegen 1500 Mann, darunter viele Officiere, verloren, aber auch der Verluſt des Feindes war bedeutend; gegen 1700 Gefangene, 138 Geſchütze und eine Menge Munition war die Beute der Sieger geworden. Die Franzoſen, deren Colonnen zum größten Theil vereinzelt und zuſammenhanglos das Weite ſuchten, ſammelten ſich erſt hinter der Pfriem, auf der Linie von Worms und Pfeddersheim gegen den Donnersberg hin. Der Eindruck des Tages wirkte im ganzen Reiche aufrichtend und erfriſchend; der Sieg vom 29. October war nach langer diplomatiſcher Miſère die erſte kecke, kräftige Kriegsthat. Sogar die Reichstruppen und noch dazu die geiſtlichen Contingente von Bamberg, Lüttich, Salzburg und Mainz nahmen an der Ehre dieſes Tages rühmlichen Antheil. Für Oeſterreich war es aber ein hoher Triumph, durch einen glänzenden Act zu zeigen, daß es auch allein und von Preußen verlaſſen ſtark genug war, ſich mit dem Gegner in glücklichem Kampfe zu meſſen.

Am ganzen Rhein waren dieſe Octobertage, beſonders der 29., durch Erfolge der öſterreichiſchen Waffen bezeichnet. Zwiſchen Neu-

wied und Ehrenbreitſtein wurden die feindlichen Verſchanzungen auf der Rheininſel Niederwerth genommen und die Feſtung von dieſer Seite wieder frei gemacht. Am Oberrhein machte ſich Wurmſer auf, um die Franzoſen aus Mannheim zu drängen. Ein glückliches Gefecht (17. — 18. Oct.) ſchob die franzöſiſchen Colonnen, die außerhalb der Stadt den Neckar entlang aufgeſtellt waren, zurück; Neckarau, eine Stunde von Mannheim am Rhein gelegen, ward beſetzt und die Ebene, die ſich zwiſchen Rhein und Neckar dort ausbreitet, vom Feinde geſäubert. Auf dem rechten Neckarufer blieb nur eine verſchanzte Anhöhe, der Galgenberg, den eine ſtehende Brücke mit der Feſtung verband, in der Gewalt der Franzoſen; ein raſch und glücklich unternommener Angriff entriß dem Feinde dieſen Punkt an dem nämlichen Tage, wo Clerfayt ihn bei Mainz aus ſeinen Schanzen ſchlug. Die Kaiſerlichen konnten nun daran denken, das franzöſiſche Heer in die Stellungen zurückzudrängen, die es vor den Erfolgen in den letzten Wochen des Jahres 1793 eingenommen hatte. Seit dem 10. Nov. ſchlug man ſich an der Pfriem. Von dort weggedrängt, ſuchten ſich die Franzoſen am Haardtgebirge zu halten; auch hier mit Erfolg angegriffen (13. 14. Nov.) nahmen ſie ihre Stellung hinter der Queich. So hatten die Oeſterreicher ungefähr die Linien inne, welche vor dem Mißgeſchick von 1793 von den Preußen beſetzt waren; Kaiſerslautern, Homburg, Zweibrücken waren wieder in deutſchen Händen. Nun war auch Mannheim entblößt und die Einſchließung konnte auf der linken und rechten Seite des Rheins beginnen. Ein heftiges Bombardement brachte die Feſtung bald zur Uebergabe. Am 22. Nov. ergab ſich die Beſatzung kriegsgefangen; die Stadt, durch die Beſchießung zum großen Theil verwüſtet, mußte büßen, was der kurzſichtige Leichtſinn ihrer höchſten Beamten geſündigt hatte.

Die Maasſambre-Armee hatte ſich nach ihrer ſchmachvollen Flucht erſt einige Wochen ruhig gehalten, dann vergebliche Verſuche gemacht, Pichegru zu Hülfe zu kommen. Sie beſetzte (11. November) Kreuznach, zog ſich aber, als eine öſterreichiſche Colonne ſich näherte, nach wenigen Tagen zurück; ein Verſuch, auf dem rechten Ufer vorzudringen, war nicht glücklicher, die Spuren ihres Weges waren wieder wie vorher durch ſcheußliche Ausſchweifungen bezeichnet. Als Pichegru hinter die Queich ging,

rückte Jourdan (Ende Nov.) zum zweiten Male vor, beſetzte Kreuznach und drang gegen die Nahe vor, aber indeſſen war Mannheim gefallen und damit ein weſentlicher Theil ſeines Zweckes verfehlt. Bei Meiſenheim und Alſenz erlitt zudem die rechte Flanke des Jourdan'ſchen Heeres eine blutige Schlappe (8. Nov.) und auch ein Verſuch Pichegru's, wieder vorwärts zu dringen, hatte keinen Erfolg. Die Maasſambre-Armee mußte abermals den Rückzug antreten.

Die kleinen Neckereien an der Queich und im Weſtrich, zum Theil in hartnäckige und blutige Gefechte umgeſchlagen, dauerten bis in die letzten Wochen des Jahres; erſt gegen Ende December trat ein Ruhepunkt ein, der durch die Jahreszeit und die natürliche Erſchöpfung geboten war. Es war auf beiden Seiten der Wunſch gleich lebhaft, durch einen Waffenſtillſtand Athem zu ſchöpfen; am Neujahrstage verſtändigte man ſich darüber. Die Franzoſen hielten das linke Rheinufer von Baſel bis zur Queich beſetzt; von da zog ſich ihre Linie weſtwärts längs der Blies und Nahe und traf erſt bei Niederdiebach wieder mit dem Rhein zuſammen. Die Oeſterreicher hielten das rechte Ufer des Stromes von Baſel bis zur Sieg beſetzt; links vom Rhein ging ihre Gränze von Speyer in der Richtung des Haardtgebirges bis zum Hundsrück und der Nahe hin und berührte bei Oberdiebach den Rhein.

Der Feldzug war von kurzer Dauer und an großen kriegeriſchen Ereigniſſen nicht eben reich geweſen, aber er hatte gleichwol unter allen ſeit 1792 den Rheinlanden die tiefſten Wunden geſchlagen. Der Landſtrich von der Sieg bis über die Lahn hinaus war durch die wilden Ausſchweifungen der Jourdan'ſchen Banden am ſchwerſten heimgeſucht, aber auch links vom Rhein, wo die Franzoſen ſich ſchon als künftige Herren fühlten und mehr Schonung zu erwarten war, ſah es traurig genug aus. Ein Mitglied des Convents ſelber entwarf davon im Herbſt 1795 der Verſammlung ein erſchütterndes Gemälde. „Die Pfalz — ſagte er — iſt gänzlich verwüſtet; Alles was Menſchen heilig und werth geweſen, alle geſellſchaftliche Ordnung und Gerechtigkeit iſt vernichtet, den Einwohnern ihre Güter auf die ſchändlichſte Art geraubt und oft ſelbſt die geraubten Gegenſtände den früheren Eigenthümern wieder verkauft. Der franzöſiſche Name iſt zum Abſcheu in jenen Gegenden geworden; denn die Barbarei der Commiſſa-

rien ging ſo weit, daß ſie die Unglücklichen, welche ſich über die Plünderung beklagten, niederſchießen ließen, um ihre Klagen nicht zu hören.“ Der Druck mußte einen furchtbaren Grad erreicht haben, wenn ſolche Schilderungen aus franzöſiſchem Munde zu hören waren. Es kam die Noth des bittern Hungers hinzu, die im Jahr 1795 einen großen Theil von Europa heimſuchte. In der Nachbarſchaft von Mannheim mußten die Landleute Meilen weit laufen, um ſich Brod in knappen Portionen zu verſchaffen; ſie waren genöthigt, in größeren Haufen zu gehen, um ſich vor hungernden Banden zu ſchützen, welche die ſonſt ſo blühende Gegend jetzt durchſtreiften.

Es war hohe Zeit, daß dieſe furchtbare Kriegsnoth ein Ende fand. Dies Gefühl ging bei Clerfayts letzten Siegen durch alle Gemüther; mit Begeiſterung ward überall der muthige Feldherr genannt, der zuerſt wieder Deutſchland Siege und durch ſie den Frieden zu bringen verſprach. Wie war man erſtaunt, als wenige Wochen nachher die Kunde kam, daß der erſte öſterreichiſche General, der nach einem glücklichen Feldzuge vor den Thron ſeines Kaiſers getreten war, — ſeinen Abſchied gefordert und erhalten habe! Clerfayt theilte, wie wir ſehen werden, das Schickſal aller Männer von Talent, die während Thugnts Verwaltung das Obercommando führten; er mußte weichen, weil er eine eigene Meinung und einen eigenen Willen zeigte, weil er die Bedürfniſſe des Krieges und die vorhandenen Mängel furchtlos vor Augen legte. Thugut und ſein Hofkriegsrath konnten aber nur Creaturen brauchen; darum vermochte ſich weder Clerfayt noch der Erzherzog Karl auf die Dauer an der Spitze der Armeen zu behaupten.

Die Verhandlungen über den Reichsfrieden hatten ſeit Auguſt, wo wir ſie verließen, zu keinem beſſeren Ergebniß geführt. Ein Verſuch Hardenbergs, durch die Abtretung Belgiens die Franzoſen zu befriedigen, Oeſterreich im Reiche einen Erſatz zu bieten und das übrige linke Rheinufer zu retten, war natürlich abſchlägig beſchieden worden; die Franzoſen ſprachen nun offen den auch im Convent ſanctionirten Grundſatz aus: daß es für ſie ohne die Rheingränze keinen dauerhaften Frieden gebe. Die kaiſerlichen Anträge, die durch däniſche Vermittelung angebracht

wurden, blieben ebenfalls erfolglos, da vorerſt weder in Wien noch in Paris eine aufrichtige Neigung für den Frieden vorhanden war.

Nur der Reichstag fuhr unverdroſſen fort, mit gewohnter Breite über die Reichsfriedensdeputation, über ihre Vollmachten und Inſtructionen Rath zu pflegen. Der ehrwürdige Körper war nicht ſo leicht aus dem einmal betretenen Geleiſe herauszudrängen. Es kam erſt die Anzeige Preußens (17. Sept.), daß der Verſuch, einen Waffenſtillſtand zu erlangen, in Baſel geſcheitert ſei; dann die überraſchende Botſchaft, daß auch Heſſencaſſel den Weg eines Separatfriedens eingeſchlagen; aber der Reichstag ſetzte ſeine Arbeit mit einer Geduld fort, die eines beſſeren Erfolges werth geweſen wäre. Der heſſencaſſeler Friedensſchluß, friſch geſchloſſen, nachdem eben noch der Kaiſer (29. Juli) feierlich von Separatverträgen abgemahnt, konnte indeſſen doch nicht ganz unbeſprochen bleiben; wenn auch der Reichstag ſchwieg, ſo hatte doch der Kaiſer keine Urſache, mit ſeiner Meinung hinter'm Berge zu halten. Ein Hofdecret vom 18. Sept. gab der Mißſtimmung über den neueſten Abfall vom Reiche einen ſehr beſtimmten und ſcharfen Ausdruck. Ein Friede des Reiches unter billigen und anſtändigen Bedingungen, hieß es darin, ſei nicht wohl zu erreichen, wenn einzelne Stände nach eigener Willkür aus dem Reichsverbande austräten, ihr Intereſſe durch Separatverträge und geheime Artikel von der gemeinſamen Sache des Reiches trennten und dieſes ſelber in lauter Sonderintereſſen auflöſten. Der Kaiſer verlangte ein Gutachten des Reiches über die Frage, wie ein ſolcher Friedensvertrag nach der deutſchen Verfaſſung zu beurtheilen, und welche Maßregeln zu nehmen ſeien zur Aufrechthaltung der Freiheit, Würde und Selbſtändigkeit des deutſchen Staatskörpers. In dem Augenblicke, wo dies Hofdecret in Regensburg eintraf, war durch die Capitulation von Mannheim dem Kaiſer eine neue Gelegenheit geboten, ſeine Mißbilligung kundzugeben; er bezeichnete jene Uebergabe nicht als ein unglückliches Kriegsereigniß, ſondern als eine Folge jener „einſeitigen Maßnahmen, durch welche die Reichsoperationen offenbar gehemmt und die Erwirkung eines billigen und anſtändigen Reichsfriedens immer mehr entfernt würde."

Mittlerweile war der Reichstag (14. Oct.) mit der Entwerfung der Vollmachten und Inſtructionen für die Friedensdeputa-

tion fertig geworden; es ſollte, hieß es darin, dieſer Reichskrieg, welcher dem deutſchen Reiche zur Vertheidigung ſeiner Verfaſſung aufgedrungen, auf der Grundlage der Integrität und Wiedererlangung der entzogenen geiſtlichen und weltlichen Rechte und Beſitzungen durch einen billigen und annehmlichen Frieden beendigt werden. In dem Augenblicke, wo dies Gutachten vollendet war, ſtanden ſich die Armeen in erneuertem Kampfe gegenüber. Die kaiſerliche Beſtätigung, die am 19. Nov. erfolgte, gab denn auch dieſer Lage einen bezeichnenden Ausdruck. Unter der Form, die vorgeſchlagenen Friedenseinleitungen zu beſtätigen, mahnte das Actenſtück dringender als je zum Kriege. Es theilte den Briefwechſel mit, welcher das Mißlingen der däniſchen Friedensvermittelung beurkundete, es erinnerte an den bekannten Bericht Roberjots und an die unzweideutig ausgeſprochene Abſicht der Franzoſen, nur um den Preis der Rheingränze Frieden zu ſchließen; es berichtete dann die kriegeriſchen Vorgänge vom September und October, die deutſchen Siege am Neckar, Main und Rhein und ſprach im nachdrücklichſten Tone die Ueberzeugung aus, daß ein billiger und anſtändiger Friede nur mit den Waffen in der Hand errungen werden könne. Treffend und prophetiſch ward die Taktik der Franzoſen, den Friedensverhandlungen mit dem Reiche auszuweichen und nur Separatverträge zu ſchließen, als ein Mittel bezeichnet, dem Reiche die Friedensgeſetze gebieteriſch zum ewigen Schimpfe des deutſchen Namens blos zur Unterſchrift vorzulegen. „Ja Deutſchlands Verhängniß würde mit dem Verluſte der reichſten, bevölkertſten und anſehnlichſten Provinzen entſchieden geweſen ſein, wenn der von dem Feinde in beſonderem Vertrauen auf ſeine Trennungspolitik dem deutſchen Reiche zubereitete letzte Hauptſchlag gelungen wäre; aber es beſtätigen zugleich eben die herrlichen Siege, welche dieſen tödtlichen Schlag abgewendet haben, daß die feindlichen, auch an Zahl überlegenen und durch die fürchterlichſten Feldverſchanzungen geſchützten Heere deutſchem Muthe und deutſcher Kriegskunſt nicht unbezwinglich ſind. Nur durch vereinte Anſtrengung der deutſchen Geſammtkraft, durch erhöhtes Nationalgefühl, durch Einigkeit, deutſchen Muth, Energie und Ausharren iſt der Feind, der das deutſche Reich zerſtücken und deſſen Verfaſſung zerrütten will, zu einem billigen und gerechten Frieden zu bewegen.“

Mit diesem kriegerischen Manifeste schlossen die Friedensverhandlungen des Jahres 1795 in bezeichnender Weise ab. Die Reichsfriedensdeputation blieb vorerst ein todtgebornes Ding und mit erneutem Eifer sollte der Friede auf dem Schlachtfelde erfochten werden. Aber es war nicht das Reich, welches dies Wagniß unternahm, nur Oesterreich und dessen ausländische Verbündete; vom Reiche waren zwei angesehene Fürsten in Frieden mit dem Feinde eingetreten, die meisten kleineren waren heute eher wie morgen bereit, wenn die Noth drängte, den gleichen Weg zu gehen. Die kaiserliche Politik war auf diesen Fall gefaßt, ihre Organe sprachen offen die Drohung aus, der Kaiser werde fortan auch seinen besonderen Weg ohne das Reich gehen. „Der kaiserliche Hof — hieß es in einem Aufsatze jener Zeit — wird die gemachten Eroberungen und Fortschritte als seine eigene Sache ansehen und wird sich darüber mit Frankreich verständigen; und wenn der Kaiser dann einwilligte, daß Frankreich seine Gränze bis an den Rhein ausdehnte, und noch Mainz dazu hergäbe, welche Hindernisse könnte er finden, wenn er eine gerechte Entschädigung von dem Reiche nähme?" Für Pfalzbaiern war dieser Wink deutlich genug.

Das Verhältniß zu Preußen war weniger schroff geworden; es ward wenigstens der bittere und herausfordernde Ton gemieden. Daß die polnische Angelegenheit endlich erledigt war, trug am meisten dazu bei, zwischen den östlichen Höfen ein etwas besseres Vernehmen herzustellen. Aber an einen Umschlag der preußischen Politik war darum nicht zu denken. Wohl waren die Lectionen des letzten Jahres für die Neutralitätspolitik herb genug gewesen, Preußen hatte alle seine Vermittelungsversuche scheitern gesehen und Hardenberg verließ jetzt zu Ende des Jahres Basel, ohne daß irgend eine wesentliche Hoffnung, die man im Frühjahr gehegt, erfüllt war. Die Demarcationslinie war erst von den Franzosen, dann von den Oesterreichern verletzt worden und beide Male hatten die Verwahrungen und Einsprachen Preußens höchstens gleichzeitiges Achselzucken zur Folge gehabt. Mit Oesterreich war man über den Separatfrieden zerfallen, mit Rußland drohte es darüber zum offnen Bruch zu kommen, der Versuch, die Reichsfürsten vom österreichischen Einflusse zu trennen und unter preußischer Aegide zu sammeln, war in der Hauptsache mißlun-

gen. Wer Augen hatte zu ſehen, der mußte ſich ſagen, daß die preußiſche Politik ſich auf einem Abwege befand, der ihr nichts übrig ließ, als die zweideutige franzöſiſche Freundſchaft. Zur Umkehr von dieſem Wege war aber in Berlin weniger Ausſicht als je.

So lag denn der Krieg weſentlich auf Oeſterreichs Schultern. Zwar waren in Deutſchland unter dem Eindrucke der letzten Erfolge die mattherzigen Stimmungen des Friedens um jeden Preis gewichen; im Kreiſe des Volkes regten ſich wieder muthige und kriegeriſche Gedanken. Selbſt der Regensburger Reichstag trat aus ſeiner ſteifen Eintönigkeit heraus und richtete ein beſonderes Dankſchreiben an den Kaiſer für die jüngſten Siege. Während in Frankreich die Exiſtenz der Republik von inneren Erſchütterungen noch mehr als vom äußeren Feinde bedroht ſchien, gab ſich in Deutſchland eine gehobene Stimmung kund. Als Clerfayt jetzt im Winter vom Rhein nach Wien ging, ward er mit Huldigungen überſchüttet; in Frankfurt, in Wien ſelbſt feierte der Held des erſten glücklichen Feldzuges die lauteſten Triumphe. Die Hülfe freilich, die das officielle Reich zu leiſten verſprach, eine Reichsſteuer von hundert Römermonaten, deren Ertrag man auf eine Million Gulden berechnete, wollte im Vergleich mit den Bedürfniſſen eines ſolchen Krieges nicht viel bedeuten.

In Oeſterreich ſelbſt überhob man ſich vielleicht in der Beurtheilung der letzten Erfolge; ſie waren nur errungen worden, weil man endlich einmal die Kriegsleitung einem Feldherrn, nicht den Künſten der Diplomatie überlaſſen hatte. Noch ſtand aber in Wien derſelbe Mann mit unbegränztem Einfluß an der Spitze, deſſen ſchlechten Künſten ein großer Theil des Unheils ſeit 1793 zuzuſchreiben war; noch waren in der Umgebung des Kaiſers und an gewichtigen militäriſchen Stellen alle die Perſönlichkeiten thätig, mit denen höchſtens Mack, aber kein Mann von ſelbſtändigem Talent und Willen ſich vertragen konnte. Auch Clerfayt ſollte jetzt dieſe Erfahrung machen. Sein Oberbefehl war ihm hinlänglich verbittert worden durch die Thugut'ſche Kabale und durch den Hofkriegsrath; erſt hatte man von Wien aus ſeine Thätigkeit gelähmt und, wie es Thuguts Art immer war, die militäriſchen Bewegungen von kleinen diplomatiſchen Berechnungen, die dann in der Regel ſcheiterten, abhängig gemacht. Dann hatte der Obergeneral ſich mit dem Hofkriegsrathe herumzuzanken, der Behörde,

die ſich in Alles miſchte, aber das Erſte und Nöthigſte, die Bedürfniſſe der Armee, auf eine ſchmachvolle Weiſe vernachläſſigte und der Corruption der Heeresverwaltung freien Spielraum ließ. Ein Glück war es, daß Clerfayt, wo er immer konnte, ſeinen eigenen Weg ging, aber eben dieſe Selbſtändigkeit ward ihm in Wien nicht verziehen. Daß er den Krieg nicht ſelten im Widerſpruch mit den Rathſchlägen von Wien führte, an die Begünſtigten des Hofkriegsraths, wie Wurmſer, Befehle ſtatt Bitten richtete, daß er die Sorgloſigkeit der Verpflegung, die Unterſchleiſe im Lager ohne Schonung rügte, hatte die Stimmung der Leute von Einfluß gegen ihn entſchieden. Als er nun mit dem vollen Selbſtgefühl der erfochtenen Siege nach Wien kam, erntete er bei dem Hofkriegsrath Tadel ſtatt Lob; man rügte ſeine Eigenmächtigkeit, unterſtellte ſeine einzelnen Operationen einer kleinlichen Kritik und erbitterte ihn durch grundloſe Mäkeleien. Grollend nahm er ſeine Entlaſſung, deren Beweggrund man vergebens durch äußere Auszeichnungen zu verdecken ſuchte; alle Welt fühlte, daß wieder ein fähiger und populärer Feldherr dem bekannten Syſtem erlegen war.

Die Leitung des Kriegsweſens war nun wieder, durch keine überlegene Perſönlichkeit beſchränkt, in den Händen eines Ausſchuſſes, in dem nur ein namhafter Soldat, der General Noſtitz, ſaß. Referent war der Oberſt Rollin, jene complete Mittelmäßigkeit, die wir von 1793 her durch ihre Freundſchaft für Wurmſer kennen. Ihm zur Seite ſtand Thugut; einige unbedeutende Perſonen aus der oberſten Kriegsbehörde waren noch beigegeben, weil ſie den Einfluß der Cotterie nicht ſtörten. Man mochte ſich in Wien ſchmeicheln, daß der junge Erzherzog, den man jetzt an Clerfayts Stelle berief, ſich eher von dieſer Behörde am Gängelbande leiten ließ; aber ihm waren die Erfahrungen ſeines Vorgängers in noch reicherem Maße beſchieden.

Zweiter Abschnitt.

Der Feldzug von 1796.

Die französische Republik hatte gewaltige Rüstungen gemacht zu dem erneuerten Kampfe. Fünf große Armeen waren von der Nordsee bis zum Mittelmeere aufgestellt; während die Heere im Norden und an den Alpen eine beobachtende Stellung einnehmen sollten, war der Maassambre-, der Rhein-Armee und der italienischen die eigentliche Action zugetheilt. In einer zusammenhängenden Operation sollten die beiden ersten nach dem Innern von Deutschland hereinbrechen und dem durch Oberitalien nach Innerösterreich vordringenden italischen Heere die Hand reichen. Gelang der Plan so sicher, wie er kühn entworfen war, dann ward dem Kaiser in seinen eigenen Erblanden der Friede vorgeschrieben.

Die Entscheidung dieses Jahres lag auf den Schlachtfeldern Italiens, nicht weil dort die größere Masse der Streitkräfte wirkte, sondern weil dort zuerst in selbständiger Thätigkeit der Mann hervortrat, um den sich in den nächsten Jahrzehnten die Geschichte Europa's bewegt hat. Aus dem Feldzuge von 1796 ist die militärisch-politische Glorie Napoleon Bonaparte's emporgewachsen.

Das französische Directorium sandte als Oberfeldherrn den Mann nach Italien, dessen Verdienst es zum guten Theil gewesen, daß die neue französische Verfassung und Regierung nicht schon vor ihrem Eintritt unter dem Aufstande vom October 1795 begraben ward. Eine solche That verdiente den Dank eines Regiments, dessen Geburt schon die Ermattung der revolutionären Kraft und das Uebergewicht des Lagers und der Feldherren ver-

kündigte; welch beſſerer Dank war ihm zu geben, als das Commando auf einem Kriegsſchauplatze, deſſen militäriſche und politiſche Natur ihm vertraut war, wie kaum einem Andern? Die Revolution, wie ſie ſelber gewaltig und rieſenhaft angelegt war, ſo ſchloß ſie auch ihre erſte Phaſe mit einem Manne ab, der den außerordentlichen Stempel ſeines Urſprunges an ſich trug. Gerüſtet mit der Bildung und der Technik der alten Zeit, und zugleich ſo rückſichtslos, ſo gewaltthätig, ſo ohne Pietät für alles Vorhandene und Geſchichtliche, wie der Sohn einer revolutionären Zeit, aus der Revolution hervorgegangen und doch wieder das grelle Gegenbild der Verfaſſungsmacher und politiſchen Ideologen von 1789, vielmehr von durchaus praktiſcher Genialität, und in dieſer Richtung mit jener originalen Vielſeitigkeit und ſchöpferiſchen Kraft ausgeſtattet, die das Kennzeichen des ächten Genies iſt, ſchien er mehr als irgend ein Anderer dazu geboren, die Revolution zu bezwingen, ſie zu überwältigen mit ihren eigenen Künſten, aber auch ſie abzuſchließen und die Verſöhnung herzuſtellen zwiſchen der alten und der neuen Zeit. Wer nach Parallelen ſuchen wollte für dies geſchichtliche Phänomen, der würde ſie am erſten in der Geſchichte des italieniſchen Mittelalters finden, dem die Bonapartes durch Abſtammung und Art angehören; dort, auf den Trümmern der mittelitaliſchen Demokratien über einer abgematteten und der ſtrengſten politiſch-militäriſchen Zucht bedürftigen Generation ſind wohl verwandte Naturen aufgetreten, nicht von gleicher Genialität, aber von ähnlicher Weltanſchauung, von derſelben dämoniſchen Gewalt über die Maſſen, von der nämlichen ſeltſamen Miſchung ſoldatiſcher Tyrannei und revolutionärer Rhetorik. Oder die römiſche Kaiſerzeit mit ihrer nivellirenden Despotie, die ſich in das Gewand demokratiſcher Formen kleidet, wiewol ſie das Grab aller ächten Demokratie war, mit ihrem revolutionären Haſſe gegen alles wahrhaft Ariſtokratiſche, mit ihrer Fütterung der Maſſen, mit ihren Blendwerken und Schauſpielkünſten für den großen Haufen, mit ihrer tödtlichen Feindſeligkeit gegen alle freien und ſelbſtändigen Naturen — dieſe Zeit der menſchlichen Geſchichte böte wohl auch Stoff zu Parallelen genug. Gegen uns insbeſondere, gegen das deutſche Weſen und ſeine Eigenthümlichkeit, iſt dieſe Verwandtſchaft mit dem romaniſchen Cäſarismus und der unverſöhnliche Gegenſatz gegen alles Nationale und Individuelle, was in uns

lebt, in feindlichſter Schärfe hervorgetreten. Doch davon wird die Geſchichte der ſpäteren Zeit berichten; was jetzt geſchah, hat nur den Grund gelegt zu der Bonaparte'ſchen Macht und Herrlichkeit.

Der frühere Gang des Krieges in Italien ließ nicht erwarten, daß von dorther die Entſcheidung kommen werde; mit Ausnahme einer einzigen größeren Schlacht, die zu Ende November 1795 bei Loano geſchlagen worden, war auf dieſem Schauplatze bisher von großen und folgenreichen Kriegsthaten nichts zu verzeichnen geweſen. Auch jetzt betrug das franzöſiſche Heer, das ſich, durch den Kamm der Apenninen gedeckt, an der genueſiſchen Küſte ausdehnte, höchſtens einige vierzigtauſend Mann und ſchien durch die an Zahl etwas ſtärkere öſterreichiſch-piemonteſiſche Armee genügend im Schach gehalten. Doch war der Unterſchied der Zahlen in Schätzung der Streitkräfte nicht allzuhoch anzuſchlagen. Die franzöſiſchen Truppen waren zwar ausgehungert, ſchlecht verpflegt und gekleidet, aber kriegsgeübt und voll Ungeduld, zum Kampfe herausgeführt zu werden in die fruchtbaren Ebenen Italiens. Die Oeſterreicher waren nicht viel beſſer verſorgt; denn die angebliche Fülle, worin ſie ſich befanden, bezog ſich, wie ein bewährter Meiſter urtheilt,*) auf tauſend halb oder ganz entbehrliche Gegenſtände des Gepäcks und der Verpflegung, mit denen ſich das Vorurtheil der damaligen Heere herumſchleppte, aber keineswegs auf das Wohlleben der Soldaten. Die Truppen waren vielmehr durch Anſtrengung und Entbehrung entkräftet und mißmuthig, die Piemonteſen zudem dem öſterreichiſchen Bündniß abgeneigt; die Sympathien mit der Revolution reichten hier bis in die Armee. Dem Führer der Oeſterreicher, Beaulieu, gebrach es weder an Fähigkeit und Kriegserfahrung, noch an Raſchheit, und aus den erſten Tagen des Revolutionskrieges (1792) ward ſein Name mit Auszeichnung genannt; einem Bonaparte war er aber nicht gewachſen. Ein Siebziger, in der herkömmlichen Kriegsart grau geworden, von dem Wiener Hofkriegsrath abhängig, des Terrains, auf dem er jetzt ſtand, wenig kundig, auch dem Heere, das er führte, fremd und nicht ohne Oppoſition in den höheren Kreiſen der Officiere empfangen, ſtand Beaulieu einem genialen, ſiegesdurſtigen Feldherrn von 27 Jahren gegenüber, der

*) Clauſewitz, hinterlaſſene Werke IV. 12.

ſich ſeine eigene Kriegsart ſchuf, der vollkommen Herr ſeiner Handlungen war, der Land und Leute kannte wie ſich ſelber, der wie Wenige die Gabe beſaß, ſeine Soldaten zu begeiſtern und an ſich zu feſſeln. Der erſte Aufruf, womit er ſein Heer begrüßte, ließ die ganze Virtuoſität des Mannes ahnen; in wenig Sätzen von antiker Kraft und Einfachheit war darin zugleich dem Selbſtgefühle des Soldaten geſchmeichelt, die Zuverſicht des Sieges in ihm geweckt und die blühenden Ebenen Italiens ihm als das Siegesfeld gezeigt, wo ſtatt Noth und Entbehrung nur Genuß und Ruhm ſeiner warte. Ein Feldherr ſolcher Art, der die Politik zu handhaben wußte, wie die Kriegskunſt, befand ſich hier ganz auf ſeinem rechten Boden. Italien hatte in ſeiner politiſchen Geſtaltung manche Aehnlichkeit mit Deutſchland; es hatte, außer dem Mangel einer nationalen und einheitlichen Action, beſonders die Kleinſtaaterei mit uns gemein. Jenſeits wie diesſeits der Alpen war es nicht allzuſchwer, die einzelnen Regierungen zu überraſchen, von der gemeinſamen Sache zu trennen und durch Sonderbündniſſe an die Politik Frankreichs zu knüpfen. Es iſt denn auch in dieſem Feldzuge an beiden Stellen dieſe Politik mit wahrer Virtuoſität gehandhabt worden: Oeſterreich völlig zu iſoliren, dort Sardinien, Neapel, Parma, Modena, hier Preußen, Baiern, Württemberg, Baden in den Dienſt der franzöſiſchen Politik zu verflechten.

Die Oeſterreicher eröffneten in Italien den Feldzug (10. April); beſorgt um Genua, warfen ſie ſich auf den rechten Flügel der Franzoſen, ehe dieſe den Angriff erwarteten, bevor die öſterreichiſchen Streitkräfte ſelbſt vollſtändig beiſammen waren. Der erſte Stoß, von Beaulieu auf Voltri gerichtet, hatte einen kleinen Erfolg; inzwiſchen war eine andere öſterreichiſche Abtheilung unter Argenteau gegen Montenotte vorgegangen. Zwei Bataillone Franzoſen, die unter Oberſt Rampon ſich in die verlaſſenen Schanzen auf dem Monte Legino zurückgezogen, leiſteten dort den hartnäckigſten Widerſtand und wieſen den Angriff der Kaiſerlichen zurück. Dieſen Moment benutzte Bonaparte, um am nächſten Tage mit überlegener Macht die öſterreichiſche Colonne anzugreifen und zu zerſtreuen. Eine Strecke weſtwärts, bei Milleſimo, ſtand eine gemiſchte Abtheilung unter Provera; gegen ihn wandte ſich nun Bonaparte (13. April) und zwang ihn, ſich in das Bergſchloß

Coſſaria zurückzuziehen. Während Augereau dieſen Poſten einſchließt und zur Uebergabe zwingt, wirft ſich dann Bonaparte raſch gegen die Verſchanzungen von Dego (14. April) und ſchlägt den dortigen Poſten vollſtändig. Ein Corps von 3000 Oeſterreichern unter Wukaſſowitſch, das durch Mißverſtändniß erſt jetzt eintraf, erſchien dann am 15. von Neuem bei Dego, überraſchte die Franzoſen und drang anfangs gegen ſie mit ſiegreicher Kühnheit vor. Ihre Schanzen wurden erſtürmt, ihre Geſchütze genommen. Aber als Bonaparte mit überlegener Macht zu Hülfe eilte, erlag die kleine Colonne nach tapferem Kampfe der Uebermacht. So war in einer Reihe einzelner Gefechte die öſterreichiſch-piemonteſiſche Macht überall zerſplittert und in geringerer Zahl aufgetreten; überall hatte Bonaparte mit überlegenen Maſſen den Kampf entſchieden. Die Oeſterreicher hatten ſich an allen Stellen mit großer Bravour geſchlagen; aber das Reſultat dieſer Gefechte kam dem Verluſte einer großen Schlacht gleich.

Nach dieſen erſten Erfolgen wandte ſich der franzöſiſche General raſch gegen die ſardiniſche Armee, die unter Colli bei Ceva ſtand. Es ward an drei Tagen (19. 20. 22. April) bei Ceva, Curſaglia, Mondovi gefochten und allenthalben Colli zurückgedrängt. Schon am 23. kam aus dem piemonteſiſchen Lager das Anerbieten eines Waffenſtillſtandes. Der Turiner Hof, erſchreckt durch die letzten Schläge, voll Sorge vor einer demokratiſchen Erhebung und der Stimmung des Heeres nicht ſicher, beeilte ſich durch den Abfall von der Coalition ſeine Exiſtenz zu retten, die freilich fortan der franzöſiſchen Politik auf Gnade und Ungnade überantwortet war. Zu Chierasco ward am 28. April der Waffenſtillſtand geſchloſſen, der Sardinien von der Coalition trennte, einen Theil des Gebietes den Franzoſen einräumte und ihnen die wichtigſten Feſtungen zum Pfande gab. Der Vertrag ward auch für die andern italieniſchen Regierungen entſcheidend; das „Rette ſich wer kann" war nun die Loſung ihrer Politik.

Beaulieu war nach dieſer Wendung außer Stande, den oberitalieniſchen Weſten zu behaupten; ſchon die Zahl der Truppen gab Bonaparte jetzt ein entſchiedenes Uebergewicht, noch mehr die Stimmung und Führung. In feurigen Proclamationen wurde das Heer zu weiteren Siegen begeiſtert, die Regierungen durch die Furcht vor einer Erhebung der Völker erſchreckt, die Völker ſelbſt

durch den verführeriſchen Klang der neuen Freiheit aufgeregt. Beaulieu vermochte das Vordringen des Feindes über den Po nicht zu hindern; auch der Adda-Uebergang ward nach der Erſtürmung der Brücke bei Lodi (10. Mai) erzwungen und vier Tage ſpäter zog Bonaparte in der lombardiſchen Hauptſtadt ein. Wie beeilten ſich nun die italieniſchen Fürſten, um hohen Preis von dem revolutionären Krieger ihre Exiſtenz zu erkaufen! Schon am 9. hatte Parma durch 2 Mill. Livres, 1700 ausgerüſtete Pferde, große Vorräthe an Lebensmitteln und 20 Gemälde ſeine Neutralität erlangt; am 15. machte Sardinien zu Paris ſeinen Frieden mit der Republik, trat Savoyen, Nizza u. ſ. w. ab, überließ ſeine Feſtungen den Franzoſen und verſprach als Vorboten engeren Einverſtändniſſes einen Handelsvertrag mit der Republik zu ſchließen. Auch Modena erkaufte um achthalb Millionen Livres baar Geld, dritthalb Millionen an Vorräthen und zwanzig Gemälde ſeine ſchwankende Exiſtenz von dem revolutionären Feinde. Bis nach Rom und Neapel zitterte die Angſt vor der Revolution, die eben dadurch nur beſchleunigt ward, daß die alten Gewalten ihre Ohnmacht an den Tag legten. Fähige und muthvolle Regierungen hätten auch hier, wie in Deutſchland, dem Feinde verderblich werden können; aber dieſe kleinen Despoten überkam jetzt die Gewiſſensangſt für die vergangenen Thaten, ſie waren nun ſo muthlos, wie ſie vordem gewaltthätig geweſen. Zwar waren in Italien, zumal in den mittleren und höheren Klaſſen, ſtärkere Sympathien mit der Revolution als in Deutſchland und der Sirenengeſang der neuen Freiheit riß anfangs Viele mit ſich fort. Aber die Enttäuſchung folgte bald; dem republikaniſchen Gaukelſpiele, das den leichtgläubigen Kindern und Thoren aufgeführt ward, gingen ſchamloſe Erpreſſungen, Plünderungen und Gewaltthaten jeder Art zur Seite. Dem erſten Taumel folgten bald verſpätete Volkserhebungen, deren blutige Ueberwältigung für's Erſte die Sicherheit der neuen Eroberung verbürgte. In den letzten Tagen des Mai ward auch der Mincio von den Franzoſen überſchritten; die Oeſterreicher waren auf Mantua beſchränkt und es blieb nur noch dieſe Feſtung zu nehmen, dann war die Eroberung Oberitaliens vollendet. Auch das mittlere und ſüdliche Italien beeilte ſich nun, mit der ſiegreichen Macht Frieden zu ſchließen; der Papſt und Neapel erkauften um theuren Preis unſichere Waffenſtillſtände mit der Republik.

So hatte Bonaparte's Kunst, mit einer vielgewandten politischen Taktik seine militärischen Bewegungen zu unterstützen, allenthalben siegreich das Feld behauptet. Wo die naive Bewunderung jener Tage nur die Größe des Helden sah, können wir jetzt überall zugleich die Anfänge und das Werden des künftigen Bonapartismus erkennen. In hundert einzelnen Zügen kündigte sich diese neue Macht an, deren Druck ein Jahrzehnt später auf den Nationen Europa's lastete. Die Verbindung despotischer und revolutionärer Eigenschaften, der imperatorische Stil seiner Bülletins, der Ton, den er gegen die besiegten Gewalten anschlägt, die Ernährung des Krieges durch den Krieg, die Requisitionen und Plünderungen, Alles zeigt die Keime einer Gewalt, wie sie das Bonaparte'sche Kaiserreich nachher vollendet darstellt. Und welche Meisterschaft, sich Alles dienstbar zu machen, Alles in den Zauberkreis seines Interesses hereinzubannen! Der geldarmen Regierung Frankreichs wirft er die Spolien Italiens zu, der Nation schmeichelt er mit Trophäen, Bildern und Statuen, die Fürsten Italiens hält er durch die Furcht vor der Revolution gefesselt, die Völker knüpft er durch die Hoffnung auf eine Umgestaltung an sich.

Zur Zeit, wo sich bei Mantua der letzte Entscheidungskampf um Oberitalien vorbereitete, hatte auch in Deutschland der Feldzug begonnen. Die Last des Kampfes lag hier auf Oesterreich; die meisten übrigen Reichsstände zögerten, selbst ihre bescheidenen Beiträge zu zahlen; ward es doch als besondere Merkwürdigkeit in den Blättern der Zeit verzeichnet, daß Holstein und Württemberg ihre Römermonate bezahlten, Kursachsen sein Contingent mobil machte, die Reichsstädte Frankfurt und Ulm dem kaiserlichen Hofe mit Anleihen zu Hülfe kamen.*) Das linke Rheinufer ward indessen von den Franzosen ausgesogen und gebrandschatzt; im Norden dachte man, nachdem die alte von keiner Seite respectirt worden, an eine neue Demarcationslinie. Das locale Interesse der niederdeutschen Stände traf zusammen mit den Intentionen der Haugwitz'schen Politik, in ein noch engeres Verhältniß zu Frankreich zu treten und die norddeutschen Staaten unter preußi-

*) Polit. Journ. I. 413 ff.

ſcher Aegide von einer Betheiligung an dem Kampfe im Süden und Weſten abzuhalten. In Wien waren die Unfälle in der Lombardei nicht ohne Eindruck geblieben, zumal da ſich nun lauter als vorher die Klage hören ließ über die Entfernung Clerfayts und über den Einfluß der militäriſchen Hofcotterie. Es tauchte ſogar nach dem Abfall Sardiniens und dem Rückzuge Beaulieu's einen Augenblick der Gedanke auf, den Frieden zu ſuchen, aber Thugut fand es für diesmal noch gerathener, dem Bündniß mit Rußland und England treu zu bleiben. Um dem Unwillen über die kriegeriſche Leitung eine ſcheinbare Conceſſion zu machen, traten die Grafen Wallis und Ferraris aus dem Hofkriegsrathe aus (Mai)*); im Uebrigen blieb es beim Alten. Die militäriſche Camarilla beherrſchte nur noch unumſchränkter die Dinge und gerade einer ihrer Lieblinge, Wurmſer, ward jetzt als Beaulieu's Nachfolger nach Italien geſchickt.

Zum Theil dieſelbe Rückſicht auf den öffentlichen Unmuth über Clerfayts Abſchied hatte auf die Ernennung des deutſchen Oberfeldherrn am Niederrhein eingewirkt: man hatte den Erzherzog Karl dazu ernannt und hoffte mit Grund, durch ihn bald den populären Namen des Siegers von 1795 vergeſſen zu machen. Der Erzherzog war das einzige jüngere Talent, das in den letzten Feldzügen mit Auszeichnung hervorgetreten war: ein Führer von ausgezeichneter Schule, von ſtrengſter wiſſenſchaftlicher Methode und Meiſter in der ſichern Ausführung ſchwieriger Combinationen. Man hat an ihm getadelt, daß ihm die wahre feurige Kriegsluſt fehlte und er den Krieg mehr wie ein Schachſpiel, die Schlacht wie die Löſung eines ſchwierigen und intereſſanten Problems betrachtet habe; und allerdings ſcheint ihm nur das rechte Maß von Energie und Leidenſchaft gefehlt zu haben, um im Innern der widerſtrebenden Elemente beſſer Meiſter zu werden und auf dem Schlachtfelde der vollkommenſte Feldherr zu ſein.

Es ſtanden ſich im Frühjahr 1796 am Rhein die beiden Armeen unthätig gegenüber; der Waffenſtillſtand war noch nicht abgelaufen. Der Maasſambre-Armee unter Jourdan, die etwa 76,000 Mann ſtark war, ſtand die niederrheiniſche unter dem Erzherzog gegenüber, die mit Einſchluß der Garniſonen von Mainz

*) Polit. Journ. I. 547.

und Ehrenbreitstein ungefähr 91,000 Mann zählte; die Rhein-Mosel-Armee Moreau's, 77,000 Mann stark, war durch Wurmsers oberrheinisches Heer von einigen 80,000 Mann im Schach gehalten. Bestand so auf deutscher Seite ein kleines Uebergewicht der Zahl, so war dagegen die Stellung der Franzosen ungleich günstiger als die der Oesterreicher. Rechts an die neutrale Schweiz gelehnt, links durch Holland und die Maasfestungen gedeckt, im Rücken die Vogesen, von Hüningen, Straßburg und Landau an bis Thionville, Metz, Saarlouis und Luxemburg im Besitz der stärksten Festungen, bei Düsseldorf auch Herren des rechten Rheinufers, boten die Franzosen kaum eine Seite, die zum Angriff günstig war. Ihre Gegner hatten weder am Oberrhein noch in Schwaben ähnliche Haltpunkte, ihr rechter Flügel war ziemlich entblößt. Der Erzherzog Karl ist daher, im Gegensatz zu den Wiener Rathgebern, der entschiedenen Meinung gewesen,*) die Oesterreicher seien zu einer Angriffsoperation zu schwach und nur eben zu einer tüchtigen Defensive stark genug gewesen. Noch ehe es zur Eröffnung des Feldzuges kam, machte sich schon die Rückwirkung der Ereignisse in Oberitalien fühlbar. Sardinien war abgefallen, die Lombardei besetzt, schon rüstete sich Bonaparte, den Mincio zu überschreiten und Mantua, den letzten Haltpunkt der österreichischen Herrschaft in Oberitalien, zu belagern. Da traf denn (Ende Mai) am Oberrhein der Befehl ein, Wurmser solle schleunigst einen Theil seiner Armee marschfertig machen, um durch Tirol gegen Mantua aufzubrechen. Es brachen sofort 25,000 Mann aus der Gegend von Mannheim auf, um an den Mincio zu marschiren. Wurmser selbst folgte dem Corps bald nach, um das Commando in Oberitalien zu übernehmen; Latour ward sein Nachfolger. Latour war kein bedeutendes Talent, aber er ordnete sich den Befehlen des Erzherzogs willig unter. Dieser Umstand, der die Einheit im Commando erzeugte, war, nach des Erzherzogs Ansicht, das Glück Oesterreichs und rettete, trotz der unzweckmäßigen Basis, auf welche die Operationen gegründet wurden, und aller daraus erfolgten fehlerhaften Einleitungen, die Ehre seiner Waffen im Feldzuge von 1796.

Der Abmarsch Wurmsers traf mit dem Augenblicke zusammen,

*) S. (Erzh. Karl's) Grundsätze der Strategie. II. 12 ff.

wo der Waffenſtillſtand abgelaufen war und die Feindſeligkeiten auch hier eröffnet werden ſollten. Am 1. Juni begann der Feldzug; die erſten Gefechte fanden in der Pfalz am linken Rheinufer ſtatt; die Stellung der Oeſterreicher, die ſie gemäß dem Waffenſtillſtande eingenommen, war dort nicht zu behaupten; ſie wurden auf Mannheim zurückgedrängt. Während der Feind ſie hier beſchäftigte, ſchickte ſich zugleich die Maasſambre-Armee an, am Niederrhein den Fluß zu überſchreiten und über die Sieg und Lahn vorzudringen. Das öſterreichiſche Corps, das an der Sieg ſtand, verſäumte den rechten Augenblick, in welchem der Angriff der Gegner leicht wäre abzuwehren geweſen; den Franzoſen gelang es unter Kleber gleich beim erſten Angriff (1. Juni) die vorgeſchobenen Poſten der Kaiſerlichen gegen Altenkirchen zurückzudrängen. Indeſſen nun dieſe in den nächſten Tagen unter lebhaften Gefechten gegen die Lahn geſchoben wurden, ging Jourdan mit dem größeren Theile der Maasſambre-Armee bei Neuwied über den Strom und drängte die Kaiſerlichen über die Lahn zurück. Am 12. Juni ſtanden ungefähr 50,000 Franzoſen auf dem rechten Ufer der Lahn, von Lahnſtein bis über Weilburg hin ausgedehnt. Ein raſcher Angriff hätte wahrſcheinlich die Oeſterreicher in der Stärke und Stellung, worin ſie waren, ebenſo genöthigt, weiter zurückzugehen, wie ſie das Terrain zwiſchen Sieg und Lahn hatten räumen müſſen. Daß Jourdan jetzt zögerte mit dem Angriff, war um ſo folgenreicher, als der Erzherzog ſchon ſeit dem erſten Rückgange von der Sieg den Bewegungen am rechten Ufer des Niederrheins aufmerkſam gefolgt war und alle Vorbereitungen traf, dem weiteren Vordringen des Feindes ein Ziel zu ſetzen. Er war mit 32 Bataillonen und 61 Eseadrons (Oeſterreicher und Sachſen) vom Taunus her im Anzug, um die Lahn unterhalb Wetzlar, wo der Uebergang wenig Hinderniſſe bot, zu überſchreiten, den Feind durch einen Angriff auf ſeinen linken Flügel in die Flanke zu nehmen und von der Lahn zurückzuwerfen. Am 13. u. 14. Juni, während Jourdan ſich zum Kampfe vorbereitete, trafen die Truppen des Erzherzogs ſchon zwiſchen Butzbach und Wetzlar ein. Am 15. Juni, früher als es urſprünglich in ſeinem Plane gelegen, erfolgte der Uebergang über die Lahn zwiſchen Wetzlar und Leun; die erſten Colonnen geriethen mit dem linken Flügel der Franzoſen unter Lefevre in einen lebhaften Kampf, deſ-

ſen Folge ein übereilter Rückzug war. Es war am Nachmittag, als der Erzherzog dieſen Rückzug bemerkte; raſch bildete er ſeine Angriffscolonne, um eine Anhöhe, die der Schlüſſel der feindlichen Stellung war, zu erſtürmen, und ließ zugleich in der Ebene ſeine Streitkräfte entwickeln. Der Kampf, an dem ſich Oeſterreicher und Sachſen gleich rühmlich betheiligten, dauerte bis in die Nacht und endigte auf allen Seiten mit dem Siege der deutſchen Waffen. Nun ſtand der Erzherzog in Jourdans linker Flanke; der franzöſiſche Feldherr entſchloß ſich daher zum Rückzuge. In derſelben Weiſe, wie ſie gekommen waren, gingen die Franzoſen an den Niederrhein zurück; Jourdan überſchritt wieder bei Neuwied den Strom, Kleber ging nach der Sieg, von Kray eifrig verfolgt. Am 19. Juni lieferten ſich beide bei Kircheip (in der Nähe von Altenkirchen) noch ein Gefecht; beide Theile fochten dort mit wetteifernder Tapferkeit und es kam zu einem der hartnäckigſten Handgemenge mit dem Bajonnet, aber die Franzoſen waren doch genöthigt, in ihre früheren Stellungen zurückzugehen. Kray ging nach Siegburg vor (21. Juni); ſeine leichten ſchwärmenden Truppen folgten dem Feinde bis an die Wipper.

Indem Jourdan es vermied, ſeine Armee durch eine Schlacht an der Lahn auf's Spiel zu ſetzen, und lieber mit einigem Verluſte wieder zurückging, hatte er doch den einen Zweck erreicht: den Erzherzog zu beſchäftigen und von dem abzulenken, was ſich am Oberrhein vorbereitete. Denn während die Kaiſerlichen ſich an der Lahn glücklich ſchlugen und dem Feinde bis an die Sieg folgten, gelang den Franzoſen bei Straßburg der Uebergang auf's rechte Rheinufer.

Dem Erzherzog war dieſe Gefahr nicht entgangen; er hatte ſchon am 21. einen Theil der Truppen von der Lahn zurückgeſchickt an den Neckar und zugleich Latour die Weiſung gegeben, die Gegend bei Kehl nicht zu vernachläſſigen, bei Offenburg ein Reſervecorps zu concentriren und bei Mannheim nur ſo viel Truppen zu verwenden, als die dortigen Befeſtigungen bedürften. Dieſe Weiſung, welche den ganzen Plan der Franzoſen vereiteln konnte, traf zu ſpät ein; Wurmſers fehlerhafte Aufſtellung erleichterte dann dem Feinde ſeinen Uebergang.*)

*) Grundſätze der Strategie II. 105. 106.

Am Oberrhein ſtanden auf dem rechten Ufer von Philippsburg bis zur Schweizergränze im Ganzen 32,000 Mann, in weitläufige Cordonsſtellungen zerſplittert; die Strecke zwiſchen der Rench und Schutter, Straßburg gegenüber, war nur von 7230 Mann ſchwäbiſcher Kreistruppen bewacht und dieſe waren dazu meiſt ſchwadronen- und compagnienweiſe in die Dörfer vertheilt; nur in Kehl ſtanden zwei Bataillone und bei Wilſtett 6 Bataillone und 4 Schwadronen vereinigt. Dieſer mangelhaften Beſetzung gegenüber hatte Moreau in der Stille einen anſehnlichen Theil ſeiner Truppen vereinigt, durch Scheinangriffe in der Nähe von Mannheim (20. Juni) die Aufmerkſamkeit der Kaiſerlichen dorthin gelenkt und im größten Geheimniß alle Anſtalten getroffen, um bei Straßburg den Fluß zu überſchreiten. Es ſtanden dort über 27,000 Mann bereit, in der Nacht vom 23—24. Juni den Uebergang zu gewinnen. Im Angeſicht und unter dem Schutze der Feſtung wurden in der Nacht mehrere tauſend Mann auf Schiffen übergeſetzt und landeten am frühen Morgen auf den Rheininſeln bei Kehl, indeſſen zugleich an zwei andern Stellen der Uebergang verſucht war. Die Ueberraſchung der ſchwäbiſchen Kreistruppen gelang vollkommen; in wilder Flucht gingen ſie zurück und brachen nicht einmal die Brücken ab, welche die Inſeln mit dem Ufer verbanden. Eilig ſetzten die Franzoſen immer neue Abtheilungen über; wie ſechs öſterreichiſche Bataillone aus dem Wilſtetter Lager herankamen, fanden ſie ſich ſchon einem überlegenen Feinde gegenüber. Die Schanzen am deutſchen Ufer wurden erſtürmt, Kehl genommen, gegen Mittag ſtanden die Franzoſen bereits über der Kinzig und auf der Straße nach Offenburg. Ungeſtört konnte nun eine Brücke über den Rhein geſchlagen und am andern Tage ein großer Theil der franzöſiſchen Armee auf's rechte Ufer geſchafft werden. Die Bewegungen der Kaiſerlichen waren vereinzelt und ohne Zuſammenhang; ſie kamen zu keinem rechten Entſchluſſe, nicht einmal dem, ſich bei Offenburg oder bei Bühl vereinigt aufzuſtellen. Latour machte zwar Miene, von Mannheim herauf zu dringen, aber die zehntauſend Mann im Breisgau blieben ganz unthätig, und was am Oberrhein im Ganzen zuſammenzubringen war, reichte, zumal bei der Zerſplitterung der Poſitionen, nicht hin, den funfzigtauſend Franzoſen, die jetzt ſchon um Kehl vereinigt waren, die Spitze zu bieten. Die Straße

ins Kinzigthal ward von ihnen beſetzt, ein Corps Oeſterreicher auf den Höhen zwiſchen Oberkirch und Renchen geworfen (28. Juni) und der Eingang ins Renchthal gewonnen, die Kniebisſchanzen und Freudenſtadt von dem württembergiſchen Contingent ohne Schwertſtreich verlaſſen. Ein paniſcher Schrecken ergriff bereits die Kleinſtaaterei im deutſchen Süden und Weſten; es bereiteten ſich ähnliche Abfälle vor, wie ſie bei Bonaparte's Vordringen in Italien vorgekommen waren. Hätte Moreau die verwegene Raſchheit Bonaparte's gehabt, ſchon jetzt wäre die Deſertion an den meiſten Stellen erfolgt, die wenige Wochen ſpäter den deutſchen Südweſten dem Reichsfeinde preisgab.

Die wichtigſten Uebergänge des Schwarzwaldes waren in den Händen der Franzoſen, die Oeſterreicher ungefähr auf die Murg beſchränkt. Jetzt näherte ſich in drängender Eile der Erzherzog. Er hatte ſein Hauptquartier im Weſterwald, als er am 26. Juni Moreau's Rheinübergang erfuhr. Er überſchaute raſch die franzöſiſchen Erfolge in ihren weiteren Wirkungen; daß Jourdan nun von Neuem wieder vorzudringen ſuchen und der ganze Stoß der vereinigten Heere ſich dann gegen die öſterreichiſchen Erblande richten werde, hielt er für zweifellos. Die kaiſerliche Armee ſchien aber nach Abſendung des Wurmſer'ſchen Corps zu ſchwach, um es mit den beiden feindlichen Heeren zugleich aufzunehmen; ihre Aufgabe war, ſich mit aller Schnelle und Ueberlegenheit getrennt auf die eine und die andere Armee zu werfen. Der Erzherzog hat es ſpäter ſelbſt bedauert, daß er nicht eben nur das Allernothwendigſte an Truppen am Niederrhein zurückließ und mit Allem, was ihm zu Gebote ſtand, nach dem Oberrhein und Neckar aufbrach. Doch ſetzte er ſich auf die erſte Kunde von den Ereigniſſen bei Kehl mit 15 Bataillonen und 20 Escadrons raſch in Bewegung und erreichte in Eilmärſchen das Oberrheinthal. In dem Augenblick, wo ſeine Vorhut ſich der Murg näherte, hatten die Oeſterreicher (5. Juli) um Gernsbach und Kuppenheim tapfer geſtritten, aber weichen müſſen; ſie ſtanden nun hinter der Murg. Der Erzherzog rüſtete ſich zu einem Schlage; er ließ Pforzheim und die Poſten im Gebirge beſetzen, um zugleich hier und in der Rheinebene den Feind anzugreifen. Am 9. Juli ward auf beiden Seiten hitzig gefochten; in der Ebene ſtritt man ſich hartnäckig um Malſch, das zweimal gewonnen und wieder verloren ward, bis ſich die Oeſter-

reicher zum dritten Male darin behaupteten. Die Franzosen gingen gen Rastatt zurück. Aber im Gebirge war es ihnen gelungen, bei Loffenau und Herrenalb die Oberhand zu gewinnen; der Erfolg des Erzherzogs in der Ebene verlor dadurch seine Bedeutung. Er entschloß sich zum Rückzuge auf Pforzheim, um dem Feinde wenigstens am obern Neckar zuvorzukommen. Aber dessen Ueberlegenheit war jetzt entschieden; die Festungen am Rhein, die er im Rücken ließ, hielten ihn nicht auf, der Weg nach Schwaben lag Moreau offen, indessen Jourdan, nachdem der Erzherzog sich entfernt, sich von Neuem in Bewegung setzte (Ende Juni) und, diesmal mit geringeren Hindernissen als zuvor, gegen den Main und nach Franken hin vordrang. Die Oesterreicher, die an der Sieg und Lahn gestanden, waren unter Wartensslebens Führung zurückgegangen.

In dieser Lage bildete sich der Erzherzog den Kriegsplan: dem Feinde das Vorrücken Schritt für Schritt streitig zu machen, ohne sich doch zu einer Schlacht zwingen zu lassen, dagegen Alles darauf anzulegen, daß es ihm gelang, seine in zwei Armeen getrennten Streitkräfte zu vereinigen und sich mit ihnen auf eines der beiden feindlichen Heere zu werfen.*) Es war darum von der höchsten Wichtigkeit, einmal Moreau so zu beschäftigen, daß er nicht in gleicher Höhe mit Jourdan vorrücken und sich mit ihm verbinden könne, dann selber die eigene Verbindung mit Wartensleben so zu sichern, daß die beiden kaiserlichen Feldherren auf ihrem Rückzuge ungehindert sich vereinigen konnten. Ein Glück für Deutschland, daß diesmal der Oberbefehl in einer Hand lag, während die Bewegungen der Gegner von zwei selbständigen Führern geleitet wurden.

Das Vordringen der Feinde nach Schwaben war vorerst freilich nicht mehr aufzuhalten. Während sich der Erzherzog von Pforzheim nach dem oberen Neckar zurückzog und die Flußübergänge bei Canstatt und Eßlingen besetzte, waren in den Schwarzwaldthälern an der Kinzig, der Elz, der Gutach die letzten noch zurückgebliebenen Abtheilungen deutscher Truppen von den Franzosen zurückgedrängt (14. 15. Juli) und die Uebergänge nach Schwaben vollends frei gemacht worden. Besonders rasch ope-

*) S. Grundsätze der Strategie. II. 202.

rirten indeſſen die Franzoſen nicht; ſie ließen den zurückziehenden öſterreichiſchen Heeren volle Zeit, ſich in guten Poſitionen aufzuſtellen, von wo ſie die Magazine retten, die Feſtungen verproviantiren und dem vordringenden Feinde jeden Fußbreit Landes theuer verkaufen konnten. So ward (21. 22. Juli) am Neckar bei Canſtatt und Eßlingen gefochten und die franzöſiſchen Angriffe mit beträchtlichem Verluſte abgeſchlagen; die Oeſterreicher ſetzten ihren Rückzug unverfolgt durch das Rems- und Filsthal fort. Nur langſam folgten ihnen die Franzoſen nach; es blieb dem Erzherzog unbenommen, zwiſchen Göppingen und Heidenheim alle Maßregeln zum Schutz der Magazine zwiſchen Ulm und Günzburg zu treffen (26. 27. Juli) und dann unangefochten in den erſten Tagen des Auguſt gegen Neresheim zu ziehen, wo er den Feind erwarten wollte.

So bereitete der deutſche Feldherr Alles vor, um Moreau und Jourdan auseinanderzuhalten und ſich ſeine Verbindung mit Wartensleben zu ſichern. Die kaltblütige Ruhe und Beſonnenheit, womit er dieſe Bewegungen leitete, hat nachher Deutſchland von der franzöſiſchen Invaſion befreit und dem Feinde in wenig Tagen die ganze Frucht der früheren Erfolge aus den Händen gewunden.

Aber der Zerrüttung der deutſchen Reichsorganiſation, der Ohnmacht und Furcht der Kleinſtaaterei vermochte der Erzherzog nicht zu ſteuern; während er die zukünftigen Erfolge vorbereitete, griff wie eine Epidemie ringsum Abfall und Deſertion um ſich. Die ſchwäbiſchen Kreistruppen, die hauptſächlich den raſchen Erfolg Moreau's beim Rheinübergange verſchuldet, entwichen mit einem Male (21. Juli) dem öſterreichiſchen Corps, dem ſie beigegeben waren, und ihr General gab die Erklärung: da der ſchwäbiſche Kreis in Unterhandlung mit den Franzoſen getreten ſei, könne das Contingent keinen Antheil mehr an den Operationen nehmen. Schon vorher hatte der Herzog von Württemberg beim erſten Vordringen der Franzoſen ſeine Truppen vom Kniebis ohne Schwertſtreich zurückgehen laſſen. Auch das ſächſiſche Contingent, deſſen Führer, General Lindt, ſchon lange des Krieges müde war und deſſen Schuld es zum Theil geweſen, daß der Erfolg des Kampfes bei Malſch verloren ging, folgte jetzt der um ſich greifenden Deſertion. Wie der Erzherzog vom Neckar weiter zog,

weigerte ſich Lindt, an den Operationen länger Theil zu nehmen; aller Vorſtellungen des Oberfeldherrn ungeachtet ließ er ſich nicht einmal bewegen, ſich an Wartensleben in Franken anzuſchließen, ſondern zog unaufhaltſam gegen Nürnberg und nach der ſächſiſchen Gränze zurück.

Es war richtig, was der Führer der Kreistruppen als Grund der Deſertion angab: der ſchwäbiſche Kreis ſtand ſchon mit Moreau in Unterhandlung. Die Franzoſen lehrten jetzt die Deutſchen, wie viel man dieſen kleinen Gebieten zumuthen konnte; dieſelben, die ſich zum größten Theil oft und lange geſträubt, ihr Contingent und ihre Römermonate zu ſtellen, gaben jetzt dem Reichsfeinde das Zehn- und Zwanzigfache von dem, was ſie dem Reiche zu ihrem eigenen Schutze verweigert hatten.

In der Bevölkerung regten ſich wohl Gedanken des Widerſtandes und es wäre nicht ſchwer geweſen, die Schwarzwälder und Oberſchwaben zu einem Volkskriege zu begeiſtern, aber die Regierungen hielten es für gerathener, dem Feinde mit großen Opfern einen zweifelhaften Schutz abzukaufen. Als die Franzoſen am Oberrhein erſchienen, waren die ſchwäbiſchen Kreisſtände in vertraulicher Beſprechung zu Ulm beiſammen, um über die Lage zu berathen. Schon jetzt war die Furcht allgemein; unbedeutende Vorgänge, unter andern eine Prügelei zwiſchen Condé'ſchen Soldaten und den Bauern in Schelklingen, verbreiteten längs der Donau einen paniſchen Schrecken. Wohl ſuchten einzelne Stände für eine Organiſation des Landſturmes zu wirken, aber gerade von den angeſeheneren mahnten Mehrere dringend davon ab. „Die Franzoſen ſchienen ſehr milde Geſinnungen gegen den ſchwäbiſchen Kreis zu hegen; man ſolle den ſchlafenden Löwen nicht wecken und durch einen unglückſeligen Landſturm raſend machen," war z. B. der Rath, den der Vertreter eines der angeſehenſten Kreisſtände gab. Aber auch hochgeſtellte Officiere mahnten dringend ab. Auffenberg ſchilderte in den grellſten Farben die ſchlimmen Folgen, die eine Volkserhebung nach ſich ziehen müßte; raſche Unterwerfung und Waffenſtillſtand war ſein Rath. „Man nenne mich Jakobiner, Illuminat, Freimaurer oder Demokrat, es iſt meine Pflicht, das offen zu ſagen." So verſtummten denn, als am 18. Juli zu Augsburg ein förmlicher Kreisconvent

gehalten ward, die Neigungen zum Widerstand; man entschied sich für Unterhandlung. *)

Der Herzog von Württemberg hatte schon einen Tag vor Moreau's Rheinübergang ein Schreiben an den Kaiser gerichtet (23. Juni) **), worin er offen erklärte, im Fall die Gefahr näher käme, werde ihm nichts übrig bleiben: „als zur Rettung von Land und Leuten ein Abkommen mit den Franzosen zu treffen, um sein so sehr gedrücktes Land nicht den gränzenlosen Verheerungen eines schonungslosen Feindes preisgeben zu müssen." Es folgten die bekannten Ereignisse; eiligst ward nun ins französische Lager geschickt und am 17. Juli im Hauptquartier zu Baden ein Waffenstillstand für den Herzog und die Reichsstädte Eßlingen und Reutlingen geschlossen, der das württembergische Contingent vom Kriegsschauplatze abrief, das Herzogthum den Franzosen öffnete und gegen den zugesagten Schutz von Personen und Eigenthum dem Lande eine Contribution von vier Millionen Livres auferlegte. Der Vertrag sollte zugleich die Brücke werden zu einem Separatfrieden; der württembergische Minister von Wöllwarth, der ihn abgeschlossen, begab sich nach Paris, um dort über den Frieden zu unterhandeln. Wie später die Gefahr vorüber war, wurde die Verantwortlichkeit auf ihn gewälzt. Nun beeilte sich auch Baden, mit dem nach Stuttgart vorgerückten Feinde einen Vertrag zu schließen (25. Juli) und die „Sicherheit von Personen und Eigenthum" mit einer Contribution von zwei Millionen Livres, der Lieferung von tausend Pferden, 500 Ochsen, 25,000 Centnern Getreide, 12,000 Säcken Hafer, 5000 Centnern Heu und 25,000 Paar Schuhen zu erkaufen. An dem nämlichen Tage schlossen die übrigen Stände des schwäbischen Kreises ein ähnliches Abkommen. Die französische Armee erhielt freien Durchzug und ward ohne Entschädigung einquartirt; für den verheißenen Schutz zahlte der Kreis zwölf Millionen Livres und lieferte achttausend Pferde, fünftausend Stück Ochsen, 150,000 Centner Brodfrüchte, 100,000 Säcke Hafer, 150,000 Centner Heu und 100,000 Paar Schuhe. Außerdem ward den Stiftern zu Kemp-

*) Nach der handschriftlichen Correspondenz des Kreistages und der schwäbischen Stände.

**) Häberlin's Staatsarchiv II. 205 ff.

ten, Buchau, Lindau und der geſammten Prälatenbank noch eine Contribution von ſieben Millionen Livres auferlegt.

Dies Alles geſchah für einen verſprochenen „Schutz von Perſonen und Eigenthum", bei dem doch, wie die Erfahrung bald bewies, Beides der brutalſten Gewalt preisgegeben war. Es war nach dieſen Vorgängen nicht zu verwundern, wenn der Erzherzog den Kreis als feindliches Gebiet behandelte, das Contingent entwaffnen, das Zeughaus zu Ulm ausleeren ließ und die Beſchwerden der Stände mit der Erklärung beantwortete: er könne ſolche Anſinnen nur von einer Kreisverſammlung erwarten, die, uneingedenk ihrer gegen Kaiſer und Reich tragenden Pflichten, Stände und Länder, die noch nicht in der Gewalt des Feindes ſeien, ihm zinsbar mache und damit vor dem Vaterlande ein ewig ſchimpfliches Denkmal ihrer voreiligen Zaghaftigkeit hinterlaſſen habe. Freilich ward dadurch der Riß im Reiche nur erweitert. Es beſtand eine alte Spannung zwiſchen dem kaiſerlichen Heere und dem ſchwäbiſchen „Kragen", wie man die lächerliche Armada des Kreiſes nannte; die Oeſterreicher verbargen ihre Verachtung gegen dieſe abſurde und buntſcheckige Ausrüſtung zu keiner Zeit, die Kreistruppen ihrerſeits ſprachen, während ſie unter einer Fahne mit einander fochten, ihre Schadenfreude laut aus, wenn die „Koſtbeutel" eine Schlappe erlitten. Drum machte es jetzt beſonders böſes Blut, als der Feldmarſchalllieutenant Fröhlich, auf Befehl des Erzherzogs, die ſechs Bataillone Kreistruppen, die noch übrig waren, bei Biberach einſchloß, die Mündungen der Kanonen auf ſie richtete und ihnen die Waffen abnahm. Die Erbitterung der Oeſterreicher gab ſich denn auch in Exceſſen kund, wie ſie die Armee des Kaiſers im deutſchen Reiche nie hätte verüben ſollen. So wuchs auf allen Seiten die Entzweiung, die dann ſpäter unter Bonaparte wucheriſchen Zins getragen hat. *)

Wohl ſind die Gebiete, die ſich auf ſolche Weiſe mit dem Feinde abfanden, um etwas beſſer weggekommen, als die andern, die ſich ihm auf Gnade und Ungnade übergaben; allein der Feind hätte überhaupt nie den Rhein überſchritten, wenn ſich z. B. der ſchwäbiſche Kreis früher dazu verſtand, die fünfundzwanzig Millionen Livres dem Reiche zu liefern, die er jetzt dem fremden Feinde

*) Vgl. Häberlin, Staatsarch. II. 15. 17. Polit. Journ. II. 924. 925.

ohne Widerſpruch bezahlte. Was vorher weder das Bedürfniß noch der patriotiſche Eifer hatte aufbringen können, das wurde jetzt im Nu durch die drängende Furcht erwirkt. Die hülfloſe Schwäche der einzelnen Regierungen trat jetzt nicht minder grell zu Tage, als 1792 bei der Razzia Cuſtine's. „Dieſe große, merkwürdige Fürſtenflucht — ſagt ein loyales Blatt jener Tage*) — war ohne Beiſpiel, ſo wie die raſchen Märſche der franzöſiſchen Heere." Die geiſtlichen Kurfürſten waren weit ins Innere des Reiches geflüchtet, der Mainzer nach Erfurt, der von Trier nach Dresden, der Cölner nach Leipzig, wohin ſich auch der Landgraf von Heſſen-Darmſtadt gerettet hatte. Der Coadjutor Dalberg war nach der Schweiz, ein anderer geiſtlicher Fürſt nach Tirol geflüchtet, eine ganze Reihe kleiner Herren hatten in dem neutralen Preußen Schutz geſucht. Bis in den fränkiſchen und oberſächſiſchen Kreis reichte der paniſche Schrecken, zumal ſeit Jourdan von der Lahn und dem Main her nach Süden vordrang. Auch Franken glaubte ſich mit ſechs Millionen Livres und der Lieferung von Naturalien im Werth von zwei Millionen abkaufen zu müſſen; der Kurfürſt von Sachſen, nachdem er ſein Contingent bei Zeiten zurückgerufen, ſchloß ebenfalls einen Neutralitätsvertrag mit Moreau (13. Aug.).

Württemberg und Baden hatten noch mehr gethan; ſie waren nicht ſäumig geweſen, die Bedingung des Waffenſtillſtandes zu erfüllen, welche auf definitive Friedensſchlüſſe mit Frankreich hinwies. Am 7. Auguſt machte Württemberg, funfzehn Tage ſpäter auch Baden ſeinen Frieden mit der Republik. Württemberg trat von der Coalition zurück, begab ſich in Frieden und Freundſchaft mit Frankreich, entſagte ſeinen Beſitzungen auf dem linken Rheinufer (Mömpelgard, Hericourt, Paſſavant, Horburg, Reichenweyer und Oſtheim) und verſprach zugleich, in Zukunft keiner mit der fränkiſchen Republik verfeindeten Macht Hülfe zu leiſten, „ſelbſt wenn Württemberg als Mitglied des deutſchen Reiches dazu aufgefordert würde." Das Gleiche verhieß Baden, indem es ſeinen überrheiniſchen Anſprüchen an Sponheim, Rodemachern, Herſpring, Gräfenſtein, Beinheim und Rott entſagte, die ihm gehörigen Rheininſeln abtrat und auf die Erbe-

*) Polit. Journ. II. 841.

bung von Rheinzöllen verzichtete. Das war aber nicht Alles; die beiden Mitglieder des künftigen Rheinbundes gingen noch einen bedeutsamen Schritt weiter. In geheimen Stipulationen ließ sich Württemberg das Straßburger Amt Oberkirch, die Abtei Zwifalten und die Propstei Ellwangen zusagen, versprach aber zugleich, außer der strictesten Neutralität, für den Grundsatz der Säcularisation geistlicher Güter, für die Abtretung des linken Rheinufers und den Verzicht aller deutschen Ansprüche an Italien beim künftigen Friedensschlusse wirken zu wollen. Baden ließ sich die Abtei Reichenau, die Propstei Oehningen, das Amt Schliengen, die speyerschen Gebiete auf dem rechten Rheinufer, das Amt Ettenheim, Seligenstadt und einzelne kurmainzer Besitzungen versprechen, die letzteren, um sie gegen Hanau-Lichtenberg, Lahr und Geroldseck zu vertauschen. Auch die Einschmelzung der geistlichen Güter, die Abschaffung der Tarisschen Post und die Beseitigung der geistlich-lehensherrlichen Rechte hatte der gescheidte badische Unterhändler, Freiherr von Reizenstein, in richtiger Ahnung der Auflösung des Reiches und der künftigen landesherrlichen Souverainetät zu erwähnen nicht vergessen. Dafür ging Baden die gleichen Verpflichtungen wie Württemberg ein und verhieß noch außerdem für die Schleifung von Philippsburg zu sorgen, „wenn es nicht vorziehe, den Platz durch französische Truppen besetzen zu lassen.“*) Es war die Politik von Luneville und Preßburg, der Reichsdeputationsreceß und der Rheinbund, der hier in allen Grundzügen anticipirt ward.

So schritt die Auflösung des Reichsverbandes rasch vor. Indem Württemberg und Baden Verpflichtungen eingingen, zu denen sie als Reichsstände nimmer berechtigt waren, erreichte die französische Politik ihren Zweck; sie trennte, wie früher Preußen, so jetzt auch den deutschen Südwesten vom Kaiser, erzwang Separatverträge und isolirte Oesterreich, bis es auch seinerseits mit der Republik Frieden auf Kosten Deutschlands schloß. Es war nun Jedem einleuchtend, warum Frankreich sich beharrlich geweigert, mit Kaiser und Reich sich in billige Friedensunterhandlungen einzulassen; es entsprach seinem Interesse mehr, nach einander Preußen, Hessen-Cassel, Württemberg, Baden, Baiern u. s. w.

*) Posselt, Ann. 1796. III. 342 f. 345 f. Reuß, Staatscanzlei 1799. VII. 15 ff.

einzeln an ſich zu knüpfen und ſich eine Clientel im deutſchen Süden und Weſten großzuziehen. Die Politik des Rheinbundes war eine Ueberlieferung, die ſich bei den Franzoſen inſtinctmäßig geltend machte; ſie beherrſchte die Staatskunſt Heinrichs IV., Richelieu's und Ludwigs XIV. ſo gut wie die der Revolution und Bonaparte's und iſt jederzeit im günſtigen Momente wieder aufgetaucht, mochten legitime oder revolutionäre Gewalten über Frankreich gebieten.

Auch in Preußen ſchwanden jetzt manche Bedenken gegen eine engere Verbindung mit Frankreich und die Feſtſtellung einer neuen Demarcationslinie. Entſchuldigten ſich die kleinen Gebiete im Südweſten mit dem Beiſpiele, das Preußen 1795 gegeben, ſo ſuchte man ſich in Preußen mit dieſem Vorgange der Kleineren das Gewiſſen zu beruhigen. Allerdings war die preußiſche Politik gezwungen, ſich zu einer beſtimmten Stellung zu entſchließen, nachdem das Syſtem von Baſel, der Friedensvermittler für das Reich zu werden, den Separatfrieden vom 5. April zur Brücke einer allgemeinen Pacification zu machen und inzwiſchen durch die Neutralitätslinie einen Theil des Reiches dem Kriege zu entziehen, völlig mißlungen war. Aber welche Stellung zu wählen ſei, darüber gingen die Anſichten der preußiſchen Staatsmänner auseinander. Hardenberg war der Meinung, durch eine ſtarke militäriſche Beſetzung könne man die Demarcationslinie zur allgemeinen Anerkennung bringen und ſo der preußiſchen Neutralität nach beiden Seiten hin Reſpect verſchaffen; Haugwitz dagegen neigte zu einem unverhohlenen Anſchluß an Frankreich. Es waren die alten Gegenſätze, wie ſie ſchon 1795 zu Baſel die beiden Staatsmänner geſchieden hatten. In dieſe ſchwankenden Stimmungen ſpielten dann die Bemühungen von beiden Seiten herein: Frankreichs, ſich der preußiſchen Politik völlig zu verſichern und ihr die Hoffnung auf reiche Entſchädigungen durch Säculariſationen geiſtlicher Stifter zu eröffnen, Englands, Preußen durch die lockende Ausſicht auf neue Subſidien wieder in die Coalition hereinzuziehen. Aber die preußiſche Politik vermochte ſich weder jetzt noch nachher bis zur Kataſtrophe von 1806 zu einem rechten Entſchluß nach der einen oder der andern Seite hin zu entſcheiden; ſie ſtrebte mit beiden kämpfenden Parteien in leidlichem Frieden zu ſein und verſcherzte damit das Vertrauen Beider. Die Tradition Friedrichs II., daß ein Staat, wie Preußen, in jeder

großen politiſchen Verwickelung eine entſcheidende Rolle ſpielen müſſe, ſchien vergeſſen; wenigſtens bedurfte es erſt der bitterſten Erfahrungen, bis man inne ward, daß ein Staat, der in ſolcher Kriſe die Rolle des müßigen und unentſchloſſenen Zuſchauers ſpielt, Gefahr läuft, in Folge dieſer Selbſtgenügſamkeit Anſehen und Namen einer Großmacht einzubüßen.

Indeſſen brachte die herannahende Kriegsgefahr den Entſchluß zur Reife, eine neue Demarcationslinie zu ziehen und ihr, wie das Hardenbergs Meinung war, durch eine ſtärkere militäriſche Beſetzung Anſehen zu ſchaffen. Seit dem Frühjahr unterhandelte Dohm mit den niederdeutſchen Ständen, um für die Armee, die im Norden aufgeſtellt werden ſollte und deren Unterhalt die Tragkraft der preußiſchen Finanzen überſtieg, die Mitwirkung und die Geldbeiträge der übrigen Regierungen im niederſächſiſchen Kreiſe und den angränzenden Gebieten zu erlangen. Anfangs wollten die preußiſchen Anträge keinen rechten Anklang finden, bis die Furcht vor der franzöſiſchen Invaſion auch die Widerwilligſten, namentlich Hannover, geſchmeidig machte.*) Ein Convent in Hildesheim, der im Juni zuſammentrat, ſollte das Einzelne feſtſtellen; er berieth unter dem Eindruck der Erfolge, welche die Franzoſen in Deutſchland und Italien erfochten. Hier war Bonaparte bis zum Mincio vorgedrungen, dort bedrohte Moreau Süddeutſchland mit einer Invaſion. Kam dies bei den Berathungen zu Hildesheim den preußiſchen Planen zu Hülfe, ſo glaubten auch die Franzoſen, jetzt ſei die Zeit gekommen, wo man Preußen zum offenen Anſchluß bewegen könne. Sie traten unverblümter mit ihren geheimen Gedanken heraus. Preußen ſolle, meinten ſie, den Gedanken, die Integrität des Reiches zu erhalten, ganz aufgeben, vielmehr ſich mit Hülfe Frankreichs reiche Entſchädigungen ſchaffen, theils durch Säculariſation geiſtlicher Güter, theils durch die Preußen naturgemäß zufallende Protection der kleineren Fürſten. Sogar die confeſſionelle Rivalität in den deutſchen Dingen wurde von der franzöſiſchen Diplomatie nicht vergeſſen; es ſei jetzt die beſte Gelegenheit, das katholiſche Uebergewicht, das auf den geiſtlichen Staaten beruhe, zu brechen und die Leitung der verſtärkten evangeliſchen Reichsſtände an ſich zu nehmen.

*) S. Häberlins Staatsarchiv I. 392 f. 432 f. III. 45 f. 281 f. 373 f.

Daß ſolche Rathſchläge in Berlin Eingang finden würden, war in hohem Grade wahrſcheinlich, wenn man das Verfahren ſah, das ſich Preußen im nämlichen Augenblicke in Franken erlaubte. Man hatte dort die ſeit dem Heimfall der fränkiſchen Fürſtenthümer betriebene Politik der Reunionen mit neuem Eifer wieder aufgenommen und ſchien entſchloſſen, die zweideutigen oder auch verjährten Anſprüche an geiſtliche, reichsſtädtiſche, ritterſchaftliche und andere Enclaven oder Nachbargebiete, die ſeit 1792 wieder aufgetaucht waren, nun mit Gewalt geltend zu machen. Der Regierungsrath Kretſchmann ſpielte dabei eine ähnliche Rolle, wie der Metzer Parlamentsadvocat Ravaux bei den berüchtigten Reunionen Ludwigs XIV. Vor Allem war es auf die Reichsſtadt Nürnberg abgeſehen, deren tiefer Verfall jetzt beſſern Erfolg der ſtreitigen Anſprüche verſprach, als in den Zeiten, wo die ſtolze Stadt mächtig genug war, den Forderungen der hohenzollernſchen Markgrafen Trotz zu bieten. Nachdem der Schriftenwechſel ſeit dem Baſeler Frieden lebhaft erneuert worden, Nürnberg beim Reichshofrath Schutz geſucht und gefunden hatte, entſchloß ſich die preußiſche Verwaltung in Franken, mit Gewalt ihr ſtreitiges Hoheitsrecht auf das angeſprochene Nürnberger Gebiet und die Vorſtädte Wörth und Goſtenhof geltend zu machen. Am 2. Juli kündigte Hardenberg das der Stadt an; ihrer Vorſtellungen ungeachtet rückten zwei Tage ſpäter preußiſche Regimenter ein, beſetzten die Vorſtädte und ergriffen im Namen der Krone Preußen förmlichen Beſitz. Der Vorgang ſtimmte ganz zu der Politik, welche die Franzoſen in Berlin anempfahlen: die kriegeriſche Bedrängniß zu nützen, um ſich auf Koſten der Schwachen und Hülfloſen zu vergrößern. Nur die Hegemonie in Deutſchland, auf die Frankreich lockend hinwies, ward auf dieſem Wege nicht errungen. Der Gewaltſtreich in Nürnberg, deſſen materieller Gewinn kaum der Rede werth war, gab den Anſtoß zu einer Reihe der widerwärtigſten Erörterungen, in denen Preußen ſich ganz iſolirt fand, die geſammte Maſſe der Reichsſtände den lebhafteſten Proteſt gegen die neue Reunionspolitik erhob und dem grollenden Mißtrauen gegen Preußen die ergiebigſte Nahrung geboten ward. Oeſterreich gewann an Vertrauen, was Preußen verlor. In dem Augenblicke, wo die Oeſterreicher ſich tapfer gegen den gemeinſamen Feind ſchlugen, um deſſen Invaſion nach

Süddeutſchland abzuwehren, gebrauchte ein Staat, der bis dahin eine leitende Rolle in den deutſchen und europäiſchen Dingen geſpielt, ſeine Truppen dazu, um eine wehrloſe Reichsſtadt plötzlich zu überfallen. Dieſe Thatſache ſprach zu laut, als daß nicht die für Preußen peinlichſten Parallelen hätten gezogen werden ſollen.

Nach dem Verfahren gegen Nürnberg konnte kaum noch ein Bedenken laut werden gegen die Politik, im Bunde mit Frankreich durch Säculariſationen in Deutſchland ſich zu vergrößern. England kam zu ſpät, wenn es glaubte, jetzt noch Preußen auf dieſem abſchüſſigen Wege zurückhalten zu können; als der britiſche Abgeſandte Hammond in Berlin ankam, war dort am 5. Auguſt der Vertrag im Sinne der franzöſiſchen Rathſchläge bereits abgeſchloſſen. Der Vertrag ſetzte eine neue Demarcationslinie feſt, die längs der Nordſee hinlief, die Mündungen der Elbe, Weſer und Ems umfaßte, dann an der holländiſchen Gränze und der alten Iſſel ſich hinzog bis zu deren Mündung in den Rhein; von da ſollte ſie dieſem Strome bis nach Weſel und der Ruhrmündung folgen, am linken Ufer der Ruhr bis zu deren Quelle ſich erſtrecken und von da, indem ſie die Stadt Medebach zur Linken ließ, ihre Richtung mit der Fulda nehmen und längs dieſes Fluſſes bis an ſeine Quelle aufwärts ſteigen. Alle Gebiete innerhalb dieſer Linie und außer ihnen auch die Grafſchaft Mark, Sayn, Bendorf und die fränkiſchen Fürſtenthümer ſollten unter gleichen Bedingungen, wie früher, als neutral betrachtet werden. Viel inhaltſchwerer war der geheime Vertrag, den Preußen am nämlichen Tage mit der franzöſiſchen Republik einging.*) Preußen gab darin den Standpunkt der „Erhaltung der Integrität des Reiches", den es noch 1795 feſtgehalten, förmlich auf; es ſtimmte nun ohne Clauſel zur Abtretung der Rheingränze, zu dem Grundſatze der Säculariſationen und ließ ſich, als Entſchädigung für ſeine linksrheiniſchen Gebiete, einen Theil des Stiftes Münſter und der Herrſchaft Recklinghauſen verſprechen. Aehnliche Entſchädigungen ſollten dem heſſiſchen Fürſtenhauſe zu Theil werden, die

*) Der von Martens VI. 653 ff. gegebene Abdruck iſt eine franzöſiſche Ueberſetzung einer deutſchen Ueberſetzung des Originals; uns liegt eine wortgetreue Abſchrift vor, die zwar nicht in der Sache, aber im Ausdruck vielfach davon abweicht.

Caſſeler Linie zugleich die Kurwürde erhalten. Das Haus Oranien ſollte, im Falle ſeine Wiedereinſetzung in Holland nicht zu erreichen war, einmal eine Entſchädigung von der bataviſchen Republik für die verlorenen Güter in Holland, dann im Reiche einen Erſatz erhalten durch die Säculariſation der Stifter Würzburg und Bamberg, die den Oraniern nebſt der Kurwürde zufallen und bei ihrem Ausſterben an das Haus Hohenzollern übergehen ſollten. Die Unabhängigkeit der Hanſeſtädte verſprach Preußen zu erhalten.

Dieſe diplomatiſchen Siege der franzöſiſchen Politik wogenſchwerer, als die militäriſchen Erfolge Moreau's am Oberrhein. Der Norden und der Südweſten Deutſchlands waren damit den Franzoſen völlig hingegeben, bevor noch die Entſcheidung des Feldzuges gefallen war.

Wir haben den Rückzug des Erzherzogs und das Vordringen Moreau's bis in den Anfang Auguſt begleitet; der Erzherzog näherte ſich der Donau, der franzöſiſche Feldherr folgte ihm durch Schwaben. Indeſſen hatte ſich auch Jourdan vom Niederrhein her in Bewegung geſetzt. Als Moreau über den Rhein gegangen und der Erzherzog raſch vom Weſterwalde nach dem Schwarzwalde geeilt war, blieben außer den Truppen, die Mainz und die nächſte Umgebung deckten, ungefähr 36,000 Mann Oeſterreicher unter Wartensleben gegen die franzöſiſche Maasſambre-Armee zurück. Sie waren vertheilt auf dem Weſterwald und an der Sieg, deckten den Rheinübergang bei Neuwied, dehnten ſich an der Lahn aus und die Reſerve unter Werneck war bis zum Taunus zurückgeſchoben. Schon an Zahl den Gegnern nicht gewachſen, nahmen dieſe Truppen ſo ausgedehnte Stellungen ein, daß Jourdan ſich der Uebergänge über den Rhein und die Sieg bemächtigen konnte, bevor die Kaiſerlichen im Stande waren ſich zu vereinigen. Die Männer von Fach tadeln beſonders, daß die Vorhut zu weit von der Hauptſtellung entfernt, Neuwied zu ſchwach beſetzt und die Reſerve zu irgend einer raſchen Hülfe zu entlegen war. *)

---

*) Grundſätze der Strategie II. 172. 174.

In den letzten Tagen des Juni begann ein Theil der Franzoſen von Düſſeldorf aus in der Rheinebene und über die Höhen vorzugehen; wie früher war auch diesmal ihr Weg mit unwürdigen Gewaltthaten aller Art bezeichnet und der 29. Juni, der Peter- und Paulstag, hat darum in der Erinnerung der Zeitgenoſſen dort noch lange fortgelebt. Bei Neuwied ward der Strom überſchritten (2. Juli), die einzelnen Abtheilungen der Kaiſerlichen mußten weichen, das ganze Heer ſah ſich in wenig Tagen genöthigt, vom Weſterwalde hinter die Lahn zurückzugehen. Dort ſtanden die Oeſterreicher ſeit dem 6. Juli in einer weitausgedehnten Stellung, die mehr einem Cordon ähnlich, als einem raſchen Geſammtangriff des Gegners gewachſen war. Wo die Truppen in Cordons aufgelöſt ſind, da denkt, wie der Erzherzog bei dieſem Anlaſſe bemerkt,*) jeder Commandant nur auf die Vertheidigung des eigenen Poſtens; keiner hat Vertrauen auf die Feſtigkeit des Ganzen und jeder ergreift den erſten Vorwand, um ſich aus einer ſo prekären Lage zu ziehen. So reichte denn auch der Verluſt eines ſonſt wenig bedeutenden Poſtens an der Lahn für Werneck hin, Limburg preiszugeben und damit den Rückzug der ganzen Armee zu bewirken. Der Erzherzog hatte früher den Befehl gegeben, die Stellung bei Friedberg nicht ohne Kampf zu räumen; drum ſtellte ſich Wartensleben, ehe er über die Nidda ging, noch einmal dem Feinde und lieferte ihm ein Gefecht, das rühmlich, aber erfolglos war. Hinter den Main zurückgeſchoben, verſtärkte der kaiſerliche Feldherr durch Zuzüge aus Mainz ſein Heer auf einige vierzigtauſend Mann, ſchickte Werneck mit einem kleinen Corps voraus, um ſich die Verbindung mit Aſchaffenburg und Würzburg zu decken, und warf eine Beſatzung von 2400 Mann nach Frankfurt, nicht in der Abſicht, dieſe Stadt zu halten, ſondern mehr um den Feind zu beſchäftigen und ſich ſelber ungeſtörten Rückzug zu verſchaffen. Am 12. u. 13. Juli ward die reiche Handelsſtadt von den Franzoſen beſchoſſen; Wartensleben hatte ſeinen Zweck erreicht, als er am 14. den Bitten des Magiſtrats nachgab und mit dem Feinde wegen der Uebergabe unterhandelte. Es ſollte nach der Uebereinkunft, die er ſchloß, eine Waffenruhe von achtundvierzig Stunden ſtattfinden, die Fran-

*) Grundſätze der Strategie II. 185 f.

zoſen indeſſen die Kinzig nicht überſchreiten und erſt am Morgen des 16. Juli die Thore der Stadt ihnen geöffnet werden. Völlig ungefährdet traten die Oeſterreicher ihren Rückzug gegen Würzburg an; dort ſchien es gegen Ende des Monats, als wolle Wartensleben, einer früheren Weiſung des Erzherzogs getreu, ſich zur Schlacht aufſtellen und den Platz wenigſtens nicht ohne Kampf verlaſſen. Allein die übertriebene Sorge, er möchte von der Tauber her umgangen werden, bewog ihn, davon abzuſtehen und ſeinen Rückzug nach Franken in öſtlicher Richtung fortzuſetzen. An keiner Stelle hatten die Franzoſen dieſen Rückzug ſo benutzt, wie er nach Anſicht der Kenner zu benutzen war: zum raſchen Angriff und zu einem ungünſtigen Treffen, deſſen Ausgang die Kaiſerlichen zerſprengt und jede Ausſicht auf eine Vereinigung mit dem Erzherzog vereitelt hätte.

Auch auf Seiten der Oeſterreicher war wohl Manches beſſer zu machen, aber es war doch die weſentliche Aufgabe, der Rückzug in der Richtung, die zur Vereinigung mit dem Erzherzog führte, ungeſtört verfolgt worden. Der ganze Feldzugsplan, wie ihn der kaiſerliche Prinz nach Moreau's glücklichem Vordringen entworfen, blieb demnach unerſchüttert, und je näher die beiden feindlichen Armeen der Donau kamen, deſto ſicherer drohte ihnen auch die Gefahr, durch raſche Schläge der vereinigten öſterreichiſchen Heere überwältigt zu werden. Mit ſechszig- bis ſiebzigtauſend Mann einen Gegner, der etwas mehr als die Hälfte ſtark war, oder jetzt mit ſechsundvierzig- etwa dreißigtauſend zurückzudrängen,*) ohne daß irgend ein entſcheidender Vortheil erfochten ward, das konnte doch kaum als eine hervorragende militäriſche That angeſehen werden; vielmehr drängt ſich der Gedanke auf, daß in ähnlicher Lage, wenn etwa Bonaparte ſtatt Jourdans an der Spitze der feindlichen Armee ſtand, der Rückzug der Kaiſerlichen ſchwerlich ſo wohlfeil ausgefallen wäre.

Waren die kriegeriſchen Thaten der Maasſambre-Armee in dieſem Feldzuge keines beſonderen Ruhmes werth, ſo hat ſie ſich

*) Jourdan hatte zur Deckung der Verbindungen und um die Feſtungen zu beobachten, anſehnliche Streitkräfte zurücklaſſen müſſen; Wartensleben hatte durch Ermüdung und Deſertion zahlreiche Einbuße gehabt, ſo daß bei Würzburg ſeine Infanterie nur noch 24,000 Mann unter dem Gewehr zählte.

dafür in allen Gegenden, die ſie durchzog, durch unerhörte Gewaltthaten und Verwüſtungen ein um ſo denkwürdigeres Gedächtnißmal geſtiftet. Nicht als wenn die Rheinarmee, die Moreau führte, etwa ein Muſter von Mannszucht und Mäßigkeit geweſen wäre! Vielmehr war auch vor ihr baares Geld, Lebensmittel, Silber, Kirchengeräthe und überhaupt Alles, was nicht niet- und nagelfeſt war, ſo wenig ſicher, als die Bewohner durch den theuer erkauften „Schutz", den Schwaben mit Millionen bezahlt, vor empörender Mißhandlung bewahrt wurden. Eine ganz ins Einzelne gehende Berechnung, die aufzeichnet, was Dorf für Dorf, Stadt für Stadt nur im Herzogthum Württemberg geraubt worden iſt, berechnet den Verluſt an geſtohlenem Gute auf eine Million und 242,376 Gulden, ohne den Schaden auf den verwüſteten Feldern, ohne das, was vor dem Waffenſtillſtande geplündert worden war. Es hat ſich eine kleine Literatur geſammelt über die Räubereien und Gewaltthaten, womit dem Vertrage zum bitteren Hohne das ſchwäbiſche Land heimgeſucht worden iſt.*) „Der General — ſo verſichern die Berichte der Augenzeugen — handelte wie ſein Koch und Kutſcher und der Officier hatte die nämliche Denkungsart, wie der Gemeine." Als Haupträuber werden Duhem, Delmas, Laroche und Vandamme genannt, mit Ehren ausgenommen nur St. Cyr und der uns von Mainz her bekannte Eickemeyer. Die ſchamloſeſten Erpreſſungen, mit Drohungen von Mord und Brand erzwungen, wahre Spitzbübereien der niederſten Sorte werden von jenen Generalen in Menge berichtet; war es zu wundern, wenn nach dieſem Vorbilde der gemeine Soldat zum Raub noch die rohen und ſittenloſeſten Gewaltthaten hinzufügte? Das Alles geſchah von einem Heere, das noch den Ruf der beſſeren Disciplin genoß, geſchah in einem Lande, das ſich den „Schutz von Perſonen und Eigenthum" mit vielen Millionen erkauft hatte!

Weit überboten ward freilich Alles, was in Schwaben geſchah, durch die Thaten der Maasſambre-Armee; ihre eigenen

*) S. Pahl, Materialien zur Geſchichte des Kriegs in Schwaben III. 533–624. Vgl die anſchauliche Schilderung in den „Briefen deutſcher Bürger und Landleute über das Betragen der Franken in Deutſchland im Sommer und Spätjahr 1796."

Greuel vom Jahr 1795, die wir früher erzählt haben, erblaſſen neben dem, was jetzt nachfolgte, und man glaubt ſich bei der Schilderung des Details in die wildeſten Zeiten des dreißigjährigen oder des orleansſchen Krieges zurückverſetzt. Die Contributionen in baarem Gelde und Naturalien, deren Frankfurt ſechs, das verarmte Nürnberg nahezu zwei Millionen entrichten mußte, waren unbedeutend zu nennen neben den Plünderungen der Einzelnen, wie ſie von faſt Allen, vom General an bis zum Troß herab, ohne Zahl verübt worden ſind. Die Commiſſarien insbeſondere raubten ins Ungemeſſene; dafür ließen ſich denn die Einwohner noch gegen gute Bezahlung „Sauvegarden" geben, die „ſo lange blieben, als von ihrem Hauswirth etwas zu erpreſſen war." Waren die Kiſten und Schränke geleert, ſo wurden wohl die Betten zerſchnitten, die Federn umhergeſtreut, die Ueberzüge mitgeſchleppt. Den Frauen wurden die Tücher, womit ſie Kopf und Bruſt bedeckten, vom Leibe geriſſen, die Männer niedergeworfen und ihre Taſchen ausgeleert. Bei einem Dorfe im Baunachgrund kam es vor, daß ein Bettler angefallen und aus ſeinem Zwerchſack die paar Groſchen, die er ſich erbettelt, herausgeholt wurden. Kirchen und Heiligthümer waren natürlich nicht ſicherer, als das profane Eigenthum. Wo die Raubgier ungeſättigt blieb, folgten Mißhandlungen der wehrloſen Bewohner; aus der Gegend von Bamberg und Nürnberg wurde eine ziemliche Anzahl Leute namhaft gemacht, die man ermordete, als nichts mehr zu plündern war. Zu dem Allem kamen denn die entſetzlichſten Ausbrüche thieriſcher Sinnlichkeit. Weiber von ſiebzig Jahren, Kranke, Schwangere wurden auf öffentlicher Gaſſe von Vielen gewaltſam mißhandelt; achtjährige Kinder erlagen dieſer Beſtialität.*) Das macht es denn begreiflich, daß ſelbſt dies geduldige Volk, vom Grimm der Verzweiflung ergriffen, ſich nachher gewaltſam erhob und an den Flüchtigen blutig züchtigte, was die Sieger in ſcheußlichem Uebermuth verbrochen hatten.

Das Reich hatte den Schutzloſen keine Hülfe bringen können, vielmehr war der Körper, welcher die Reichseinheit vertrat, jetzt ſelber in der Lage, um Schutz und Sicherheit zu bitten. Der

*) S. Die Franzoſen in Franken im Jahr 1796. Von Julius Soden, Reichsgrafen. Nürnberg 1796.

Regensburger Reichstag hatte in einschläfernder Weitläufigkeit seine gewöhnlichen Materien discutirt, die sich um rückständige Römermonate, um Bittgesuche verarmter Reichsstädte, geistlicher Herren und Reichsritter, oder auch um die fehlenden Subsistenzmittel des Reichskammergerichts bewegten, als in diese Verhandlungen die Schreckensbotschaft von dem verheerenden Vordringen der Franzosen hereinfiel. War die Versammlung 1792 und 1795, als Custine und Jourdan sich dem Main näherten, versucht gewesen, sich zu flüchten, so war nach den Vorgängen in Franken der panische Schrecken zu ermessen, der die Versammelten ergriff. Wie der Feind sich Nürnberg näherte, trat man in Berathung, was zu thun sei. Wohl war die Mehrzahl der Gesandten noch der Ansicht, es sei am besten, ungetrennt zusammenzubleiben, aber es schien doch auch zugleich zweckmäßig, durch Vermittelung der neutralen Mächte bei dem vorrückenden Feinde Garantieen für die Sicherheit des Reichstages nachzusuchen. Der preußische Gesandte, Graf Görtz, war im Verein mit den Vertretern von Dänemark, Schweden und Hessen-Cassel zu solch einem Schritte bereit; sie richteten ein Schreiben an den französischen Feldherrn, worin sie sich als Minister der Höfe bezeichnen, „die den Vortheil haben, in guter Freundschaft mit der Republik zu stehen, deren siegreiche Heere sich in diesem Augenblicke dem Sitze des Reichstages nähern." Unaufgefordert eilten die Vertreter von Württemberg und Würzburg diesem neutralen Boten nach, gelangten aber nicht bis ins feindliche Lager; unterwegs kam ihnen schon der von Preußen geschickte Bote mit dem Bescheide entgegen: die Franzosen hätten erklärt, erst ans Directorium berichten zu müssen. Der Bescheid vermehrte die Verwirrung. In dringendstem Tone ward jetzt der Erzherzog um Hülfe angegangen, indessen die Desertion anfing einzureißen. Der kaiserliche Concommissarius rieth zur unbestimmten Verlängerung der Ferien, ein Theil der Gesandten reiste auch einstweilen ab, Emigrirte und Franzosenfeinde wurden fortgeschafft, es konnten — wie ein Bericht aus jenen Tagen sagt — „nicht Pässe genug ausgestellt werden" — als mit einem Male der Umschlag erfolgte, der den gefürchteten Feind an die Lahn und den Niederrhein zurückwarf.

Der Reichstag erhielt seine Sicherheit wieder, aber eine bittere Nachwirkung blieb doch. Es entspann sich ein peinlicher

Schriftenwechsel mit dem Erzherzoge, der, seines Erfolges jetzt schon fast versichert, mit unverhohlenem Mißmuth den Schritten der Regensburger Diplomatie gefolgt war. In einem Schreiben, das er am 31. Juli an den Reichstag erließ, äußerte er: es müsse wohl Jedermann fühlen, wie unzeitig und nachtheilig es sei, schon im gegenwärtigen Augenblicke an den feindlichen General eine Deputation zu schicken. „Ich hätte — fügte er hinzu — mehr Contenance, Standhaftigkeit und Entschlossenheit von der erleuchteten Reichsversammlung erwartet und zum wenigsten glauben sollen, daß man vordersamst meine Antwort und meine Gesinnungen abgewartet hätte, da es offen liegt, daß bei einem solchen Schritte die beiden Armeen militärisch wesentlich interessirt sind."

Der Reichstag ließ diese Rüge nicht unbeantwortet; in einer eigenen Schrift appellirte er an die öffentliche Meinung, ohne freilich den Vorwurf übereilter Besorgniß ganz abwehren zu können.*) Die Hülflosigkeit, in welcher sich bei diesem Anlasse die Versammlung befand, war ein getreuer Spiegel der Lage des deutschen Reiches selber.

Indessen nahte die Entscheidung, die Süddeutschland von seinen Drängern befreite. Wir haben die beiden deutschen Heere in dem Augenblicke verlassen, wo der Erzherzog durch das Fils- und Remsthal gezogen war und sich der Donau näherte, Wartensleben sich von Würzburg östlich gewendet hatte. Noch war die eine Gefahr nicht ganz beseitigt, daß der Letztere, von Jourdan bedrängt, zum Rückzuge nach Böhmen genöthigt ward, aber der französische Feldherr nützte nicht nur diese Gunst des Augenblicks nicht, sondern seine Bewegungen waren recht eigentlich dazu angethan, die Armee Wartenslebens zur Vereinigung mit dem Erzherzog hinzudrängen. Ein bestimmter Befehl des Prinzen wies zugleich den kaiserlichen General an, in möglichst kurzer Zeit die Verbindung mit dem anderen Heere herzustellen. Am 1. August brach Wartensleben gegen Bamberg auf, um sich längs der Regnitz auf der Straße nach Forchheim und Nürnberg zu ziehen; die

*) S. „Getreue Darstellung und Beurtheilung der Handlungen der Reichsversammlung bei ihrer unlängst gefährdeten Sicherheit. Im Sept. 1796."

Franzoſen folgten und es kam zu kleinen Gefechten, die indeſſen den Rückzug der Oeſterreicher nicht ſtören konnten. Wohl aber erſchien es im kaiſerlichen Lager bedenklich, geradezu auf Nürnberg loszugehen; die Armee wandte ſich daher (8. Aug.) ſeitwärts, um durch das Gebirge den Weg nach Amberg zu gewinnen. Wartensleben war ein braver Soldat aus der alten Schule, aber eben darum leicht verſucht, auf die Deckung einer Strecke Landes, auf die Sicherſtellung eines Magazins einen allzu großen Werth zu legen. Drum war der Marſch an die Donau, durch den er Böhmen und die an den Gränzen aufgehäuften Vorräthe einzubüßen fürchtete, mit ſeiner ganzen Anſchauung vom Kriege im Widerſpruche und er mochte wohl nicht ohne inneren Kampf ſich den Befehlen eines jungen Feldherrn fügen, der ſeine Stellung vorerſt noch mehr der Geburt als dem Verdienſte zu danken ſchien. Drum griff er, wie der Erzherzog ſelbſt ſagt, nach jeder auch nur ſcheinbaren Urſache, die ihn berechtigen konnte, ſeinen Bewegungen die Richtung zu geben, die er für die beſte hielt; ſo wich er auch jetzt wieder den Befehlen des Prinzen aus und wandte ſich ſtatt nach Nürnberg lieber öſtlich gegen Amberg. Dieſe Bewegung konnte ſehr bedenklich werden für die Entſcheidung des Feldzuges; die Armee Wartenslebens entfernte ſich damit vom Erzherzog, ſtatt ſich ihm zu nähern, ſie kam auf ein Terrain, wo ſie ſich wenig entfalten, insbeſondere ihre Reiterei kaum gebrauchen konnte, indeſſen Jourdan noch einmal die Ausſicht eröffnet war, ihr durch einen raſchen Marſch an die Donau zuvorzukommen. Denn nahm der franzöſiſche Feldherr jetzt ſeinen Vortheil wahr, ſo konnte er von Forchheim in vier bis fünf Märſchen ſich der Donau nähern, den Erzherzog zum Rückzuge auf das rechte Ufer zwingen und vereinigt mit Moreau einen überlegenen Schlag gegen ihn führen. Daß dies nicht geſchah, das hat die entſcheidende Wendung des Feldzuges herbeigeführt.

Der Erzherzog hatte ſich in den erſten Tagen des Auguſt von Heidenheim gegen Neresheim zurückgezogen; er war ungewiß über Wartenslebens Stellung, der Feind war ihm gefolgt und hing ſich jetzt ſchon in gedrängter Aufſtellung an ſeine Ferſen. Der Prinz entſchloß ſich zum Kampfe, weil dies als das einzige Mittel erſchien, den ſicheren Rückzug nach der Donau zu erlangen. Am 11. Auguſt kam es bei Neresheim zu

einem hitzigen Treffen, das für keine der beiden kämpfenden Parteien einen entscheidenden Sieg herbeiführte, aber dem österreichischen Feldherrn verschaffte, was er gewollt, den ungestörten Marsch nach der Donau. Zwei Tage nach dem Treffen ging er bei Donauwörth auf das rechte Ufer des Flusses. Ungefähr 30,000 Mann unter Latour, nebst dem Corps von Condé, blieben am Lech, an der Iller und in Vorarlberg aufgestellt; was der Erzherzog selbst jetzt an der Donau vereinigte, um es Wartensleben entgegenzuführen, das betrug mit den Verstärkungen, die aus Oesterreich angelangt waren, etwa 28,000 Mann. Wartensleben hatte Amberg geräumt und sich hinter die Nab zurückgezogen; dort sollte er bleiben, oder falls er verdrängt würde, auf Regensburg seinen Rückzug nehmen, war der bestimmte Befehl des Erzherzogs, der in diesem Augenblicke die Donau überschritt, um sich nach der Oberpfalz zu wenden und die Verbindung mit Wartensleben herzustellen. Der Prinz führte seine Truppen nach der Altmühl, ging (19. 20. August) über diesen Fluß und näherte sich nun mit überlegener Macht dem rechten Flügel Jourdans, der nur etwa 9000 Mann stark unter Bernadotte bei Neumarkt stand. So war Jourdans Flanke bedroht und die Verbindung der beiden österreichischen Heere kaum mehr zu hindern. Die nächsten Tage mußten die Entscheidung bringen.

Bei Teining stieß am 22. August der Erzherzog mit Bernadotte's Division zusammen; hitzige Gefechte an diesem und am nächsten Tage zwangen den französischen General zum Rückzuge. Er zog sich auf Neumarkt und Nürnberg, aber schon streiften österreichische Plänkler bis vor die Thore der alten Reichsstadt. So war der rechte Flügel der Franzosen verdrängt; es galt nun noch, einen Schlag gegen das Gros der Armee zu führen. Jourdan hatte sich auf die Kunde von Bernadotte's Rückzug entschlossen, über Amberg und hinter die Pegnitz zurückzugehen, aber der Erzherzog hatte für diesen Fall seine Anstalten schon getroffen. Ein Theil seiner Truppen verfolgte Bernadotte, er selbst setzte sich mit dem Reste gegen Amberg in Bewegung (24. Aug.), um Jourdan anzugreifen, indessen zugleich Wartensleben angewiesen war, über die Nab zu gehen und von der andern Seite her den Feind zu attakiren. Von seinem Flügel getrennt und auf zwei Seiten angegriffen, konnte Jourdan die Niederlage nicht abwenden; sie war

entſchieden, bevor es zum Schlagen kam, nachdem einmal der Augenblick verſäumt war, wo die geſchickte Combination des öſterreichiſchen Oberfeldherrn hätte durchkreuzt werden können. So fand ſich denn Jourdan am 24. Aug. in einen ſehr ungünſtigen Kampf verwickelt; Wartensleben ſtürmte von der Nab her auf ſeine Front, der Erzherzog bedrängte ihn im Rücken. Mit Verluſt gingen die Franzoſen über die Pegnitz zurück, indeſſen die Vereinigung der beiden öſterreichiſchen Heere ſtattfand.

Die Maasſambre-Armee befand ſich nun in einer kritiſchen Lage; im Rücken lagen die Feſtungen Philippsburg, Mannheim, Mainz und Ehrenbreitſtein und ihr Rückweg führte ſie durch Gebiete, deren Bewohner bereits zu den Waffen griffen, um die fliehende Armee für die Greuel zu züchtigen, womit ſie die Tage ihres Erfolgs bezeichnet hatte. Nur ſchlechte Wege und ungünſtiges Terrain blieben Jourdan zum Rückzug frei; ſchon drängten die öſterreichiſchen leichten Truppen ihm in die Flanke, indeſſen das Gros der kaiſerlichen Armee ſich ihm an die Ferſen hing und mit einer raſchen und kraftvollen Verfolgung leicht im Stande war, den Rückzug zu einer völligen Niederlage zu machen.*) Das franzöſiſche Heer, noch etwas über 40,000 Mann ſtark, war körperlich erſchöpft, und die Mannszucht, ohnehin nie die ſtarke Seite dieſer Truppe, gerieth nach den letzten Unfällen in volle Auflöſung. So langte ſie in den letzten Tagen des Auguſt am Main an; die Kaiſerlichen waren ihr gefolgt und der Erzherzog hoffte nun den letzten Schlag zu führen, der den Feind vollends unſchädlich machte und ihm ſelber erlaubte, ſich mit ganzer Macht gegen Moreau zu wenden. Jourdan zog am Main hin und ſtand bei Schweinfurt, als die erſte öſterreichiſche Colonne bereits Würzburg überfiel und die der Stadt zunächſt gelegenen Anhöhen beſetzte (1. Sept.). Auch Jourdan wandte ſich am andern Tage nach Würzburg; es kam zu kleinen Gefechten, in denen die Oeſterreicher ſich gegen die feindliche Ueberzahl behaupteten. Nun entſchloß ſich der franzöſiſche Feldherr auf den folgenden Tag zum allgemeinen Angriff; er hoffte, der Erzherzog habe einen Theil der Armee nach dem Lech gegen Moreau entſendet und es werde ihm dann gelingen, mit der Maſſe die vereinzelte öſterreichiſche Macht zu erdrücken.

*) S. Grundſätze der Strategie III. 74 f. 145 f.

Aber auch der kaiſerliche Anführer war zur Schlacht entſchloſſen; noch waren ſeine Streitkräfte nicht vereinigt, aber er zählte ſicher auf ihre Ankunft. So begannen am Morgen des 3. September die Oeſterreicher ſelbſt den Angriff; der Kampf ſchwankte und einzelne Poſten mußten an die Uebermacht des Feindes überlaſſen werden. Indeſſen die erwartete Hülfe kam noch zur rechten Zeit. Eine Colonne unter Wartensleben und Kray paſſirte den Main bei Schwarzach; Wartensleben hatte, während die Infanterie auf einer Brücke überging, mit 24 Schwadronen Kuiraſſieren den Fluß weiter unten durchritten, um raſcher auf das Schlachtfeld zu gelangen, von dem der Kanonendonner ihm verkündete, daß ſich der heiße Kampf bereits entſponnen. Dieſen Kuiraſſieren Wartensslebens war der Ruhm des Tages beſchieden; ſie kamen und warfen die franzöſiſche Reiterei in einem gewaltigen Choc, der hinreichte, Jourdans Rückzug zu entſcheiden. Nun traf auch Kray mit der Infanterie auf dem Schlachtfeld ein und ſchlug den linken Flügel des Feindes zurück; die ganze öſterreichiſche Linie ging raſch vor, um den Sieg zu vollenden. Der Erfolg des Tages war entſcheidend; dem geſchlagenen Feinde war die große Straße nach Frankfurt verlegt, er war zum Rückzug durch die Speſſart- und Rhöngegenden gezwungen.

Schon vor der Niederlage hatte das franzöſiſche Heer großen Schaden gelitten durch die Volkserhebung, die ſich allenthalben in Franken zu regen begann. Ganze Gemeinden waren dort aufgeſtanden und verfolgten, mit Senſen, Heugabeln und Dreſchflegeln, Manche auch mit Flinten bewaffnet, die zerſtreuten Haufen der Franzoſen, griffen kleinere Haufen an und nahmen ganze Transporte von Wagen, Pferden, Waffen und Munition weg. Dieſe Volksbewegung machte ſich den rückziehenden Feinden ſo furchtbar, daß ſie lieber den Kaiſerlichen entgegengingen und ſich zu Gefangenen ergaben, als den Bauern in die Hände fallen wollten. Neue Verwüſtungen, die ſie, um abzuſchrecken, auf dem Marſch von Würzburg nach Bamberg verübten, ſteigerte nur die Erbitterung des Volkes; viele Tage hindurch hörte man auf weite Strecken hin die Sturmglocken läuten, welche den fränkiſchen Bauer zur Jagd auf die Franzoſen ermunterten. Seit der Würzburger Niederlage breitete ſich dieſe Bewegung nach dem Speſſart hin; ja bis in die Gegend von Fulda waren die Bauern aufge-

ſtanden, um ihre Dränger zu züchtigen. Die Einbuße, welche die Franzoſen an Leuten und Waffen durch dieſen kleinen Bauernkrieg erfuhren, kam im Ganzen dem Verluſte einer Schlacht gleich.

Die Armee nahm ihren Rückweg über Hammelburg und Brückenau nach der Lahn; die Truppen unter Marceau, die zur Einſchließung von Mainz und Ehrenbreitſtein zurückgeblieben waren, zogen ſich ebenfalls dahin. Auch die Lahn ward ohne eigentliche Schlacht verlaſſen; während die Kaiſerlichen durch einen Scheinangriff auf Wetzlar die Aufmerkſamkeit des Feindes dahin zogen, ward zugleich ſeine Stellung bei Limburg und Diez angegriffen (16. Sept.) und er gezwungen, an die Sieg zurückzuweichen. Auf dem Rückzug dahin verloren die Franzoſen bei Altenkirchen (19. Sept.) einen ihrer beſten und ritterlichſten Führer, Marceau, den beim Recognosciren eines der Defiléen auf dem Weſterwald eine öſterreichiſche Kugel tödtlich traf.

Damit war die Thätigkeit der Maasſambre-Armee für dieſes Jahr beſchloſſen; zu Ende September ſtanden ihre Abtheilungen theils hinter der Sieg und bei Düſſeldorf, theils auf dem linken Rheinufer. Es genügten mäßige Streitkräfte auf Seiten der Kaiſerlichen, um den erſchöpften Gegner dort für dies Jahr im Schach zu halten. Mit der Maſſe der Truppen ſetzte ſich der Erzherzog jetzt ſelber nach dem Oberrhein in Bewegung, um dort Moreau's Rückweg zu bedrohen.

Moreau war bis nach Baiern vorgedrungen, als die Entſcheidung bei Neumarkt und Amberg fiel. Wir erinnern uns, wie der Erzherzog, als er nach dem Neresheimer Treffen über die Donau nach der Oberpfalz vorging, den Feldzeugmeiſter Latour mit einem Theile des Heeres zurückließ, um Moreau zu beobachten. Er ſollte mit etwa 30,000 Mann den doppelt ſo ſtarken Feind im Schach halten, damit er nicht plötzlich über die Donau gehe, dem Erzherzog in den Rücken falle und damit die Vereinigung Karls mit Wartensleben vereitle. Dieſe Vereinigung blieb dem Erzherzog immer der entſcheidende Punkt, um den ſich Alles drehte. Wenn Moreau auch bis vor Wien kommt, äußerte er gegen Latour, als ſie ſich trennten, ſo thut es nichts, wenn ich nur Jourdan ſchlage. Die Verbindung mit dem Erzherzog zu unter-

halten, Moreau zu beſchäftigen, ſich dem Feinde nicht in zerſtreuten Aufſtellungen zum Kampfe zu bieten, ſo daß er zerſprengt und der Erzherzog im Rücken gefährdet werden konnte, das war demnach die Aufgabe, die Latour zufiel. Sie ſchien einigermaßen erleichtert durch die zögernde Vorſicht des Gegners, die ſonſt den Revolutionsgeneralen nicht eigen war. Moreau hatte nach dem Gefechte bei Neresheim die Oeſterreicher nicht verfolgt, er machte keine Miene, durch einen raſchen Marſch nach der Oberpfalz die Verbindung mit Jourdan zu ſuchen, ſondern er überſchritt erſt am 19. Auguſt die Donau und wandte ſich, ſtatt nördlich den Spuren des Erzherzogs zu folgen, nach dem Lech hin, um nach Oberbaiern vorzudringen. An dem Tage, wo bei Amberg der entſcheidende Schlag gegen Jourdan erfolgte, ging die franzöſiſche Rheinarmee über den Lech und warf bei Friedberg die Oeſterreicher mit Verluſt zurück, weil Latour dem Reiz nicht widerſtehen konnte, in ungünſtiger Aufſtellung den Angriff des überlegenen Gegners zu erwarten. Es ſchien ihm eine Schande, dem Feinde Terrain zu überlaſſen, ohne ſich darum geſchlagen zu haben. Ein Glück, daß Moreau ſeinen Vortheil nicht energiſcher verfolgte, ſondern noch langſamer als bisher vorwärts drang. Während ſich dann die Franzoſen in dem Winkel zwiſchen Lech, Donau und Iſar ausbreiteten, verſuchte Latour (1. Sept.) bei Geiſenfeld ihren linken Flügel zu faſſen, aber auch dies führte nach keiner Seite hin zu einer Entſcheidung. Moreau ſcheint von der wirklichen Situation des Gegners keine recht beſtimmte Vorſtellung gehabt zu haben; ſeine Operationen trugen, wie der Erzherzog ſagt, das Gepräge eines Mannes, der, ſeiner Sache und der zu ergreifenden Mittel ungewiß, zwiſchen allen hin- und herſchwankte, alle verſuchte und ſich für keines mit ſo viel Zuverſicht beſtimmte, um ſeinen Entſchluß mit hinlänglichen Kräften durchzuführen. Während man von ihm hätte erwarten ſollen, daß er raſch vorging und gegen Latour entſcheidende Schläge führte, denen dieſer dann mit kluger Schonung ſeiner Kräfte auswich, that jeder der beiden Feldherren das Gegentheil; Latour vertheilte ſeine Truppen in weiten Stellungen von der Donau bis zu den tiroler Päſſen und war allezeit zum Kampfe bereit; Moreau begnügte ſich, durch einzelne Poſtengefechte langſam Terrain zu gewinnen.

Inzwiſchen hatte der Erzherzog die Maasſambre-Armee an

die Lahn und Sieg zurückgedrängt, die Feſtungen am Rhein entſetzt, und rüſtete ſich eben, dem Feinde auch die letzten Vortheile zu entwinden, die der Feldzug im Sommer ihm gebracht. Die Lage Moreau's war nun in der That bedenklich geworden. Ohne Verbindung mit Jourdan, im Rücken bedroht, hundert Stunden vom Rhein entfernt, vor ſich eine feindliche Armee, hinter ſich einen bedenklichen Rückweg in ſpäter Jahreszeit, war der franzöſiſche Feldherr in einer Situation, deren Verlegenheit mit jeder Stunde wuchs; das Verweilen in Baiern war gefährlich, der Rückzug war es ebenfalls. Wenn es ihm gleichwol in dieſem kritiſchen Augenblick noch gelang, ohne Waffengewalt einen großen friedlichen Erfolg zu erringen, ſo war dies weniger ſein Verdienſt, als vielmehr die Schuld der allerwärts zunehmenden Auflöſung deutſcher Staatsverhältniſſe.

In Baiern war der Krieg gegen Frankreich von Anfang an nicht populär geweſen; wir kennen die Schwankungen und Zweideutigkeiten, in welchen ſich die Politik Karl Theodors ſeit 1792 bewegte. In der Bevölkerung kamen andere Motive hinzu, den Krieg an Oeſterreichs Seite verhaßt zu machen. Der Anſchluß des Kurfürſten an die Wiener Politik wurde mit den Empfindungen des Haſſes und Mißtrauens betrachtet, welche die Erinnerung an 1778 und 1785 erweckte; der Einfluß der öſterreichiſchen Diplomatie in München, die Heirath des ſiebzigjährigen Kurfürſten mit einer achtzehnjährigen öſterreichiſchen Prinzeſſin ſteigerte die Sorge, daß die früher vereitelten Entwürfe auf Baiern mit mehr Vorſicht wieder aufgenommen ſeien. Die Vorfälle nach der Uebergabe von Mannheim kamen ſolch einem Verdacht natürlich zu Hülfe und es galt allmälig als ausgemachte Sache, daß das alte Tauſchproject wieder aufgefriſcht ſei. Wenigſtens machte der Herzog von Zweibrücken in Regensburg die förmliche Mittheilung (Frühj. 1796), daß ein öſterreichiſcher General ihm eine Aeußerung über neue Tauſchplane gemacht habe, und daß er ſelber jetzt wie früher niemals dazu die Hand bieten werde.

Zu dem Allen kamen die Laſten der Kriegsrüſtung, die bei der ſorgloſen Finanzwirthſchaft Karl Theodors und ſeiner Günſtlinge doppelt ſchwer drückten. Schon 1794 waren die faſt vergeſſenen Landſtände mit herben Beſchwerden hervorgetreten, unter denen auch die Belaſtung des Landes durch den Krieg eine Stelle

einnahm; doch gelang es, ſie damals noch zu beſchwichtigen. Im Volk gährte das Mißvergnügen fort, zumal der Erwerb darniederlag und die Preiſe der Lebensmittel ſtiegen; im Herbſt 1795 kam es darüber in München zu einem ernſten Tumult, der vom Kurfürſten die Getreideſperre erzwang und die Herſtellung einer ſelbſtſtändigeren Gemeindeverfaſſung der Hauptſtadt im Sinne ihrer alten Privilegien nach ſich zog. Es folgte die Kriegsnoth von 1796; zum erſten Male ward auch Baiern der Schauplatz eines Kampfes, der bis jetzt nur die Rheinlande heimgeſucht. Freund und Feind, Kaiſerliche und Franzoſen verhängten nun bittere Drangſale über das ſchutzloſe Land. Einzelne öſterreichiſche Colonnen und das fremde Geſindel in Condés Emigrantencorps wetteiferten mit der Brutalität von Jourdans Horden; was allein im Monat Juli durch Plünderung und Erpreſſung dem Lande war entzogen worden, berechneten officielle Quellen auf mehr als dritthalb Millionen Gulden. Es erwachte der alte Groll der Baiern gegen Oeſterreich, den eine verkehrte Politik genährt, mit neuer Macht; von einem tiefer gehenden Intereſſe an dem Kampfe, von patriotiſcher Einſicht und Opferbereitſchaft konnte ja in dieſer deutſchen Miſère ohnedies keine Rede ſein. Als Moreau ſich dem Lech näherte, hatte der Kurfürſt, nach dem Beiſpiel der übrigen ſüddeutſchen Fürſten, raſch ſein Contingent abgerufen und war mit dem Hofe nach Sachſen geflohen; die Regierung überließ er einigen Beamten vom hohen Adel, wie es hieß mit der Ermächtigung, ſich mit den Franzoſen abzufinden. Wohl war München bedroht und ein raſcherer Feldherr als Moreau hätte die Stadt vielleicht ſchon weggenommen, aber in demſelben Augenblick, wo ſich vor den Thoren der Stadt und an der Iſar die Heere gegenüberſtanden, zu Ende Auguſt und im Anfang September, war auch ſchon der Umſchwung bei Amberg eingetreten, von dem alle Zeitungen Bericht gaben. Indeſſen in ſolchen Zeiten übt die kurzſichtige Furcht eine anſteckende Gewalt und die ſchwäbiſchen Stände waren ja mit dem Beiſpiel vorangegangen. So wirkte Alles zuſammen, die Furcht vor dem Feinde und der ſtille Haß gegen den widerwärtigen Freund, um einen der kopfloſeſten Entſchlüſſe hervorzurufen, der aus der Geſchichte jener Tage zu verzeichnen iſt. Es ward eine Deputation ins franzöſiſche Lager geſchickt, um von einer zum Rückzug genöthigten Armee den Frie-

den zu erbitten! Die hohe Ariſtokratie und die Landſtände übernahmen diesmal die Rolle, die anderwärts den Dynaſtien und Höfen zugefallen war; wir finden die Namen der Arco, Seinsheim, Thurn und Taris u. ſ. w. unter denen, die jetzt ins Lager nach Pfaffenhofen gingen, von Moreau einen Schutz zu erkaufen, den er binnen wenig Tagen nicht mehr geben konnte. Am 7. Sept. ward ein Vertrag zu Pfaffenhofen unterzeichnet, welcher der Oberpfalz, Neuburg, den pfälziſchen und bergiſchen Gebieten am rechten Rheinufer und den in Baiern gelegenen Stiftern einen Waffenſtillſtand gewährte; das bairiſche Contingent ſollte zurückgezogen werden, die Franzoſen freien Durchzug haben, Perſonen und Eigenthum geſchützt ſein und in Paris für den Frieden unterhandelt werden. Dafür verſprach Baiern zehn Millionen Livres, 3300 Pferde, 200,000 Centner Getreide, 100,000 Säcke Hafer, 200,000 Centner Heu, 100,000 Paar Schuhe und 30,000 Ellen Officierstuch zu liefern, auch ſollten, wie das Bonaparte in Italien begonnen, zwanzig Gemälde aus den Gallerien zu München und Düſſeldorf den Franzoſen abgetreten werden. „Wenn die Kriegsoperationen," hatte Moreau vorſichtiger Weiſe feſtgeſetzt, „die franzöſiſche Armee von Baiern entfernen ſollten, ſo müſſen jene Naturalleiſtungen durch baares Geld (über 4 Millionen Livres) erſetzt werden." Deutſchland hat aus jenen Tagen manchen Act ſchmachvoller Unterwürfigkeit zu verzeichnen; der Vertrag von Pfaffenhofen behauptet indeſſen den Ruhm, daß die kurzſichtige Thorheit ſeiner Urheber noch größer war als ihr Mangel an Gemeingeiſt.

In dem Augenblick, wo Moreau dieſe fette Beute erhandelte, war auch ſchon ſein längeres Verweilen in Baiern militäriſch unmöglich geworden. Er hatte am 10. Sept. ein Corps unter Deſair bei Neuburg die Donau überſchreiten laſſen, das gegen Eichſtädt und Nürnberg vorging, natürlich ohne eine Spur von der Maasſambre-Armee zu entdecken; vielmehr kam Deſair am 16. wieder in Neuburg an und brachte die niederſchlagende Gewißheit mit, daß Jourdan nach dem Rhein zurückgedrängt war. Der Rückzug aus Baiern war jetzt unvermeidlich. Moreau zog das ganze Heer auf dem rechten Donauufer zuſammen und machte ſich fertig, den Rückmarſch nach dem Lech anzutreten. Die Oeſterreicher folgten ihm bei der erſten rückgängigen Bewegung nach und drohten ihn an der Donau und der obern Iller zu überflügeln;

es war alſo Eile nöthig, wenn der Lech, die Iller und die Donau bei Ulm unangefochten erreicht werden ſollten. Indeß Latour den Franzoſen nachrückte, trat auf den beiden Flanken die Gefährlichkeit der Lage ſchon deutlich ins Licht. Der linke Flügel der Kaiſerlichen an der tiroler und vorarlberger Gränze ſchob die einzelnen franzöſiſchen Colonnen zurück; Fröhlich drängte eine Abtheilung (17. Sept.) aus Immenſtadt und Kempten hinaus und ſchlug ſie mit anſehnlichem Verluſt (20. Sept.) bei Isny, während Giulay eine andere nach blutigem Gefecht aus Memmingen heraustrieb (22. Sept.) und Nauendorf, am nämlichen Tage zwiſchen Heidenheim und Ulm angelangt, die erſten Corps der rückziehenden Armee (24. Sept.) auf Ulm zurückwarf. Moreau ſtand in dieſem Augenblick erſt an der Günz und mußte eilends Verſtärkungen nach Ulm ſchicken, damit ſeine vorgeſchobenen Poſten nicht von Nauendorf erdrückt würden. Inzwiſchen war ihm aber auch Latour ſchon auf der Ferſe und hatte über Burgau und Leipheim die Verbindung mit Nauendorf hergeſtellt. Die Hoffnung, mit der ſich Moreau bis jetzt noch trug, bei Ulm und an der Iller eine beobachtende Stellung einzunehmen, war jetzt vereitelt, der volle Rückzug unvermeidlich.

Die Gefahr dieſes Rückzugs wie ſein Verdienſt iſt übertrieben worden; nicht nur von den Franzoſen, ſondern auch auf deutſcher Seite hat man den geſchmackloſen Vergleich mit Xenophons Rückzug der zehntauſend Griechen angeſtellt.*) Daß Moreau ſeine geſchwächte und ermüdete Armee von vierzig- bis fünfzigtauſend Mann, ohne feſte Communicationen und ſichere Nachrichten, vorn und im Rücken vom Feinde bedroht, durch ein vielfach durchſchnittenes und gebirgiges Terrain, zum Theil umgeben von einer erbitterten Bevölkerung, glücklich bis in das Rheinthal geführt hat, dies Verdienſt ſpricht — zumal bei einem Führer franzöſiſcher Truppen — für ſich ſelbſt; man hat nicht nöthig, ſeine fünffache Zahl mit den Zehntauſend des Xenophon, oder den Marſch von Ulm an den Rhein mit dem wunderbaren Zuge aus der Nähe Babylons bis nach Byzanz in eine Parallele zu bringen. Schon

*) In Poſſelts Annalen 1796. IV. S. 249 f. iſt z. B. mit allem gelehrten Aufwand der Satz durchgeführt, daß die Aehnlichkeit im Ganzen ſehr groß ſei, wenn auch im Einzelnen beide Züge von einander abwichen.

die Vorgänge vor dem Rückzuge konnten zeigen, daß er es mit keinem allzugefährlichen Gegner zu thun hatte. Latour hatte nur die Vorzüge eines tapfern Soldaten, nicht die eines Feldherrn; der begabtere Führer bei der öſterreichiſchen Donauarmee war Rauendorf, aber die Ueberlieferungen der militäriſchen Hierarchie Oeſterreichs erlaubten es nicht, daß man ihn ſo mit einem Male an die Spitze ſtellte. Um dem Uebel abzuhelfen, hatte der Erzherzog ein nicht unbedenkliches Auskunftsmittel gewählt; er hatte Rauendorf geſtattet, ſelbſtändig und unabhängig von Latour zu handeln. Dies Verhältniß war früher einigemal von guter Wirkung geweſen, jetzt griff es ſtörend ein. Einem Feinde gegenüber, der noch immer gegen 50,000 Mann in einer Maſſe vereinigte, waren die Kaiſerlichen auf eine bedenkliche Weiſe zerſplittert und nirgends einem Geſammtangriff gewachſen. Ein Corps unter Petraſch von etwa 7000 Mann machte ſich vor Kehl und am obern Neckar zu ſchaffen, bot die ſchwarzwälder Bauern auf und drohte durch einen kleinen Krieg in den Defileen jener Berge den Franzoſen den Rückzug abzuſchneiden; Rauendorf ſtand mit etwa 10,000 Mann bei Ulm den Franzoſen gegenüber, Fröhlich hielt mit beinahe 14,000 die obere Iller beſetzt, Latour folgte mit dem Gros des Heeres, 23—24,000 Mann, den Franzoſen auf dem Fuße nach. Eine Maſſe von 55,000 Mann war demnach ſo vertheilt, daß Moreau überall mit Gegnern zuſammentraf, die ihm an Zahl lange nicht gewachſen waren.

Am 26. und 27. Sept. ſetzte ſich Moreau von Ulm in Bewegung, zunächſt gegen Biberach und den Federſee, um ſo durch Oberſchwaben den Durchgang über den Schwarzwald zu erreichen. Latour war der Meinung ihm zu folgen, Rauendorf verfocht die Anſicht, auf der Sehne des Bogens, den Moreau beſchrieb, gegen Urach und Tübingen vorzugehen, ſich mit den zerſtreuten Abtheilungen unter Petraſch auf dem Schwarzwalde zu vereinigen und dann mit einer Truppenmaſſe von wenigſtens 40,000 Mann vor der Ankunft der Franzoſen den Schwarzwaldübergang zu gewinnen. Die Uneinigkeit der Führer hat hier jeden größeren Erfolg vereitelt. Latour blieb bei ſeinem Syſtem und folgte den Fußtapfen der Franzoſen; Rauendorf machte von ſeiner Vollmacht Gebrauch und ging auf eigene Hand nach dem Schwarzwald. Die Folge war, daß die Kaiſerlichen nun an keiner Stelle gegen

die Franzoſen ſtark genug waren; was den Feind im Schwarzwald erwarten ſollte, betrug höchſtens 12,000 Mann und die Armee, die ihm folgte, war durch Nauendorfs Abzug auf einige zwanzigtauſend Mann verringert, alſo etwa um die Hälfte ſo ſtark wie Moreau. Gelang es Moreau, ſein Heer zuſammenzuhalten, ſo waren vorausſichtlich die Oeſterreicher nirgends — weder in Oberſchwaben noch auf dem Schwarzwalde — zahlreich genug, ihm ſeinen Rückzug zu verlegen. Die öffentliche Meinung jener Tage, durch den raſchen Umſchwung des Kriegsglücks erregt und zum Theil gegen die Franzoſen heftig erbittert, bewegte ſich in ſeltſamen Illuſionen; ſie ſah bereits die Moreau'ſche Armee abgeſchnitten und kriegsgefangen, als wenn ſich eine Armee von mehr als 40,000 Mann ſo leicht in einem Netze fangen ließe! Daß dieſe ſanguiniſche Hoffnung nachher vereitelt ward, erregte dann um ſo größere Senſation und hat weſentlich mit dazu beigetragen, von der Gefahr und Schwierigkeit des Rückzugs übertriebene Vorſtellungen zu erwecken.

Auch Latour ſchien zu beſorgen, der Feind könne ihm entwiſchen. Er drängte ihm von Ulm nach und in der Nähe des Federſees bei Biberach ſtießen die beiden Heere zuſammen. Wie die Sachen ſtanden, lag es im Intereſſe der Oeſterreicher, daß Moreau ſeinen Rückzug nicht allzuſehr beſchleunigte; denn noch waren erſt die Streitkräfte auf dem Marſche, die ihm den Rückweg nach dem Rheinthal verlegen ſollten. Ein paar Tage Verzögerung, und Moreau's Zug über die Gebirgspäſſe war äußerſt ſchwierig geworden. Da hatte denn freilich Latour offenbar kein Intereſſe, ſich ihm zur Schlacht zu bieten und ſich dann mit ſeinen 23,000 Mann von der faſt doppelten Zahl ſchlagen zu laſſen; vielmehr gebot ihm ſeine Lage, dem Erzherzog ſein Corps möglichſt unvermindert zuzuführen. Die Täuſchung, der Feind ſei in eiligem Rückzug, und die Ungeduld, einen entſcheidenden Schlag gegen ihn zu führen, verleitete indeſſen den öſterreichiſchen Führer, den Franzoſen gerade die Gelegenheit zu geben, die ſie ſuchten. Moreau hatte bedächtig alle Vorbereitungen zu der Schlacht getroffen, in die ſich (2. Oct.) Latour bei Biberach verwickeln ließ. In ungünſtiger Aufſtellung, mit unzulänglichen Streitkräften, ward er von den Franzoſen angegriffen, auf Biberach zurückgeworfen, ihm 5 Bataillone und 16 Kanonen abgenommen — eine Niederlage, die Latours Corps für

den Reſt des Moreau'ſchen Rückzugs vollkommen unſchädlich machte und den franzöſiſchen Feldherrn in Stand ſetzte, ungeſtört von ſeinem Verfolger im Rücken mit vereinter Macht den Weg über die Gebirgspäſſe anzutreten.

Noch waren die Oeſterreicher im Rheinthal theils erſt im Anmarſch, theils in ſo kleinen Colonnen zerſplittert, daß ſie nicht hoffen konnten, Moreau aufzuhalten. In dem Augenblick, wo er jetzt Biberach verließ und ſich gegen Sigmaringen und Stockach in Bewegung ſetzte, ſtand der Erzherzog noch hinter der Murg, Rauendorf bei Hechingen, Petraſch bei Schweningen, die Corps der beiden Letzteren in Streifcolonnen und Poſtenketten ſo zerſplittert, daß ſie nirgends ſtark genug waren, einer rückziehenden Colonne des Feindes mit Erfolg entgegenzutreten. Zwiſchen dem 7. und 9. Oct. näherten ſich die Franzoſen den Schwarzwaldübergängen; ein Theil des Heeres war über Sigmaringen, Rotweil, Villingen, ein anderer über Stockach auf Donaueſchingen losgegangen; das ſchwere Geſchütz nebſt dem Train war über Thengen und Stühlingen längs des ſchweizer Oberrheins auf Hüningen dirigirt worden. Die einzelnen ſtreifenden Colonnen der Oeſterreicher, auf die man ſtieß, wurden überall von überlegenen Maſſen zurückgedrängt.

Unter den Uebergängen war die Straße durch das Kinzigthal von Natur die geeignetſte, allein eben darum war hier auch am meiſten Widerſtand von den Kaiſerlichen zu beſorgen; der franzöſiſche Führer entſchied ſich daher für den Paß, der von Neuſtadt durch das Höllenthal nach Freiburg führt. Der Weg war der kürzeſte, ein Durchbrechen der nicht ſtarken feindlichen Poſten hier am wahrſcheinlichſten. Am 11. Oct. brach St. Cyr von Neuſtadt auf, gewann den Höllenthalpaß, warf die kleinen Abtheilungen der Oeſterreicher zurück und näherte ſich am 12. Freiburg. An dem nämlichen Tage rückte auch Deſair mit dem Gros der Armee gegen Neuſtadt. Wohl drängte jetzt Latour, der über Oſtrach, Möskirch gegen Donaueſchingen ſeinen Weg nahm, in ſtarken Märſchen den Franzoſen nach, aber der Verluſt an Zeit und Truppen, den ihm das Treffen bei Biberach gekoſtet, ließ ſich nicht mehr einholen. Am 13—15. Oct. zog die feindliche Armee ungehindert durch das Höllenthal nach dem Breisgau. Der Erzherzog hatte nun alle die zerſtreuten Abtheilungen, Latour, Rauen-

dorf und Petraſch angewieſen, nach dem Oberrheinthal zu ziehen und ſich mit ihm zu vereinigen.

Am 17. Oct. waren die öſterreichiſchen Streitkräfte mit dem, was der Erzherzog herbeiführte, hinter der Elz vereinigt und erwarteten die Franzoſen, wenn ſie rheinabwärts gegen Kehl vordringen wollten. Am 19. und 20. kam es in der Nähe von Emmendingen zu einem Treffen, das dem franzöſiſchen General ſeine Stellung auf dem rechten Rheinufer unmöglich machte. Er ſchickte einen Theil ſeiner Truppen gleich bei Breiſach über den Rhein und zog mit dem Reſte, noch einigen 30,000 Mann, ſtromaufwärts gegen Schliengen. Die Oeſterreicher folgten; am 24. Oct. kam es dort zu einem zweiten Treffen, deſſen Ergebniß der Rheinübergang der Franzoſen bei Hüningen war. Gern hätte nun der Erzherzog ſeinen Truppen ruhige Winterquartiere verſchafft und die Hand geboten zu einem Waffenſtillſtande, allein in Wien wollte man den Feind auch ferner beſchäftigt wiſſen, damit er nicht einen Theil ſeiner Truppen nach Italien entſenden könne. So ſchloß der denkwürdige Feldzug mit der Belagerung der Brückenköpfe von Kehl und Hüningen, die in den erſten fünf Wochen des folgenden Jahres an die Oeſterreicher übergeben wurden.

Die Erfolge der kaiſerlichen Waffen im Herbſt ließen vergeſſen, welche Drangſale vorausgegangen waren. Allenthalben in Süddeutſchland jubelte man wie über einen großen Sieg und freute ſich über die Züchtigung der fremden räuberiſchen Horden. Die Bewegung in der Maſſe des Volkes und der kleine Bauernkrieg zeigte, daß es der Nation an tüchtigen Elementen des Widerſtandes nicht fehlte; nur war die Organiſation und Leitung des Ganzen nicht dazu angethan, irgend eine Regung nationalen Gemeinſinns zu fördern und glücklich zu benutzen. Wie in Franken und Schwaben, ſo regte ſich auch in Oeſterreich unter dem Volke ein friſcher, opferbereiter Geiſt; zu den Freicorps drängte ſich die Jugend bereitwillig heran, der Krieg war Sache des Volkes geworden. Auch bis in die officiellen Kreiſe war der Rückſchlag dieſer letzten glücklichen Kriegsthaten ſo ſtark, daß das bekannte militäriſche Factotum, der Generaladjutant Rollin, jetzt vom Kaiſer entfernt und an eine unſchädliche Stelle geſetzt ward. Beſchämend

genug war die Rückwirkung der Siege dort, wo man ſich dem vordringenden Feinde eilfertig gefügt oder ſeinen jetzt werthlos gewordenen Schutz um hohen Preis erkauft hatte. Allenthalben ward jetzt die politiſche Phyſiognomie eine andere.

Preußen, erinnern wir uns, vollzog ſeine Reunionsplane in Franken in dem Augenblick, wo der Reichsfeind im Süden vordrang; erſchreckt hatten damals die fränkiſchen Reichsſtände dem Druck nachgegeben, zumal ſeit die Nähe der Franzoſen es wünſchenswerth machte, durch den neutralen preußiſchen Adler gedeckt zu ſein. Nürnberg hatte ſich unterworfen und es waren preußiſche Truppen eingerückt; jetzt erfolgte von Berlin der Beſcheid, daß der König ſich nicht entſchließen könne, den Unterwerfungsact anzunehmen, und die Truppen räumten wieder die Stadt (1. Oct.).*) In Baiern weigerte ſich der Kurfürſt, als er nach München zurückkam, den Vertrag vom 7. Sept. zu ratificiren. In Württemberg warf der Herzog ſeine volle Ungnade auf den Miniſter von Wöllwarth, welcher bei dem württembergiſchen Friedensvertrage der Unterhändler geweſen, und die Chicanen, womit man ihn jetzt verfolgte, zeigten, daß eben die Zeiten ſich geändert hatten.**) Auch der deutſche Reichstag, der ſich ſo übereilte Sorgen um ſeine Sicherheit gemacht, ſammelte ſich allmälig wieder in Regensburg und kündigte durch ein Rundſchreiben an, daß in Folge der „ſiegreichen Fortſchritte der kaiſerlichen Waffen" die auf einige Zeit ausgeſetzten Verhandlungen wieder fortgeſetzt würden. Der ſchwäbiſche und fränkiſche Kreis ſchickten Deputationen nach Wien, um ſich wegen ihrer Gefügigkeit gegen den Reichsfeind zu entſchuldigen; in gleicher Abſicht hatte auch der Herzog von Württemberg den Erbprinzen an den Kaiſer abgeſandt.

Im Lager der Coalition hatten die letzten Ereigniſſe einen Augenblick die Hoffnung geweckt, daß jetzt nach dem Scheitern des Feldzuges in Deutſchland ein billiger Friede mit den Franzoſen zu ſchließen ſei. Das britiſche Miniſterium ergriff diesmal ſelbſt die Initiative und ließ unter dem Eindruck von Jourdans Nieder-

*) Nach der Verſicherung des Ritters von Lang (Memoiren I. 300) war es beſonders die Eiferſucht von Haugwitz gegen Hardenberg, die den Entſchluß gefördert hat.

**) S. Häberlin Staatsarch. II. 481 f.

lage bei Amberg durch dritte Hand dem Directorium eine Verhandlung über den Frieden anbieten. Indeſſen bewies der Ton, in dem die franzöſiſche Regierung dieſe Eröffnungen aufnahm, daß man ſich in London geirrt, wenn man auf einen entſchiedenen Umſchlag der Pariſer Stimmungen rechnete. Es bedurfte erſt des Schlages bei Würzburg, des vollen Rückzugs von Jourdan, um das Directorium ſoweit zugänglich zu machen, daß es auf die nun wiederholten Anträge des britiſchen Miniſteriums einzugehen ſich bereit erwies. Aber ein anderer Vorgang zur nämlichen Zeit mußte die Hoffnungen auf einen allgemeinen Frieden, wie man ſie in London hegte, herabſtimmen. Es ward durch Bonaparte's Vermittelung halb drohend, halb zudringlich dem Wiener Hofe angeſonnen, ſich mit den Franzoſen in beſondere Unterhandlungen einzulaſſen, alſo England ähnlich zu iſoliren, wie man im deutſchen Reiche den Kaiſer durch die Separatverträge mit den einzelnen Fürſten iſolirt hatte. Man zeigte dabei die verführeriſche Lockſpeiſe einer Arrondirung durch Baiern, die ſeit zwanzig Jahren ſo oft die öſterreichiſche Politik von den höheren und allgemeineren Intereſſen abgelenkt, jedoch diesmal ohne Erfolg. Oeſterreich wollte ſich von ſeinem britiſchen Verbündeten nicht trennen und das Directorium mußte ſich, ſchon um des Scheines willen, bequemen, in die von England angebotenen Unterhandlungen einzutreten. Gegen Ende October traf Lord Malmesbury, den wir aus den Unterhandlungen von 1794 kennen, in Paris ein, aber ſeine ſonſt viel bewährte diplomatiſche Geſchicklichkeit war diesmal nicht glücklich. Die Franzoſen blieben ihrer Taktik getreu, die Verbündeten zu entzweien, und wie ihnen das nicht gelingen wollte, kamen ſie mit übertriebenen Forderungen, die jede Ausſicht auf einen nahen Frieden vereitelten. Die Verhandlung hatte nur den Werth, daß man der franzöſiſchen Politik etwas genauer in die Karten ſehen lernte. Vor Allem ſollte Frankreich ſich durch Belgien und die Rheingränze verſtärken und ſeine Gränzen nach Holland und Italien hin durch neuerrichtete Filialrepubliken gedeckt werden, deren Exiſtenz völlig von Frankreich abhing. Die Entſchädigungen dachte man durch Säculariſationen geiſtlicher Stifter, durch Vertauſchungen und Verpflanzungen, kurz durch jenen Menſchen- und Länderhandel zu beſchaffen, der die Friedensverträge des nächſten Jahrzehnts charakteriſirt. Baiern z. B. an Oeſterreich zu geben,

dafür die Wittelsbacher nach Italien zu verpflanzen, an ſolchen und ähnlichen Combinationen war die Politik jener Tage ungemein fruchtbar. Nationen und Länder zu zerreißen, das Heterogenſte mit einander zu verſchmelzen, Völker zu verkümmern und Dynaſtien zu entſchädigen, in dieſen und ähnlichen Künſten hat das Directorium dem Conſulat und Kaiſerreich emſig vorgearbeitet. Die Politik William Pitts war aber nicht geneigt, um ſolchen Preis den Frieden zu ſchließen; ſchon das Schickſal Belgiens wurde für die Friedensverhandlung zu Paris ein unüberwindliches Hinderniß. Noch vor Ende des Jahres trennte man ſich mit der Ueberzeugung, wie weit man von einem allgemeinen Frieden noch entfernt war. Die brüske Art, wie damals die revolutionäre Regierung in diplomatiſchen Dingen verfuhr, und der hoffärtige Ton, den ihre officielle Preſſe anſtimmte, trugen das Ihrige dazu bei, die vorhandene Verbitterung zwiſchen den kämpfenden Parteien zu vergrößern.

Dritter Abſchnitt.

Leoben und Campo Formio.

Indeſſen man ſich in Deutſchland mit der eiteln Hoffnung trug, das Mißlingen der Invaſion werde die Franzoſen dem Frieden zugänglicher machen, erfolgte in Italien eine Entſcheidung, wie ſie den franzöſiſchen Eroberungsplanen entſprach.

Als der Feldzug in Deutſchland begonnen, war Wurmſer mit 25,000 Mann vom Oberrhein nach der Lombardei geſandt worden, wo die Franzoſen bis zum Mincio gedrungen waren und Mantua belagerten. Gegen Ausgang Juli war Wurmſer, durch Truppen aus den Erblanden verſtärkt, in Südtirol angelangt und brach in zwei Colonnen an den Ufern des Gardaſees hervor. Bonaparte hob die ſchon begonnene Belagerung Mantuas wieder auf, warf ſich raſch auf die einzelnen öſterreichiſchen Corps und lieferte ihnen in den letzten Tagen des Juli und zu Anfang Auguſt eine Reihe von ſiegreichen Gefechten, welche die Kaiſerlichen zwangen, ſich nach Tirol zurückzuziehen. Von bewährten Meiſtern der Kriegskunſt wird es als ein folgenſchwerer Mißgriff angeſehen, daß man durch die nutzloſe Diverſion nach Italien ſich den vollſtändigen Erfolg in Deutſchland verdorben hat.*) Wurmſers Armee, in Italien ohne Erfolg thätig, hätte nach ihrer Anſicht in Deutſchland entſcheidend eingreifen können, wenn ſie, im rechten Augenblick nach Schwaben oder Baiern geworfen, die Niederlage

*) S. Clauſewitz hinterl. Werke. IV. 147. 169.

Jourdans oder Moreau's vollenden half. Aber die Wiener Kriegsleitung blieb bei ihrem Plane, immer neue Streitkräfte zum Entſatz von Mantua nach Italien zu werfen. Ein zweiter Verſuch der Oeſterreicher, im September unternommen, hatte ſo wenig Erfolg, wie der erſte; wieder benutzte Bonaparte die Trennung der feindlichen Streitkräfte, um ſie einzeln zu ſchlagen; nur drang diesmal Wurmſer mit einem Theile des Heeres nach Mantua ein, ein freilich zweideutiger Gewinn, inſofern dadurch die Beſatzung des Platzes über das Bedürfniß vermehrt und eine anſehnliche Truppenzahl, hinter die Mauern der Feſtung eingeſchloſſen, dem Kampfe draußen entzogen ward. Dies entmuthigte die Oeſterreicher nicht, einen dritten Verſuch zu wagen. Raſch ließ der Hofkriegsrath alle noch in den Erblanden vorhandenen Truppen, die größtentheils aus Depots und ungeübten kroatiſchen Landbataillons beſtanden, nach Friaul entſenden, um eine neue Armee zu bilden, die Alvinzy durch's venetianiſche Gebiet der bedrängten Feſtung zuführen ſollte. Bonaparte ging dem neuen Heer entgegen; die erſten Angriffe an der Brenta und bei Caldiero gaben keine Entſcheidung, erſt der blutige Kampf von drei Tagen, der ſich (15—17. Nov.) bei Arcole entſpann, vereitelte auch dieſen dritten Verſuch, Mantua zu entſetzen.

Das geſchah gerade zu der Zeit, wo Moreau, auf das rechte Rheinufer gedrängt, dem Erzherzoge einen Waffenſtillſtand anbot. Der Erzherzog hielt das Anerbieten für annehmbar, denn es gab ihm Zeit, von ſeinen Truppen einen Theil nach der Etſch abzuſenden und mit dieſen tüchtigen, kriegsgewohnten Elementen die Rekruten Alvinzys zu verſtärken. Seine Anſicht war aber nicht die des Hofkriegsraths; er erhielt vielmehr den beſtimmten Befehl, Kehl zu erobern, es koſte was es wolle.*) Kehl ward im Januar 1797 erobert, aber gleich nachher ging Mantua verloren. Alvinzy hatte ſich geſammelt und war zum zweiten Male vorgerückt; allein die Niederlage, die ihm Bonaparte bei Rivoli (14. Jan.) beibrachte, war entſcheidender und verluſtvoller als die frühere. Es war an Entſatz nicht mehr zu denken; am 2. Februar fiel Mantua. Der wankende Gehorſam der italieniſchen Regierungen ward nun von Bonaparte neu befeſtigt, der Papſt für ſeine ſtillen Wider-

*) Grundſätze der Strategie III. 396 ff.

ſtandsgelüſte in dem Frieden von Tolentino hart geſtraft und in völlige Abhängigkeit von der franzöſiſchen Politik gebracht. Mit Italien im Reinen, konnte Bonaparte ſeine Kraft ungetheilt gegen Oeſterreich ſelber wenden.

Hatte der Kaiſer im Jahre 1796 die Invaſion in ſeine Erblande noch glücklich abgewehrt, ſo war dies jetzt, nachdem die Entſcheidung in Italien gegen ihn gefallen, viel ſchwieriger. Größere Kräfte als im verfloſſenen Feldzuge waren nicht aufzubringen; vielmehr hatten die letzten Rüſtungen bewieſen, daß man bereits genöthigt war, zu unfertigem Kriegsmaterial zu greifen. Die Folgen eines fünfjährigen furchtbaren Krieges machten ſich eben überall fühlbar, in den Finanzen wie in der militäriſchen Rüſtung. Daß das deutſche Reich die Lücke decken und in dem neuen Kriege mehr Thatkraft und Einigkeit bewähren werde, als in dem jüngſten Feldzuge, war nicht wohl zu erwarten. Bis zum November 1796 hatte ſich der Wiener Hof auf ruſſiſche Hülfe verlaſſen, die endlich England bei Katharina ausgemittelt; aber die Kaiſerin ſtarb in dem Augenblicke, wo der Vertrag ratificirt werden ſollte. Der Nachfolger, Czar Paul, verwarf den Vertrag und beſchränkte ſich in einer Eröffnung an den deutſchen Reichstag auf die wohlfeile Ermahnung: es ſollten alle Glieder und Staaten des Reiches zur Sicherung der allgemeinen Ruhe in Deutſchland mit aller Anſtrengung mitwirken.

Wohl ſuchten manche von den Reichsſtänden, die ſich im ablaufenden Jahre durch eilige Nachgiebigkeit am meiſten compromittirt, dies jetzt gut zu machen durch eine gewiſſe Oſtentation ihres patriotiſchen Eifers; der ſchwäbiſche Kreis rief ſeinen Geſandten wieder von Paris ab, der oberrheiniſche beſchloß ſämmtliche Contingente auf den Kriegsfuß zu ſetzen und auch in Franken ſchien ein neuer Kriegseifer zu erwachen. Aber Württemberg und Baden beharrten doch in ihrer franzoſenfreundlichen Neutralität, der ganze Norden von Deutſchland ſah mit dem Gefühle des Behagens, durch die Demarcation geſchützt zu ſein, dem Kampfe, der Deutſchlands Schickſal entſchied, gleichgültig zu, und auch die, welche jetzt rüſteten und waffneten, wer hätte erwarten wollen, daß ſie bei einem wiederholten Einfalle des Feindes muthiger und aufopfernder handelten, als im Jahre 1796? Der innere Hader und die Entzweiung wühlte ſich vielmehr mit jedem

Tage tiefer ein und drängte auf die Katastrophe hin, der Deutschland mit beschleunigtem Schritte entgegenging.

Auch am Reichstage prägte sich diese Zerklüftung der Parteien in bezeichnender Weise aus. Der Kaiser verlangte nachdrückliche Hülfe, allein er richtete das Actenstück, worin dies geschah, nur an die geistlichen Reichsstände und zwar in einem Tone, der sie zugleich bei der Sorge um ihre Existenz und bei ihrem confessionellen Eifer zu fassen berechnet war! Als wenn Deutschland der Zerrüttung nicht genug gehabt und auch noch der Wiederbelebung des Sectengeistes bedurft hätte, erklärte jetzt der kaiserliche Gesandte (10. Febr.), dem Beispiele des Abfalles seien mehrere protestantische Reichsstände gefolgt und wiederholt habe darum der Kaiser die geistlichen Stände darauf aufmerksam gemacht, daß ihre Existenz in Gefahr sei, indem Säcularisationsentwürfe geschmiedet würden und allem Ansehen nach es sich darum handle, die Aufopferung der geistlichen Reichsstände zur Grundlage des Friedens zu machen. Einen solchen Frieden würde dann wohl Preußen und die von ihm abhängige protestantische Macht dem wehrlosen Reiche wider Willen aufdringen. Der Kaiser habe solchen Entwürfen stets beharrlich widerstrebt und sei zum Aeußersten entschlossen, nur müsse man ihm in dieser Lage besonders eifrige Hülfe leisten. Diese Aeußerungen fanden das rechte Echo im Kreise der geistlichen Herren. Hülfe zwar versprachen sie keine, vielmehr zählten sie alle auferlegten Opfer, die Besetzung ihrer Gebiete, die Aussaugung ihrer Lande und Anderes auf, um die Unmöglichkeit weiterer Anstrengungen zu beweisen. Aber der Vorwurf gegen Preußen und die „protestantischen" Reichsstände fiel auf fruchtbaren Boden; die Antworten der geistlichen Gesandten waren ein verstärkter Widerhall der kaiserlichen Anklage. Man nahm die Säcularisationsplane als ausgemacht an, sprach von den „gutgesinnten" Reichsständen im Gegensatz zu den übelgesinnten weltlichen, und redete von einer mächtigen Conföderation protestantischer Fürsten, welche sich geeinigt hätte, nichts mehr für die gemeinsame Sache zu thun. Diese seltsame Correspondenz, die wahrhaftig nicht dazu angethan war, die Stärke und Eintracht des Reiches zu fördern, erregte, wie sich denken läßt, einige Sensation und Hannover wies in einer eigenen Erklärung (25. März) diese confessionelle Taktik zurück. Wir haben — hieß es da — mit

Bedauern den Ton bemerken müſſen, welcher auf eine ſyſtematiſche Entgegenſtellung der katholiſchen und proteſtantiſchen Reichsſtände abzielt. Es iſt, um den mildeſten Ausdruck zu gebrauchen, ein ſolches Beginnen ſehr gewagt; die Zeiten der Liga und Union geben ein abſchreckendes Beiſpiel, zumal in der gegenwärtigen Lage des Reiches.

Nur eine Stimme aus dem geiſtlichen Lager mahnte zur allſeitigen Eintracht; es war die Dalbergs, des Mainzer Coadjutors. Er erinnerte an das Wort des alten römiſchen Geſchichtſchreibers: indeß man zu Rom berath, geht Sagunt zu Grunde. Die Kriſis ſei von der Art, daß Deutſchland eines Dictators bedürfe, der über alle Mittel des Kampfes, über die Mannſchaft, die Vorräthe, die Kaſſen unbedingt verfügen könne. Der Mann ſei gefunden: Erzherzog Karl; er müſſe das Steuer ergreifen, um das ſchwankende Boot vor dem Schiffbruch zu ſchützen. Der Vorſchlag war charakteriſtiſch für Dalberg; ſo wie der Mann ſein Leben lang war, ſtets betäubt von ſeinen eigenen heißblütigen Illuſionen und ſtets beherrſcht und ausgebeutet von fremden kaltblütigen Berechnungen, ſo hatte er jetzt in dem Erzherzoge ſeinen Helden und Retter gefunden — wie er ihn ſpäter in Bonaparte fand. Wäre in Deutſchland an den Gemeingeiſt und die Verleugnung von Sonderintereſſen auch nur zu denken geweſen, die Dalbergs Vorſchlag verlangte, hätte ſich in ſeinen Fürſtengeſchlechtern der Mann vorgefunden, den ſolch ein Amt verlangte, ſo war uns lange geholfen, weil es dann nie ſo weit hätte kommen können, wie es jetzt 1797 geworden war. Aber bis in der Nation ſolche verwegene Gedanken erwachten, bis die Fürſten einen einzigen Augenblick ſich ſelbſt vergaßen, bis die dictatoriſche Macht emporwuchs, die über Männer, Vorräthe und Kaſſen ſchrankenlos verfügte — bis dahin mußten erſt noch andere und herbere Lectionen kommen, als die Jahre 1792—1796 ſie gegeben hatten.

Indeſſen pochte die Gefahr ſo raſch und dringend an die Pforten der öſterreichiſchen Erblande, daß alle Reichshülfe zu ſpät kam, auch wenn ſie eifriger als ſonſt wäre geleiſtet worden. Die letzten Erfolge hatten in Italien Bonaparte freie Hand gegeben; Neapel war von der Coalition getrennt, der Papſt zu Tolentino gedemüthigt, Sardinien durch ein enges Bündniß an die franzöſiſche Politik geknüpft, die kleinen Staaten mit gebundenen Händen an Frankreich überliefert. Die kaiſerlichen Heere, an Zahl und

Kräften erſchöpft, waren zwiſchen 20 u. 30,000 Mann ſtark gegen Friaul zurückgegangen; nur einzelne Poſten hielten ſich zwiſchen dem Piave und Tagliamento. Die Soldaten waren durch die letzten Ereigniſſe tief herabgeſtimmt, ohne Zuverſicht auf die eigene Kraft und ohne Vertrauen zu den Führern. Der Erzherzog Karl, jetzt in der Noth an die Spitze gerufen (Febr.), mußte damit beginnen, Officiere abzuſetzen, die Regimenter zu reorganiſiren, militäriſche Zucht und Ordnung neu zu begründen.

Was Bonaparte um ſich an Streitkräften vereinigte, reichte hin, die Kaiſerlichen über die karniſchen und juliſchen Alpen zurückzudrängen. Drei franzöſiſche Diviſionen rückten der Etſch entgegen nach Tirol vor; die übrige Maſſe, über 40,000 Mann ſtark, ſollte nach Inneröſterreich vordringen. Im Anfang März ſetzte ſich Bonaparte mit dieſem Heere in Bewegung; kämpfend, wenn auch ohne eine größere Schlacht, wichen die Oeſterreicher überall vor dem überlegenen Feinde; der Tagliamento und der Iſonzo wurden überſchritten und noch ehe der März zu Ende ging, ſtanden die Franzoſen in Illyrien. Am 25. März hatten ſie Laibach beſetzt; ein Theil der Kaiſerlichen ſtand noch bei Klagenfurt, der Reſt war nach St. Veit zurückgegangen. Nach wenig Tagen waren auch dieſe Stellungen geräumt und die Franzoſen drangen über St. Veit und Frieſack in Steiermark vor. Ohne Widerſtand beſetzten ſie am 5. April Judenburg und ihre Vorhut ging ſchon bis Leoben vor. Die Kaiſerlichen, obwol auf dem Marſche durch einzelne Truppenabtheilungen vom Rhein verſtärkt, zogen ſich zurück; es ſchien ihr Plan, ſich durch nutzloſe Gefechte nicht zu zerſplittern, vielmehr für eine Hauptſchlacht in der Nähe von Wien ihre Kräfte zuſammenzuhalten.

Der Feind ſtand nicht mehr viele Märſche von der Hauptſtadt weg und in der vornehmen Welt ward es unruhig; ſie fing an, aus Wien zu flüchten. Aber es war auch viel guter patriotiſcher Eifer ſichtbar, der ſich bereit erwies, dem Feinde mit den Waffen zu begegnen. Die Bürgerſchaft, die Zünfte, die Studirenden erboten ſich freiwillig zur Vertheidigung der Hauptſtadt mitzuwirken; von Außen ſtrömten Zuzüge von Bauern herzu und das ſorgloſe, genußſüchtige Wien bot mit einem Male den Anblick eines Feldlagers. Ein Freicorps in Wien hatte ſeine Werbeplätze aufgerichtet, Studenten, Kaufleute, Handwerker drängten

ſich herzu und Alles zeigte den beſten Willen, den vaterländiſchen Boden zu vertheidigen. Dazu die Gebirgslande, insbeſondere Tirol, gleich gut gerüſtet und geſinnt; kurz allenthalben eine tüchtige unverbrauchte Volkskraft, die unter einer thatkräftigen und hochſinnigen Regierung Gewaltiges zu leiſten vermochte. Aber hier, wie anderwärts in Deutſchland, war wohl dieſe unbenutzte, der Organiſation und Leitung bedürftige Macht der Nation fähig und bereit, den fremden Dränger abzuwehren, allein in der officiellen Welt war Alles ſchlaff und muthlos. Gerade die Männer, die Oeſterreich lenkten, waren am wenigſten dazu angethan, ſolch ſittliche Hebel zu verſtehen oder zu nützen; die Erinnerung an Maria Thereſia und an die Mittel, mit denen ſie einſt die wankende Monarchie gerettet, war für die geiſtloſen Bureauleute und die diplomatiſchen Routiniers, die dort regierten, nicht vorhanden. „Dem ſiegreichen Feinde — ſo ſoll ſich der Cabinetsminiſter Graf Colloredo ausgelaſſen haben — ſtopfe ich mit einer Provinz den Mund, aber das Volk bewaffnen heißt den Thron umſtürzen.*)"

Die Situation des franzöſiſchen Heeres war nichts weniger als ungefährdet. Eine Armee von einigen vierzigtauſend Mann, mit wenig Reiterei, war nicht dazu angethan, den Krieg in das Donauthal herabzutragen und großen Schlachten mitten im Feindeslande entgegenzugehen. Das Heer unter Joubert, das zur Linken nach Tirol vordrang, ſah ſich in dieſe natürliche Bergfeſte eingeengt und von dem mächtig erwachenden Haſſe des kampfluſtigen Gebirgsvolkes bedroht; es war zweifelhaft, ob es Bonaparte gelingen werde, die Verbindung zwiſchen Steiermark und Tirol herzuſtellen. Als er den Marſch über die Alpen angetreten, um die Kaiſerſtadt zu bedrohen, hatte er vorausgeſetzt, daß vom Rheine her eine gleichzeitige Bewegung nach der Donau ihn unterſtützen werde. War es Verſäumniß oder Abſicht des Directoriums, dem gefährlichen Manne nicht alle Streitkräfte der Republik in die Hand zu geben, genug, zu Ende März war weder die Rheinmoſel- noch die Maasſambre-Armee im Stande, den Rhein zu überſchreiten, und Bonaparte's dringendes Begehren um

*) S. „J. C. Hotze, ſpäter Friedrich Freih. von Hotze, k. k. Feldmarſchalllieutenant, von dem Verf. der kriegeriſchen Ereigniſſe in Italien." Zürich 1853. S. 149.

Hülfe ward mit dem verblümten Beſcheide erwiedert: es ſei für jetzt die Eröffnung des Feldzuges am Rhein noch nicht möglich.*) Zugleich erwuchs eine andere Verlegenheit, die eine Folge Bonaparte'ſcher Künſte war. Um die Republik Venedig, die eine der Prämien des Friedens werden ſollte, der Auflöſung entgegenzuführen, war eine Reihe der ſchmachvollſten Intriguen angeſponnen worden; die wehrloſe, eingeſchüchterte Republik, die ihre alten Ueberlieferungen politiſcher Größe völlig verloren, ſollte zu feindſeligen Schritten gegen Frankreich gereizt und damit der Vorwand offenen Angriffs gegen ſie gefunden werden. Mit perfider demagogiſcher Taktik waren revolutionäre Bewegungen angezettelt und dadurch die venetianiſche Regierung in die Alternative gedrängt worden, entweder ſich allen Schimpf nutzlos bieten zu laſſen, oder ſich in offenem Widerſtande um ihre Exiſtenz zu wehren. Bevor die Regierung zu einem offenen und kühnen Entſchluſſe ſich ermannt, war von dem Volke die Entſcheidung gegeben: es erfolgte ein nationaler Gegenſchlag gegen die franzöſiſchen Wühlereien und die Landbewohner waffneten ſich, die fremden Dränger zu überwältigen. Auch jetzt hatte die Regierung nicht den Muth, den Franzoſen offen den Handſchuh hinzuwerfen, nur in der Stille ſuchte ſie die Inſurrection zu fördern. So nahte die Bonaparte'ſche Kabale ihrer Erfüllung; allein in dieſem Augenblicke kam der Ausbruch ſehr unerwünſcht. Von Wien nur einige zwanzig Meilen entfernt, von Joubert in Tirol getrennt, ohne Ausſicht auf Hülfe vom Rhein her, war Bonaparte durch einen Aufſtand im venetianiſchen Gebiet, durch welches ſeine Rückzugslinie ging, ernſtlich gefährdet. Aber er kannte ſeine Gegner in Wien und ſein charakteriſtiſches Wort: „der Krieg iſt weſentlich eine Sache der Pſychologie" fand in dieſer kritiſchen Lage die glänzendſte Bewährung.

In Wien hatten die Zuſtände manche Aehnlichkeit mit der Lage Preußens kurz vor dem Abſchluſſe des Friedens von Baſel. Man führte officiell noch Krieg und der Kaiſer ſelbſt war der kriegeriſchen Anſicht zugethan, aber die einflußreichſten Männer am Hofe und in der Regierung arbeiteten auf den Frieden hin. Schon gegen Ende des Jahres 1796, als Mantua noch belagert und eine

*) S. Correspondance inédite de Napoleon Bonaparte. Italie. T. II. 492. 493.

neue Armee zum Entsatze aus Südtirol hingeschickt ward, waren darüber Berathungen gepflogen worden. Thugut verbarg seinen Vertrauten nicht mehr, daß ihm um den Preis der Rheingränze der Friede nicht zu theuer erkauft scheine; die Integrität des deutschen Reiches war eine gleichgültige Sache, wenn eine tüchtige Entschädigung für Oesterreich herausſprang. Ein dem Kaiserhause nahe verwandter Hof, der neapolitanische, von einer sonst wüthenden Franzosenfeindin, der Königin Marie Caroline, beherrscht, neigte jetzt zu friedfertigen Stimmungen und ein neapolitanischer Diplomat, der Marchese de Gallo, einer der Vertrauten Thuguts, ward zum Vermittler bei Bonaparte ausersehen. Schon im December war es dem französischen Feldherrn kein Geheimniß, daß sich in Wien hinter der officiellen Kriegsluſt eine rührige Friedensintrigue Thuguts verstecke, die es vielleicht nicht einmal ungern sah, wenn die noch Widerstrebenden, die Anhänger der britischen Allianz und vor Allen der Kaiser selbst, durch militärische Erfolge der Gegner auf Friedensgedanken gebracht wurden. Der Schlag von Rivoli, der Fall von Mantua kam diesem Treiben mächtig zu Hülfe. Auf dem deutschen Reichstage zwar legte Oesterreich noch ganz kriegsmuthige Meinungen an den Tag und es ist dies, aller Wahrscheinlichkeit nach, auch noch des Kaisers eigene Meinung gewesen; allein das Mangelhafte der Rüstungen, die Schwäche der Truppen in Friaul, ihre unglückliche Aufstellung ließ dem Verdachte Raum, daß die Friedensmänner sicher und unverdrossen auf ihr Ziel hinarbeiteten. In Wien scheute sich Thugut nicht mehr, den Frieden als unvermeidlich zu bezeichnen; aus dem Ministerium waren die widerstrebenden Elemente beseitigt, nur die britische Diplomatie wirkte noch rührig dem Frieden entgegen. Daß der Held von 1796, der Erzherzog Karl, an die Spitze der Armee gerufen und mit einer gewissen Feierlichkeit zum „Generalissimus" ernannt worden war, störte jene Friedenstendenzen keineswegs. Gerade von einem so arglosen, für das politische Intriguenspiel so wenig geeigneten Charakter hatte der leitende Minister weniger Wachsamkeit und Widerstand zu befahren, als von jedem Andern. Der Name des Prinzen hatte zugleich den unschätzbaren Werth, das doppelzüngige Spiel hinter den Coulissen mit einer ehrenhaften Hülle zu bedecken und in der öffentlichen Meinung die frohe Zuversicht wach zu halten, daß nun Alles

in die beſten Hände gelegt ſei. In des Erzherzogs nächſter einflußreicher Umgebung waren aber Perſonen, die ganz im Einklange mit Thugut wirkten. Das Vordringen Bonaparte's übte auch auf den Kaiſer eine einſchüchternde Wirkung; die Thätigkeit des leitenden Miniſters, das Drängen des neapolitaniſchen Hofes, zumal der Kaiſerin ſelbſt, die eine Tochter Marien Caroliners war, that das Uebrige. In den Berathungen, die zu Ende März ſtattfanden, hatte Thuguts Friedenspolitik bereits das Uebergewicht, und dem Vertreter Englands blieb nichts übrig, als darauf zu beſtehen, daß man wenigſtens noch eine kurze Friſt einhalte und nicht ohne britiſchen Rath den entſcheidenden Schritt thue. Eine allgemeine Zuſage in dieſem Sinne zu geben und doch anders zu handeln, war für einen Mann wie Thugut eine unbedenkliche Sache.

Von allen dieſen Dingen war Bonaparte unterrichtet. Es hat eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit, daß ihn die vermittelnde neapolitaniſche Diplomatie im Zuſammenhange erhielt, wenn es gleich ſehr ſchwer iſt zu ſagen, wie weit ſolche nicht in Acten und Urkunden niedergelegten Eröffnungen gegangen ſind. Doch war es Bonaparte genug, zu wiſſen, daß man in Wien nach Frieden dürſtete; was konnte ihm erwünſchter ſein in ſeiner Verlegenheit? Die Lage der Dinge war ſo geworden, daß ſich kaum ſagen läßt, wem dieſe Verwickelung der Dinge erwünſchter kam, Thugut oder Bonaparte? Der eine konnte unter dem Eindrucke des ſiegreichen Vorrückens den letzten Widerſtand der Friedensfeinde überwinden, der andere bedeckte alle möglichen Gefahren ſeiner vorgeſchobenen Stellung mit einem raſchen friedlichen Abſchluß.

So erklärt ſich der Schritt, den Bonaparte jetzt zum Frieden that. Von Klagenfurt richtete er am 31. März ein Schreiben an den Erzherzog, das im ſalbungsvollen Tone eines Friedensapoſtels die Hand zum Frieden bot. „Ich würde mich ſtolzer fühlen — ſchrieb der große Kriegswürger des Jahrhunderts — auf die Bürgerkrone, die ich durch die Rettung eines einzigen Menſchenlebens verdiente, als auf all' den traurigen Ruhm, der aus kriegeriſchen Erfolgen entſpringen kann.“ In der Antwort, die der Erzherzog darauf gab (2. April), entſchuldigte er ſich mit dem Mangel einer Vollmacht zur Friedensunterhandlung und ſchlug einen Waffenſtillſtand vor. Das lehnte Bonaparte ab; nur über den

Frieden wollte er verhandeln. Als deſſen Bedingungen nannte er: Unabhängigkeit der Lombardei, Abtretung Belgiens und des linken Rheinufers. Graf Merveldt überbrachte dieſe Vorſchläge nach Wien. Das Vorrücken war durch dieſe Verhandlungen nicht unterbrochen worden; am 3. April waren die Franzoſen aus Kärnthen nach Steiermark vorgerückt und beſetzten Neumarkt; in den nächſten Tagen gelangten ſie bis Judenburg, Knittelfeld und Leoben.

Die Bedingungen, die Merveldt überbrachte, waren die nämlichen, die man in Wien bisher und auch jetzt noch als unannehmbar bezeichnete; dennoch beeilte ſich jetzt Thugut, auf die dargebotene Unterhandlung einzugehen. Am 7. April kam Merveldt, vom General Bellegarde begleitet, nach Judenburg zurück mit den öſterreichiſchen Vorſchlägen. Die kaiſerlichen Abgeſandten fanden Bonaparte zugänglicher als es vorher ſchien. Ein Waffenſtillſtand vom 7—13. April, der den Franzoſen freilich die Stellungen bis Bruck, Gratz, Mautern, Rottenmann im Ens- und im Drauthale einräumte, ward von Bonaparte jetzt gewährt, weil „er zu dem ſo erſehnten und nützlichen Frieden den Weg bahnen könne.“ In der Unterredung mit den öſterreichiſchen Officieren beharrte er auf der Rheingränze; Italien, fügte er hinzu, werde Gegenſtand der Unterhandlung ſein. Damit ſchien dem Kaiſer wieder eine Ausſicht auf die Lombardei eröffnet; Venedig ſchon jetzt als die Entſchädigung für Oeſterreich zu bezeichnen, dazu waren die Dinge noch nicht weit genug gediehen.

Dieſe Eröffnungen waren alſo gemäßigter als die früheren Bedinguiſſe. In einer Depeſche an das Directorium hob Bonaparte alle die Momente hervor, welche dieſe mäßigeren Forderungen annehmbar machen müßten; ſeine Armee, gab er zu verſtehen, ſei vereinzelt und weit vorgeſchoben, am Rhein der Feldzug noch nicht begonnen, Italien in wilder Aufregung; zudem werde Frankreichs Macht durch die Rheingränze, durch den Beſitz von Mainz, durch die Vergrößerung der cispadaniſchen Republik mit Modena und Carrara hinlänglich erweitert. In dieſer Auffaſſung fand ſich der franzöſiſche Feldherr ſchon faſt auf einem Wege mit dem öſterreichiſchen Premierminiſter; auch dieſem ſchien die Aufopferung Belgiens und der Rheingränze erträglich compenſirt durch den Gewinn der venetianiſchen Gebiete und er ſah wohl mit

gleicher Schadenfreude wie Bonaparte die Ausbreitung des Aufstandes, welche der lüsternen Ungeduld den Vorwand gab, auf die machtlose Republik Beschlag zu legen.

Indessen war zu Wien die Entscheidung im Sinne des Friedens gefallen. Wohl hörte man auch jetzt noch Stimmen, die auf Bonaparte's kritische Lage, auf den Kriegseifer im österreichischen Volke, auf die Angriffslust der Tiroler und den Aufstand in Italien hinwiesen, aber die vereinte Thätigkeit Thuguts und seiner Creaturen, der Kaiserin und der neapolitanischen Diplomatie trug den Sieg davon; der Waffenstillstand ward verlängert und auf Grundlage von Bonaparte's Eröffnungen die Friedensunterhandlung beschlossen. Am 13. April begab sich die kaiserliche Gesandtschaft ins französische Hauptquartier nach Göß, der bischöflichen Residenz bei Leoben,*) um die Präliminarien des Friedens zu unterzeichnen. Die Wahl der Personen war charakteristisch für den Geist, in welchem die Unterhandlung geführt werden sollte. Neben Merveldt, der übrigens nur figurirte, war der Hauptunterhändler — der neapolitanische Gesandte Marchese de Gallo, derselbe Mann, der seit Monaten der Zwischenträger zwischen Bonaparte und Thugut gewesen, der seit Monaten unermüdet daran gearbeitet, um der Sicherheit des neapolitanischen Hofes willen, Oesterreich in die Bahnen eines Separatfriedens hineinzuleiten! Wie 1793 und 1795 in Preußen die Leitung der deutschen Geschicke einem italienischen Höflinge, dem Marchese Lucchesini, überlassen war, so lag jetzt die Verhandlung Oesterreichs, die über die Zukunft des deutschen Reiches entschied, in den Händen eines Neapolitaners und eines Corsen. Bonaparte selbst hat diese traurige Anomalie den Unterhändler höhnisch empfinden lassen.**) Ihr Name ist kein deutscher, äußerte er bei der ersten Audienz. Das ist richtig, erwiederte der Marchese, ich bin Gesandter von Neapel. Seit wann, fragte Bonaparte, unterhandle ich mit Neapel? Wir sind ja in Frieden; hat denn der Kaiser Niemanden mehr von der alten Wiener Aristokratie?!

*) Ueber die Localitäten s. den genauen Bericht eines Augenzeugen im polit. Journ. 1797. II. 747 ff., wo auch die gewöhnliche Angabe berichtigt ist, als habe Verhandlung und Abschluß im Eggenwald'schen Gartenhause stattgefunden.

**) S. Corresp. inédite II. 556.

Wie er uns ſelbſt erzählt, hat Bonaparte gegen dieſen Diplomaten eine ähnliche Taktik gebraucht, wie ſpäter gegen Cobenzl und Haugwitz: den Ton pathetiſchen Trotzes und Drohens, der auf ängſtliche Gemüther ſeine Wirkung nicht verfehlt. „Die franzöſiſche Republik — rief er aus, als Gallo deren Anerkennung in den Vertrag aufnehmen wollte — will nicht anerkannt ſein; ſie iſt in Europa, was die Sonne am Horizont, um ſo ſchlimmer für den, der ſie nicht ſehen und von ihr nicht Vortheil ziehen will."

Was die beiden Italiener am 15. u. 16. April über Oeſterreich, Deutſchland und Italien mit einander verabredet haben, bildet den Inhalt der Uebereinkunft, die in der Nacht vom 17. zum 18. in Göß bei Leoben abgeſchloſſen und von den beiden Regierungen in Wien und Paris genehmigt worden iſt. Dieſe Präliminarien von Leoben traten an Frankreich Belgien und die „durch die conſtitutionellen Geſetze der Republik" bewilligte Gränze, d. h. die Rheingränze ab; ein Congreß ſollte den Frieden mit dem deutſchen Reiche feſtſtellen und zwar auf Grundlage der „Integrität des Reiches." Ein Congreß zu Bern war beſtimmt, den Frieden auch mit den übrigen kriegführenden Mächten anzubahnen. Oeſterreich entſagte ſeinen Beſitzungen, die jenſeits des Oglio lagen, und erhielt dafür den Theil des venetianiſchen Gebietes, der zwiſchen dem Oglio, dem Po und dem adriatiſchen Meere gelegen war, nebſt Iſtrien und Dalmatien; auch ſollten nach der Ratification des definitiven Friedens die Feſtungen Mantua, Palmanova und Peschiera nebſt einigen kleineren Forts an Oeſterreich zurückgegeben werden. Die Romagna, Bologna und Ferrara ſollten zu Entſchädigungen für Venedig verwandt, auch Modena für ſeine Verluſte abgefunden, die in Oberitalien neugebildete Republik von beiden Seiten als unabhängig anerkannt werden.

Es ſind wenig Verträge geſchloſſen worden, deren Immoralitäten und Widerſprüche ſich mit den Präliminarien von Leoben meſſen können. Man verfügte hier, wie bei der Theilung Polens, über venetianiſche Gebiete, ohne Venedig ſelbſt zu hören; man beſtimmte ihm Entſchädigungen, während es doch beſchloſſene Sache war, den ganzen venetianiſchen Staat aufzulöſen und zu vertheilen. Ein Theil des linken Rheinufers ward Frankreich mit unzweideutigen Worten abgetreten und wie zum Hohne die „Integrität des Reiches" als Baſis des Friedens

beſtimmt;*) Bonaparte verſprach den Oeſterreichern die Rückgabe von Mantua und Peſchiera, und doch war kein Zweifel, daß er nie und nimmer geneigt war, dies Verſprechen zu erfüllen. Indeſſen beſtand darüber bei den Mächten, die den Vertrag ſchloſſen, wohl kaum eine Selbſttäuſchung; was beiden als Hauptſache galt, war erreicht. Bonaparte hatte Belgien, die Rheingränze und Oberitalien in der Geſtalt einer Tochterrepublik erlangt; alles Andere war weniger ernſtlich gemeint, als darauf berechnet, die Welt zu täuſchen. Auch dies gelang; die Bedingungen, ſo wie ſie damals an die Oeffentlichkeit kamen, reichten eine Zeitlang hin, die Welt zu düpiren, bis denn freilich immer handgreiflicher die Widerſprüche an den Tag kamen. Die Vernichtung Venedigs warf das erſte grelle Schlaglicht auf den wirklichen Sinn des Vertrages; der Raſtatter Congreß brachte allmälig auch über das Andere, namentlich über die „Integrität des Reiches", die volle bittere Wahrheit an den Tag.

Während man in Steiermark Friedenspräliminarien unterzeichnete, ward am Rhein noch lebhaft und blutig gefochten. Auf die Raſchheit der Entſchließungen in Wien iſt dies von fühlbarer Wirkung geweſen und der Vertrag von Leoben wäre nicht ſo ſchnell beſtätigt worden, ohne den Eindruck der Botſchaften vom Rheine. Die franzöſiſche Republik hatte dies wohl hauptſächlich im Auge, als ſie in einem Momente, wo der Friede mit Sicherheit zu erwarten ſtand, noch eine Razzia auf das rechte Rheinufer unternahm. Es ſtanden, nachdem die Verſtärkungen nach Inneröſterreich abgegangen waren, noch etwa 90,000 Mann Oeſterreicher am Rhein, 40,000 unter Latour von der Schweizergränze bis nach Mannheim, 25,000 unter Werneck am Niederrhein, der Reſt beſtand in Reſerven und Beſatzungen. Dieſer Macht gegenüber ſtand Moreau mit 60,000 Mann im Elſaß; Hoche noch etwas ſtärker am Niederrhein. Lange Zeit waren die beiden Heere nicht ſo weit ſchlagfertig geweſen, um den Rhein zu überſchreiten;

*) Das Directorium ſelbſt äußerte darüber in einer Note v. 19. Mai: le principe est modifié dans les préliminaires mêmes par le consentement qu'ils énoncent à la cession des evêchés de Liège et de Bâle, à celles qui nous ont été faites par des traités, à celles qui resultent des decrets de la convention nationale; ce qui nous assurerait Aix-la-Chapelle, Mayence, Worms, Spire et la plus grande partie de ce qui est entre Moselle et Rhin.

ſie begannen den Kampf erſt, als ſich Alles zum allgemeinen Frieden anließ. Scheinbare Unterhandlungen über eine Verlängerung des Waffenſtillſtandes hatten die Kaiſerlichen vollends ſicher gemacht; als der Angriff plötzlich erfolgte, waren ſie überraſcht, ihre Anſtalten mangelhaft. Am 18. April, an dem Tage, wo zu Leoben der Friede unterzeichnet ward, brach Hoche bei Neuwied über den Rhein, ſchlug die Kaiſerlichen aus ihren Verſchanzungen, drängte ſie gegen Montabaur und Hachenburg zurück und ließ ihnen keine Raſt, bis ſie das Gebiet bis zur Nidda geräumt hatten. Indeſſen näherte ſich ſchon von Mainz her eine zweite Colonne Frankfurt und die reiche Stadt hätte abermals, wie 1792 und 1796, den Brandſchatzungen der Franzoſen erliegen müſſen, wäre nicht in dieſem Augenblicke ein Courier mit der officiellen Botſchaft von dem Vertrage von Leoben eingetroffen, welcher dem weiteren Vordringen ein Ziel ſetzte. So trat auch hier die Waffenruhe ein; die Nidda trennte beide Heere. Am Oberrhein hatte der Feind ebenfalls die letzten Stunden benutzt, um einen Schlag auf's rechte Rheinufer auszuführen. Bei Straßburg ward (19—20. April) eine Landung verſucht; zwar leiſteten die Kaiſerlichen hier kräftigen Widerſtand, aber die Franzoſen gewannen doch den Uebergang, drängten die Oeſterreicher über die Rench und Kinzig zurück und nöthigten das ſchwach beſetzte Kehl zur Uebergabe. Am 22. und 23. April ſtand der größte Theil von Moreau's Heer auf dem rechten Rheinufer und ſchob ſeine Vorpoſten nach den Schwarzwaldpäſſen vor, als auch hier die officielle Friedensbotſchaft dem Kampfe ein Ende machte. Eine Demarcationslinie, die von Ettenheim über Lahr, Gengenbach, Oberkirch, Achern nach Lichtenau lief, ſchied die beiden Armeen. Die wenigen Tage, die ſie dem Frieden noch abgetrotzt, hatten den Franzoſen über eilftauſend Gefangene, zahlreiches Geſchütz und andere Trophäen gebracht; Deutſchland lag wieder vor ihnen offen, wie im Sommer 1796. So konnten ſie denn allerdings mit einem gewiſſen Schein von Wahrheit, was ſie zu Leoben erlangt, noch als Beweiſe ihrer „Mäßigung" rühmen!

Dieſe letzten Tage der Noth hatten alle Erinnerungen an die Bedrängniß des vergangenen Jahres wieder aufgefriſcht; man

wollte nicht ſo wohlfeil wie damals ſich der feindlichen Ausbeutung hingeben. Die trägen Körperſchaften des alten Reiches geriethen noch einmal in eine vorübergehende Bewegung, um bald für immer dem Todesſchlafe zu verfallen. Seit einem Jahrhundert ſah man faſt zum erſten Male wieder in Ulm einen ſchwäbiſchen Grafentag verſammelt (Ende März), der über die Beſchützung des bedrohten Vaterlandes berieth. Auch die ſchwäbiſchen Städte traten (6. April) in Ulm zu ähnlichem Zweck zuſammen. Der kaiſerliche Miniſter im ſchwäbiſchen Kreiſe hielt in Kempten eine Verſammlung der Kreisſtände, um eine Volksvertheidigung der bedrohten Gebiete und die Organiſation eines Landſturmes anzuregen; kriegeriſche Proclamationen forderten die Städte und Einwohner Schwabens auf, ſich zum Schutze des Vaterlandes zu vereinigen. Der Waffenſtillſtand ſetzte dieſen ſpätgekommenen Verſuchen nationaler Erhebung eine Gränze; wir werden wohl kaum irren, wenn wir behaupten, daß davon auch kein Erfolg zu erwarten war. Dieſelbe Verſchrobenheit der Formen und der engherzige, pedantiſche Sinn, der an allen andern Stellen eine geſunde Entfaltung unſerer Reichsverhältniſſe gehemmt hat, wäre auch hier ſtörend in den Weg getreten. Bedeutſam an dieſen Kundgebungen war nur die richtige Ahnung eines nahen Umſturzes der alten Ordnung, welche alle dieſe Ueberreſte, die geiſtlichen Herren, die Grafen und Städte unwillkürlich überkam. Nur dieſe Sorge um die eigene Exiſtenz war es, was die „verfaulten Flecken" des heiligen römiſchen Reiches plötzlich den Ton des beſorgten Patriotismus anſtimmen ließ; das bewies am ſprechendſten ein Vorgang, der in dieſelbe Zeit fällt. Wir erinnern uns,*) wie ſeit dem Teſchener Frieden die ruſſiſche Politik ihre Freundſchaft für Deutſchland mit einer verdächtigen Zudringlichkeit geltend machte und ſich im Süden und Weſten eine Clientel großzuziehen bemüht war. Nun, an dieſe ruſſiſche Intervention appellirten jetzt die rheiniſchen und der ſchwäbiſche Kreis und beſtrebten ſich ihre Wohlfahrt dort „devoteſt anzuempfehlen" —**) ein

*) S. Band I. S. 197. 374.

**) S. Polit. Journal 1797. II. 731. 985. In dem oberrhein. Kreisconclusum war es als „allerſeitiger Wunſch bezeichnet, daß gegenwärtiger Veranlaß ergriffen werde, um Sr. kaiſ. Maj. von Rußland Namens der Fürſten

bitteres Zeugniß, was es mit der Vaterlandsliebe und dem Nationalstolz dieſer Herren auf ſich hatte. Das Reich und die Nation ſammt ihrer Macht und Ehre konnten zu Grunde gehen, wenn nur dieſe winzigen Herren, ſei es auch durch die Protection des Auslandes, ihre Exiſtenz erhielten!

Während man ſich im Süden dem Czaren zu Füßen warf, empfand man im Norden ein gewiſſes ſchadenfrohes Behagen, durch den Abfall von der gemeinſamen Sache vor den Plünderungen, die Süddeutſchland heimſuchten, bewahrt zu ſein. Es war kein Wort zu viel geſagt, was Gentz etwa ein Jahrzehnt ſpäter über die Stimmungen dieſer Zeit urtheilte. Der gemeinſchaftlichen Gefahr auf jedem nur erdenklichen Wege entrinnen, wenn Theilnahme nicht mehr abgelehnt werden konnte, ſich auf die dürftigſte und unwirkſamſte beſchränken, und ſobald nur ein Ausgang ſich zeigte, auf jede Bedingung den Schauplatz verlaſſen, das ſchien die Summe aller Staatsklugheit zu ſein. Wer damals von einer gemeinſchaftlichen Sache, von der Nothwendigkeit gemeinſchaftlicher Maßregeln und heilſamer Bündniſſe ſprach, wurde, wenn es ihm noch gnädig erging, wie ein gutmüthiger Schwärmer, gewöhnlich wie ein gedungenes Organ einer oder der anderen Regierung behandelt. Seine perſönliche Sicherheit auf's Spiel ſetzen, ſeine Schätze angreifen, ſeine Truppen ausrücken laſſen, um einem Anderen zu Hülfe zu eilen, wurde wie eine Art von Wahnſinn betrachtet. Man erſchöpfte ſich in Lobreden auf die, die ſich vor jeder auch nur augenblicklichen Verſuchung, der allgemeinen Wohlfahrt ein Opfer zu bringen, am ſorgfältigſten zu verwahren gewußt hatten. Die Verkehrtheit ſtieg wirklich ſo hoch, daß die am zärtlichſten geliebt wurden, die man am entſchloſſenſten ſah,

und Stände dieſes Kreiſes für die höchſt ſchätzbare Theilnahme an der Wohlfahrt des deutſchen Reiches überhaupt und dieſes Kreiſes insbeſondere die Verſicherung der wärmſten Dankbarkeit und Erkenntlichkeit darzubringen und zugleich um die Fortdauer des geneigten Wohlwollens ehrerbietigſt anzuflehen, mit dem Zuſatze, daß Fürſten und Stände, durch die Erneuerung jener großmüthigen Kaiſergeſinnungen aufgemuntert, nicht umhin können, um die vielvermögende Einwirkung in einer Epoche zu bitten, wo das unter den Drangſalen eines zur gerechten Nothwehr abgedrungenen Krieges ſchmachtende deutſche Reich deſſen Beendigung durch einen annehmlichen Frieden mit Sehnſucht entgegenſieht." — Der Wunſch um ruſſiſche Intervention ging 1801 und 1802 in Erfüllung!

an dem Kampfe gegen den gemeinschaftlichen Feind nicht den geringsten Antheil zu nehmen.

Die Politik von Basel, die Demarcationslinie, die Sonderbündnisse von 1796, der Vertrag von Leoben, das Streben nach französischer oder russischer Protection, es sind alles nur Symptome derselben Auflösung, die das alte Reich vollends aus den Fugen brachte. Oesterreich und Preußen, die mittleren und die ganz winzigen Reichsstände, sie theilten sich fast gleichmäßig in die Schuld und keiner hatte Grund, sich vor dem Andern eines Besseren zu berühmen. Höchstens überbot jetzt Thugut die vorangegangenen Thaten der Andern. Der kaiserliche Hof hatte zu Leoben das Gleiche gethan, womit Preußen 1795, die süddeutschen Fürsten 1796 begonnen hatten: er hatte nur wenig verblümt den Franzosen die Rheingränze zugesagt und sich selber für seinen Verlust ausreichenden Ersatz auf Kosten Dritter zusichern lassen. Man strebte aber in Wien zugleich nach dem Ruhme einer besonderen Stellung; die Welt sollte glauben, nur der Kaiser sei bis zuletzt seiner Pflicht gegen Deutschland unverbrüchlich treu geblieben. So war in den Vertrag vom 18. April die nichtssagende Phrase von der „Integrität des Reiches" aufgenommen worden, die doch durch den ersten Satz des nämlichen Vertrages schon alterirt war. In diesem Sinne geschah denn auch die Eröffnung an den Reichstag. Der Reichstag beeilte sich (28. April) die Empfindungen der Freude und des Dankes für die Erhaltung der Reichsintegrität auszusprechen; es „sei dies eine neue Probe von Ihro kaiserl. Majestät immer unermüdeten, immer gleichen Sorgfalt und Aufmerksamkeit für das Wohl des Reiches, von den so allgemein wohlthätigen Folgen allerhöchstihrer Standhaftigkeit und von der sich auf die Rettung, Ruhe, Sicherheit, Erhaltung und das Glück so vieler Millionen Menschen ausbreitenden Wirkung allerhöchstihrer großmüthigen, über jeden Ausdruck erhabenen, edlen Denkungs- und Handlungsweise, Seelengröße und Herzensgüte."

Beides, die Eröffnung, wie der Dank, erinnerte an die Zeiten des byzantinischen Reiches; so viel Unwahrheit und so viel Schwulst, wo die Wirklichkeit der Dinge so laut und wahrhaftig redete! Und wie rasch mußte die Täuschung zerrinnen! Denn schon während man sich in Regensburg mit süßen Redensarten

begrüßte, mußte jeder Zweifel darüber ſchwinden, welches der wirkliche Sinn der Verabredungen von Leoben war.

Der Waffenſtillſtand und die Präliminarien erwieſen dem Reiche nicht einmal die Wohlthat einer raſchen Milderung der Kriegsdrangſale. Nicht das linke Rheinufer allein, ſondern auch die rechte Seite ward von den Franzoſen nach wie vor ausgeſaugt. Die Brandſchatzungen und Requiſitionen, welche die Franzoſen an der Lahn, an der Sieg, Nidda und in der Wetterau erhoben, erinnerten an die Zeiten Cuſtine'ſcher und Jourdan'ſcher Erpreſſung; Hoche ſchrieb auf dem rechten Ufer blos an baarem Gelde eine Contribution von nahezu 4 Millionen Livres aus — der Leiſtungen an Naturalien, der zahlloſen einzelnen Plünderungen nicht zu gedenken, wodurch jetzt, wie in den Jahren 1792, 1795 und 1796, dieſe ſchutzloſen Gebiete heimgeſucht waren. Die Lahngegenden namentlich waren mit franzöſiſcher Einquartirung ſo überfüllt, daß die Bewohner von allen Geißeln des Krieges, Armuth, Hunger und Krankheit faſt aufgerieben wurden. Zwiſchen der Sieg und Wied ſtanden ganze Dorfſchaften leer, deren Bewohner ſich ins neutrale preußiſche Gebiet geflüchtet hatten, um dort Sicherheit zu finden. Der Mißbrauch der Requiſitionen, der Geldauflagen und der Plünderungen im Kleinen drückte ſo arg wie je, und es war keine Macht vorhanden, die Deutſchland davor geſchützt hätte. Das Alles geſchah, während ſich das officielle Deutſchland zu Regensburg über die Segnungen und die Wohlthaten des Friedens becomplimentirte! Wohl wechſelten die Truppenzüge und es nahm ſeit den Sommermonaten ihre Zahl auch ab, aber die Bedrückung blieb im Ganzen die nämliche. Im Herbſt wurde im Naſſauiſchen eine neue Contribution von 2 Millionen Livres auferlegt und mit dem Abholzen der Waldungen gedroht, falls ſie nicht ſofort bezahlt würde.*) In Cöln ſetzte man die beiden Bürgermeiſter und einige Stadträthe ins Stockhaus, um die raſchere Zahlung des noch fehlenden Reſtes der Contribution zu erzwingen. Aehnlich ging es am ganzen Rheine, von der Schweizergränze bis zur norddeutſchen Demarcationslinie, es hing nur von der Perſönlichkeit der Befehlshaber ab, ob die Geißel härter oder ſchonender geſchwungen ward. Das einzige Le-

*) Polit. Journ. 1797. II. 980 f.

benszeichen, welches das officielle Reich gegenüber dieſen Vorgängen von ſich gab, war eine Erklärung des Kaiſers am Reichstage: daß ſich der Erzherzog Karl wiederholt bei der franzöſiſchen Generalität zum Beſten der bedrängten deutſchen Gebiete verwandt habe.

Während ſo der Weſten von Deutſchland nur den Namen, nicht die Wohlthaten des Friedens genoß, ward aus andern Vorgängen zugleich einleuchtend, was es mit der „Integrität" der Reichsgränzen, die zu Leoben ſtipulirt war, für eine Bewandtniß hatte. Schon früher haben wir berichtet, wie die Franzoſen ſich auf dem linken Rheinufer häuslich einrichteten und die Gebiete nach ihrem Zuſchnitt organiſirten und verwalteten; auch die Requiſitionen, Kriegsſteuern und Bedrückungen jeder Art blieben natürlich nicht aus. Ein Wendepunkt verſprach einzutreten, als um die Mitte des Jahres die alten Obrigkeiten wieder eingeſetzt und der Geiſtlichkeit der Genuß ihrer Güter zurückgegeben ward; es ſchien einen Augenblick, als ſollten ſich die Dinge zu einer Reſtauration hinwenden. Aber die Täuſchung konnte nicht lange dauern, wenn man ſah, wie um dieſelbe Zeit links vom Rhein die nämliche Wühlerei und Propaganda getrieben ward, welche in Italien die alten Regierungen ſtürzen half. In Cöln, Bonn, Trier, Coblenz, Worms wurden unter franzöſiſcher Aegide demokratiſche Verbindungen und Clubs gegründet, die unwillkürlich an die Mainzer Epiſode von 1792 erinnerten. Revolutionäre Aufrufe, agitatoriſche Schriften und Flugblätter, Clubreden gegen die alten Regierungen machten jetzt wie damals den Anfang; die Vereinigung mit Frankreich war das Ende. Man ſprach von einer „cisrhenaniſchen Republik", die hier als Seitenſtück zur cisalpiniſchen errichtet werden ſollte. In den Eifelgegenden fingen die Landgemeinden an, ſich für „frei und unabhängig" zu erklären und Freiheitsbäume zu errichten; wo in den Städten ſich ein Widerſtand regte, da wurden, wie jetzt im September zu Cöln, die Gemeindebehörden abgeſetzt und eine Municipalität franzöſiſchen Gepräges octroyirt. So gelang es denn, eine Anzahl Magiſtrate in Aachen, Cöln, Trier, Coblenz zu veranlaſſen, daß auch ſie ſich für „unabhängig" erklärten und jene „cisrhenaniſche Republik" ausriefen, die, aus cölniſchen und trierſchen Gebieten zuſammengeſetzt, nichts als der Vorbote franzöſiſcher Einverleibung war. Kurfürſt Maximilian

Franz erließ von Mergentheim aus einen offenen Brief an seine Unterthanen (20. Sept.), worin er die Getreuen zu standhaftem Ausharren ermuthigte und die Hoffnung aussprach, es würden binnen Kurzem die gegenwärtigen Uebel ihr Ende erreichen. Im Ganzen glichen die revolutionären Ausbrüche den Mainzer Erscheinungen von 1792 und 1793. Es wurde viel gelärmt und geredet, Freiheitsbäume aufgepflanzt, Proclamationen erlassen, revolutionäre Processionen und Maskeraden im französischen Stil aufgeführt — aber das eigentliche Volk blieb theilnahmlos wie damals und die Anhänger der französischen Demokratie waren lange nicht der zahlreichste, nur der lauteste Theil der Bevölkerung. Vielmehr fehlte es nicht an Symptomen, daß die Masse der Bewohner, nicht aus Anhänglichkeit an die alten Mißbräuche, sondern aus gesundem Instinct gegen die fremden aufgedrungenen Dinge eher zum Widerstande als zur Sympathie angethan war.*). Welchen diplomatischen Zweck die französische Regierung mit diesen republikanischen Kundgebungen im Auge hatte, werden wir später sehen.

Schon diese Dinge machen es begreiflich, daß der ersten unwillkürlichen Freude über die Herstellung des Friedens eine schwüle und gedrückte Stimmung gefolgt war. Zudem deutete Manches mehr auf Krieg, als auf Frieden. Auf beiden Seiten ward lebhaft gerüstet und recrutirt, die Kriegsbedürfnisse wie für einen neu bevorstehenden Kampf vorbereitet. In Baiern und der Oberpfalz standen noch die österreichischen Heerhaufen, nach Franken zogen neue Verstärkungen, bei Würzburg, Ulm und Heilbronn wurden Lager abgesteckt, indessen die Franzosen auch auf dem rechten Ufer vom Niederrhein bis zum Taunus sich ausdehnten und die Schwarzwaldübergänge im Rench- und Kinzigthale besetzten. Dazu kamen die Truppenbewegungen in Italien, der Einmarsch der Oesterreicher in Istrien; Schritte, die allerdings nur eine Folge der geheimen Einverständnisse von Leoben, aber in ihren wahren Beweggründen der Menge noch nicht verständlich waren. Was dem von Thugut und Bonaparte verabredeten Streich gegen Venedig galt, das konnte den Uneingeweihten ebenso gut als ein Symptom neuer kriegerischer Ereignisse erscheinen.

*) Polit. Journ. II. 1043 f. 1082 f.

Der Reichstag war ſo bedeutungslos, daß er über die eigentliche Lage der Dinge faſt zuletzt unterrichtet ward. Jener Anzeige, die gleich nach dem Vertrage von Leoben gemacht war, folgte eine Pauſe von Monaten, in welcher die Verſammlung beinahe völlig unthätig blieb. Daß eine Reichsfriedensdeputation erwählt und eine Inſtruction für dieſelbe ausgearbeitet werden ſollte, das waren die einzigen nennenswerthen Acte vom April bis in den Sommer. Am 23. Juni traf dann ein kaiſerliches Hofdecret ein, welches die Einleitung zum allgemeinen Frieden betraf; noch, hieß es darin, dauerten die Unterhandlungen über den Ort des Friedenscongreſſes fort; es werde aber darüber bald eine Entſcheidung erfolgen. „In der Zwiſchenzeit ſollten die deputirten Reichsſtände ſich beeifern, alles Erforderliche zur Beſchleunigung des Geſchäfts ihrerſeits vorkehren, um hernach, vereinigt unter ihrem Reichsoberhaupte, nach überlebten vielen Stürmen im Geiſte patriotiſcher Eintracht und Standhaftigkeit das große Werk zu beginnen, auf der Baſis der Integrität Deutſchlands Verfaſſung und Wohlfahrt, dem Sinne der Reichsinſtruction gemäß, zur bleibenden Wonne der friedliebenden Menſchheit auf Jahrhunderte zu befeſtigen.“ Der Reichstag beantwortete die Eröffnung gleich ſalbungsvoll, gedachte jedoch zugleich der Bedrängniſſe, denen der weſtliche Theil Deutſchlands auch während des Waffenſtillſtandes unterworfen blieb. Es verfloſſen wieder einige Monate, bis die Inſtructionen eingeholt und das weitläufige Geſchäft der Abſtimmung in den drei Reichscollegien zu Ende gebracht war; am 11. Auguſt kam es endlich zu dem Beſchluſſe: daß Se. kaiſerl. Maj. geruhen möge, die Abſchließung des Reichsfriedens zu übernehmen; ſollte es aber, wie der Anſchein ſei, dem Kaiſer nicht gefällig ſein, dem allgemeinen Wunſche zu entſprechen, ſo werde die bereits beſchloſſene Reichsdeputation ſich einzufinden bereit ſein.

Es charakteriſirte die Zerklüftung des Reiches, daß der eine der beiden mächtigſten Reichsſtände, Preußen, an dieſem Beſchluſſe nicht einmal Antheil nahm, ſondern — allerdings conſequent im Geiſte der Verträge von 1795 und 1796 — dieſe Berathungen wie etwas anſah, das die preußiſche Politik zunächſt nicht berührte.

Ob der Friede so rasch zu Stande kommen würde, darüber waren im Laufe des Sommers 1797 die Meinungen von Neuem in Schwanken gerathen; mitten durch die Friedensverhandlungen, deren nahen Abschluß man schon verkündete, drangen plötzlich Botschaften von neuen Kriegsrüstungen, Gerüchte von einer großen Coalition, die sich wieder gegen Frankreich gebildet, Schilderungen von den Vorbereitungen zum Volkskriege im großen Stil. Noch in den Tagen, wo zu Campo Formio der Abschluß erfolgte, ward in den Zeitungen erzählt, wie die Bildung des Landsturmes fortschreite, und wie viele Tausende zur Erneuerung des großen Kampfes bereit ständen.

Diese Schwankungen erklären sich aus dem Verlaufe der diplomatischen Verhandlung, die volle sechs Monate brauchte, bis aus den Präliminarien ein definitiver Friede ward. Dem Vertrage von Leoben waren zunächst die Umwälzungen in Italien gefolgt, die Bonaparte schon während des Kampfes vorbereitet: der Umsturz der alten venetianischen Republik und die demokratische Umschmelzung Genuas in einen ligurischen Freistaat. Der französischen Eroberung und Propaganda war nun in Oberitalien ein solches Uebergewicht geschaffen, daß die übrigbleibenden Dynastien kaum durch die demüthigste Geschmeidigkeit ihre bedrohte Existenz zu erhalten vermochten. Der Mann, von dessen Wink ihre Geschicke abhingen, war Bonaparte; es gab in der französischen Republik keinen Einfluß, der dem seinen hätte trotzen mögen. Nicht wie ein Feldherr, sondern wie ein Organisator, Staatsmann und Diplomat stand er den Verhältnissen gegenüber; er hatte seine eigene Politik, die mit der von der Regierung verfolgten nicht selten im Widerspruche war, aber im Conflict beider Meinungen jedes Mal den Sieg behauptete. Der Plan, den er sich jetzt vorgezeichnet, war: Frankreich mit der Rheingränze zu erweitern und durch die Schöpfung der italischen Tochterrepubliken zu verstärken, Oesterreich durch die Erwerbung venetianischer Beute, durch den Besitz von Istrien und Dalmatien zu gewinnen und dessen Politik dauernd von der britischen Allianz zu trennen. Im französischen Directorium bekämpften sich zwei widerstrebende Meinungen; drei Mitglieder der Regierung wollten mit der ungeduldigen Hitze alter Jacobiner Propaganda und Eroberung treiben, allerwärts wühlen und plündern; die beiden Andern, besonders Carnot, sahen

nicht in der künſtlichen Anſchwellung des Umfanges, ſondern vor Allem in dem Frieden und der friedlichen Ausbildung der inneren Verhältniſſe die beſte Gewähr für die Dauer der Republik. Bonaparte hatte ſich keiner der beiden Fractionen in der Regierung hingegeben; er bediente ſich bald der einen, bald der andern und ſah ruhig zu, wie ſie ſich einander bedrängten und zerfleiſchten; dieſer innere Conflict mußte nur um ſo ſicherer den endlichen Sieg ſeiner Politik verbürgen.

Die Präliminarien von Leoben waren raſch ratificirt worden und die erſten Eröffnungen über den definitiven Frieden, wieder von dem Neapolitaner Gallo überbracht, zeigten den Wiener Hof bereit, einen Separatfrieden zu ſchließen, dem der Friede mit dem Reiche dann folgen würde. Auf dieſer getrennten Verhandlung unwandelbar zu beſtehen, darüber waren Bonaparte und das Directorium vollkommen einer Meinung. Vielleicht, ſo rechnete man in Paris, ließ ſich der Kaiſer dazu herbei, ſeine Truppen aus den Reichslanden herauszuziehen, Mannheim, Mainz und Ehrenbreitſtein zu räumen; dann konnte man die franzöſiſchen Heere auf deutſche Koſten nähren und war zugleich in der Lage, jeden Widerſpruch der Wiener Politik mit dem Gewichte ſeiner militäriſchen Stellung zum Schweigen zu bringen. Ueber die Friedensbedingungen hatte ſich das Directorium die Meinung gebildet, daß die Rheingränze nicht ſchwer zu erlangen ſei, zumal eine Reihe von Reichsfürſten in Sonderverträgen bereits dazu ihre Einwilligung gegeben. Widerſtand erwartete man nur von den geiſtlichen Herren und von Oeſterreich, inſofern die Fortdauer dieſer kirchlichen Reichsſtände eine der erſten Forderungen der überlieferten Wiener Politik war. Man hoffte dieſe Schwierigkeiten damit zu ebnen, daß man Oeſterreich ſelbſt durch die Ueberlaſſung von Salzburg, Trient und Briren an der Beute Theil nehmen ließ. Die Entſchädigung der Häuſer Oranien und Modena ſollte auf das Reich geworfen, Württemberg und Baden begünſtigt, Preußen dagegen nicht vergrößert werden, damit ſich Oeſterreich beruhige.*)

*) S. die Actenſtücke in der Correspondance inédite de Napoléon Bonaparte (Campo Formio. Paris 1819.) S. 31. 45. Les arrangemens, hieß es dort am Schluſſe, laisseront subsister la puissance fédérative dite le corps germa-

Aehnlich beurtheilte Bonaparte die öſterreichiſche Politik. Wenn man in Wien der Abtretung des ganzen linken Rheinufers widerſtrebte, ſo ſah er darin nicht ſowol die Fürſorge für die Integrität des Reiches, als die Furcht, es möchte bei dieſer Abtretung auch Preußen für ſeine kleinen Verluſte große Entſchädigungen erlangen und ſich in Norddeutſchland arrondiren. Die Misère der deutſchen Reichszuſtände und das leichte Spiel, welches dieſelben dem fremden Einfluſſe gewährten, ward ſchon damals von dem künftigen Protector des Rheinbundes ſcharf herausgeſehen. „Wenn der deutſche Reichskörper — ſchrieb er*) — nicht exiſtirte, ſo müßte man ihn ausdrücklich zu unſerem Nutzen erſchaffen.“

Große Schwierigkeiten ſchienen kaum mehr zu beſtehen und Bonaparte zählte die Zeit des Friedensabſchluſſes nicht mehr nach Wochen, ſondern nach Tagen. So ſchnell rechnete man aber in Wien nicht. Die Präliminarien waren dort in der erſten Angſt vor Bonaparte's Vorrücken unterzeichnet worden; ſeit die Gefahr gewichen, ſchöpfte man wieder Athem und die kriegeriſchen Meinungen wurden wieder lauter. Die kritiſche Lage der Franzoſen in den ſteierer und tiroler Bergen, die Verlegenheiten des venetianer Aufſtandes, die großen natürlichen Hülfsquellen Oeſterreichs, der patriotiſche Sinn der Tiroler, die Opferbereitwilligkeit der Ungarn, das Alles erſchien wieder in friſcheren Farben, ſeit Bonaparte nicht mehr auf dem Wege von Klagenfurt nach Wien ſtand. Die britiſche Politik war eifrig bemüht, dieſe Stimmung zu fördern. Die Gegner Thuguts klagten ihn an, aber Thugut ſelbſt war ſein Lebenlang ſo wenig von Grundſätzen abhängig, daß er bei dieſer wechſelnden Strömung raſch umſchlug und in die unfriedfertigen, widerwilligen Anſichten einging. Zunächſt war es ſeine Taktik, zu zögern und zu temporiſiren; ſtatt des raſchen Abſchluſſes begann ein neues Intriguenſpiel, das den öſterreichiſchen Staatsmann in dem unglücklichen Kampfe gegen eine Macht zeigt, die ihm in den Künſten der Kabale zum wenigſten gewachſen, an brutalem Trotze und materieller Macht weit überlegen war. Wohl

---

nique: ainsi ils n'ont rien, qui contrarie essentiellement les vues de la maison d'Autriche.

*) Correspondance S. 5.

ward der Abſchluß des Friedens dadurch um einige Monate verſchoben; in der Hauptſache löſte ſich aber Alles ſo, wie die Franzoſen es im April und Mai gewollt und erwartet hatten.

Wie Gallo jetzt an den franzöſiſchen Feldherrn geſchickt ward, ſollte ſein Zweck eher ſein, ihn auszuhorchen, als mit ihm abzuſchließen; ging er weiter, ſo konnte man ihn ja desavouiren. Der neapolitaniſche Diplomat fand Bonaparte in dem lombardiſchen Schloſſe Montebello und verſtändigte ſich mit ihm dort (24. Mai) über die Grundlagen der Friedensverhandlung: zunächſt ſollte nur mit dem Kaiſer, dann zu Raſtatt mit dem Reiche der Friede abgeſchloſſen, für die übrigen Alliirten nur vermittelt werden. Auch über die Bedingungen ſelbſt war Bonaparte nicht zurückhaltend und Gallo ſchien geſchmeidig in ſeine Gedanken einzugehen; die Rheingränze für Frankreich, die Etſchgränze und Mantua für die ciſalpiniſche Republik, Venedig, Salzburg und Paſſau für den Kaiſer, für Preußen nur eine Entſchädigung, keine Vergrößerung, das war die Vertheilung der Beute, wie ſie der General anbot. *)

Es waren alſo nicht die Bedingungen von Leoben, ſondern zum Theil weſentlich neue, wie die Abtretung Mantuas, die Bonaparte aufſtellte; ein Anlaß mehr für die Wiener Diplomatie, der neueſten Umſtimmung nachzugeben. Sie wies dieſe neuen Vorſchläge zurück, tadelte den neapolitaniſchen Unterhändler über ſeine Gefügigkeit und verlangte einen allgemeinen Friedenscongreß. Plötzlich entdeckte jetzt die öſterreichiſche Politik — was ſchon zu Leoben mit mäßigem Scharfſinn einzuſehen war — daß die Integrität des deutſchen Reiches bedroht ſei; ſie nahm die Miene an, als ſei das ihre erſte und dringendſte Sorge. Ein Ausdruck dieſer Taktik war das früher erwähnte Hofdecret vom Juni, welches die Integrität des Reiches ſo nachdrücklich betonte. Dieſe Tonart des deutſchen Patriotismus verkündigte nicht etwa eine glückliche Umwandlung der Thugut und Lehrbach, ſondern ſie zeigte nur den Wechſel der politiſchen Strömung, der in Wien augenblicklich eingetreten war. Hatte Oeſterreich zu Leoben die Verbindung mit England raſch abgebrochen, um fortan ſeine Entſchädigungen im Einverſtändniß mit den Franzoſen zu ſuchen, ſo war

*) Correspondance inédite S. 4. 60.

jetzt ein voller Rückschlag zu Gunsten der Coalitionspolitik eingetreten. So erklären sich die Rüstungen, die im Sommer des Jahres auf einmal die Kriegsgefahr neu heraufzubeschwören schienen; und war auch der Krieg noch nicht vor der Thüre, so war man doch dem Frieden nicht um einen Schritt näher gekommen. Als die erste Hälfte des Jahres abgelaufen war, stand man da, wo man um die Mitte Mai gewesen, bevor der Marchese de Gallo die jetzt desavouirten Bedingungen von Montebello eingegangen hatte.

Zwar geschah in demselben Augenblicke von England ein Schritt, auf den man am wenigsten gefaßt war; Lord Malmesbury ging zu Anfang Juli nach Lille, um im Namen der britischen Krone mit Frankreich zu unterhandeln. Theils die innere Bedrängniß, theils der immer lautere Ruf der Opposition nach Frieden hatte diesen Entschluß hervorgerufen; ob er zum Ziele führen würde, war freilich sehr zweifelhaft. Aber selbst das Scheitern der Verhandlungen, wie es nachher im Herbst erfolgt ist, hatte den Werth, die Stellung Pitts zu befestigen; die öffentliche Meinung schöpfte daraus die Lehre, daß die Zeit des Friedens mit Frankreich noch nicht gekommen sei.

So lagen die Dinge im Sommer 1797, während Aushebungen und Truppenmärsche einen neuen Kampf ankündigten, ein großer Theil von Deutschland unter der Wucht fremder Occupation seufzte und die Lande links vom Rhein für die Französirung vorbereitet wurden. Ahnungsvoll sprach damals ein britischer Diplomat die kassandrische Weissagung aus: wie einst Julius Cäsar die durch inneren Unfrieden entzweiten Gallier unterjocht, so werde jetzt auf einem größeren Gebiete Bonaparte als neuer Cäsar Frankreich und Europa seinem Willen unterwerfen.

Wie anders hätten sich auch jetzt noch für Deutschland die Sachen gestalten können, wenn Oesterreich und Preußen einig gewesen wären und nicht die Leitung der Politik in Wien und Berlin in der Hand grundsatzloser Intriguanten gelegen hätte! In Berlin war man in den seit 1795 betretenen Geleisen so festgefahren, daß nur die gewaltsamste Erschütterung wieder herausleiten konnte. Selbst einem Manne wie Hardenberg, dem es wohl an eherner Festigkeit des Charakters, aber gewiß nicht an Einsicht und wohlwollenden Meinungen fehlte, waren die Sinne

ſo umfangen, daß er Preußen glücklich pries, gegenüber den Schwankungen der Zeit in der feſten Poſition des Baſeler Friedens dazuſtehen! Preußen ſolle dabei bleiben, ſich auf dieſe Weiſe das Uebergewicht im Norden zu ſichern, ſeine militäriſche Macht und ſeine finanzielle Ordnung erhalten, um gleichſam zuwartend und in eingebildeter Selbſtändigkeit zwiſchen den ſtreitenden Parteien zu ſtehen — das war der politiſche Quietismus, den ſich auch Hardenberg damals angeeignet hatte. Als wenn es in ſolch einer Weltkriſis einer Großmacht erlaubt wäre, unthätig zu ſein ohne Verluſt an moraliſcher Macht und Anſehen; als wenn dieſe Politik pfiffigen Zuwartens für einen Staat, deſſen ganze Geſchichte und Ueberlieferung auf raſcher, kühner Action beruhte, nicht ebenſo die furchtſamſte wie die gefahrvollſte Taktik geweſen wäre! Indem man auf die klare und beſtimmte Stellung verzichtete, offen *mit* der fränkiſchen Republik, oder offen *gegen* ſie zu gehen, blieb denn freilich nichts übrig, als die unſichere, ſchwankende Intrigue, in der ſich Haugwitz und Lucheſini als Meiſter dünken mochten. Es gab eine Zeit, wo dieſe Künſte vielleicht ausreichten; einem Manne wie Bonaparte gegenüber, der die Liſt eines Italieners mit dem gewaltigen Trotze und der Kühnheit eines revolutionären Imperators verband, konnten ſolche Mittel nicht verfangen. Vergebens hatte ſich Lucheſini im Frühjahre bemüht, auf einem Ausfluge nach Italien die geheimen Abſichten Bonaparte's und der franzöſiſchen Politik zu erforſchen; das war damals für den corſiſchen Meiſter aller Liſten nur eines der Mittel geworden, die Oeſterreicher zum raſchen Abſchluſſe von Leoben zu drängen. Indem er Andeutungen fallen ließ, wie ſich Lucheſini an ihn herandränge und weitgreifende preußiſche Plane gegen Oeſterreich im Kopfe trage, denen vielleicht Frankreichs Unterſtützung werden könne, übte er ein wirkſames Schreckmittel, das in Wien die letzten Bedenken gegen den Abſchluß von Leoben überwinden half. Lucheſini ward dabei ſelbſt das Opfer ſeiner vermeintlichen Schlauheit; er hatte ſich dem Wiener Hofe gegenüber zu ſehr compromittirt, um dort länger Geſandter bleiben zu können, und der franzöſiſche Moniteur erzählte ſeine Abberufung in ziemlich geringſchätzigem Tone. Dieſe bittere Erfahrung, zu gleicher Zeit von Bonaparte abgewieſen und von Oeſterreich mit Mißtrauen betrachtet zu ſein, hinderte dieſelben Staatsmänner

nicht, jetzt im Sommer 1797 den Franzoſen einen ſehr willkommenen Dienſt zu leiſten. Es galt dieſen damals, den geheimen Verabredungen über den Grundſatz der Säculariſationen eine gewiſſe Förmlichkeit und Oeffentlichkeit zu geben; vielleicht gab ſich Preußen dazu her, eine öffentliche Billigung des Grundſatzes auszuſprechen und damit einmal die Unterhandlung im franzöſiſchen Sinne zu fördern, zum Andern auch dem Kaiſer die Verlegenheit zu erſparen, das gehäſſige Wort zuerſt öffentlich auszuſprechen. Friedrich Wilhelm II. war in Pyrmont; ſein körperliches Leiden hatte einen Grad erreicht, der eine Geneſung kaum mehr erwarten ließ. Um ſo leichteres Spiel hatte Haugwitz; durch ſeinen Einfluß erfolgte (3. Juli) im verbindlichſten Tone die von Frankreich begehrte Erklärung,*) worin der König im Einklange mit dem Vertrage vom Auguſt 1796 den Grundſatz der Entſchädigung durch Säculariſationen ſo rund und offen anerkannte, wie dies Frankreich wünſchen mochte. Solch eine Dienſtwilligkeit ohne Lohn und Dank erwirbt niemals Macht und Anſehen; Preußen erſchien den Franzoſen mehr und mehr nur als brauchbar, nicht mehr als furchtbar. Talleyrand, der gerade in jenen Tagen die Leitung der auswärtigen Politik übernahm, ſah in Preußen ein gutes Mittel, um Oeſterreichs Macht und Einfluß im Schach zu halten. „Wenn Oeſterreich — ſchrieb damals der Lenker der künftigen Bonaparte'ſchen Politik — ſich weigern ſollte, ſo würden wir den Berliner Hof von Neuem werben und nicht daran verzweifeln, den König oder ſeinen Nachfolger zu Entſchlüſſen zu drängen, welche dem Hauſe Oeſterreich eine lange Reue verurſachen könnten."

So blieben die Friedenshoffnungen in der Schwebe. Der Juli war herangekommen; die Unterhändler waren von Montebello nach Udine in Friaul gewandert, das war aber auch der einzige Punkt, worüber ein Einverſtändniß erzielt war. Weder über Mantua noch über die Rheingränze war man um einen Schritt weiter; Bonaparte drängte, Thugut zögerte, in dieſen Worten läßt ſich die ganze Geſchichte der Unterhandlungen bis in den Sommer 1797 zuſammenfaſſen. Das Temporiſiren der Wiener Politik ſtützte ſich beſonders auf die Hoffnung, eine innere Umwälzung werde in Frankreich die moderirten Parteien

*) S. Correspondance inédite S. 83.

ans Ruder zurückführen, vielleicht die Herſtellung des Königthums vorbereiten. Allerdings ſtanden ſich dort die Parteien in äußerſter Erbitterung gegenüber; der Zwieſpalt war bis in die Regierung eingedrungen und alle Factionen, die ſeit 1789 auf dem Kampfplatze geweſen, vom bourboniſchen Royalismus an bis zu den äußerſten Jacobinern, ſtanden ſchlagfertig, um über die Herrſchaft zu ringen. Gedachte man der vielen Umwälzungen, die ſeit 1789 erlebt worden, ſo war eine neue Umgeſtaltung der Regierung, vielleicht der Conſtitution, nichts weniger als unwahrſcheinlich; die Verfaſſung und das Regiment, das beſtand, waren am wenigſten im Stande, ſich durch ſich ſelber des Andranges der Parteien zu erwehren. Aber die Armeen und ihre Feldherren, vor Allen Bonaparte, hatten für's Erſte noch ein Intereſſe, die Partei am Ruder zu erhalten, auf deren Umſturz das Ausland ſpeculirte, und dieſe Macht war jetzt ſchon in der Republik die einzige, die entſchied. Aber Thugut rechnete auf einen Umſchlag im entgegengeſetzten Sinne.

Auch bei den Unterhandlungen zu Udine, wo neben Bonaparte und Gallo auch Clarke und Merveldt, natürlich nur in einflußloſer Stellung, Theil nahmen, gab ſich wie zu Montebello deutlich kund, daß der Lenker der öſterreichiſchen Politik auf etwas wartete, was die ganze Situation verändern mußte. Er ließ gleich bei den erſten Conferenzen die Erklärung abgeben, daß der Kaiſer unwandelbar auf den Präliminarien von Leoben beharre und gegen Alles Proteſt einlege, was im Widerſpruche damit theils geſchehen ſei, theils ferner geſchehe. Beſonders ward über die Veränderungen in Italien, über die Demokratiſirung Venedigs und Genuas Beſchwerde erhoben. Der Eindruck dieſer Eröffnungen bei den Unterhändlern von Udine war der, daß der Friede dadurch in weite Ferne gerückt und vielleicht ſchon in nächſter Zeit der Krieg erneuert würde. Während Gallo nach Wien ging, um dort zu beſchwichtigen, ſchlug Bonaparte den drohenden und trotzigen Ton an, der ihn bei ſo manchen Unterhandlungen zum Ziele geführt hat. Zwar wurden die Conferenzen ſeit Ende Auguſt wieder aufgenommen, indem ſich Bonaparte auf das Schloß Paſſeriano bei Udine begab und dort fortfuhr mit Gallo und Merveldt die einzelnen Fragen zu erörtern, aber zu einem beſtimmten Reſultate kam es nicht. Es war offenbar, daß Thu-

gut von ſeiner Taktik nicht eine Linie abweichen würde, ſo lange nicht die Entſcheidung über die inneren Zuſtände Frankreichs gegeben war. „Alle dieſe Unterhandlungen, ſchrieb Bonaparte am 6. Sept. aus Paſſeriano, ſind nichts als Spielerei; die wahre Entſcheidung wird zu Paris fallen. Wenn die Regierung ſich befeſtigt, wenn dieſe Menſchen, die an England verkauft, oder durch eine Horde Sklavenſeelen verführt ſind, ohne Macht und Mittel ſind, dann werdet Ihr zweimal vierundzwanzig Stunden ſpäter den Frieden ſo bekommen, wie Ihr ihn wollt.“

Der Schlag erfolgte am achtzehnten Fructidor (4. Sept.); durch einen Staatsſtreich, den die Armeen und die Feldherren entſchieden, ward die beſtehende Mehrheit des Directoriums befeſtigt, deren Widerſacher verbannt oder deportirt, die Nationalvertretung verſtümmelt, die Preſſe und alle politiſchen Rechte Ausnahmsgeſetzen unterſtellt. Wenige Wochen ſpäter wurden die Verhandlungen, die man zu Lille mit England gepflogen, brüsk abgebrochen. Die Hoffnungen auf eine Reaction waren alſo vereitelt; das revolutionäre Gewaltſyſtem, das ſich auf Eroberung und Propaganda ſtützte, war ohne Milderung von Neuem feſtgeſtellt. Unter dem tiefen Eindrucke, den dieſe Vorgänge im Auslande machten, beeilte ſich Bonaparte das Eiſen zu ſchmieden, ſo lange es heiß war. Auf eigene Hand entwarf er (11. Sept.) ein Ultimatum, das Thugut anzunehmen gedrängt werden ſollte. Sei bis zum 1. October — ſo lautete die Drohung — der Friede nicht geſchloſſen, dann werde die Republik nicht mehr auf der Grundlage der Präliminarien unterhandeln. Die Bedingungen, die Bonaparte darin aufſtellte, waren folgende: Frankreich ſollte die Gebiete links vom Rheine nach den „conſtitutionellen Gränzen“ mit Einſchluß von Mainz erhalten; über den Reſt des linken Rheinufers ſollte im Frieden mit dem Reiche entſchieden werden, in Italien die Etſch zwiſchen Oeſterreich und der cisalpiniſchen Republik die Gränze bilden, Mantua alſo an die letztere fallen, der Kaiſer das venetianiſche Gebiet bis zur Etſch mit Venedig ſelbſt erhalten, Corfu und die venetianiſchen Inſeln im ioniſchen Meere an Frankreich abgetreten werden. Dieſe Bedingungen entſprachen weder den Abſichten des Directoriums noch den Wünſchen des Wiener Hofes; von jenem ward die Etſchlinie und Venedig, von dieſem Mantua und die Rheingränze angefochten.

Aber Bonaparte fühlte ſich als den Herrn der Lage und kannte die Mittel, den Widerſtand beider Theile zu beſiegen. Dem Directorium wurde die Gefahr eines Krieges vorgeſtellt, deſſen Ausgang zum wenigſten ungewiß ſei, dem Wiener Hofe ſollte mit Drohungen zugeſetzt und Merveldt ſelbſt nach Wien geſandt werden, um in dieſem Sinne auf Thugut zu wirken. Das Directorium freilich, von dem Siege, den andere Waffen als die ſeinigen erfochten, ſichtbar berauſcht, dachte an nichts Geringeres, als an einen Bruch, wie er eben zu Lille erfolgt war, an die Revolutionirung Piemonts, Toscana's und der Rheinlande; die Wühlereien im Cölniſchen und Trierſchen, die Komödien einer cisrhenaniſchen Republik, deren wir oben gedachten, waren darauf berechnet, Schrecken zu verbreiten unter den deutſchen Höfen und Regierungen. Das Directorium war zudem im Beſitz von Actenſtücken, die Thuguts Vergangenheit bloßſtellten und ſeine Beſtechlichkeit erwieſen; die Papiere ſollten in den Zeitungen bekannt gemacht und dadurch die Stellung des öſterreichiſchen Staatsmannes unhaltbar gemacht werden — und das Alles in einem Augenblicke, wo man mit ihm eine noch nicht abgebrochene Unterhandlung pflog! Bonaparte hielt diesmal den Gebrauch dieſer äußerſten Mittel nicht für nothwendig; es genügte ihm, Thugut durch Gallo vom Beſitz jener Papiere in Kenntniß zu ſetzen. Gallo, von Bonaparte's Ueberlegenheit völlig beherrſcht, war unermüdet thätig, um bei Thugut, der Kaiſerin, ihren Kammerherren und Hofdamen für den raſchen Abſchluß des Friedens zu wirken; zum Ueberfluß kam noch Merveldt mit Bonaparte's trotzigem, kriegdrohendem Ultimatum. Man ſchwankte nicht mehr lange in Wien; die vereitelte Hoffnung auf einen Umſchwung in Frankreich hatte ſchon die neu erwachte Kriegsluſt abgekühlt, nun kamen die franzöſiſchen Eröffnungen, die zugleich ſo drohend und ſo lockend waren. Oder konnte das Bedenken, das deutſche Reich preiszugeben, bei der überlieferten Staatskunſt irgend ins Gewicht fallen gegen die verführeriſche Ausſicht, die öſterreichiſche Erbmacht durch das venetianiſche Gebiet vortrefflich abzurunden? So entſchloß ſich Thugut, auf die Bonaparte'ſchen Gebote ungeſäumt einzugehen und einen Mann nach Udine zu ſenden, deſſen Name ſchon die Bürgſchaft gab, daß es jetzt Ernſt ſei mit dem Frieden. Der Unterhändler war Graf Ludwig Cobenzl, ein Diplomat aus der

Kaunitz'ſchen Schule, deſſen Individualität und Vergangenheit ihn ſehr geeignet machten zu dem Abſchluſſe mit Frankreich. Von Sitte und Art durchaus der franzöſiſche Cavalier des achtzehnten Jahrhunderts, mehr ein Mann von Formen als von Grundſätzen, dazu niemals in die Coalitionspolitik ernſtlich verwickelt, erſchien er in Wien als der rechte Mann, den Friedensſchluß raſch und mit einem gewiſſen Eclat abzumachen.

Hatte in Wien Bonaparte ſeinen Zweck erreicht, ſo galt es jetzt noch, das Directorium zu dem Frieden, wie er ihn wollte, zu ſtimmen. Die Partei, die am achtzehnten Fructidor triumphirt hatte, trug ſich mit kühnen und abenteuerlichen Planen; nicht zufrieden damit, Italien, Deutſchland und die Schweiz zu revolutioniren, mit England die Verhandlungen abzubrechen, wollte ſie auch gegen Oeſterreich ihrer jacobiniſchen Leidenſchaft nachgeben. Die Depeſchen, die Bonaparte aus Paris erhielt, waren erfüllt mit den heftigſten Rodomontaden gegen das Kaiſerhaus, deſſen Umſturz zugleich mit der Demokratiſirung Mitteleuropa's den Advocaten des Directoriums wie eine Bagatelle erſchien.*) Bonaparte würdigte die Schwierigkeiten der Lage als Feldherr und Staatsmann; als Feldherr ſchlug er die militäriſchen Hülfsquellen Oeſterreichs nicht allzu gering an, als Staatsmann wollte er die franzöſiſche Republik keineswegs mit Oeſterreich tödtlich entzweien, vielmehr durch eine ſatte Entſchädigung die kaiſerliche Politik dauernd von der britiſch-ruſſiſchen Allianz trennen.**) Seine Politik beruhte auf einem wohlüberlegten Syſtem, in deſſen Hintergrunde bereits die Plane eigener Herrſchaft lagen; die des Directoriums auf dem Moment und auf revolutionären Erinnerungen. Auch im Heere war dieſer Gegenſatz ſichtbar. Augereau, ſeit er am achtzehnten Fructidor eine Anzahl waffenloſer Abgeordneten mit Fäuſten und Flintenkolben zu Paaren getrieben, hielt ſich für einen bedeutenden Politiker und machte ſich zum

*) S. z. B. das Schreiben von Lareveillère-Lepaux in der Correspondance inédite S. 231 f.

**) Quant à l'Autriche, äußerte er gegen Botot, den Boten des Directoriums, il est essentiel de la lier par un traité de paix; après l'avoir signé elle n'osera plus bouger, d'abord parcequ'elle se sera aliénée de ses alliés et ensuite par la crainte de perdre ce que nous lui aurons donné généreusement pour l'attacher à notre système.

Organ der directorialen Bestrebungen. Seine Proclamationen, die er als Hoche's Nachfolger erließ, erinnerten an den Stil von 1793 und waren Bonaparte doppelt unbequem, theils weil ihn das Aufblähen Augereau's verdroß, theils weil er die alten Mittel aus der jacobinischen Rüstkammer nur dann hervorgeholt wissen wollte, wenn sie durchaus nothwendig waren. Jetzt schien ihm dazu die rechte Zeit nicht mehr; die revolutionäre Rhetorik hatte ihren Zweck erreicht, sie war nun lästig. „Ihr bildet Euch immer ein — schrieb er nach Paris — die Freiheit könne ein verweichlichtes, abergläubisches, possenhaftes und feiges Volk zu großen Dingen bringen.... Alles, was nur dazu gut ist, in Proclamationen und gedruckten Reden gesagt zu werden, das ist Roman. Nur mit Klugheit, Weisheit und vieler Geschicklichkeit gelangt man zu großen Zielen und überwindet die Hindernisse. Wollten wir die auswärtige Politik von 1793 annehmen, so würden wir doppelt Unrecht thun, einmal weil wir uns bei dem entgegengesetzten System wohl befunden haben, dann weil uns die großen Massen und der Aufschwung der Begeisterung, der seine Zeit hat, jetzt fehlen."*) Reichten diese Rathschläge etwa nicht hin, die Pariser Regierung auf andere Gedanken zu bringen, so bedurfte es nur der schmollenden Drohung des Rücktritts und das Directorium fand in seinem Siegestaumel rasch die Erinnerung wieder, daß es Alles, was es war, nur eben Bonaparte's Siegen und Armeen verdankte.

Am 26. Sept. traf Cobenzl in Udine ein, wohin ihm Merveldt vorausgeeilt war; Bonaparte verweilte zu Passeriano. Der österreichische Unterhändler war ermächtigt, auf die Niederlande, die Lombardei und Mantua zu verzichten; als Ersatz sollte er das ganze venetianische Gebiet in Oberitalien nebst Istrien und Dalmatien verlangen. Ein eigenhändiges Schreiben des Kaisers betheuerte auf's wärmste seine friedfertigen Gesinnungen und schien in die Hand des französischen Feldherrn, für den der Kaiser seine „persönliche Achtung" aussprach, die Entscheidung des Friedens zu legen. Die Individualität des kaiserlichen Unterhändlers erleichterte Bonaparte's raschen Erfolg. Graf Cobenzl schien anfangs zu glauben, mit den Salonsmanieren der alten Diplomatie

*) Correspondance inédite S. 206. 208 f.

und den abgegriffenen Künſten dieſer Kreiſe ſei einem revolutionären General leicht zu imponiren; er machte Miene, ihn die Ueberlegenheit des vornehmen Herrn vom ancien regime in Etikette, Feierlichkeit und Ton abſichtlich fühlen zu laſſen. Das war aber ganz der Schlag Leute, mit denen Bonaparte am beſten fertig ward. Der Schlauheit und Liſt der alten Diplomatie vollkommen gewachſen, ſetzte er ihrem Vornehmthun plebejiſchen Trotz, ihrem Zögern brüske Drohungen, ihren kleinen Kniffen bald grobe, bald geſchmeidige Mittel entgegen, die ſelten ihr Ziel verfehlt haben.

Die Rheingränze den Franzoſen einzuräumen, dazu war die öſterreichiſche Politik entſchloſſen; es handelte ſich nur darum, eine bequeme Form dafür zu finden. Wenn Cobenzl im Einzelnen zögerte und ſchwierig ſchien, ſo wollte er damit nur den Preis der Abtretungen und die Höhe des Erſatzes ſteigern. Wie Preußen früher den Rhein preisgab und ſich Frankreich in der Hoffnung näherte, gegen Oeſterreich das Uebergewicht zu erlangen, ſo deutete jetzt der öſterreichiſche Diplomat an, man werde in Wien gern ſich enger an Frankreich anſchließen, „um den ehrgeizigen Planen Preußens Widerſtand zu leiſten.“*) Wie 1795 und 1796 Preußen weniger um den Verluſt ſeiner linksrheiniſchen Gebiete, als um eine recht reiche Entſchädigung dafür beſorgt war, ſo legte jetzt Oeſterreich den größten Nachdruck, nicht auf die Abtretung der Rheinlande, ſondern auf einen möglichſt großen Erſatz zu Gunſten ſeiner Hausmacht. Venedig war das Mindeſte, wonach Cobenzl ſeine Hand ausſtreckte; er klopfte ſelbſt wegen der päpſtlichen Legationen leiſe an und Bonaparte mußte, um ihn genügſamer zu machen, ihm bedeuten, daß ein längeres Zögern ſelbſt die venetianiſche Entſchädigung in Frage ſtelle. Den raſchen Abſchluß aber wollte Bonaparte vor Allem im eigenen Intereſſe. Es konnte doch die Hitze des Directoriums die Dinge zu einem neuen Kriege treiben, ihm den Lorbeer der Friedensſtiftung aus den Händen winden und abermals Alles auf die Spitze des Schwertes ſtellen; der Krieg ſchien ihm aber in dieſer vorgerückten Jahreszeit bedenklich, ſein Verhältniß zum Directorium ſchwierig, drum konnte nur ein raſcher Friede allen weiteren Ver-

*) Correspondance inédite S. 196.

legenheiten begegnen und ihm auch ferner die leitende Macht der öffentlichen Angelegenheiten ſichern. Er ſelber hat ſich ſpäter gerühmt, mit einem Theatercoup den letzten Widerſtand des öſterreichiſchen Unterhändlers überwunden zu haben. Als Cobenzl neue Zögerungen vorbrachte, erzählt er, ſei er plötzlich aufgeſprungen mit dem Ausrufe: „Sie wollen Krieg; gut, Sie ſollen ihn haben.“ Und indem er ein koſtbares Porzellanſervice, ein Geſchenk Katharinens an den öſterreichiſchen Miniſter, ergriff und zu Boden ſchmetterte, habe er mit donnernder Stimme ausgerufen: „Sehen Sie, ſo wird es Ihrer öſterreichiſchen Monarchie ergehen, ehe drei Monate verfloſſen ſind.“ Und darauf verließ er in verſtelltem Zorne den Saal. Noch zu St. Helena erzählte der große Mann mit Wohlgefallen, welch einen paniſchen Schrecken dies erregt und wie er ſelber kaum das Lachen habe bezwingen können, als ihm Gallo, während Cobenzl verſteinert im Saale ſtand, mit tauſend Bücklingen nachgeeilt ſei und ſich in lamentabler Haltung bemüht habe, ſeinen erheuchelten Zorn zu beſchwichtigen! Wenige Tage ſpäter ſeien dann die Friedensbedingungen unterzeichnet worden.

Am 17. October fand auf dem Schloß Campo Formio die Unterzeichnung des Friedens ſtatt. In dem für die Oeffentlichkeit beſtimmten Theile des Vertrages verzichtete Oeſterreich auf ſeine niederländiſchen Gebiete, trat die Lombardei ab und gab zu, daß aus dieſer und aus den Gebieten von Bergamo, Brescia, Crema, Mantua, Peſchiera, einem Theile des venetianiſchen Feſtlandes, Modena, Maſſa, Carrara und den drei Legationen Bologna, Ferrara und Romagna die ciſalpiniſche Republik gebildet werde. Den Herzog von Modena verſprach Oeſterreich durch den Breisgau zu entſchädigen, die früheren venetianiſchen Beſitzungen im ioniſchen Meere und an der albaneſiſchen Küſte ſollte Frankreich bekommen. Dafür erhielt Oeſterreich als Entſchädigung Iſtrien, Dalmatien, die venetianiſchen Inſeln im adriatiſchen Meere, die Mündungen von Cattaro, die Stadt Venedig und vom Landgebiete einen Theil, ſo daß ſich die öſterreichiſch-ciſalpiniſche Gränze vom Gardaſee über Laciſe nach St. Giacomo und von der Etſch und dem Po bis zu deſſen Mündung hinzog. Zu Raſtatt ſollte ein Congreß, lediglich aus den Bevollmächtigten des Reiches und der franzöſiſchen Republik beſtehend, einen Monat nach der Unter-

zeichnung des Friedens zuſammentreten, zur Herſtellung des Reichsfriedens. Alle Lieferungen, Contributionen und ſonſtigen Kriegsleiſtungen ſollten am Tage des Austauſches der Ratificationen in den beſetzten Gebieten aufhören.

Gewichtiger noch waren die vierzehn geheimen Artikel, welche dem öffentlichen Vertrage angehängt waren. Vor Allem verſprach der Kaiſer mitzuwirken zur Abtretung eines Theils vom linken Rheinufer. Das Gebiet links vom Rheine, von der Schweizergränze bis zur Mündung der Nette bei Andernach, dann von da längs der Nette über die Eifel und an der Roer und Maas hinab bis nach Venloo ſollte an Frankreich fallen. Die Abgränzung war ſo getroffen, daß beinahe das ganze linke Rheinufer an Frankreich überging; nur die preußiſchen Gebiete, Cleve, Meurs, Geldern blieben davon unberührt, damit einem Lieblingswunſche der öſterreichiſchen Politik, Preußen nicht als zur Entſchädigung berechtigt auftreten zu ſehen, genügt werden konnte. Auf dem Rheine ſollte die Schifffahrt frei ſein, auf der Maas alle Zölle und Abgaben abgeſchafft werden. Oeſterreich verzichtete, außer den früheren Abtretungen, auch auf die Grafſchaft Falkenſtein und das Frickthal. Es erhielt aber, außer den früher erwähnten Compenſationen in Italien, die Zuſage der franzöſiſchen Vermittelung zum Erwerb des Bisthums Salzburg und des Theils von Baiern, der von Salzburg, dem Inn, der Salza und Tirol eingeſchloſſen iſt. Wenn Frankreich eine Erwerbung in Deutſchland mache, ſo ſolle der Kaiſer auch ein Aequivalent erhalten und umgekehrt. Preußen ſolle ſeine Gebiete links vom Rhein zurückbekommen, aber auch — das verbürgten ſich beide Mächte — keine weitere Erwerbung machen. Ferner verſprach der Kaiſer beim deutſchen Reiche dahin zu wirken, daß es auf ſeine Oberherrlichkeitsrechte und Lehensanſprüche in Italien verzichte. Diejenigen Reichsfürſten, welche Verluſte erlitten hatten, insbeſondere die drei geiſtlichen Kurfürſten, Pfalzbaiern, Württemberg, Baden, Zweibrücken, beide Heſſen, Naſſau-Saarbrücken, Salm-Kyrburg, Löwenſtein-Wertheim, Wiedrunkel und Leyen ſollten entſprechende Entſchädigungen in Deutſchland erhalten, die in gemeinſamem Einverſtändniß mit der franzöſiſchen Republik geordnet würden. Auch die Entſchädigung des Hauſes Oranien war auf Deutſchland angewieſen. Endlich ſollten zwanzig Tage nach Austauſch der Rati-

fications die Feſtungen Mainz, Ehrenbreitſtein, Philippsburg, Mannheim, Königſtein, Ulm und Ingolſtadt vom Kaiſer geräumt und deſſen Truppen in die Erblande zurückgezogen werden.

Mit dieſem Vertrage begann ein neuer Abſchnitt der europäiſchen Geſchichte. Die alten völkerrechtlichen Verhältniſſe waren aufgelöſt, die Triumphe der revolutionären Propaganda in Holland, am Rhein, in Italien anerkannt, gegen weitere Siege deſſelben Princips, wie ſie im Kirchenſtaate und in der Schweiz raſch gefolgt ſind, die Dämme weggeräumt. Die Thugut'ſche Politik gab ſich dieſen neuen Grundſätzen ſo vollſtändig hin, daß ſie nicht nur die Beraubung des Reiches und die Entſchädigung auf Koſten Dritter zuließ, ſondern ſelber begierig an der Vertheilung der großen Beute Theil nahm. Von einem Verluſte Oeſterreichs konnte im Ernſte nicht die Rede ſein; nach fünf Feldzügen, die im Ganzen entſchieden ungünſtig ausgefallen waren, erlangte der Kaiſer für weit entlegene und ſchwer zu behauptende Provinzen, wie Belgien und das Herzogthum Mailand, eine vortreffliche Arrondirung durch den Beſitz des Venetianiſchen und die Zuſage von Salzburg und einem Theil von Baiern. Für ſeine italieniſchen Abtretungen, die man auf 580 Quadratmeilen und 1,200,000 Einwohner anſchlug, erhielt er über 700 Quadratmeilen mit mehr als 2 Millionen Einwohnern*) und einem Gebiete, das, mit den Erbſtaaten zuſammenhängend und an Hülfsquellen aller Art reich, Oeſterreich nicht nur ſehr glücklich arrondirte, ſondern ihm auch die Mittel zu einer maritimen Macht eröffnete. Für Belgien, das man ſeit Jahren in Wien wie ein werthloſes Gut zu betrachten ſich gewöhnt hatte, erhielt der Kaiſer die Ausſicht auf die Erfüllung eines Lieblingswunſches der überlieferten Politik, der Erwerbung eines Theils von Baiern. Fielen ihm die beiden Entſchädigungen, Venedig und die Gebiete am Inn, unverkümmert zu, ſo hatte Oeſterreich durch den Frieden an Macht und Einheit weſentlich gewonnen, aber auch, wenn es nur Venedig erhielt, im Großen und Ganzen nicht verloren.

Dieſer Erfolg für die Hausmacht ward vom deutſchen Reiche bezahlt; greller noch als vorher Preußen und die Neutralen ſagte ſich jetzt der deutſche Kaiſer ſelbſt von den Intereſſen des Reiches

*) S. Häberlin's Staatsarchiv V. 341.

los. Er bot die Hand nicht nur zur Abtretung der Rheinlande und dem Verzicht auf die einſt mit ſo vielen Opfern erworbenen italiſchen Anſprüche, er ließ es auch zu, daß Deutſchland als die große Entſchädigungsmaſſe für Europa angeſehen und Dynaſtien, denen Deutſchland durchaus nichts ſchuldete, wie die oraniſche, auf das Reich angewieſen wurden. Auch er gab jetzt den Grundſatz der Säculariſationen zu, einmal indem er in die Entſchädigung für alle Verluſte auf dem linken Rheinufer einſtimmte, die ja nur durch Säculariſationen möglich war, dann ſich ſelber eines der angeſehenſten deutſchen Erzſtifte als Beute verſprechen ließ. Noch mehr; er gab dem Grundſatz der Spoliation Dritter eine Ausdehnung, die man ſelbſt in den berüchtigten Verträgen von 1796 vergebens ſucht. Wie ſich dort Preußen, Württemberg und Baden zum Nachtheil einzelner kleiner Stifter, Abteien und winziger Reichsſtädte hatten Vergrößerungen verſprechen laſſen, ſo wurde von ihm jetzt einer der erſten weltlichen Kurfürſten ungefragt mit in die Entſchädigungsmaſſe hineingeworfen, überhaupt dem Princip der Beraubung ein ganz unbegränzter Umfang eingeräumt, indem Vergrößerungen Frankreichs auf deutſche Koſten zugelaſſen wurden, falls nur Oeſterreich ein volles Aequivalent davontrage. Die Wehrloſigkeit des Reiches zu vollenden, wurden die Feſtungen geräumt, die kaiſerlichen Truppen in die Erblande gezogen.

Alle die Momente, welche die Auflöſung des Reiches und die tiefe Erniedrigung der Nation herbeigeführt haben, ſind in dieſem Vertrage ſchon enthalten: der Grundſatz, das Reich als europäiſche Entſchädigungsmaſſe zu betrachten, die Vertauſchung und Vertheilung von Ländern und Völkern nach diplomatiſchem oder dynaſtiſchem Belieben, die feindſelige Rivalität der Reichsſtände unter einander. In den Verträgen von Baſel und Berlin hatte Preußen den Einfluß Oeſterreichs im Reiche zu beeinträchtigen geſucht; jetzt vergalt ihm Oeſterreich das mit reichen Zinſen, indem es ſich vom Erbfeinde Deutſchlands verſprechen ließ: Preußen ſolle keinerlei Gebietserweiterung erhalten. Und Frankreich verſprach das mit dreiſter Doppelzüngigkeit, nachdem es fünf Vierteljahre zuvor Preußen das Gegentheil zugeſagt! *) Die ſpätere Bonaparte'ſche Taktik, Preußen auf Oeſterreich, Oeſterreich auf

*) In dem Vertrage vom 5. Aug. 1796 hieß es Art. II, nachdem die Ab-

Preußen zu hetzen und durch die Rivalität Beider nach einander Beide zu erniedrigen, iſt in dieſen Verträgen mit einer, man darf ſagen ſchamloſen Aufrichtigkeit bekannt.

Wohl hatte Bonaparte Recht, wenn er den Vertrag als einen der vortheilhafteſten pries, den Frankreich ſeit Jahrhunderten geſchloſſen. Die cisalpiniſche Republik mit den militäriſch ſtärkſten Gränzen in Europa, Frankreich mit Mainz, Corfu und den ioniſchen Inſeln, was will man mehr? — ſchrieb er damals an Talleyrand. Mit gutem Grunde ſah er in dem Vertrage eines der Fundamente ſeiner künftigen Herrſchaft in Europa. Oeſterreich ſchien ihm nun nicht mehr gefährlich, nur noch Großbritannien. „Der gegenwärtige Augenblick, rief er aus, gibt uns gutes Spiel. Vereinigen wir unſere ganze Thätigkeit auf die Meere, zerſtören wir England, dann liegt Europa zu unſern Füßen!“ *) So kündigte ſich bereits das Programm einer Politik an, welche die nächſten Jahrzehnte der Weltgeſchichte beherrſcht hat.

Die Friedensbotſchaft ward gleichwol in Deutſchland mit ungetheiltem Jubel aufgenommen; man hielt ſich zunächſt an die Thatſache des Friedens und fragte nicht nach dem Preis, um den er erkauft war. Die Hoffnung, von den unmittelbaren Drangſalen befreit zu werden, überwog die Sorge vor dem noch unbekannten Uebel. Noch gab es auch gläubige und argloſe Seelen genug, die den trügeriſchen Satz von Leoben, die „Integrität des Reiches“, ernſtlich und wörtlich nahmen; erſt wie auch nach dem Friedensabſchluß die franzöſiſchen Umwälzungen auf dem linken Rheinufer fortdauerten, man ſchon anfing die Gebiete in Departements zu theilen und den Beamten den Eid der Treue abnahm,

---

tretung der linksrheiniſchen Gebiete feſtgeſetzt war: (La Prusse) recevra — — le reste de l'evêché de Munster avec le pays de Recklingshausen — moyennant leur sécularisation préalable; se reservant toutes les fois sa dite Majesté d'y ajouter ce qui pourrait être de sa convenance, pour compléter son indemnisation, objet sur lequel les deux parties s'entendront amicalement. — Der Art. IX. des geh. Vertrags von Campo Formio lautete: La république française n'a point de difficulté à restituer au Roi de Prusse ses possessions sur la rive gauche du Rhin; en conséquence il ne sera question d'aucune acquisition nouvelle pour le Roi de Prusse, ce que les deux puissances contractantes se garantissent mutuellement.

*) Correspondance inédite a. a. O. S. 212.

erſt da fing das Vertrauen auf jene papierne Integrität an etwas zu wanken. Aber es bedurfte doch noch ſehr derber und handgreiflicher Lectionen, bis die unerſchöpfliche Langmuth deutſchen Hoffens gründlich von der bittern Wahrheit überzeugt war.

In Einem irrte die öffentliche Meinung nicht, daß ſie den Frieden als eine Annäherung Oeſterreichs an die franzöſiſche Republik betrachtete, wodurch der Kaiſer von ſeinen bisherigen Verbündeten getrennt und auf Vergrößerungen mit franzöſiſchem Beiſtande angewieſen ſei.*) Es konnte darum auch das unbewährte Gerücht auftauchen von einer engen Verbindung Preußens mit Rußland und dem Beitritt Großbritanniens zu dieſer nordiſchen Allianz, die das Gegengewicht zu dem franzöſiſch-öſterreichiſchen Bündniß bilden ſolle.

Oeſterreich hatte in dem Frieden keine Einbuße gemacht, wie ſie nach ſolch einem Kriege zu erwarten war, es hatte, wenn die geheimen Stipulationen von Campo Formio genau erfüllt wurden, ſogar gewonnen und dennoch kündigte dort Alles den Rückgang und Verfall an. Man zehrte von den Capitalien, welche die Vorgänger aufgehäuft; ſelber die Hülfsquellen und die innere Kraft der Monarchie zu ſteigern, dazu zeigte ſich nirgends die Fähigkeit bei Denen, die regierten. Wenn man ſo große Anſtrengungen zu ertragen, ſo gewaltige Schläge zu verwinden fähig war, ſo war das ein Verdienſt Marien Thereſiens und Joſephs, die mit rühriger, unermüdeter Thätigkeit die ſchlummernde und noch unverbrauchte Naturkraft dieſes Staates zum Leben geweckt hatten. Aber jetzt beſaß Oeſterreich keine fürſtliche Perſönlichkeit, die nur entfernt der letzten Habsburgerin und ihrem Nachfolger zu vergleichen war; vergebens ſuchte man in den regierenden Kreiſen die friſchen ſchöpferiſchen Geiſter, welche die Epoche von 1740—1790 verherrlicht hatten. Aus der innern Adminiſtration war die thätige Anregung gewichen, die mit jenem Haugwitz der thereſianiſchen Zeit über die alte zerrüttete Staatsmaſchine kam; auch die diplomatiſche Ueberlieferung der alten Zeit war mit Kaunitz zu Grabe getragen worden.

---

*) S. Polit. Journ. II. 1233.

Während ſich in Frankreich immer ausdrucksvoller die Macht eines Helden und Herrſchers in den Vordergrund drängte, war für die Monarchien im Oſten — Oeſterreich wie Preußen — die um die Mitte des ſcheidenden Jahrhunderts glänzend und gewaltig in die europäiſchen Geſchicke eingegriffen, die Zeit des Verfalles angebrochen. Die Stelle Marien Thereſiens und Joſephs nahm ein junger Monarch ein, den die Natur mit keiner der Gaben des Helden oder Königs ausgeſtattet, deren Oeſterreich jetzt ſo gut bedurfte, wie in der Zeit der Bedrängniß von 1740. Es fehlte Franz II. durchaus nicht an natürlichem Verſtande, er beſaß vielmehr eine feine, lauernde Beobachtungsgabe, die ſich ebenſo in das Gewand ſorgloſen Wohlwollens verſteckte, wie ſein harter autokratiſcher Sinn in der Form beſcheidener Bonhommie aufgetreten iſt. Ohne eine tiefe und umfaſſende Regentenbildung, wohl thätig und arbeitſam, jedoch nur in den kleinen, mechaniſchen Dienſten ſeines königlichen Berufes, ein Fürſt ohne den weiten politiſchen Blick und die große Anſchauung menſchlicher Dinge, die in ſolchen Zeiten doppelt Noth thut, mehr zäh und ſtarr als rührig und ſchöpferiſch, von argwöhniſcher Eiferſucht auf ſeine Regentenrechte durchdrungen und darum auch gegen die Nächſtſtehenden mißtrauiſch und verſchloſſen, kurz ein Mann von gewöhnlichem Geiſt und einem engen ſelbſtſüchtigen Herzen hat Franz II. noch einmal über Oeſterreich Gefahren heraufzuführen vermocht, wie ſie einſt durch die Zeiten der Ferdinande und Leopolds bereitet waren. Zuerſt die tiefe Erſchütterung und Demüthigung Oeſterreichs unter Bonaparte, dann die Revolution und drohende Auflöſung der ganzen Monarchie in unſern Tagen, das ſind die Reſultate geweſen, welche der Regierung Franz des Zweiten in der Geſchichte Oeſterreichs einen Platz von verhängnißvoller Bedeutung geſichert haben.

Eine ſolche Perſönlichkeit, deren despotiſches Mißtrauen ſelbſt die begabteren Prinzen des Hauſes nicht verſchonte, war beſonders dazu angethan, die ſchläfrige Mittelmäßigkeit zu begünſtigen. Nur das Mittelmäßige ſchien ungefährlich; jedes Talent, jeder ſelbſtändige Charakter ſtörte die Monotonie und Selbſtgenügſamkeit ſolch eines Reglments. Die ertödtende Mandarinenwirthſchaft des öſterreichiſchen Staates vor 1740, gegen die Maria Thereſia und ihr Sohn mit Kraft und Erfolg reagirt hatten, ſetzte ſich jetzt von Neuem feſt; alles Neue, Schöpferiſche ward wieder

von vornherein mit Haß und Verdacht verfolgt. Wohl kehrte jener Geiſt finſterer, pfäffiſcher Verfolgungsſucht ſo nicht mehr zurück, wie er unter den Ferdinanden und unter dem erſten Leopold gewaltet; aber es kam etwas Anderes, das vielleicht noch vergiftender gewirkt hat. Franz II. war nicht nur zu Florenz geboren, er hatte auch, wie ſein Vater, etwas von dem tückiſchen und argwöhniſchen Geiſte wälſcher Politik in ſich eingeſogen. Italieniſche Polizeikünſte, ein Netz von Spionen, dem die eignen Brüder nicht entgingen, eine krankhafte Scheu gegen alles Gerade und Offene in politiſchen Dingen und eine erbarmungsloſe Härte gegen Alles, was als politiſch gefährlich und feindſelig galt, das gehört weſentlich mit zur Signatur dieſer Regierung. Daß ſich daneben ein geſundes geiſtiges Leben nicht entfalten konnte, weil die polizeiliche Allwiſſenheit wohl im Stande war, manche gute und edle Frucht im Keime zu erſticken, aber das wuchernde Unkraut nicht zu beſeitigen, darüber hat die folgende Zeit erſchöpfenden Aufſchluß gegeben.

Das Regiment der Mittelmäßigkeit, ohne Seele und ohne Aufſchwung, gab ſich denn auch auf allen Gebieten kund. Für's Heer legte die ganze Geſchichte der Kriege ſeit 1792 Zeugniß ab. Auch zuletzt, ſahen wir, mußten ſelbſtändige Talente entweder weichen, wie Clerfayt, oder ſie ſahen, wie der Erzherzog, die Frucht ihrer Siege durch die Diktate des Hofkriegsraths vereitelt. Dagegen erfreuten ſich die Günſtlinge der militäriſchen Camarilla, Wurmſer trotz ſeines Eigenſinns, Mack und Alvinzy, ungeachtet ihrer Unfähigkeit, fortwährend der ſicheren Protection. In der bürgerlichen Adminiſtration richtete ſich die Thätigkeit vornehmlich auf die Bekämpfung deſſen, was als revolutionär oder aufklärend verrufen war; die Reformen Joſephs hatten faſt insgeſammt dieſen verdächtigen Geruch und gegen ſie ward denn auch mit einer ſichtbaren Planmäßigkeit reagirt. Doch ließ man Joſephs bedenklichſte Schöpfungen, ſein bureaukratiſches und mechaniſches Adminiſtrationsweſen, am erſten unangetaſtet; der Rückſchlag galt gerade dem verdienſtlichſten Theile ſeines Wirkens, der Anregung, die er der Schule, der Erziehung und überhaupt dem geiſtigen Bedürfniß der Nation gegeben hatte.

Der einzige Mann von hervorragendem Talent im Rathe des Monarchen war Thugut; was ſonſt von ſtaatsmänniſchen

Kräften ihm zur Seite ſtand, war nur eben dazu geeignet, das Uebergewicht Thuguts zu verbürgen. Graf Ludwig Lehrbach, ein Intriguant der ſchlimmſten Art, ſeit vielen Jahren in alle die dunkeln und zweideutigen Künſte verſtrickt, durch die Oeſterreich Baiern zu erlangen ſtrebte, eine Perſönlichkeit, wie ſie in der haute volée des achtzehnten Jahrhunderts bisweilen auftauchen, von ſo markirtem ſittlichem Rufe, daß ihm leicht die ſchmählichſten und gewiſſenloſeſten Handlungen zugetraut wurden, ein ſolcher Mann konnte wohl als Werkzeug Thuguts, aber nie als ſein Rivale gefährlich werden. Auch Graf Ludwig Cobenzl, der Unterhändler von Campo Formio, war nicht die Perſönlichkeit, um Thuguts Einfluß ein Gegengewicht zu ſein, oder ihn durch einen beſſeren zu erſetzen; ganz ein Cavalier des achtzehnten Jahrhunderts, franzöſiſch gebildet und geſinnt, leichtfertig und in der Intrigue alt geworden, mit allen den Künſten wohl vertraut, womit die abgelaufene Zeit der Günſtlings-, Maitreſſen- und Prieſterherrſchaft ihre diplomatiſchen Siege erfochten, lange Zeit am Petersburger Hofe als Geſandter thätig und wegen galanter Künſte, leichten Witzes und ſeiner Fertigkeit im Komödienſpiel dort gern geſehen, war Graf Cobenzl einer der letzten Repräſentanten des Zeitalters, das jetzt eben zur Neige ging, und wildfremd in der neuen revolutionären Zeit, mit deren Verwegenheit und Gewaltthat er zu Udine den unglücklichen diplomatiſchen Zweikampf beſtand. *)

Neben ſolchen Rivalen blieb Thuguts Einfluß unbeſtritten; wir haben erfahren, wie der intriguante und abenteuerliche Geiſt des Mannes ihn gebrauchte. Seit 1793 ſahen wir ihn in die unſeligſten Wendungen der Politik jener Tage jedesmal verhängnißvoll verflochten; durch ſeine polniſchen und bairiſchen Cabalen iſt er einer der ſchuldigſten Urheber des Mißlingens geworden. Bald iſt er in blinder Leidenſchaft dem britiſchen Bündniß und ſeinen reichen Subſidien zugethan, bald wieder der unermüdliche Dränger zum Frieden, ſei es auch mit den Terroriſten oder mit Bonaparte, dabei von einer angeborenen Abneigung gegen alle geraden, ehrlichen Wege der Politik, immer von falſchen und ſchielenden Berechnungen beherrſcht, da wo es galt den Frieden zu

*) S. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege I. 462 f.

ſchaffen, kriegsluſtig, wo der Krieg mit Ernſt zu führen war, die Geißel und Plage aller redlichen und fähigen Generale. Die letzten Ereigniſſe, die wir erzählt haben, der Ausgang des Feldzugs von 1797, der Vertrag von Leoben, dann das liſtige Zögern bis zum brüsken Abſchluß von Campo Formio, die plötzliche Hingebung an Bonaparte, das Verrathen und Verlaſſen des Reiches, die lüſterne Ungeduld, ſich aus venetianiſchen und bairiſchen Spolien zu bereichern, das Alles waren recht charakteriſtiſche Wendungen und Sprünge Thugut'ſcher Staatskunſt.

Was ihn ſeinem kaiſerlichen Herrn werth und lange Zeit unentbehrlich machte, war nicht dieſe abenteuernde und verwegene Politik, die dem engen und pedantiſchen Geiſte von Franz ſehr ferne lag, ſondern die Verwandtſchaft, welche zwiſchen der Thugut'ſchen Anſchauung vom inneren Staatsleben und den Anſichten des Kaiſers beſtand. Der Miniſter hegte für die Menſchen ſo viel Liebe und Achtung, wie ſein kaiſerlicher Herr, er glaubte nicht an die edleren und höheren Motive, fühlte nur Reſpect vor den mechaniſchen und handgreiflichen Hebeln der Staatsordnung, haßte jeden geiſtigen und ſittlichen Aufſchwung und ſah wie Franz in geheimer Polizei und Spionage eines der alleinſeligmachenden Mittel, die Völker zu regieren. Die Nation durch trägen Sinnengenuß zu beſchäftigen und zu zerſtreuen, lieber der Immoralität und Entnervung freien Spielraum zu laſſen, als eine heilſame Erweckung geiſtigen und ſittlichen Lebens zu geſtatten, das war die tiefe Staatsweisheit, die hier als Gegengift gegen die Revolution geprieſen ward; wohin dieſe Weisheit ſchließlich führte, das haben die Ereigniſſe von 1800—1805 und in unſern Tagen die Erſchütterung von 1848 auch dem blödeſten Auge gezeigt.

In Preußen trat wenige Wochen nach dem Frieden von Campo Formio eine Veränderung ein, auf die man ſeit geraumer Zeit vorbereitet war: der Tod Friedrich Wilhelms II.

Als der König im Frühjahr 1795 aus der Coalition ausgeſchieden war, hatte er ſich das Ziel geſetzt, der ſchwer zerrütteten Ordnung der inneren Staatsverwaltung die Zeit des Friedens und der Zurückgezogenheit zu widmen. Es mochte da-

mals keine Ahnung in ihm aufgetaucht ſein, auf welchen abſchüſſigen Weg die auswärtige Politik Preußens durch die kurzſichtige Schlauheit ſeiner Rathgeber gedrängt werden würde. Die völlige Trennung vom Reiche, der norddeutſche Sonderbund, der enge Anſchluß an Frankreich in dem Vertrage von 1796, die ungeduldige Haſt, durch Säculariſationen in Weſtfalen und Reunionen in Franken ſich zu bereichern, es waren unvermeidliche, aber im April 1795 nicht erwartete und nicht erſtrebte Conſequenzen des Friedens von Baſel. Die Finanznoth hatte den Frieden als unvermeidlich erſcheinen laſſen; die unzeitige Selbſtſucht der Verbündeten in Polen hatte die letzten Bedenken verſtummen gemacht.

Nun war dem preußiſchen Staate eine neue Erweiterung zugefallen durch den Antheil an der letzten polniſchen Beute. Zwar war die letzte Phaſe der polniſchen Angelegenheit nicht ohne herbe Lehren und Enttäuſchungen vorübergegangen. Mit Rußland verſtändigte ſich der König in einem Vertrage vom 24. Oct. 1795, mit Oeſterreich erſt am 21. Oct. 1796 und keiner der beiden Verträge hatte den Wünſchen und Hoffnungen der preußiſchen Politik entſprochen;*) die Beute war unter der Erwartung geblieben, nachdem einmal die beiden Kaiſerhöfe Preußens Noth und Verlegenheit 1794—95 benutzt hatten, ſich den Löwenantheil anzueignen. Aber man ſchlug die neue Erwerbung doch immer auf mehr als 900 Quadratmeilen mit einer Million Einwohner an; Schleſien wuchſen dadurch ein paar neue Kreiſe zu, die Gebiete an dem Bug und Narew, das alte Maſovien mit der Hauptſtadt Warſchau, ein Theil von Podlachien und der trefflich abrundende Gränzdiſtrict Bialyſtok wurden dadurch von Preußen erworben, das den größten Theil des neuen Gebietes, von der Weichſel und dem Bug im Süden, dem Niemen im Norden begränzt, als „Neuoſtpreußen" mit der Monarchie vereinigte. Eine wachſame, ſtrenge und zugleich ſchöpferiſche Verwaltung, wie ſie die beiden Vorgänger des Königs gehandhabt, konnte dieſes neue Land zu einem einträglichen Beſitze umgeſtalten und den Bewohnern eine menſchliche und behagliche Exiſtenz auf einem Boden ſchaffen, auf dem bis jetzt nur ſarmatiſcher Schmutz, polniſche Junker-, Prieſter- und Judenwirthſchaft heimiſch geweſen waren. Aber Friedrich Wilhelms II.

*) S. Martens Recueil VI. 699 ff.

ſorgloſes, nachgiebiges Wohlwollen wurde hier wie in der äußeren Politik von der Habſucht Unwürdiger ſchmachvoll mißbraucht. Die preußiſche Verwaltung war in dem alten Ruhm ihrer Pflichttreue und Unbeſtechlichkeit ſchon vor 1786 durch das Hereindrängen der fremden Regie erſchüttert worden; die großmüthige und freigebige Art des jetzigen Königs diente dann nicht dazu, die alte ſtraffe Weiſe wiederherzuſtellen, und das Beiſpiel der Günſtlinge, die gewaltig um ſich greifende Genußſucht in der Bevölkerung, namentlich auch in der höheren Beamtenwelt, der ſinnliche und materielle Geiſt, der die Nation überhaupt ergriff, thaten das Uebrige, um dieſen ſtolzen Grundpfeiler preußiſcher Staatsmacht zu unterwühlen. Zum erſten Male hörte man in einer neuen Erwerbung, die dem hohenzollernſchen Hauſe zugefallen, über unredliche und gewaltthätige Verwaltung klagen, und wie viel auch die immer mächtiger aufwuchernde Schmäh- und Schmutzliteratur jener Tage übertrieben haben mag, es mußten grelle Dinge vorgekommen ſein, wenn die preußiſche Adminiſtration auf polniſchem Boden ſich keine Anerkennung zu erwerben wußte! Nationaler Widerwille trat dort wohl bei Geiſtlichkeit und Adel ſtörend entgegen, aber gewiß nur in ſehr geringem Maße bei jenem bis jetzt unmündigen und vielgeplagten Menſchenhaufen, den man in Polen Volk nannte.

Gegen die alte preußiſche Ueberlieferung, ſolch neue Erwerbungen mit knappſter Sparſamkeit zu verwalten und für die Geſammtheit möglichſt nutzbar zu machen, ſtach die Gutmüthigkeit ſeltſam ab, womit Friedrich Wilhelm II. jetzt polniſche Güter verſchenkte. Nicht das Verdienſt allein wurde aus der polniſchen Beute mit Gütern dotirt, auch die Unwürdigen, und ſie zumeiſt, weil ſie die Zudringlichſten waren, erhielten theils als Geſchenk, theils gegen einen kaum nennenswerthen Preis und kleine Leiſtungen anſehnliche Güter in Polen, die nach dem Aufſtand dem Fiscus anheimgefallen waren. Wieder nannte man Biſchoffswerder und ſeine Cameraderie als vorzugsweiſe bei dieſem unſaubern Handel betheiligt; neben ihm den ſchleſiſchen Miniſter Hoym, in deſſen Kanzlei ein untergeordnetes Subject mit der Sache ein einträgliches Geſchäft getrieben hat. Der höhere Zweck, der bei den Dotationen urſprünglich vorgeſchwebt, Anſiedler von deutſcher Art und Geſinnung unter die Polen zu verpflanzen, ward nur

zum kleinſten Theile erreicht, da die ſo gewonnenen Güter verſchleudert und verſchachert wurden, wie jede andere Waare. *)

Auch in anderen Richtungen waren die finanziellen Verſuche der Herſtellung nicht glücklich. Die Verlegenheit drängte bisweilen zu Auswegen bedenklicher Art; bereits war der Schatz aufgezehrt, die Steuerlaſt hoch geſpannt, nun mußte der Staat auch ſchon zu ungünſtigen und drückenden Bedingungen greifen, um augenblickliche Verlegenheiten zu decken. Das Tabaksmonopol, das am Anfang der Regierung des Königs unter populärem Jubel gefallen war, wurde jetzt gegen Ende wiederhergeſtellt (Aug. 1797). So mußte mit Widerſtreben zu Auskunftsmitteln zurückgekehrt werden, die der König vor zehn Jahren ſelber verworfen; Alles nur, um den drängenden Mangel zu decken. Aus dem Ueberſchuß der Einkünfte anzuregen und zu fördern, Laſten zu erleichtern und den nationalen Wohlſtand zu heben, dieſer alten Ueberlieferung preußiſcher Staatskunſt mußten über der Noth des Augenblicks immer engere Gränzen gezogen werden. Die bürgerlichen und bäuerlichen Verhältniſſe blieben wie ſie waren; ein Verſäumniß, das ſich im folgenden Jahrzehnt ſchwer gerächt hat.

So war die Tradition der großen preußiſchen Blüthe und Macht zwar nirgends mit Plan und Bewußtheit verlaſſen, aber ſie war allenthalben abgeſchwächt und verwiſcht worden. In der auswärtigen Politik war der kühne und ſichere Gang verloren, in eine Staatsordnung der ſtrengſten Disciplin und Anſpannung aller Kräfte war Larheit und ein gewiſſes Gehen- und Geſchehenlaſſen eingedrungen, in dem ſo nüchternen und ſparſamen Kreiſe des Beamtenthums fingen an Unterſchleiſe und Feilheit heimiſch zu werden, in einem Lande, wo man im vollen Sinne des Wortes an die perſönliche Regierung des Königs gewöhnt war, hatten ſich Einflüſſe untergeordneter, zum Theil unwürdiger Perſonen eingeſchlichen. Das Heer, eine der ſtarken Stützen der Macht dieſes Landes und eben darum auch eine der größten Laſten für die Steuerkraft des Volkes, war durch die Kriegführung der letzten Jahre demoraliſirt und nahm in den Jahren der faulen Ruhe mehr und mehr die Unarten einer Friedensarmee an, und zwar in

*) S. K. A. Menzel, Zwanzig Jahre preuß. Geſch. S. 429 f. und das Zeugniß Steins bei Pertz I. 73.

einem Augenblick, wo die militäriſchen Verhältniſſe Europas einen gewaltigen Umſchwung erhielten, wo die Bildung der Heere, ihre Bewaffnung, Taktik und Kriegführung völlig umgeſtaltet ward. So war Alles vom Roſte angegriffen, was die Stärke des alten Preußens ausgemacht: Verwaltung, Finanzen, Beamtenthum und Heerweſen; konnte das Volk von dieſer Kriſis unberührt bleiben? Das nüchterne, an Arbeit und Entbehrung gewöhnte, ſtarkmüthige Geſchlecht der alten Zeit war nicht mehr; Frivolität und Genußſucht waren namentlich in die Städte eingekehrt und wirkten um ſo entnervender auf den alten preußiſchen Geiſt, je weniger in den Männern der Regierung ſelber jener Geiſt lebendig war.

Eine tiefe religiöſe Erweckung, eine energiſche und rechte Gläubigkeit konnte allein dieſen böſen Geiſt des platten Sinnengenuſſes und der ſittenloſen Frivolität überwinden. Aber die frommen ſalbaderuden Schwätzer, an denen Wöllners und Biſchoffswerders Schweif ſo reich war, die ſchalen und geiſtloſen Handwerker der Orthodoxie, die man jetzt auf polizeilichem und bureaukratiſchem Wege heranzog, konnten das Uebel nur mehren. Ihr Spüren nach heterodoxen Meinungen, ihre Sucht, mit Cenſur, Verboten und königlichen Machtſprüchen den Gegner ſtumm zu machen, ihre Tendenzproceſſe, durch die man ohne Noth Märtyrer machte, ihre Liebhaberei für die veralteten Producte einer theologiſchen Scholaſtik ohne Geiſt und Geſchmack, das Alles hat gerade den entgegengeſetzten Erfolg gehabt, als der im Plane lag. Die wirkliche Frivolität und Sittenloſigkeit wucherte fort, die künſtlich großgezogene und nur mit äußerlichen Mitteln aufrechterhaltene Orthodoxie dauerte ſo lange als die Macht der Coterie, von der ſie ausging. Preußiſche Geſchichtſchreiber*) erzählen ausführlich von dem Treiben der theologiſchen Cenſur und der Prüfungscommiſſion, von den Proceſſen gegen mißliebige Geiſtliche und Lehrer, von den Aeußerungen der Ungnade, womit allmälig auch die Univerſitäten heimgeſucht wurden, von den Rügen gegen die Gerichte, wenn ſie nicht eifrig genug gegen die Tendenzen der Aufklärung einſchritten; dieſe polizeilich-theologiſche Kleinmeiſterei bildet einen bezeichnenden Gegenſatz zu der Stockung, in

*) Außer andern beſonders Menzel, Zwanzig Jahre pr. Geſch. S. 441—460.

welche alle geſunden Kräfte des Staates gerathen waren. Es war das kein großer inquiſitoriſcher Despotismus, wie man ihn oft gezeichnet hat, wohl aber eine kleinliche, chicanöſe Jagd auf flache Aeußerlichkeiten, von denen das innere religiöſe Leben ſo gut wie unberührt blieb. In einem Augenblick, wo die alte preußiſche Monarchie einer Kriſis entgegenging und die geſammte europäiſche Welt in den Wehen einer neuen Zeit lag, war dies Land mit widrigem geiſtlichem Zank erfüllt, ſtritten ſich die voltairiſirende Frivolität und die künſtlich aufgezogene Gläubigkeit einer Coterie von Hoftheologen mit einander um die Herrſchaft, wuchs neben dem vorhandenen Uebel auch noch das Unkraut einer officiellen und gemachten Frömmigkeit auf, die zu jeder Zeit die Demoraliſation mehr gefördert, als bekämpft hat. Wie einſam trotz aller Rührigkeit der Häupter das Syſtem in dem überlieferten Staate daſtand, davon hat ein geſetzgeberiſches Werk derſelben Zeit ein merkwürdiges Zeugniß abgelegt. Das „allgemeine Landrecht", ſchon ſeit mehreren Jahren vollendet, aber aus manchen politiſchen Bedenken erſt 1794 publicirt und in Wirkſamkeit geſetzt, wich nicht nur in den Beſtimmungen über Kirchen- und Glaubenspolizei von dem Wöllner'ſchen Syſteme völlig ab, ſondern es ſtellte auch über den Staat, deſſen Angehörige, deſſen Oberhaupt und das Verhältniß der vollziehenden Gewalt zu den Geſetzen und Gerichten Sätze auf, wie ſie gerade den Ideen des achtzehnten Jahrhunderts und ſeiner Aufklärung entſprachen. Es ſprach ſich in dieſem Geſetzbuche der Gedanke aus, daß Preußen ein Rechtsſtaat, daß ſelbſt die Gewalt des Königs den beſtehenden Geſetzen unterworfen ſei, daß landesherrliche Verordnungen niemals als Geſetze angeſehen, daß die „natürliche Freiheit" des Bürgers niemals weiter beſchränkt werden könne, als es der Endzweck des gemeinſchaftlichen Wohles erfordere. Es ſollte jeder Staatsangehörige nicht nur die Pflicht haben, für das gemeine Wohl zu wirken, ſondern auch das Recht, Schutz der Geſammtheit für ſeine Perſon und ſein Eigenthum zu fordern. Die Geſetze ſollten gleich verbindlich ſein für Alle ohne Ausnahme; auch gegen das Staatsoberhaupt waren Rechtsſtreitigkeiten zuläſſig, die Krongüter und Gefälle wurden Staatsdomänen. Zwar blieben die Vorrechte des Adels, die noch beſtehenden Laſten der Feudalität, das untergeordnete Verhältniß von Bürger und Bauer in dem neuen

Geſetzbuch unangetaſtet, aber aus der Anſicht vom Staate, ſeinem Zwecke, dem Umfange ſeiner Rechte und ſeiner Gewalt war mehr die Zeit Friedrichs und die juriſtiſche Tradition ſeiner Regierung herauszuhören, als die Reſtaurationstendenzen der Wöllner'ſchen Periode.*) Wir begreifen vollkommen, daß gegen die Veröffentlichung des Geſetzbuches in den Tagen der Erbitterung und der Furcht vor der Revolution im Weſten ernſte Bedenken laut geworden ſind; daß es dennoch in Vollzug geſetzt ward, iſt ein für die Entwickelung Preußens ſehr charakteriſtiſcher Zug. Es prägte ſich darin der Widerſpruch aus, welcher in der preußiſchen Monarchie ſeit 1740 und ſelbſt ſeit älterer Zeit vorhanden war. Neben der ſtreng abſolutiſtiſchen Staatsmaſchine, ihrer ſtraff militäriſchen und bureaukratiſchen Ordnung hatten ſich früh die Anſchauungen eines Rechtsdaſeins, eines allgemeinen geſetzlichen Schutzes, einer von beſtimmten Normen abhängigen oberſten Gewalt feſtgeſetzt und ein großer König, wie Friedrich II., hatte in Theorie und Praxis dieſe Anſchauungen gefördert. Aber der alte Mechanismus blieb ſtehen, ſelbſt die ſtändiſchen Unterſchiede und das adelige Privilegium wurden in aller Schroffheit conſervirt, die leiſen Ahnungen des Rechtsſtaates, die unter allen Monarchien des Feſtlandes am früheſten in Preußen Eingang fanden, blieben unentwickelt. So ward auch jetzt, 1794, in einem Augenblick, wo die überlieferte abſolute Gewalt ihre Machtſprüche ſelbſt auf dem Gebiete des Gewiſſens mit allem Eifer geltend machte, eine Reihe abſtracter Formeln zur juriſtiſchen Geltung gebracht, deren Grund und Folgerungen zu allem Andern eher, als zum alten Abſolutismus ſtimmten. Es dauerte dieſer unverſöhnte Gegenſatz ſelbſt dann noch fort, als die alte Monarchie unter der Kataſtrophe von 1806 für immer zuſammengebrochen war.

Am 16. Nov. 1797 erlag Friedrich Wilhelm II., erſt 53 Jahre alt, den langwierigen Leiden der Bruſtwaſſerſucht, die ſich, wie es ſcheint, in Folge der Strapazen und Entbehrungen des polniſchen Feldzuges bei ihm ausgebildet; es folgte ihm ſein älteſter Sohn Friedrich Wilhelm III., ein junger Mann von 27 Jahren, den eine der ſchwierigſten Regentenaufgaben erwartete. Die Kriſis,

*) S. Allg. Geſetzb. für die preuß. Staaten. Berlin 1792. Theil I. Einleitg. §. 5. 6. 77–81. 83. 85. 87. Thl. II. Titel XI. §. 1–4.

in welcher ſich der Staat befand, erforderte eine kühne und durchgreifende Heilung. Es war nicht genug, wenn die Hoffrömmler und Schmarotzer, welche das Wohlwollen des verſtorbenen Königs unwürdig mißbraucht, beſeitigt wurden; das ganze Staatsleben bedurfte einer gründlichen Reinigung, das vorhandene Uebel mußte energiſch abgeſchüttelt, der ſittliche Geiſt in der Nation mußte in hochſinniger Weiſe wieder erweckt, nach außen der Weg einer muthigen, grundſatzvollen und conſequenten Politik wieder gefunden, der Geiſt der Kleinlichkeit und Selbſtſucht aus der hohen Staatskunſt, dem Volke und dem Heere verbannt, kurz der Staat und die Nation durch eine innerliche Erregung wieder erfriſcht werden, wie ſie ſpäter in Noth und Unglück dem preußiſchen Lande gekommen iſt.

Die erſten Handlungen Friedrich Wilhelms III. zeugten von einem redlichen und wohlwollenden Eifer, die augenfälligen Urſachen des Mißvergnügens zu beſeitigen. Die königliche Geliebte, die Lichtenau, ward unmittelbar, nachdem Friedrich Wilhelm II. die Augen geſchloſſen, verhaftet und ein Proceß gegen ſie eingeleitet, der zwar ohne weitere Folgen für ſie blieb, aber doch ihren Rücktritt aus dem öffentlichen Leben nach ſich zog. Eine Cabinetsordre, die acht Tage nach dem Regierungsantritt erfolgte, drang auf Entfernung träger und unfähiger Beamten, auf beſſere Controle in der Verwaltung und auf ſtrenge Thätigkeit und Ordnung in allen Zweigen des Staatsweſens. Auch Wöllner mußte bald erfahren, daß die Zeit ſeiner Macht vorüber war. Er ertrug es erſt, daß man eines ſeiner Lieblingswerke, die Prüfungscommiſſion, beſeitigte, ja er ſchwieg, als eine Cabinetsordre in ungnädigem Tone ſein Religionsedict kritiſirte und ihm die harte Wahrheit ins Geſicht ſagte, es ſei früher zwar kein Religionsedict im Lande geweſen, „aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei als jetzt.“ Wöllner nahm das geduldig hin; es war dem Urheber der officiellen Orthodoxie von 1788 offenbar mehr um ſeinen Platz, als um ſein Syſtem zu thun. Aber eben dieſe verächtliche Geſchmeidigkeit beſchleunigte ſeinen Sturz; im Frühjahr 1798 erhielt er in ungnädiger Form ſeine Entlaſſung und mit ihm die bekannteſten Träger und Werkzeuge ſeiner Kirchenpolitik. Dieſen erſten Rückſchlägen gegen die Richtung, die unter dem Vorgänger die herrſchende geweſen, folgten kleine Reformen in

der Verwaltung, dankenswerthe Maßregeln, die das Schulwesen und die Volkserziehung heben sollten, und einzelne Schritte, welche die Förderung der materiellen Interessen des Landes bezweckten. Im obersten Rechnungswesen ward eine strengere Prüfung anbefohlen, genaue Controle und Sparsamkeit eifrig eingeschärft. Das Tabaksmonopol, kaum wieder eingerichtet, ward schon in den ersten Wochen der neuen Regierung beseitigt. Ueberhaupt prägte sich im ganzen Thun der neuen Regierung ein wohlwollender Eifer für das gemeine Beste, ein nüchterner, sparsamer Sinn, eine ungesuchte Schlichtheit und Geradheit aus, die aus der Persönlichkeit des Königs entsprang und im Lande die dankbarste Anerkennung fand. Die Zeitungen und Zeitschriften jener Tage waren erfüllt mit kleinen charakteristischen Zügen, welche die anspruchlose Simplicität, das bürgerlich einfache Wesen, die musterhafte Häuslichkeit des jungen Monarchen beurkundeten. Nach dem Aergerniß, welches sich an die Lichtenau und ihren Schweif geknüpft hatte, war der Anblick eines Königspaares, dessen innige Zuneigung, Züchtigkeit und Sittenstrenge Allen zum Vorbild dienen konnte, besonders wohlthuend. Diese persönlichen Tugenden hatten die Erzieher Friedrich Wilhelms III. glücklich zur Entfaltung gebracht. Die Männer, denen seine Jugend anvertraut war, zeichneten sich selber mehr durch ihre sittliche Ehrbarkeit, als durch einen besonderen Beruf zur Erziehung eines künftigen Königs aus. In bescheidenen, knappen Verhältnissen, wie nur irgend ein Bürgerkind, hatte der Kronprinz seine frühesten Knabenjahre verlebt; einfach, bescheiden in seinen Bedürfnissen, an strenge Zucht gewöhnt, im ganzen Wesen offen und wahrhaftig wuchs er heran. Seine religiöse Erziehung trug mehr ein praktisches als speculatives Gepräge; die mystischen Neigungen des Vaters waren ihm fremd geblieben. Nüchterne Verständigkeit, ein gerechter, wohlwollender und gerader Sinn, strenges Pflichtgefühl und Ordnungsliebe prägten sich früh als vorwiegende Eigenschaften in Friedrich Wilhelm aus; es war sicherlich zum guten Theil Verdienst seiner Erzieher gewesen, diese Eigenschaften in ihm zur Entfaltung zu bringen. Aber auch die angeborene Blödigkeit seines Wesens war durch seine Erziehung begünstigt worden; durch die pedantische Art seines ersten Lehrers früh verschüchtert, entbehrte er des Selbstvertrauens, der raschen Entschlossenheit

und des durchgreifenden Willens, den ſein königlicher Beruf verlangte. Eine Geiſtesbildung, die ihm eine umfaſſende und große Anſchauung der Dinge hätte geben können, war ihm nicht geworden; noch weniger hatte man das Augenmerk darauf gerichtet, zur Selbſtändigkeit des Handelns ihn früh heranzubilden. Unter dem Vater von allen Geſchäften ferngehalten, während die Lichtenau und ihre Creaturen das Ohr des Königs hatten, entbehrte er noch völlig der praktiſchen Uebung und Sicherheit, die ihn zu ſeinem königlichen Berufe hätte vorbereiten können. Die Umgebungen ſeit ſeinen Jünglingsjahren waren am wenigſten geeignet, dieſe Lücke zu ergänzen. Sein Adjutant war General Köckeritz, wie Stein ihn ſchildert, *) ein ehrlicher, wohlmeinender Mann, aber von eingeſchränkten Begriffen und ohne Bildung. Er hatte ſein ganzes Leben mit dem kleinen Dienſt in der Potsdamer Garniſon zugebracht, wo mit der größten Strenge auf Vernichtung der Selbſtändigkeit, auf Hingebung und Mönchsgehorſam hingewirkt wurde; hier bildete ſich ſein beſchränkter Kopf zum Repräſentanten der Gemeinheit und Untergebenheit aus, der, nur der flachſten Anſichten fähig, nichts wünſchte als Ruhe und Frieden von außen, Verträglichkeit im Innern, „um ungeſtört ſeine Spielpartie und Tabakspfeife genießen zu können.“ Die Gewöhnung an ſolchen Umgang wirkte auf den jungen König nicht günſtig; es ſetzte ſich in ihm eine gewiſſe Vorliebe für die ehrbare Mittelmäßigkeit, eine Scheu gegen große und geniale Menſchen feſt. Ein Mann wie Stein hat ihm nie ſo nahe kommen können, wie Köckeritz oder Zaſtrow. Daraus entſprang denn auch die tiefe Abneigung gegen kühnes, entſchloſſenes Handeln, die ſcheue, verzagte Art, in den einmal breitgetretenen Geleiſen, ſo lange es immer ging, fortzuwandeln. Dies Phlegma der Gewöhnung macht es auch begreiflich, daß, während die Lichtenau beſeitigt ward, ihre Creaturen, die einflußreichſten Träger einer Politik ohne Grundſatz und ohne Sittlichkeit, in ihren Stellen blieben. Nur die Scheu vor einem durchgreifenden Entſchluß kann die räthſelhafte Erſcheinung erklären, daß ein ſo ſittenſtrenger und unbeſcholtener Mann, wie der König, jetzt und ſpäter, von der Zeit der Haugwitz und Lombard an bis zu dem Einfluſſe des Fürſten Wittgenſtein, Per-

*) S. deſſen Leben von Pertz I. 172.

ſonen um ſich geduldet und mit Vertrauen ausgezeichnet hat, die ſchon durch ihre ſittlichen Qualitäten aus der Nähe des Monarchen hätten verbannt ſein ſollen.

Eine durchgreifende Veränderung ward darum 1797 in keinem Zweige des Staatsweſens verſucht; es kehrte wohl in die Staatsleitung mehr Ordnung, Zucht und Sparſamkeit zurück, aber alles Andere blieb, wie es vorher geweſen. Die Leitung der auswärtigen Politik behielt Graf Haugwitz; es blieb neben ihm als einflußreichſter Rathgeber der Geheime Cabinetsrath Lombard, ein Mann von Geiſt, Bildung und Geſchäftsgewandtheit, über deſſen Schlaffheit, Leichtſinn und Immoralität aber nur eine Stimme war. Es beſtand fort die verderbliche Einrichtung des Cabinetsrathes, einer Behörde meiſt bürgerlicher Schreiber und Beamten, die, zwiſchen den König und die eigentlichen Miniſter geſtellt, ohne Verantwortlichkeit, oft auch ohne innern Beruf, die unmittelbare Einwirkung auf den Monarchen übte und als unſichtbare Camarilla über die wichtigſten Intereſſen des Staates entſchied. Wohl hatte in der erſten Zeit des Königs ein trefflicher und ehrenwerther Mann, der Cabinetsrath Mencke, den vorwiegenden Einfluß, allein deſſen leidende Geſundheit nöthigte ihn bald zum Rücktritt und ſein Nachfolger gab ſich willig an die Politik Haugwitz-Lombard hin. Wären aber auch die tüchtigſten Perſonen in dieſem Rathe vereinigt geweſen, die ganze Einrichtung war nachtheilig; ſie lähmte die Geſchäfte und ſtand kräftigen Männern und durchgreifenden Maßregeln überall im Wege, weshalb Stein ſpäter ſeine Uebernahme der Regierung vor Allem von der Beſeitigung dieſer Behörde abhängig gemacht hat. Wenn auf dieſe Weiſe ſelbſt die bedenklichſten Formen des überlieferten Regiments unangetaſtet blieben, ſo war eine ſittliche Regeneration des Staates und der Geſellſchaft natürlich nicht zu hoffen. Die Weichlichkeit, die platte Genuß- und Erwerbſucht, welche die Kraft des Volkes entnervte, die Frivolität und Ungebundenheit, die eine Erbſchaft der Vergangenheit war, der flache, äußerliche Sinn, der die Zeit beherrſchte, dies Alles blieb unverändert, wie es in den letzten Zeiten Friedrichs und unter Friedrich Wilhelm geweſen; das officielle Frommthun verſchwand, aber die Immoralität und Heuchelei, die ſich dahinter verſteckt, blieb übrig. Die kurzſichtige Selbſtſucht der Friedenspolitiker hielt den Geiſt der ganzen Nation gefangen und

beherrſchte die Armee, die, des Krieges entwöhnt, von dem alten Ruhme ihrer Unbeſiegbarkeit zehrte und in ſelbſtgenügſamer Einbildung auch der neuen Zeit und ihren Kampfesmitteln ſich mehr als gewachſen glaubte. Im Adel hatte ſich der rechte Geiſt ſo wenig erhalten, als in den übrigen Klaſſen der Nation; der aufopfernde vaterländiſche Sinn und die patriarchale Einfalt alter Zeiten waren auch hier Ausnahmen geworden; der Adel erſchien nur als eine Klaſſe von Privilegirten, die weniger ſtrebten die Erſten zu ſein in Leiſtungen, als in Begünſtigungen und Vorrechten. Die untern Klaſſen litten unter dieſen Vorrechten, deren Druck ſie abſtumpfte und mit Gleichgültigkeit gegen Wohl und Wehe des Staates erfüllte. Kurz, es war in der ganzen Staatsmaſchine ein Stocken, in der Geſellſchaft eine ſittliche Lähmung eingetreten, deren ganze Gefahr erſt erkannt ward, als es für die friedliche Heilung zu ſpät war. Eine Kataſtrophe ohne Beiſpiel mußte erſt vorausgehen, bis man die Mittel der Wiedergeburt fand.

Damals, bei Friedrich Wilhelms Thronbeſteigung, war der Kern des Uebels auch den Scharfſichtigſten nicht deutlich geworden. Wohl drängten ſich eifrige Wünſche genug an den Königsthron heran, aber in dem Allem ward keine Stimme laut, welche den eigentlich wunden Fleck berührte. Unter den Bittſtellern jener Tage war einer der ungeſtümſten und nach den Anſchauungen der Zeit auch vorlauteſten Friedrich Gentz, der ſich in ſeinem „Sendſchreiben an Friedrich Wilhelm III.“ zum Sprecher der Volkswünſche aufwarf. Aber auch hier war nur von einzelnen Beſſerungen in der Verwaltung, von Vertrauen, freier Preſſe die Rede, in der Lebensfrage theilte Gentz die Illuſionen aller Andern. Auch er rühmt die preußiſche Armee als die „trefflichſte und geehrteſte“, deren „innere Vollkommenheit keine Hauptveränderung erheiſche“, auch er ſagt, mit dem Kriege ſei nie ein poſitiver Vortheil zu erlangen, und rühmt die aufgeklärte Staatskunſt, welche den Gedanken, mit Krieg etwas zu gewinnen, in das Reich der Träume verwieſen habe. „Den Krieg abzuwenden — ſo lautet auch bei ihm das Orakel der Zukunft — muß der Richtpunkt aller politiſchen Maßregeln, das Ziel aller militäriſchen Anſtrengungen, der letzte Gipfel aller diplomatiſchen Weisheit ſein.“

Vierter Abſchnitt.

Der Congreß zu Raſtatt.

Indeſſen war die Friſt herangekommen, wo der große Friedenscongreß zu Raſtatt die Angelegenheiten des deutſchen Reiches zur Erledigung bringen ſollte. Der Reichstag trat nun vollends in den Hintergrund und ſeine Verhandlungen boten im Laufe des nächſten Jahres auch nicht das mindeſte Intereſſe. Recht gefliſſentlich ſuchte man jede bedeutende Angelegenheit von Regensburg fernzuhalten, ſo lange das Schickſal Deutſchlands der Verſammlung in Raſtatt überantwortet war; die Reichsverſammlung verbrachte deshalb ihre Zeit mit Sachen ohne politiſche Wichtigkeit, der Suſtentation des Reichskammergerichtes und ähnlichen Fragen, die zu jeder Zeit als Lückenbüßer auf der Tagesordnung ſtanden und doch niemals zur Erledigung gekommen ſind.

In Raſtatt ſollte der Friede und die künftige Ordnung des Reiches feſtgeſtellt werden. Wie es in Deutſchland nie an Hoffenden gefehlt hat, ſo ſind auch damals ſanguiniſche Stimmen laut geworden, welche von dem bevorſtehenden Congreſſe eine Wiedergeburt des deutſchen Reiches erwarteten. Eine beſſere Organiſation des Ganzen, eine tüchtige Reichsjuſtiz, Gewiſſens- und Preßfreiheit, Verbeſſerung des deutſchen Gewerb-, Zunft- und Innungsweſens, Abſtellung des Bettels, Schutz der deutſchen Manufacturen gegen das zunehmende britiſche Uebergewicht — ſolche und noch ausſchweifendere patriotiſche Wünſche ſind in politiſchen Schriften jener Zeit niedergelegt und erwarteten von dem Congreſſe ihre Erfüllung. Daneben machten ſich auch ſchon Stim-

men recht laut und schamlos geltend, welche im französischen Interesse oder Solde Deutschland auf die kommenden Dinge vorbereiten sollten. Es liegt uns eine solche Schrift von „einem deutschen Patrioten" vor, worin als erstes Opfer des Friedens die Räumung von Ehrenbreitstein verlangt wird, weil dessen Lage Coblenz beherrsche und also Deutschland leicht in die „Unannehmlichkeit" eines Conflictes mit der mächtigen Republik bringen könne. Preußen, fordert derselbe „Patriot", 'solle mit Frankreich eine innige Allianz eingehen, aber sein Gebiet zugleich, um jeden Zusammenstoß zu vermeiden, möglichst weit von den französischen Gränzen entfernen. „Deutschland", in eine große „Fürstenunion" vereinigt, würde dann an den Kriegen Oesterreichs und Preußens gar keinen Antheil mehr zu nehmen brauchen. Man sieht, die künftige deutsche Trias von 1806 und der Rheinbund waren in den Köpfen der Eingeweihten schon vorhanden; so unverschämt solche Stimmen lauten mochten, sie beurtheilten jedenfalls die Lage richtiger, als die patriotischen Schwärmer, die sich von der bevorstehenden Diplomatenversammlung den Aufgang einer neuen Zeit für Deutschland versprachen.

Das Reich war tiefer zerrissen als jemals; der Kaiser führte das Schauspiel auf, das Reich zu dem Friedenscongresse einzuladen und ihm die Erhaltung seiner Integrität vorzuspiegeln, während er in den geheimen Artikeln von Campo Formio diese Integrität bereits an die Franzosen preisgegeben hatte. Preußen, seit Jahren von Frankreich ins Schlepptau genommen und auf die Spolien des deutschen Reiches angewiesen, hatte sich schon 1796 Vergrößerungen von der Republik versprechen lassen und eben diese hatte jüngst an Oesterreich die Zusage gemacht, daß Preußen keine Erwerbung zufallen solle. Oesterreich war lüstern auf Baiern und voll Hoffnung, diese lang ersehnte Beute jetzt endlich mit Frankreichs Hülfe zu erlangen; Preußen gleich begierig nach Arrondirungen in Franken und Westfalen und nicht weniger eifrig, diese Beute durch französische Protection zu gewinnen. Die kleineren Reichsstände erschienen zu Rastatt wohl mit der patriotischen Miene, die Integrität des Reiches zu erhalten, aber auch von ihnen waren schon mehrere in geheimem Einverständniß mit Frankreich, hatten die Abtretung des linken Rheinufers ihres Theils zugesagt und sich die geistlichen Stifter zusagen lassen. Allenthalben nur betrogene

Betrüger, vom Kaiſer an bis zu den kleinen ſüddeutſchen Reichsſtänden herab!

Es war der franzöſiſchen Politik nicht ſchwer, dieſe zerfahrenen Gruppen in ihrem Sinne zu leiten; ſie verſpricht den Preußen Vergrößerung und ſagt zugleich den Oeſterreichern das Gegentheil zu; ſie ſtellt dem Kaiſer Baiern in Ausſicht und iſt doch im Ernſte nie entſchloſſen, es zu thun; ſie ſcheint Oeſterreich auf Koſten der Kleineren vergrößern zu wollen und iſt doch mit dieſen ſchon im Reinen, ſie ſich auf Koſten von Kaiſer und Reich als franzöſiſche Clientel in Süd- und Weſtdeutſchland großzuziehen. Eifrig werden Oeſterreich und Preußen in Haß und Mißtrauen erhalten, die Mittleren und Kleineren mit der Sorge vor dem böſen Willen der Großen erfüllt, Allen eingebildet, daß nur Frankreich ihnen Schutz und Stütze ſei. Die Inſtructionen des Directoriums an ſeine Geſandten in Raſtatt zeichnen mit dürren Worten die Taktik vor: dem Reiche durch Drohen Mainz abzuſchwatzen, den mittleren und kleineren Staaten eine Invaſion anzudrohen, wenn ſie nicht zuſtimmten, Preußen über die wahre Lage im Ungewiſſen zu laſſen und es mit Redensarten abzuſpeiſen.*) Die Taktik war plump und handgreiflich und den Franzoſen ſelbſt iſt es im Laufe der folgenden Unterhandlung manchmal zweifelhaft geworden, ob ſie ihren Zweck völlig erreichen würden,**) aber die Rivalität der Großen und die haltloſe Schwäche der Kleinen ſicherte ihnen überall den Erfolg.

Der deutſche Kaiſer bezeichnete die Einleitungen zu dem Congreſſe mit einem Act ſeltener Doppelzüngigkeit. In einem Hofdecrete vom 1. November forderte er die Reichsſtände auf: „ſie möchten, dem großen Erhaltungsgeſetz der Einheit und Geſammtheit des deutſchen Reiches in geſetzlicher Verbindung mit deſſen Oberhaupt unverrückt getreu, das gemeinſame Wohl des deutſchen Vaterlandes mit edlem Pflichtgefühl und deutſcher Standhaftigkeit wirkſamſt unterſtützen und alſo vereint mit ihrem Reichsoberhaupte den längſt gewünſchten, auf die Baſis der Integrität des Reiches und ſeiner Verfaſſung zu gründenden billigen und anſtändigen Frieden beſtens befördern

*) S. Correspondance inédite de N. Bonaparte. Campo Formio. II. 417. 418.

**) S. die Note Talleyrands in Gagerns Antheil an der Politik I. 88.

und beſchleunigen.“ In dem Augenblicke, wo der Kaiſer ſich ſo ſalbungsvoll vernehmen ließ, hatte er nicht nur zu Campo Formio bereits die „Integrität des Reiches“ an das Ausland hingegeben, ſondern er war eben jetzt im Begriff, dieſe Hingabe durch einen neuen Act ſchmachvoller Nachgiebigkeit unwiderruflich zu machen. Es galt die raſche Abtretung der deutſchen Gränzfeſtungen, deren Räumung vorerſt in Campo Formio verſprochen worden war; erſt wenn die Franzoſen dort feſt ſaßen, fühlten ſie ſich des linken Rheinufers ſicher, drum ſollte Oeſterreich durch die Ausſicht auf eine raſche Uebergabe der venetianiſchen Beute bewogen werden, ſofort Mainz und das deutſche Reichsgebiet preiszugeben. Bonaparte ſelbſt kam, um das ins Reine zu bringen, nach Raſtatt; wie ein Zeitgenoſſe ihn ſchildert, erſchien er dort trocken, verſchloſſen und ſchneidend, machte raſch das Geſchäft ab, um deſſenwillen er gekommen war, und hinterließ dann einen Agenten auf dem Congreſſe, der ihm über den Zuſtand der Dinge berichtete. Am 1. December ſchloß er die Uebereinkunft mit den Oeſterreichern, wonach die Kaiſerlichen, während die Franzoſen das venetianiſche Gebiet räumten, bis Weihnachten das Reich verlaſſen und ſich in die Erbſtaaten zurückziehen ſollten. Mannheim, Philippsburg, Ehrenbreitſtein, Ulm, Ingolſtadt und Würzburg ſollten geräumt, Mainz zu Ende December den Franzoſen übergeben werden. Der Kaiſer verſprach, bei Kurmainz und dem Reiche ſich dafür zu verwenden; würden ſie nicht einwilligen, ſo könnten die Franzoſen ſie mit Gewalt dazu nöthigen. Die Vollziehung dieſer Uebereinkunft mußte die in Raſtatt verſammelten Vertreter des Reiches ſehr bald darüber aufklären, was es mit der vom Kaiſer betonten „Integrität des Reiches“ in der That auf ſich hatte.

Indeſſen hatten ſich ſchon im November die bunten Elemente zu dem großen Congreſſe in Raſtatt geſammelt. Officiell nahmen an der Friedensverhandlung Theil: die Geſandten der franzöſiſchen Republik, die des Kaiſers und die in Regensburg ernannte Reichsfriedensdeputation, aus Kurmainz, Kurſachſen, Oeſterreich, Baiern, Würzburg, Hannover, Heſſen-Darmſtadt, Baden und den Reichsſtädten Augsburg und Frankfurt zuſammengeſetzt. Aber es waren außerdem auch alle übrigen Kurfürſten, die meiſten geiſtlichen Stifter, die weltlichen Glieder des Fürſtencollegiums,

von Pfalzzweibrücken, Württemberg, Heſſen-Caſſel, Mecklenburg, Dänemark und Schweden an bis zu den Reichsgrafen herab, theils durch Geſandtſchaften vertreten, theils perſönlich anweſend. Von den Reichsſtädten hatten wenigſtens die größeren Abgeſandte hingeſchickt und auch die Ritterſchaft unterließ es nicht, ihre Intereſſen vertreten zu laſſen. Selbſt Corporationen, die nicht zu den unmittelbaren Reichsſtänden zählten, wie die Landſtände von Württemberg, vom Breisgau, vom Stift Hildesheim, oder die vielbedrängten pfälzer Reformirten hatten ihre diplomatiſchen Agenten auf dem Congreſſe. Dazu kamen dann die auswärtigen Geſandtſchaften, unter denen im Namen von Böhmen und Ungarn auch ein öſterreichiſcher Diplomat erſchien. Die Vertretung Oeſterreichs war auf dieſe Weiſe eine dreifache; eine Geſandtſchaft, an deren Spitze Graf Metternich, der Vater des Staatskanzlers, ſtand, vertrat den Kaiſer als Reichsoberhaupt; eine zweite, unter Lehrbachs Leitung, repräſentirte Oeſterreich als Mitglied der Reichsfriedensdeputation; die dritte für Böhmen und Ungarn ward vom Grafen Ludwig Cobenzl geführt. Preußen war durch den vom Fürſtenbunde und vom Reichstage her bekannten Grafen Görtz, durch den Baron Jacobi, den bisherigen Geſandten in London, und durch Dohm vertreten; des jüngern diplomatiſchen Nachwuchſes nicht zu gedenken, der hier, wie bei den meiſten größeren Geſandtſchaften, zahlreich genug vorhanden war.*) Die geſammte Diplomatie der alten Zeit war faſt vollzählig hier beiſammen; auch die Juriſten und Publiciſten des heil. römiſchen Reiches hatten ſich zahlreich eingefunden, um der Beſtattung deſſelben beizuwohnen. Neben dem mainziſchen Kanzler Albini, dem beim Fürſtenbunde genannten ſächſiſchen Botſchafter Graf Löben, dem Domherrn Grafen Friedrich Stadion, dem jungen Metternich, der das weſtfäliſche Grafencollegium vertrat, waren als literariſche und publiciſtiſche Namen Ittner, Zentner, Martens, Häberlin und der nachherige Ritter von Lang zu nennen. Der Letztere hat uns in ſeiner Weiſe den Congreß und ſeine Perſönlichkeiten Grau in Grau gemalt,**) und doch, darf man ſagen, ſchwerlich ein Wort übertrieben, wo er die Erſtarrung des alten Weſens, das leere,

*) S. die Perſonalſtatiſtik in Poſſelts Annalen 1798. II. 278 ff.

**) S. deſſen Memoiren I. 317 ff.

nichtsnutzige Treiben der Reichsdiplomatie und die tiefe Gleichgültigkeit der Meiſten gegen das, was dem Reiche bevorſtand, geſchildert hat. Wir haben über den Congreß verſchiedene handſchriftliche Berichte fürſtlicher Geſandten eingeſehen und dabei die charakteriſtiſche Erfahrung gemacht, daß der frivole, ſpöttelnde Ton und die ſkurrilen Späße nicht nur bei dem Ritter von Lang, ſondern auch bei andern Mitgliedern des Congreſſes die geläufige Form waren, in der ſie die Raſtatter Vorgänge beſprachen. Pietät und Theilnahme für das alte, morſche Weſen war faſt nirgends mehr vorhanden; nach dieſen Aufzeichnungen konnte es ſcheinen, als ſei die Raſtatter Epiſode nicht etwa ein Stück tiefer Erniedrigung Deutſchlands, ſondern eine luſtige Komödie geweſen, aus der jeder Einzelne ſo viel Nutzen und Amuſement als möglich habe zu ziehen ſuchen. Die erſten diplomatiſchen Perſönlichkeiten entwürdigten ſich durch Auftritte, wie ſie allenfalls einem jungen Roué anſtanden; Graf Cobenzl nahm hierin den vorderſten Rang ein und vergebens ſuchte der alternde Graf Metternich mit ihm zu rivaliſiren.*)

Gegenüber dieſem theils pedantiſchen, theils frivolen Geſchlecht hatten die franzöſiſchen Unterhändler leichtes Spiel. Die Geſandtſchaft der Republik beſtand, nachdem Bonaparte nur einen Moment aufgetaucht und dann verſchwunden war, aus Treilhard und Bonnier; der erſtere ward ſpäter, als er ins Directorium eintrat, durch Jean Debry erſetzt und außerdem um die Mitte des nächſten Jahres der ehemalige Pfarrer Roberjot der Geſandtſchaft

*) Von mehreren Proben führen wir aus einer geheimen Correſpondenz dieſer Zeit nur eine an. Als Cobenzl im April raſch nach Wien ſollte, fehlte ihm ſein Wagen; er hatte denſelben einer Sängerin, der Citoyenne Hyacinthe, der er in anſtößiger Weiſe den Hof machte, geborgt, damit ſie nach Straßburg zurückreiſen konnte. „Aber die Citoyenne H. hatte ihn unterdeſſen einem andern Geliebten geborgt, der damit nach Frankfurt gefahren war, und Cobenzl mußte nun in einer elenden Cariole ſeine Reiſe nach Wien machen.“ Solcher Geſchichten fielen manche vor. Das ſchreckte aber den kaiſ. Commiſſarius, den Grafen Metternich, nicht ab, durch eifrigen Umgang mit Komödiantinnen, wie ein anderer Bericht ſagt, „den Ruf eines ebenſo artigen Mannes wie Graf C. zu erſtreben.“ — Auf der franzöſiſchen Geſandtſchaft war die Galanterie nicht allzu groß, dagegen herrſchte dort ſchamloſe Beſtechlichkeit und ein Attaché derſelben wurde ſpäter bei ſeiner Abreiſe überführt, einem andern Diplomaten ſeine Equipage geſtohlen zu haben.

beigegeben. Von dieſen allen erwarb ſich nur Roberjot den Ruf eines gebildeten, verträglichen Mannes mit anſtändigen Formen; der übermüthige Trotz und die jacobiniſche Brutalität der übrigen, beſonders Bonniers, hat eine traurige Berühmtheit erlangt. Aber dieſe Männer wußten, was ſie wollten; ſie verfolgten das Ziel, das ihnen vor Augen ſtand, die Macht und Vergrößerung ihres Landes, mit rückſichtsloſer Dreiſtigkeit, mit allen Mitteln revolutionärer Sophiſten und Terroriſten; das mußte ihnen ſogar ein moraliſches Uebergewicht über die alte Reichsdiplomatie geben, die nur durch kleine ſelbſtſüchtige Motive getrieben, zum größten Theil ohne alles große vaterländiſche Intereſſe und darum allezeit bereit war, durch geſchmeidige Unterwürfigkeit vom Reichsfeinde auf Koſten der Geſammtheit kleine Vortheile zu erkaufen.

Die amtliche Verhandlung ſollte zwiſchen den franzöſiſchen Geſandten und der Reichsfriedensdeputation gepflogen werden; natürlich in der weitläufigen Form des ſchriftlichen Verfahrens und mit aller der überlieferten Pedanterie, die im Reiche und am Reichstage heimiſch war. Es ließ ſich kaum etwas Verſchrobeneres denken, als dieſe Verhandlung mit einem wachſamen, unermüdlichen Gegner, der zudem in der Wahl ſeiner Mittel niemals verlegen war. Die Friedensdeputation beſtand, wenn man alle Betheiligten mitzählte, aus 76 Perſonen; kein Wunder, daß die Franzoſen von jeder Berathung alsbald in Kenntniß geſetzt, von jedem Zerwürfniſſe innerhalb des Ausſchuſſes auf's genaueſte unterrichtet waren. Und wäre dies nur der einzige Vortheil geweſen, den ihnen die Zerrüttung des Reiches in die Hand gab! Viel ſchlimmer war es, daß gleich anfangs neben der officiellen Friedensdeputation die einzelnen Stände des Reiches beſondere Unterhandlungen mit den Franzoſen anknüpften und ſie ſo öffentlich und ungeſcheut pflogen, als wenn die Deputation gar nicht vorhanden geweſen wäre.

Die Taktik der Franzoſen war durch dieſe Verwirrung ſehr begünſtigt. Sie hatten es bequem, die innerlich entzweiten Großſtaaten, Oeſterreich und Preußen, in dieſer Entfremdung zu erhalten, indem ſie Oeſterreich durch Zuſagen lockten, deren Erfüllung angeblich am preußiſchen Widerſtande geſcheitert ſein ſollte, und mit Preußen ein ähnliches Spiel ſpielten. Es ward dann bald die geläufige Praxis, die preußiſchen Vergrößerungstendenzen durch

die öſterreichiſche Einſprache, die Abſichten Oeſterreichs auf Baiern durch die preußiſche Oppoſition zu vereiteln. Oder man zeigte Oeſterreich und Preußen in der Ferne die verführeriſche Ausſicht auf Arrondirungen und war dann geſchäftig, zum Schrecken der Kleineren die eigenen Anerbietungen ins Publikum zu bringen, wie wenn es Anſinnen der Wiener und Berliner Politik geweſen wären. Die mittleren und kleineren Reichsſtände, die ſich auf der Länderjagd zu Raſtatt befanden, wurden je nach ihrer Brauchbarkeit gnädig oder ungnädig behandelt; eine kleine franzöſiſche Clientel, man konnte ſagen ein Kryſtalliſationskern des künftigen Rheinbundes, war unter pfalzzweibrücker Führung in Raſtatt ſchon vorhanden. Die Franzoſen brauchten nicht zu werben; man drängte ſich mit eilfertiger Zudringlichkeit an ſie heran.*) „Vorgeſtern — ſchreibt am 29. Dec. ein fürſtlicher Geſandter — war ich endlich ſo glücklich nach einigem Warten im Vorzimmer den Miniſter Treilhard zu ſehen und zu ſprechen. Bonnier war für mich noch immer unſichtbar. Der Zutritt zu dieſen Deputirten iſt ſo leicht nicht. Die Franzoſen unterſcheiden die Geſandtſchaften weltlicher Fürſten merklich von den geiſtlichen, und wenn die franzöſiſche Stimme die Stimme des Schickſals ſein ſollte, ſo iſt ſicher die Lage der weltlichen Fürſten viel glücklicher, als jene der geiſtlichen. Sogar der Kammerdiener von Treilhard ſcheint dieſen Unterſchied zu machen. Er fragte mich ziemlich finſter, ob ich ein Geſandter eines geiſtlichen Fürſten wäre, und auf die Antwort nein! wurde ſein Geſicht heller und ich ſogleich gemeldet.“ Dann ſchreibt derſelbe Diplomat: „In dieſem Augenblicke darf

*) Aus den handſchriftl. Mittheilungen, die wir benutzt, theilen wir ein Schreiben mit, welches eine fürſtliche Geſandtſchaft bei Eröffnung des Congreſſes an Treilhard und Bonnier richtete. Citoyens ministres! Desirant la protection de la république française j'ai voulu mettre sous les yeux du directoire exécutif et des ministres les motifs qui me faisoient espérer de l'obtenir. C'est le contenu du mémoire ci-joint, dont je prends la liberté de vous présenter une copie. (Die Denkſchrift zählt alle Nachgiebigkeiten und Rückſichten auf, die im letzten Kriege auf Koſten des Reiches zu Gunſten des Feindes geübt worden waren.) Veuillez donc, je vous prie, Citoyens ministres, vous intéresser en ma faveur et en remettant au directoire exécutif le dit mémoire être l'organe de mes sentimens sincères envers la république et des voeux que je forme pour obtenir l'assurance de sa puissante protection. Das Schreiben darf wohl als Muſterſtück aller ähnlichen Petitionen gelten.

man nicht auf einige Summen ſehen; aber man muß verſichert ſein, wenn man ſie hingiebt, daß ſie in die rechten Hände kommen. Ich muß mir hier den Zutritt zu den franzöſiſchen Deputirten auch verſchaffen, aber ſo groß werfe ich nicht umher!“ Das Verfahren dabei war, wie wir aus den vertraulichen Berichten erſehen, einfach folgendes: außer den Geſchenken, womit das Perſonal der franzöſiſchen Geſandtſchaft, bis zu den Kammerdienern und Kutſchern herab, in guter Laune erhalten ward, ſaßen gewöhnlich in Straßburg und Paris Agenten, die mit beträchtlichen Summen die Machthaber und ihre Creaturen in der franzöſiſchen Hauptſtadt bearbeiteten.*).

So waren die Franzoſen ſehr bald vollkommen Herren der Situation; ſie hielten die entzweiten Großmächte durch einander im Schach, ſie liebkoſten oder ſchreckten je nach Bedürfniß die Mittleren und Kleineren, ſie lernten die hülfloſe Lage des alten Reichs gründlich genug kennen, um darauf die Berechnungen ihrer künftigen Politik zu bauen. Daß die ſchwerfällige Friedensdeputation Allen unbequem, namentlich den Franzoſen vielfach läſtig war, iſt begreiflich; ihr Verfahren gegen dieſelbe überbot denn auch Alles, was franzöſiſche Dreiſtigkeit und jacobiniſche Rohheit in ähnlichen Lagen geleiſtet hat.

Der Hader begann gleich bei den Vorfragen. Die Deputation kam mit einer Vollmacht, die auf die Integrität des Reiches gebaut war; die Franzoſen weigerten ſich, eine ſolche Vollmacht anzunehmen. Ein wunderliches Verhältniß war es allerdings;

*) Aus den angeführten Papieren theilen wir als Probe die geheimen Ausgaben mit, welche in den Akten einer reichsfürſtlichen Geſandtſchaft zweiten Ranges verzeichnet ſtehen. An einen Kaufmann in Straßburg, der den Vermittler für Paris machte, wurden eilfhundert Gulden ausbezahlt (Dec. 1797); dann im März 1798 wieder 550 Fl. Ein Adjutant des General Vandamme erhielt 25 Louisd'or; ein Geſandtſchaftsſecretär am 21. Februar 220 Fl.; am 16. März der Secretär von Bonnier 275, am 18. der Secretär von Treilhard 550, am 18. April ein anderes Mitglied der Geſandtſchaft 550 Fl. Der Schreiber von Treilhard war am 21. Januar mit 55 Fl. abgefunden worden; an die Kammerdiener, Bedienten und ſelbſt in der Küche der Geſandten wurden in kurzen Friſten Geſchenke von einem Dukaten bis zu einem Louisd'or und mehr ausgetheilt. Wenn das, wie zu erwarten, im Verhältniß zur Größe der einzelnen Biltſteller getrieben ward, ſo war das Geſchäft der Franzoſen offenbar ein ſehr einträgliches.

während man von Regensburg aus mit einer gewiſſen Unſchuld die Integrität des Reiches verlangte, waren den Franzoſen von Preußen, von Oeſterreich, von Württemberg, von Baden Gebiete am linken Rheinufer nicht nur zugeſagt, ſondern ſie hatten daſſelbe beinahe vollſtändig im Beſitz, und eben jetzt ging Oeſterreich einen Vertrag ein, wonach auch der Reſt des Pfandes ihnen friedlich ausgeliefert werden ſollte. Auffallend war es zwar nicht, daß der Kaiſer ſelbſt die Hand bot zur Abtretung dieſer Gebiete, die Wiener Politik folgte nur dem Grundſatze aller Anderen: rette ſich, wer kann. Aber der Anſtand und ſogar die gewöhnliche Klugheit hätte erfordert, daß der Kaiſer, wenn doch einmal Deutſchland die Koſten der venetianiſchen Arrondirung tragen ſollte, wenigſtens offen damit hervortrat und gleich der Friedensdeputation erklärte: das Reichsoberhaupt habe, um den Beſitz Venedigs von den Franzoſen raſcher zu erlangen, in die Räumung des Reichs und die Uebergabe ſeiner Feſtungen willigen müſſen. Es war eine der kurzſichtigen Pfiffigkeiten, an denen die Diplomatie jener Zeiten ſo reich iſt, den Inhalt der Uebereinkunft zu verbergen und doch die ungeſäumte Vollziehung vornehmen zu laſſen. Höchſtens auf eine Friſt von wenig Wochen konnte dieſe Verheimlichung dauern; erfolgte dann die unvermeidliche Enthüllung, ſo hatte die kaiſerliche Politik nur den moraliſchen Nachtheil, vor aller Welt einer unerhörten Doppelzüngigkeit überführt zu ſein.

Dieſe widrigſte aller Epiſoden erfüllte die erſten Wochen der Congreßverhandlung. Am 9. Dec. ſchickte ſich die Deputation an, die Verhandlungen auf der Grundlage der Integrität des Reiches, die ihr der Kaiſer noch jüngſt ſo warm ans Herz gelegt, zu beginnen; aber in demſelben Augenblicke hatte auch ſchon der Vollzug der franzöſiſch-öſterreichiſchen Convention vom 1. Dec. begonnen. Die kaiſerlichen Truppen zogen nach dem Lech und Inn zurück, aus den Feſtungen wurden die Beſatzungen und Geſchütze weggeführt, die Franzoſen rückten vor und ſprachen natürlich von der Beſetzung von Mainz wie von einer ausgemachten Sache. Der Schrecken im Reiche und unter den Uneingeweihten auf dem Congreſſe war allgemein; es liefen die abenteuerlichſten Gerüchte um, und auf dem rechten Rheinufer, am Main, am Neckar ſah man mit bangſter Beſorgniß einer neuen franzöſiſchen

Ueberfluthung entgegen. Die kaiſerliche Geſandtſchaft zu Raſtatt beſchränkte ſich auf die Anzeige, daß in Folge des Vertrags von Campo Formio der Kaiſer ſeine Truppen zurückziehe; derſelbe ſei zwar außer Stande, wie bisher ſeine ganze Hausmacht zum Schutze des Reiches zu gebrauchen, werde jedoch unausgeſetzt fortfahren, die Obliegenheiten als Reichsmitſtand, wenn es das Reich für nöthig erachten ſollte, zu erfüllen. Mit gleicher Zweideutigkeit wurden andere Bedenken und Anfragen beantwortet; man gab keine beſtimmte Zuſage und nahm doch die Miene an, als wenn alle Beſorgniſſe grundlos ſeien.*) Aufrichtiger waren die Franzoſen. Schon am 9. Dec. ward von ihnen in einem officiellen Decret eine „armée de Mayence“ erwähnt, und auf die Anfrage des Kurmainzer Geſandten erklärten ſie unumwunden (16. Dec.), daß ſie Mainz beſetzen würden. Zum Beweis, wie ſehr es damit Ernſt ſei, näherte ſich ſchon ein franzöſiſches Corps unter General Hatry der Feſtung, fing an ſie eng einzuſchließen und den Commandanten zur Uebergabe aufzufordern. Aehnliches drohte Ehrenbreitſtein. Dieſen Thatſachen und Erklärungen gegenüber ließen ſich die zweideutigen Beſcheide der öſterreichiſchen Diplomatie nicht mehr aufrecht halten; die Reichsdeputation ſah ein, daß ſie vom Kaiſer ſelbſt hinter's Licht geführt werde. Sie ward dringender und verlangte offene Auskunft über die noch geheim gehaltenen Beſtimmungen der zu Campo Formio und Raſtatt geſchloſſenen Verträge.**) Es wurde dies abgelehnt mit der bezeichnenden Ausflucht: dieſe Artikel, die der Kaiſer zu Campo Formio als ſouveraine Macht eingegangen, könnten um ſo weniger mitgetheilt werden, als auch die geheimen Beſtimmungen der einzelnen Verträge deutſcher Fürſten mit Frankreich dem Kaiſer unbekannt geblieben ſeien. Das zeichnete die ganze Lage! Der Kai-

*) In einem handſchriftlichen Berichte einer andern reichsfürſtlichen Geſandtſchaft als der früher genannten heißt es um dieſe Zeit: Metternich, Cobenzl, Bonnier s'assemblent les nuits dans une chambre secrette par une galerie dérobée, la porte fermée à la clef. ... L'on n'a compris que des ris, et entre autre les mots: le terme de l'empire est arrivé.

**) Man hatte jedoch von dieſen Bedingungen eine richtige Ahnung. Der oben angeführte Berichterſtatter ſchreibt ſchon am 21. Januar ſeinem Fürſten: — Wie es heißt, ſollen die geheimen Artikel des Baſeler Friedens und des zu Campo Formio hin und wieder gegen einander anlaufen.

ser verhehlt dem Reiche eine Verabredung, die dessen Sicherheit und Existenz aufs innigste berührt; das Reich seinerseits steht zum großen Theil zu Frankreich in ähnlichen Verpflichtungen, die dem Kaiser verborgen sind!

Indessen ward das Schicksal der Festungen entschieden. Die Franzosen bedrängten das von den Kaiserlichen verlassene und nur noch spärlich besetzte Mainz und brachten es ohne Kampf dahin, daß mit Einwilligung des Kurfürsten am 28. Dec. die Festung durch eine Capitulation geräumt ward. Der Einnahme von Mainz folgte wenige Wochen später ein anderer Ueberfall, der nicht einmal in dem Decembervertrage vorgesehen war. Am 25. Januar 1798 wurde die kleine aus Reichstruppen bestehende Besatzung der Rheinschanze bei Mannheim aufgefordert, sich zu ergeben, und als das Begehren unerfüllt blieb, begann am Abend der Sturm, bei dem nach einem nicht unblutigen Gefechte die Besatzung umgangen und abgeschnitten ward. Bis sich in Rastatt die kaiserliche Gesandtschaft und die Friedensdeputation vernehmen ließen, war auch hier eine vollendete Thatsache vorhanden, gegen die alle Rechtsgründe und Proteste wirkungslos verklangen. So lief neben der Friedensverhandlung noch ein kleiner Krieg zur Seite, den das Reich und seine Diplomatie zu hindern ohnmächtig war. Die Gebiete links vom Rhein aber, über deren Abtretung zu Rastatt erst verhandelt werden sollte, wurden schon jetzt, wie es schien mit absichtlichem Eclat, als französische Erwerbung behandelt, in Departements eingetheilt, die französische Gesetzgebung angewandt, Contributionen und Steuern in ihnen erhoben.

Dem Allem gegenüber machte es denn allerdings einen wunderlichen Eindruck, wenn die Friedensdeputation mit einer Vollmacht erschien, welche die Integrität des Reiches als Grundlage annahm. Da die Franzosen sich weigerten, die Verhandlungen zu eröffnen, so lange die Deputation keine andere Vollmacht beibringe, mußte man sich erst mit dem Reichstage benehmen, der dann auch am 11. Januar 1798 eine unbedingte Vollmacht ausstellte. Erst jetzt konnte das eigentliche Friedensgeschäft beginnen. Am 17. Januar trat die französische Gesandtschaft mit der Erklärung hervor: Frankreich verlange als Grundlage des Friedens die Rheingränze; doch sollten die einzelnen Reichsstände für ihre Verluste entschädigt werden. Im Frieden von Campo Formio war

den Franzoſen nicht das ganze Gebiet am linken Rheinufer, ſondern nur der größere Theil zugeſagt und zugleich Oeſterreich entſprechende Vergrößerungen auf Koſten Baierns verheißen. Jetzt forderten die Franzoſen das ganze Rheinufer und waren offenbar nicht geneigt, die öſterreichiſchen Abſichten auf Baiern zu unterſtützen; denn der Grundſatz der Entſchädigung, den ſie zugleich ausſprachen, bezog ſich vorzugsweiſe auf die kleinen ſüd- und weſtdeutſchen Reichsſtände, die man ſich als Clientel großzuziehen hoffte. Dieſe höher geſpannten Forderungen waren eine Frucht der jüngſten Erfahrungen, welche die Franzoſen gemacht. Erſt jetzt hatten ſie gelernt, was man dem deutſchen Reiche Alles bieten dürfe; ſie ſahen den Zwieſpalt Oeſterreichs und Preußens, das Mißtrauen, welches Preußen durch die Vorgänge von 1795 und 1796, Oeſterreich durch ſeine jüngſte Haltung im Reiche geweckt hatte, ſie überzeugten ſich von der Bereitwilligkeit vieler Mittleren und Kleineren, ſich mit Hülfe Frankreichs zu arrondiren, ſie hatten geſehen, wie wenig Mühe es gekoſtet, Mainz zu erlangen, die kaiſerlichen Truppen aus dem Reiche hinauszubringen, die linksrheiniſchen Gebiete der Republik förmlich einzuverleiben.

Doch gab der erſte Eindruck der Forderungen wenig Ausſicht auf eine raſche Verſtändigung. Der kaiſerliche Bevollmächtigte, Graf Metternich, beſprach in ſeiner Botſchaft an die Deputation die Vorſchläge der Franzoſen in ungünſtigem Tone, unterzog ihr Verfahren einer herben Kritik und erinnerte an die alten Anſprüche, die das Reich noch an Frankreich erheben könne. Nicht nur die Gebiete links vom Rhein, auch die alten Reichsrechte im Elſaß, in Lothringen und in Burgund, ſelbſt die von Kaiſer und Reich ſtammenden Lehen in Italien wurden von ihm aufgezählt, wie wenn jetzt der Zeitpunkt geweſen wäre, dieſe verſchütteten alten Rechte wieder geltend zu machen. Auch im Kreiſe der Friedensdeputation wurden die franzöſiſchen Forderungen ungünſtig aufgenommen; auf ſie einzugehen wurde als eine Zerrüttung des Reiches und ſeiner Verfaſſung bezeichnet. Mit rechtlichen und politiſchen Gründen trat man entgegen. Deutſchland, hieß es, verliere nicht nur ſeine Barrière nach Weſten, ſondern auch ſeine Verfaſſung erleide eine furchtbare Erſchütterung, ja das Gleichgewicht Europa's werde durch die Gefährdung des Reiches bedroht. Die Deputation würde ſich bei dem deutſchen Vaterlande auf

ewige Zeiten verantwortlich und bei der Nachwelt verächtlich machen, wenn ſie nicht auf alle erdenkliche Weiſe ſich bemühte, die Franzoſen von dieſen Forderungen abzubringen. Frankreich ſelber habe bisher geglaubt, mit einer engeren Gränze eine genügende Macht entfalten zu können, und noch im Laufe des Krieges ſei ſtets laut verſichert worden, man wolle keine weiteren Eroberungen machen. Frankreich gewinne durch dieſe Gebiete fremder Nationalität und fremder Sitte lange nicht ſo ſehr an Macht, als Deutſchland durch ihre Abtretung verliere; für das Reich müſſe der Verluſt eine Ohnmacht herbeiführen, die ſeine europäiſche Stellung verändere. Aehnlich fiel denn auch die Note aus, womit die Deputation den franzöſiſchen Vorſchlag beantwortete. Dort ward zugleich daran erinnert, daß das Reich der angegriffene Theil geweſen und noch zu Leoben Frankreich ſelber deſſen Integrität anerkannt habe. Auch verlangte die Deputation, daß die Waffenruhe ſtreng eingehalten, die Truppen hinter die vertragsmäßige Linie zurückgezogen, alle Feindſeligkeiten eingeſtellt, die Contributionen, Veräußerungen und politiſchen Umgeſtaltungen in den occupirten Gebieten nicht ferner fortgeſetzt werden ſollten.

Viel Erfolg war von ſolchen Vorſtellungen nicht zu erwarten.*) Die Rheingränze war den Franzoſen von Oeſterreich, von Preußen und von einigen anderen Reichsſtänden vertragsmäßig zugeſagt; was wollte es bedeuten, wenn jetzt Oeſterreich in ſeiner Rolle als Reichsoberhaupt Anſtands halber eine andere Sprache führte, oder ein paar mittlere Reichsſtände wie Kurſachſen und Hannover im Bunde mit einigen ziemlich machtloſen, wie Darmſtadt und Würzburg, die Miene annahmen, die franzöſiſchen Anſinnen rundweg abzulehnen? Der geheimen Zuſtimmung Oeſterreichs und Preußens verſichert, durch die Entzweiung dieſer Beiden Herr der deutſchen Lage, dazu von den Reichsſtänden zweiten und dritten Ranges ſchon eifrig umworben, konnte Frankreich

*) In einem Schreiben des Grafen Görtz (aus einer der angeführten dipl. Correſpondenzen) iſt ſchon am 19. Januar der Gang der Dinge richtig vorausgeſagt. On représentera, on insistera irrévocablement et on cédera, et alors les princes possessionés sur l'autre rive reclameront des indemnisations à la députation, à l'Empereur, s'adresseront en partie aussi à la mission prussienne, et essentiellement à la France et celle-là vraisemblablement lachera alors le mot de gué des sécularisations etc.

dieſen Sturm im Waſſerglas ruhig mit anſehen; die Annahme ſeiner Forderungen war ſicher, mochten ſich auch vorerſt der Regensburger Reichstag und die von ihm beſtellte Deputation mit voller Einſtimmigkeit dagegen ſetzen.

Dies Bewußtſein klang denn auch aus der Antwort heraus, worin die franzöſiſchen Unterhändler (28. Januar) die Erklärung der Reichsdeputation vorläufig ablehnten; aus Form und Inhalt ſprach der Trotz einer Ueberlegenheit, die ſich ihres Erfolges ſicher weiß. Nicht das Reich, ſondern Frankreich ſei der angegriffene Theil geweſen; die früheren Erklärungen, daß man nicht erobern wolle, ſchlöſſen billige Schadloshaltungen für ungerechte Angriffe und Sicherheit der Gränzen nicht aus. Die Conſtitution des Reiches werde durch die Verkleinerung des Gebietes nicht alterirt; den Bedingniſſen des Vertrags von Leoben ſei ein ſpäterer Friede gefolgt. Nicht aus Vergrößerungsſucht erſtrebe Frankreich die Rheingränze, ſondern um durch feſte, unveränderliche Gränzen für die Sicherheit Frankreichs wie Deutſchlands zu ſorgen. Was die weiteren Beſchwerden angehe, ſo könne nur „die ungeſäumte Genehmigung der Forderung der franzöſiſchen Republik ſie beſeitigen; das ſei das einzige Mittel darzuthun, daß man in Wahrheit und nicht nur zum Scheine den Drangſalen des Krieges ein Ende zu machen wünſche."

Wenn die Stärke der Gründe hier etwas hätte entſcheiden können, ſo war es der Reichsdeputation nicht ſchwer, die Franzoſen zurückzuweiſen, zumal ihre Behauptungen, das Reich ſei der angreifende Theil geweſen und die Abtretung des linken Rheinufers ändere nur das Gebiet, nicht auch die Verfaſſung. Die Deputation durfte nur, wie ſie es in einer Note vom 31. Jan. that, an Alles, was ſeit den Beſchlüſſen vom 4. Auguſt 1789 bis zu dem Einfall Cuſtine's geſchehen war, erinnern, um zu zeigen, wie unſchuldig das harmloſe officielle Reich an dem blutigen Zuſammenſtoße ſeit 1792 geweſen war. Sie durfte nur darauf hinweiſen, daß die Abtretung des linken Rheinufers drei deutſche Kurfürſtenthümer und eine große Anzahl Reichsſtände faſt ganz beſitzlos und den burgundiſchen Kreis völlig verſchwinden mache, alſo die alte Hierarchie der Reichsverfaſſung einen tödtlichen Stoß erhalte.

Es wollte doch in der That nichts heißen, wenn die franzö-

ſiſchen Miniſter in ihrer Erwiederung (3. Febr.) noch einmal das Geſpenſt der Emigration von 1791 und 1792 als Urſache des großen Krieges heraufbeſchworen und auf die Entſchädigung der beraubten Reichsſtände am rechten Rheinufer hinwieſen. Als ob das eine Entſchädigung geweſen wäre, wenn man den Umfang des Reiches um zwölfhundert Quadratmeilen verringerte, ſeine Weſtgränze ſchutzlos machte, dafür aber die verdrängten Fürſten und Dynaſtien durch Beraubung Dritter bedachte. Oder als wenn Deutſchland auch nur den Schein eines Erſatzes für ſeine Einbuße von vier Millionen Bewohnern dadurch erhalten hätte, daß man zu Gunſten des wittelsbachiſchen, zähringiſchen oder hohenzollernſchen Hauſes neue willkürliche Ländervertheilungen in dem übrigbleibenden Rumpfe des Reiches vornahm. Im Munde von republikaniſchen Diplomaten, welchen die Volksſouverainetät als Glaubensbekenntniß galt, war es doch eine wunderliche Auffaſſung: die Nation und das Reich nur wie Patrimonialgüter fürſtlicher Geſchlechter anzuſehen! Indeſſen Rechtsgründe entſchieden hier nicht mehr, nur die Gewalt gab den Ausſchlag. Das gab ſich auch charakteriſtiſch genug in der Sprache kund, in welcher unterhandelt ward; die Franzoſen redeten in dem übermüthigen, gebieteriſchen Tone, der ſeit 1792 durch ſie in die diplomatiſchen Verhandlungen eingeführt war; die Reichsdeputation ſprach beſcheiden, faſt demüthig, wie wenn ſie geglaubt hätte, durch Höflichkeit und freundliche Ueberredung die Franzoſen erweichen zu können.

Außerhalb Raſtatt machte man ſich ſeit dem erſten Auftreten der Franzoſen keine Illuſionen mehr; man war auf das Aergſte gefaßt. Es drängten ſich die abenteuerlichſten Gerüchte von Ländervertauſchungen, von dem Verſchwinden geiſtlicher Fürſtenthümer, von dem Verſchmelzen einzelner Territorien; die Vorgänge um Mainz und Mannheim, im Zuſammenhange mit dem Rückzuge der Kaiſerlichen, weckten zudem die peinliche Sorge vor einer neuen Ueberfluthung auch des rechten Rheinufers durch die Franzoſen. Es läßt ſich denken, mit welchen Empfindungen man in Frankfurt, an der Sieg, der Lahn und in Franken, wo die Erinnerungen an 1795 und 1796 noch friſch waren, dieſer Möglichkeit entgegenſah. Im ganzen Süden herrſchte eine dumpfe, ängſtliche Stille; man fühlte ſich wehrlos gegenüber einer neuen Ueber-

wältigung, aller Verkehr ſtockte, denn Niemand glaubte ſich ſeines Eigenthums ſicher. Vorgänge an anderen Orten ließen von der dreiſten Gewaltthätigkeit der Franzoſen das Schlimmſte erwarten. In dem Augenblicke, wo in Raſtatt das Reich zu unterhandeln anfing, zogen von Straßburg aus Emiſſaire durch das Oberrheinthal, verbreiteten revolutionäre Flugſchriften, hetzten die Bauern gegen ihre Obrigkeiten auf und predigten die Republik. Im markgräfler Lande, im Breisgau, in der Umgebung von Lahr und in der Ortenau begannen faſt gleichzeitig dieſe Wühlereien und breiteten ſich bis ins Heſſiſche und Naſſauiſche aus. Sie wurden ſo offen und durch ſo bekannte Perſönlichkeiten geleitet, daß man in Raſtatt nicht umhin konnte, die Sache zum Gegenſtande diplomatiſcher Erörterung zu machen. Es iſt nicht nachzuweiſen, wie weit die franzöſiſche Regierung dabei betheiligt war; ſie ſelber lehnte den Vorwurf der Mitſchuld ab und ſchrieb abgeſchmackter Weiſe engliſchen Agenten die Verantwortlichkeit zu. Das Wahrſcheinlichſte iſt wohl, daß die ungeduldigeren Elemente des Directoriums, die überall auf eine organiſirte revolutionäre Propaganda drangen, und mit ihnen im Einklange Generale von altjacobiniſchen Reminiscenzen, wie z. B. Augereau, die Hand dabei im Spiele hatten. Ernſte Sorgen mußten wohl erwachen, wenn man ſah, was zur nämlichen Zeit mit unverkennbarer Betheiligung des Directoriums in anderen Ländern geſchah. Zwei der älteſten europäiſchen Staaten, der Kirchenſtaat und die Eidgenoſſenſchaft, wurden damals mit handgreiflicher demagogiſcher Taktik für eine revolutionäre Umgeſtaltung vorbereitet. Man regte die Bevölkerungen auf, trieb die Agitation bis zum blutigen Conflict und intervenirte dann, um die erſchütterte alte Ordnung vollends umzuſtürzen und den Boden für eine franzöſiſche Filialrepublik zu ebnen. Erſt jetzt, wo die Revolution die wilden Parteierſchütterungen durchlebt hatte und in ſtarker militäriſcher Rüſtung daſtand, trat jene Gefahr ein, die das alte Europa ſchon 1791 und 1792 gefürchtet: ihre erobernde Kraft, durch politiſche Propaganda unterſtützt, wandte ſich nach Außen und begann die feudalen und monarchiſchen Ordnungen zunächſt in den an Frankreich angränzenden Gebieten von Grund aus zu erſchüttern. Der italieniſche Feldzug von 1796 hatte die erſte Meiſterprobe dieſer neuen militäriſch-revolutionären Strategie geliefert; nachdem nun

Rom und die Schweiz bedroht waren, ſchien das deutſche Reich die nächſte mittelalterliche Schöpfung zu ſein, die dem gleichen Looſe verfiel. Schon zur Zeit des Abſchluſſes von Campo Formio war in einem wichtigen Pariſer Blatte*) darauf hingedeutet, daß die Souverainetät des Papſtes zugleich mit dem alten deutſchen Reiche der neuen Umwälzung erliegen müſſe. Die deutſche Verfaſſung, hieß es da, ſei der Mittelpunkt aller adeligen und feudalen, die Souverainetät des Papſtes der Grundpfeiler aller religiöſen Vorurtheile; darum gebiete das Intereſſe der franzöſiſchen Politik die Vernichtung beider. Das deutſche Reich werde durch die Wegnahme des linken Rheinufers drei Kurfürſtenthümer und über zwanzig reichsunmittelbare Stände einbüßen; ein ſolcher Verluſt müſſe die beſtehende Reichsverfaſſung dergeſtalt zerreißen, daß dies gothiſche Gebäude nicht wiederherzuſtellen ſei. Die Franzoſen handelten alſo mit voller Kenntniß der Lage, auch wenn ihre Vertreter zu Raſtatt die Miene annahmen, als werde die Abtretung des Rheinufers keine Umgeſtaltung der Reichsverfaſſung nach ſich ziehen.

Zugleich hatte auf dem linken Rheinufer die Revolution ſchon begonnen. Man ſchuf (23. Jan.) die vier Departements der Roer, Saar, Rhein-Moſel und des Donnersberges, führte franzöſiſche Geſetze und Verwaltungsformen ein, ſchuf neue Magiſtrate und Tribunale, organiſirte neben den außerordentlichen Contributionen das franzöſiſche Steuerweſen und brachte die revolutionären Geſetze gegen Emigranten und widerſpenſtige Prieſter in Anwendung. Es kam für die Rheinlande eine drückende Uebergangszeit. Auf der einen Seite wurden ihnen die neuen fremden Formen gebracht, auf der andern nahm man in dem Augenblicke, wo man ſie einverleibte, doch zugleich die Miene an, ſie wie beſetzte feindliche Gebiete zu behandeln; ſo wurde ihnen eben jetzt wieder eine Contribution von zwölf und einer halben Million Livres aufgebürdet.

Bei dieſer Lage war nicht abzuſehen, wie die Bemühungen, auf dem Congreſſe die Integrität des Reiches zu retten, irgend einen Erfolg haben ſollten. Die Friedensdeputation that darum in einer Erklärung vom 9. Februar den erſten Schritt der Nachgiebigkeit, indem ſie verlangte, dasjenige auf einmal vollſtändig zu

*) Moniteur univers. an VI. 30 vendem.

überſehen, was die franzöſiſche Republik vom Reiche als Opfer fordere; ſie wollte wiſſen, wie weit ſich die Abtretungen ausdehnen, und unter welchen Bedingungen ſie erfolgen ſollten. Das war es aber nicht, was die Franzoſen wollten; gingen ſie auf den Wunſch der Deputation ein, ſo kamen die Unterhandlungen in eine Richtung, die zwar dem gewohnten Gange diplomatiſcher Geſchäfte mehr entſprach, aber den franzöſiſchen Gelüſten keine ſo leichte Erfüllung verhieß. Schroff und trotzig erwiederten ſie: der Rhein als Gränzſcheide ſei das unabänderliche Verlangen Frankreichs; die Domainen der Fürſten dort ſollten Domainen der franzöſiſchen Nation werden.

Das trieb die Deputation zu einer weiteren Nachgiebigkeit; ſie bot am 16. Februar die Hälfte der auf dem linken Rheinufer liegenden Reichslande als Friedensbaſis an. Wie zu erwarten, beharrten die Franzoſen auf der unveränderten Annahme ihrer erſten Forderung und ſchoben drohend der Deputation die Verantwortlichkeit aller der Folgen zu, die aus längerem Sträuben entſtehen müßten. Unter den wenigen Gründen, die ſie anführten, war einer, der die ganze Lage erſchöpfend zeichnete: die betheiligten erblichen Fürſten — erklärten ſie — hätten in die Abtretung ihrer Beſitzungen bereits eingewilligt. Auch fing Oeſterreich an beſorgt zu werden, es könne zu einem neuen Bruche kommen und ihm dann die erſehnte Entſchädigung entſchlüpfen. Allein die Deputation, wie es ſcheint in der Erkenntniß, daß mit größerer Nachgiebigkeit den Franzoſen noch weniger beizukommen ſei, beantwortete deren brüske Ablehnung mit einer Note (2. März), die im Grunde weniger bot als die letzte Erklärung. Sie faßte die Franzoſen bei dem Wort, es ſei ihnen nicht um eine Vergrößerung, ſondern um beſſere natürliche Gränzen zu thun, und bot zu einer ſolchen Abtretung die Hand. Außer der einen Hälfte des linken Ufers ſollten der Republik am Rhein und der Moſel noch Gebiete abgetreten werden, die eine ſolche natürliche Gränzmark bilden konnten. Aber die Deputation fügte zugleich achtzehn Bedingungen hinzu, die vorausſichtlich den Franzoſen noch weniger zuſagen mußten, als das geringere Angebot an Land und Leuten. Die Bedingungen betrafen zunächſt die Ströme und ihre Schifffahrt, die freie Religionsübung und den Schutz des Kirchengutes. Dann ſollten die Franzoſen auf jeden Hoheitsan-

spruch an Gebiete, die beim deutschen Reiche blieben, Verzicht leisten, die Patrimonialrechte der in den abzutretenden Gebieten begüterten Reichsstände schützen, dieselben für den Verlust, den sie an Hoheits- und Lehensrechten, an Zöllen und Abgaben erlitten, entschädigen, alle bisher verfügten Sequestrationen und Confiscationen aufheben, die im französischen Gebiete gelegenen Güter deutscher Unterthanen und Körperschaften, die auch ferner beim Reiche blieben, unangetastet lassen, Niemand wegen seiner Anhänglichkeit an die alten Regierungen oder überhaupt wegen politischer Meinungen kränken oder zurücksetzen, endlich auch die ohne ihre Schuld beeinträchtigten Personen entschädigen oder versorgen. Diese Grundsätze sollten namentlich auch auf das Elsaß und Lothringen Anwendung finden und den dort begüterten Reichsgliedern Ersatz für Verluste, Rückgabe des entzogenen Eigenthumes geleistet, auch die wegen der Revolution geflüchteten Beamten und Personen nicht als Emigranten betrachtet,*) überhaupt über die vor 1789 ihnen zustehenden Rechte eine friedliche Verständigung getroffen werden. Selbst die Auslieferung des seit dem orleans'schen Kriege in Straßburg befindlichen Theils der Kammergerichtsacten war nicht vergessen.

So beantwortete die Deputation die französischen Forderungen mit einer Reihe deutscher Gegenforderungen und ging auf die ersten Gründe des Streites zurück, die 1790 bis 1792 weitläufig auf den Reichstagen waren verhandelt worden. Nur täuschte sie sich, wenn sie damit die Franzosen zu verblüffen glaubte. Ihnen war die Zerrüttung des Reiches, der Zwiespalt der Großmächte, die Entmuthigung der mittleren und kleineren Reichsstände zu wohl bekannt, als daß sie hätten zweifeln sollen, alle ihre Forderungen durchzusetzen. Hatte doch schon in der Sitzung vom 18. Februar ein Mitglied der Deputation, Baden, geradezu auf Abtretung des ganzen linken Rheinufers angetragen und unter andern Motiven auch das geltend gemacht, daß die französischen Gesandten sehr ungehalten seien über die jüngsten Vorschläge —

*) Dahin gehörte besonders die Reichsritterschaft, von welcher die Wurmser, Berstett, Bodeck, Bock, Türkheim, Gayling, Hunoldstein, Neuenstein, Oberkirch, Schauenburg u. A. für Emigranten erklärt waren. Ihre Beschwerde darüber s. in Hallers Geh. Gesch. der Rastatter Friedensverh. VI. 9 ff.

eine Anſchauung der Dinge, die im Kreiſe der Mittleren und Kleinen täglich mehr Boden gewann. Die franzöſiſche Antwort auf die Vorſchläge vom 2. März lautete darum auch wegwerfender als zuvor und beharrte unwandelbar bei den einmal aufgeſtellten Forderungen. „Die Republik konnte erwarten — ſo lautete ihre lakoniſche Erwiederung auf die ausführliche Note des Reiches — daß man, alle Umſchweife und Ausflüchte vermeidend, ihr mit derſelben Offenheit antworten würde; es iſt Zeit, dieſen Discuſſionen ein Ende zu machen. Die Miniſter der franzöſiſchen Republik verlangen daher von der Reichsdeputation eine poſitive Erklärung, ob ſie der vorgeſchlagenen Baſis beitreten wolle oder nicht?“

Die Franzoſen wußten, daß dieſer Ton ſicher zum Ziele führen werde; ſchien es auch, als habe die Friedensdeputation ſich in ihrer Erklärung vom 2. März zu einem ernſten Widerſtande aufgerafft, ſo war doch die allgemeine Auflöſung und Demoraliſation im Fortſchreiten begriffen. Oeſterreich verfolgte ganz andere Intereſſen, als die Integrität des Reiches; es rechnete vor Allem auf die zu Campo Formio verſprochene Vergrößerung auf Koſten Baierns. Aber die alten Gegner dieſes Projects, Preußen und Zweibrücken, waren nicht unthätig geweſen, ſondern gaben den Franzoſen durch ihre Einſprache den Anlaß oder Vorwand, mit der Erfüllung jener Zuſage zu zaudern. Sie boten Abtretungen auf Koſten der cisalpiniſchen Republik oder Stücke von dem eben aufgelöſten Kirchenſtaate, und ſo ſehr die öſterreichiſche Ueberlieferung an den bairiſchen Erwerbungen hing, die Thugut'ſche Politik hatte auch ſchwerlich ein Bedenken, wenn alles Andere fehlſchlug, ſich mit päpſtlichen Spolien zu bereichern. Dieſes Verhältniß war auch aus den öſterreichiſchen Abſtimmungen in der Friedensdeputation zu erkennen. Erſt behielt ſich der Vertreter Oeſterreichs das Protokoll offen (22. Jan.), dann willigte er, um eine Erklärung gedrängt, am 14. Febr. in die Abtretung eines Theils vom linken Rheinufer und weigerte ſich ſpäter, der Abtretung des ganzen Ufers zuzuſtimmen. Dieſe Weigerung erfolgte aber nur deshalb, weil man in Wien gern Preußen im Beſitz ſeiner kleinen linksrheiniſchen Gebiete beließ, um ihm jeden Vorwand einer weiteren Entſchädigung zu benehmen. Es war eine ähnliche Taktik, wenn nachher Preußen plötzlich mit der Erklärung hervortrat, es verzichte auf jeden Erſatz, wenn die andern

Höfe das Gleiche thäten, d. h. Oesterreich seinen umfangreichen Entschädigungen entsage. So führten die beiden größten Staaten im Reiche einen diplomatischen Krieg gegen einander, dessen Erfolg nur den Franzosen zu Gute kam. Oesterreich wie Preußen arbeiteten vor Allem darauf hin, die Vergrößerung des andern zu hindern, beide unterhielten Sonderverhandlungen mit Frankreich und eines wie das andere ward dadurch zum Spielball der französischen Politik. Die mittleren und kleineren Fürsten, die am linken Rheinufer Besitzungen verloren, hatten sich entweder mit Frankreich darüber schon in besonderen Verträgen verständigt, oder gaben zum größten Theil die Erklärung ab, daß sie „dem Frieden dies schmerzliche Opfer zu bringen bereit seien."*) Der einzige weltliche Reichsstand, der jetzt noch einen Versuch machte, in einem Rundschreiben gegen die Abtretung des linken Rheinufers zu wirken, Pfalzbaiern, war durch seine bisherige Politik während des Reichskrieges am wenigsten dazu angethan, als der Sprecher der patriotischen Forderungen aufzutreten oder eine größere Rücksicht auf seine besonderen Interessen zu verlangen. Die geistlichen Reichsstände waren viel weniger über die Abtretung des linken Rheinufers, als über den drohenden Grundsatz der Säcularisation in Sorgen; wie ihnen einmal die Aussicht eröffnet war, daß diese letzte Gefahr für jetzt noch abgewendet werde, und selbst Frankreich den Grundsatz fallen zu lassen schien, schlossen sie sich ungescheut denen an, die in der Abtretung der Gebiete links vom Rhein die einzige Möglichkeit des Friedens sahen. Wenn es in einer so trüben Geschichte ein Trost sein könnte, daß alle die Mächte und Stände, die das alte Reich bildeten, gleichmäßig zu dessen Auflösung mitgewirkt haben, so ist uns dieser Trost in vollem Maße zu Theil geworden: Oesterreich und Preußen, Baiern, Baden wie Pfalzzweibrücken, die weltliche wie die geistliche Fürstenschaft, sie sind alle in diese Schuld gleich tief verstrickt und

*) Bei Haller VI. 98 ff. steht eine Reihe solcher Erklärungen der betheiligten Reichsstände. Preußen, Pfalzzweibrücken, die nassauischen Linien, Aremberg, Löwenstein, Taxis und die Reichsritterschaft erklärten sich zur Abtretung bereit, sprachen aber die Erwartung aus, entschädigt zu werden. Kurcöln stellte die Entscheidung der Deputation anheim, Kurtrier erklärte, nicht instruirt zu sein, hob aber die tief eingreifenden Folgen hervor, welche die Abtretung auf die Existenz des Kurstaates ausüben müsse.

Keiner hat Urſache, den Andern um ſeines geringeren Patriotismus willen vor der Nachwelt anzuklagen.

So erfolgte denn am 11. März die Erklärung der Friedensdeputation, daß ſie in die Abtretung des ganzen linken Rheinufers einwillige. Unbedingt war freilich auch dieſe Abtretung noch nicht. Die Deputation machte ſie davon abhängig, daß wenigſtens am Niederrhein ein Strich Landes, vom Urſprung der Roer bis zu deren Mündung und von der Quelle der Nette bis zu ihrem Ausfluß, beim Reiche verbleibe, das franzöſiſche Heer ſofort das rechte Rheinufer räume, Frankreich keine weiteren Anſprüche mehr erhebe und auch auf die in der Note vom 2. März hervorgehobenen politiſchen Bedingungen näher eingegangen würde. Wir erinnern uns, dieſe Bedingungen waren von der Art, daß ihre Annahme auf franzöſiſcher Seite kaum zu erwarten war. Die Franzoſen ſchienen auch darin keine ernſte Schwierigkeit, ſondern nur ein Rückzugsmanöver zu ſehen; ſie ignorirten die Bedingungen völlig und nahmen in ihrer Antwort vom 15. März die Abtretung wie eine unbedingte auf.

Nun war die Frage, nach welchem Grundſatze entſchädigt werden ſollte? Blieb deren Beantwortung Deutſchland ſelbſt überlaſſen, ſo ließ ſich eine erträgliche Löſung allenfalls noch denken. Zwar wurde durch die Abtretung der Rheinlande das Reich in unerſetzlicher Weiſe verkürzt, allein vielleicht ward dies der Anſtoß zu einer beſſeren und kraftvolleren Organiſation der Gebiete, die übrig blieben. Ganz unglückſelig wandten ſich dagegen unſere Geſchicke dann, wenn der Feind, der uns beraubte, zugleich der Schiedsrichter in der Feſtſtellung unſerer inneren Verhältniſſe ward. War aber bei der Zerfallenheit des Reiches, der Zwietracht Oeſterreichs und Preußens, der Selbſtſucht der Großen und der geängſtigten Ohnmacht der Kleinen, war bei dem Mißtrauen Aller gegen Alle, der gierigen Ungeduld der Weltlichen gegen die Geiſtlichen und der politiſchen Verweſung der geiſtlichen Gebiete ein anderer Ausweg denkbar, als die Intervention des Auslandes? Die Franzoſen hatten ſich denn auch im zwölften Artikel des Friedens von Campo Formio die Mitwirkung bei der Entſchädigungsſache ausdrücklich vom Kaiſer verſprechen laſſen; hätten ſie es auch nicht gethan, ſo mußte die Lage der Dinge von ſelber darauf hindrängen. Ihre Erklärung vom 15. März, welche die Abtretung des

linken Rheinufers als unbedingt annahm, trat nun offen mit dem Grundsatze der Entschädigung durch Säculariſationen hervor; es sei — sagten sie — diese Basis nicht weniger nothwendig, als die andere über die Rheingränze.

In der Friedensdeputation schieden sich darüber die Meinungen nach den besonderen Interessen; die meisten weltlichen Stände sahen in dem Vorschlage eine Erfüllung ihrer geheimsten und lebhaftesten Wünsche, nur die geistlichen widersetzten sich. Würzburg bezeichnete das französische Ansinnen als eine Einmischung in die Verfassung des Reiches, dem darüber allein die Entscheidung zustehe. Die Bestimmung, wodurch die Opfer auf eine Klasse von Reichsständen geworfen würden, deren Eigenthum und Recht auf ebenso anerkannten Grundlagen beruhe, wie das der Andern, sei der stärkste Angriff gegen die Constitution und führe zum Umsturz auch aller andern Stände. Aehnlich ließ sich Kurmainz aus; die geistlichen Kurfürsten seien die Grundpfeiler der alten Ordnung des Reiches, Jeder müsse in solcher Zeit Opfer bringen, damit Ruhe und Frieden zurückkehrten und nicht durch neue Umwälzungen Sorge und Unzufriedenheit geweckt würden. Doch war Kurmainz bereit, zu einer Säculariſation in beschränktem Maße mitzuwirken. Von den weltlichen Gliedern der Reichsdeputation näherte sich nur Kursachsen dem Standpunkte der geistlichen; die übrigen bargen kaum ihre Befriedigung über den französischen Vorschlag. Sie bestritten nicht das gute Recht der geistlichen Stände, aber sie waren der Ansicht, daß jetzt weniger das Recht als die Politik in Frage komme. Baiern meinte auch, die fernere Consistenz und Aufrechthaltung des deutschen Reiches mache die vorgeschlagenen Entschädigungen nöthig; „nur durch verstärkte Intension und Energie der Stände könne einigermaßen ersetzt werden, was durch die verminderte Extension verloren gehe; den an Volksmenge und Einkünften geschwächten Ständen müsse daher so viel als möglich die verlorene Energie wieder zugelegt werden.“

In der That hatte, wie ein Augenzeuge sagt,*) jeder größere Stand sich schon seinen Plan gemacht, irgend ein Bisthum oder einen Fetzen davon, der kleinere irgend eine Abtei, der geringste Edelmann irgend einen Schafhof davon zu reißen. Man sah die

*) Lang, Memoiren. I. 333.

geiſtlichen Geſandten als geächtet an und ging ihnen jetzt überall aus dem Wege. Es regnete gleichſam vom Himmel herunter die Liquidationen der Schuld, die Jeder am linken Rheinufer erlitten haben wollte, mit Bezeichnung der Objecte, die er dafür zur Entſchädigung wünſchte, und die er durch ſeine Negotiationen bei den drei Geſandtſchaften von Frankreich, Oeſterreich und Preußen durchzuſetzen ſuchte, wobei man vorausſetzte, daß die arme Reichsdeputation ſelbſt nichts weiter zu thun haben würde, als die von den drei Mächten genehmigte Austheilung gehorſamſt gutzuheißen. *)

Nur ein kleiner Zwiſchenfall ohne Folgen unterbrach noch die Annahme des franzöſiſchen Vorſchlages. Die Reichsdeputation erinnerte noch einmal (22. März) an die Clauſeln, die ſie ihrer Bewilligung der Rheingränze angehängt, erhielt aber die grobe Antwort, man werde ſich in ſo „unzeitige Discuſſionen" nicht einlaſſen und jene Clauſeln ſeien zudem als „nichtige Hoffnungen" zu betrachten. Da gab die Deputation am 4. April die Erklärung, daß ſie in den Grundſatz der Entſchädigung durch Säculariſationen einſtimme, „jedoch dergeſtalt, daß dabei mit allen den Maßregeln und beſchränkenden Vorſichten eingeſchritten werde, welche zur Erhaltung der Conſtitution des deutſchen Reiches in jeder Hinſicht, auch zur Wiederherſtellung und Befeſtigung des darauf gegründeten Wohles der Stände, Reichsangehörigen und Unterthanen weſentlich erforderlich ſeien." Auch unterließ die Deputation nicht, noch einmal der bekannten achtzehn Clauſeln zu gedenken. Die Erklärung hatte bei den Franzoſen keinen beſſeren Erfolg, als die früheren; die Conceſſion, welche darin lag, ward angenommen, die Bedingungen, woran man ſie knüpfte, wurden ſchnöde abgewieſen. Weder vom Rückzug der Truppen wollten ſie etwas wiſſen, noch von jenen achtzehn Bedingungen, welche in der Note vom 2. März aufgeſtellt worden waren. Ueber

*) In dem Schreiben eines reichsfürſtlichen Miniſters iſt dieſe Stimmung gut in den Worten ausgedrückt: „Jetzt, da es zu einer Art von Schiffbruch kommen ſoll, können wir doch wohl nicht müßig ſein, und indem wir ruhig am Strande ſtehen, ſo Alles vorbeiſchwimmen laſſen, ohne einige Rettung zu verſuchen! Wenn nun etwas von unſerem alten Eigenthum dabei wäre, oder wenn wir auch nur das Strandrecht ausüben könnten, ſollten wir darum verdacht werden?" (Geh. Akten über den Raſt. Congreß.)

einige derſelben, äußerten ſie in ihrem gewöhnlichen Tone, wie über Erhaltung des Eigenthums, Freiheit des religiöſen Cultus u. ſ. w. könne die Reichsdeputation wohl keinen Zweifel hegen, andere dagegen ſeien mit der Souverainetät der Republik und mit ihrer Verfaſſung unvereinbar. Es habe ſie daher auf's Aeußerſte befremdet, daß man die einen habe bezweifeln, die andern fordern können. Zugleich drangen ſie auf Beſchleunigung der Entſchädigungsſache; die Reichsdeputation ſolle vor Allem die Regeln entwerfen, wonach das Loos der Berechtigten, die ihre Pfründen verlören, beſtimmt würde.*)

So hatten die Franzoſen nach einer Verhandlung von drei Monaten alle ihre Vorſchläge durchgeſetzt, wenn überhaupt von einer Verhandlung da geredet werden konnte, wo der eine Theil trotzig befahl und nicht ein Jota von ſeiner Forderung nachließ, der andere ſich durch alle Stufen der Nachgiebigkeit hindurch treiben ließ. Dieſer Fügſamkeit ungeachtet war der Friede keineswegs geſichert, vielmehr ſammelten ſich bereits die Keime einer neuen Coalition.

Das Vorſchreiten der franzöſiſchen Republik ſtellte mit jedem Tage mehr die Selbſtändigkeit und das Gleichgewicht der europäiſchen Staatenwelt in Frage. Die Taktik, die Maſſen gegen ihre alten Regierungen aufzuregen und ſo durch revolutionäre Propaganda mitten im Frieden das Werk des Krieges und der Eroberung fortzuſetzen, aus den zertrümmerten alten Staaten Schattenrepubliken nach franzöſiſchem Zuſchnitt zu machen, die, außer Stand ſich ſelbſt zu erhalten, doch nur franzöſiſche Provinzen wurden — dieſe Taktik war mit der beſtehenden Ordnung in Europa ebenſo unverträglich, wie einſt die Reunionen Ludwigs XIV.

---

*) Ueber die Art der Säculariſation äußerte damals ein Mitglied der franzöſiſchen Geſandtſchaft (Roſenſtiel) gegen einen nahe befreundeten Diplomaten: „Ich kann Ihnen zuverläſſig verſichern, daß die totale Säculariſation gegenwärtig ganz gegen den Plan der Franzoſen iſt und gewiß nicht ſtatthaben wird, und zwar auch aus dem Grunde, weil das Gouvernement ſich überzeugt hat, daß ſie ohne ein gänzliches Bouleverſement in Deutſchland nicht ausgeführt werden könne.“ Schreiben d. d. 24. März in der angef. geh. Correſpondenz.

Frankreich hatte ſich bereits mit der bataviſchen, der cisalpiniſchen und der liguriſchen Republik wie mit Schanzen umgeben, die es vom Helder bis zum Golf von Genua deckten und die durch aufgedrungene Verträge militäriſch und ökonomiſch ganz an Frankreich geknüpft waren. Jetzt ward auch die alte Eidgenoſſenſchaft umgewühlt und zum Schauplatz franzöſiſcher Politik und Kriegführung umgeſchaffen, ebenſo der Kirchenſtaat in der theatraliſchen Einkleidung einer „römiſchen Republik" zu einer Station der Franzoſen gemacht. Was in Raſtatt ſelbſt geſchah, ergänzte nur eben die Proben revolutionärer Brutalität und rückſichtsloſer Herrſchſucht, wodurch die franzöſiſche Politik bezeichnet war. Kein Wunder, daß die Elemente der aufgelöſten Coalition wieder anfingen ſich zu ſammeln. In Wien ſelbſt war man zu einer Erneuerung des Krieges jeden Augenblick bereit, wenn man in der Entſchädigungsfrage, beſonders gegenüber von Baiern, ſeine Rechnung nicht fand.

In dieſer geſpannten Lage konnte ein Auftritt, wie er jetzt zu Wien erfolgte, der Anſtoß zu einem großen Kriege werden. Am Wiener Hofe war die franzöſiſche Republik durch General Bernadotte vertreten; es war die Abſicht des Directoriums, ihn dort ähnlich zu gebrauchen, wie die Geſandten in Rom und bei der Eidgenoſſenſchaft. Er ſollte Thugut ſtürzen helfen, indem er jene compromittirenden Papiere, mit denen ſchon Bonaparte gedroht, dem Kaiſer oder der Kaiſerin in die Hände ſpielte; zum Ueberfluß hatte man ihm eine Anzahl Leute beigegeben, die in Paris unbequem geworden waren, aber für Wien ganz geeignet ſchienen, einigen Scandal hervorzurufen. Bernadotte, deſſen gascogniſche Schlauheit ſonſt jederzeit viel größer war als ſeine republikaniſche Geſinnung, ließ ſich von dieſen Leuten zu Schritten drängen, die ſelbſt in den Augen der Ungeduldigſten ſeinen revolutionären Eifer außer Zweifel ſetzen mußten. Erſt trat er mit extravaganten Forderungen auf; verlangte z. B. die Gerichtsbarkeit über alle in den öſterreichiſchen Staaten lebenden Franzoſen, oder vermaß ſich gar, als die Wiener Bevölkerung den Jahrestag ihres kriegeriſchen Aufgebotes feſtlich begehen wollte, ein Verbot dieſer Feier zu verlangen. Wie dann am 13. April das Feſt doch begangen ward, ſteckte der Geſandte am Balcon ſeiner Wohnung eine große dreifarbige Fahne aus. Da es in Wien

nie gebräuchlich war, daß an den Gesandtschaftspalästen Fahnen aufgepflanzt wurden, mußte die aufgeregte Menge darin wohl eine absichtliche Herausforderung sehen; es bildeten sich Gruppen, das Volk sammelte sich in immer dichteren Massen, und es kam zu tumultuarischen Auftritten, bei denen der General die Unvorsichtigkeit beging, sich mit ein paar Leuten von seinem Gefolge persönlich dem andrängenden Haufen entgegenzustellen, ja wie behauptet wird, blind auf sie zu schießen. Die Fahne ward heruntergerissen, das Haus beschädigt und manche Ausschweifung verübt, bis das langsame militärische Einschreiten gegen Morgen dem Tumult ein Ende machte. Schon Abends um 9 Uhr, als der Lärm begonnen, schrieb Bernadotte an Thugut und forderte rasches Einschreiten der Polizei, die sich denn allerdings nicht beeilte, die Ruhe herzustellen. Zwei Stunden später richtete der Gesandte eine zweite Note an den Minister, verlangte außer augenblicklicher Hülfe zugleich Genugthuung, und wenn sie ihm versagt würde, seine Pässe. Ehe noch eine Antwort eingetroffen, ließ er schon ein drittes Schreiben folgen, worin er forderte, ihm sofort seine Pässe zu geben. Um diese Zeit war die Ruhe endlich hergestellt und es traf auch eine Antwort von Thugut ein, worin er sein Bedauern über die Vorfälle aussprach, Bericht an den Kaiser und eine strenge Untersuchung zusicherte. Damit war Bernadotte nicht zufrieden; er wandte sich mit dem Verlangen um seine Pässe an den Kaiser selbst. Der Kaiser ließ ihm durch Colloredo sein Bedauern aussprechen, Genugthuung zusagen und wünschte, daß er von der Forderung der Pässe abstehe. Am Mittag (14.) erschienen zwei hohe kaiserliche Beamte im Auftrage des Monarchen persönlich bei Bernadotte und wiederholten diesen Wunsch. Weil sie ihm aber auf seine Antwort, welche Genugthuung er zu erwarten habe, keinen bestimmten Bescheid geben konnten, nahm er doch seine Pässe und verließ am Mittag des 15. April die kaiserliche Hauptstadt.

Der erste Eindruck dieser Vorgänge deutete auf Krieg. In Wien erschien eine unverkennbar halbofficielle Schrift,*) welche sich

*) S. „Getreue Darstellung des Auflaufs, welchen die französische Botschaft durch Aushängung einer dreifarbigen Fahne den 13. April in Wien veranlaßt hat." Wien 1798. 4.

bitter genug über den franzöſiſchen Geſandten ausließ;*) man wollte darin den Vorboten einer förmlichen Kriegserklärung ſehen. Einzelne militäriſche Ernennungen, das Zuſammenziehen der Reſerven und Aehnliches wurde damit in Verbindung gebracht, und das Bündniß Oeſterreichs mit England und Rußland, das im Werden war, wurde von der aufgeregten öffentlichen Meinung als bereits abgeſchloſſen angeſehen. Indeſſen ſo weit waren die Dinge noch nicht gediehen, vielmehr folgte als Pfand des Friedens am 1. Mai die officielle Kunde, daß Graf Ludwig Cobenzl an der Stelle des Baron Thugut die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernommen habe. Die Franzoſen erblickten darin eine Nachgiebigkeit des Wiener Hofes; das war es wohl auch in der Form, aber in keinem Falle ein Wechſel der Politik oder eine Beſeitigung des Einfluſſes von Thugut. Seine angekündigte Verſetzung nach Venedig ward nicht ausgeführt, vielmehr blieb ſeine Stimme nach wie vor in den auswärtigen Dingen die entſcheidende. Doch war durch ſeine ſcheinbare Entfernung zunächſt der Weg zu Unterhandlungen gebahnt, wodurch angeblich die jüngſten Differenzen ausgeglichen werden ſollten. Frankreich hatte ſich über den Vorfall am 13. April zu beſchweren, Oeſterreich über das Verfahren in der Schweiz, in Oberitalien, in Rom und über eine Reihe von Chicanen, womit man kaiſerliche Unterthanen, die in Belgien begütert waren, als angebliche Emigranten verfolgte. Wenn der Kaiſer noch weitere Beſchwerden aufſuchen wollte, Stoff dazu war genug vorhanden; eben jetzt begann das Directorium den Verſuch, den Hanſeſtädten, namentlich Hamburg,

*) Ueber den Geſandten hieß es darin: „Das Betragen des Botſchafters ward mit jedem Tage zudringlicher und der Uebermuth ſeiner jungen Leute unerträglicher. Die Botſchaft vermied mit auffallendem Widerwillen allen Umgang mit geachteten Perſonen und beſchränkte ſich auf verworfene Flüchtlinge und auf einige Fremdlinge, welche an dem Lande, das ſie gutwillig in ſeinen Schooß aufnahm, undankbar wurden.“ Dann wird behauptet, Bernadotte habe ſchon am 12. Alles zur Abreiſe vorbereitet, alſo die Folgen des abſichtlich erregten Scandals voraus wohl berechnet. Ueber das Ausſtecken der „bei vier Ellen langen Freiheitsfahne“ heißt es: „Einige hielten es für eine Blutfahne, welche den Krieg ankündete, Andere für einen dem Kaiſer zum Trotz der öſterreichiſchen Monarchie angethanen Schimpf; noch Andere für eine Aufforderung zum Aufruhr.“ B.'s Benehmen während des Tumults wird dann als ſehr unwürdig geſchildert.

unter der Form eines Anlehens zwölf Millionen Francs abzupreſſen.

Anfangs war es die Hoffnung der Wiener Staatsmänner geweſen, Cobenzl werde mit Bonaparte die Verſtändigung einleiten, aber der General ſchiffte ſich in dieſem Augenblicke nach Aegypten ein. So wurde ein ausgetretenes Mitglied des Directoriums, François aus Neufchateau, zum Unterhändler beſtimmt, und weil dieſer nach der Verfaſſung binnen Jahresfriſt den franzöſiſchen Boden nicht verlaſſen durfte, ſo wurde das Elſaſſer Städtchen Selz zum Ort der Conferenzen mit Graf Cobenzl beſtimmt. Beide Theile trafen zugleich in dem Wunſche zuſammen, ihre Unterhandlungen von dem diplomatiſchen Treiben in Raſtatt möglichſt ungeſtört vorzunehmen; dazu ſchien Selz der rechte Ort. Die gegenſeitigen Beſchwerden, um derentwillen in den Augen der Welt die beiden Diplomaten (Ende Mai) dort zuſammentraten, waren natürlich nur der Vorwand für einen ganz andern Zweck. Oeſterreich, das eben jetzt durch einen Vertrag mit Neapel den Knoten einer neuen Coalition zu ſchürzen anfing, wollte einen letzten Verſuch machen, ob es möglich ſei, ſich mit den Franzoſen im Geheimen zu verſtändigen, und wie viel wohl ohne Krieg von ihnen friedlich herausgepreßt werden könne. In Raſtatt ſelbſt ſah man in den Conferenzen den Anfang eines öſterreichiſch-franzöſiſchen Einverſtändniſſes und einer Iſolirung von Preußen.*) In

*) „Im franzöſiſchen Lager und den damit zuſammenhängenden Kreiſen hieß es: daß ſich in den erſten vierzehn Tagen die wichtigſten Auftritte ereignen, daß die franzöſiſchen Verhältniſſe mit Preußen ſo ans Licht treten würden, wie man ſie bis jetzt gar nicht erwartet hätte, und daß auch der Congreß einen neuen Schwung dadurch erhalten würde. Preußen würde ſich aus allen ſeinen Vortheilen herausgeſetzt ſehen; da es nicht wahren Rückhalt von Macht habe, um allenfallſige Drohungen realiſiren zu können, ſo würde es ſich genöthigt ſehen, einen höchſt nachtheiligen Frieden zu ſchließen und dem Hauſe Oeſterreich, das es bei einem andern Benehmen auf ein Jahrhundert hätte ſchwächen können, die Uebergewalt über ſich zuzugeſtehen.“ Schreiben d. d. 9. Mai. Damit brachte man auch die Thatſache in Zuſammenhang, daß Treilhard die ihm von Preußen überreichte Ceſſionsurkunde auf die linksrheiniſchen Gebiete gar nicht annahm. Ja man erzählte, T. habe auf den Tiſch geſchlagen und ausgerufen: „Sacre dieu! Que faut-il de documens! Nous tenons ces pays; qu'ils viennent les reprendre, s'ils en ont envie.“ Schreiben d. d. 12. Mai. (Aus der geh. Correſp.)

dieſem Sinne begannen am 30. Mai die Selzer Beſprechungen zwiſchen Cobenzl und François; während der öſterreichiſche Staatsmann in Raſtatt ſalbungsvoll verſicherte, Oeſterreich werde nie auf Koſten Dritter, am wenigſten des Reiches, ſich zu vergrößern ſuchen, hatte er in Selz den Länder- und Menſchenhandel in ungeſcheuteſter Weiſe begonnen. Anfangs nahm der franzöſiſche Abgeſandte wohl die Miene an, als ſei er nur wegen einer Genugthuung für den Wiener Tumult nach Selz gekommen, aber er hörte dann doch die Vorſchläge an, mit denen Cobenzl nach einander hervortrat. Erſt klopfte der kaiſerliche Miniſter an, ob man nicht vielleicht auch Lehrbach noch herüberholen und in Selz Alles ins Reine bringen ſolle, um dann durch eine gemeinſchaftliche Action Preußen und den Reſt des Reiches zur Annahme deſſen zu zwingen, was man zu Selz beſchloſſen habe. Das ward natürlich vom Directorium abgelehnt; es war in Raſtatt ſeiner Sache zu ſicher. Dann verſuchte Cobenzl, die Zuſage eines beſchränkteren Theils von Baiern und noch einige Brocken in Italien zu erlangen, war aber damit nicht glücklicher. Auch das Anerbieten, auf alle deutſchen Entſchädigungen zu verzichten, falls Preußen nichts bekomme, dafür aber mit venetianiſchen Spolien, mit Mantua und den päpſtlichen Legationen ſich abzufinden, fand auf franzöſiſcher Seite keine Unterſtützung. Inzwiſchen war auch Lehrbach erſchienen, und die beiden kaiſerlichen Diplomaten heckten einen neuen Plan aus, wonach Oeſterreich wie Preußen auf deutſchem Boden keine Entſchädigung erhielten, überhaupt die franzöſiſchen Verträge mit den deutſchen Fürſten unvollzogen blieben, die Säculariſation nur in beſchränktem Maße ſtattfand, die geiſtlichen Kurfürſten erhalten wurden und Oeſterreich ſich mit Mantua, mit venetianiſchen Ueberreſten, mit Graubündten und dem Veltlin bezahlt gemacht hätte. Der Vorſchlag ſchien anfangs François nicht zu mißfallen, ward aber dann vom Directorium in beſtimmteſter Weiſe abgelehnt. Auch ein anderes Project, das Frankreich durch die Erwerbung von Piemont locken, Oeſterreich mit dem Reſt von Venedig, Mantua und dem Veltlin, Toscana mit den päpſtlichen Legationen ausſtatten und im Reiche eine ziemlich bunte Reihe von Abfindungen und Tauſchprojecten vornehmen ſollte, ward von den Franzoſen nicht angenommen. Sie zogen ſich jetzt auf ihre urſprüngliche Taktik zurück, nur wegen

des Wiener Vorfalls Satisfaction zu fordern.*) Am 6. Juli wurden die Conferenzen abgebrochen. Der Zweck der Franzosen war erreicht, insofern sie der österreichischen Politik tief in die Karten gesehen hatten; aber auch die Oesterreicher wußten jetzt woran sie waren, nachdem diese letzte Probe mit den Franzosen mißlungen war. Die Wagschale neigte sich fortan zu Gunsten einer neuen Coalition; die Franzosen drohten schon unverhohlen mit bewaffneter Propaganda, indessen die Ereignisse in Rom und der Schweiz, die Verweigerung der in Campo Formio verheißenen Beraubung Baierns, abgesehen von allem Andern, Oesterreich Stoff genug zur Beschwerde gaben.**)

Auf die Rückkehr zur Coalitionspolitik deutete schon der Vertrag hin, den der Kaiser am 19. Mai mit Neapel geschlossen; den gleichen Sinn hatte eine leise Annäherung an Preußen. Denn eine Verständigung der beiden deutschen Großmächte führte naturgemäß darauf hin, daß man dem frechen Gebahren der Franzosen in Deutschland ein Ziel setzte. Rußland, wo Kaiser Pauls hitziger Eifer gegen die Revolution seine früheren Neutralitätsgedanken allmälig überwand, beförderte diese Annäherung, und Fürst Repnin kam, kurz bevor die Unterhandlungen in Selz begannen, zur Vermittlung nach Berlin. Schon früher war ein Abgesandter, Graf Keller, nach Wien gegangen und hatte mit Thugut verhandelt. Die erste Forderung des preußischen Diplomaten, man möge ihm die geheimen Artikel von Campo Formio mittheilen, ward durch das Verlangen erwiedert, die geheimen Artikel von Basel kennen zu lernen. Zu diesem Austausch konnte man sich auf keiner Seite entschließen.***). Auch jetzt wollte Oesterreich seinen bairischen Gelüsten nicht rund und rückhaltlos entsagen, und Preußen machte natürlich seinen Verzicht von dem Oesterreichs abhängig. Nicht ohne Grund fürchtete man in Berlin, die

*) S. Häberlins Staatsarchiv IV. 102 ff.

**) François de Neufchateau, heißt es in einem handschriftlichen Bericht d. d. 16. Juni, hat ausdrücklich gesagt: Wenn die Oesterreicher denn durchaus Krieg haben wollen, so soll er werden; wir werden dann schnell in Deutschland mit Constitutionen in der Hand vorrücken und ein Feuer zum Ausbruch kommen lassen, welches wir selbst bisher nur mit äußerster Mühe zurückhielten.

***) Nach der angef. geh. Correspondenz.

bevorſtehende Selzer Verhandlung ſolle Baierns Schickſal auf immer entſcheiden. Die Gefahr muß ſehr dringend geſchienen haben, denn von der pfalzbairiſchen Geſandtſchaft ward in dem Augenblicke, wo die Conferenzen begannen, eine politiſche Denkſchrift an die franzöſiſchen Unterhändler gerichtet, welche in den lebhafteſten Farben die Folgen einer ſolchen Vergrößerung Oeſterreichs und Beraubung Baierns ſchilderte.*) Auch in Berlin hatte man ſich zu einem Schritte in dieſem Sinne entſchloſſen. Der öſterreichiſche Geſandte dort hatte das Wort fallen laſſen, Oeſterreich verlange keine Entſchädigung, wenn auch Preußen darauf verzichte; dies griff das preußiſche Cabinet raſch auf und gab (23. Mai) die Erklärung: wenn Oeſterreich außer dem, was es in Italien ſchon erhalten habe, jeder weiteren Entſchädigung und namentlich der Acquiſition von Baiern entſagen wolle, werde auch der König für ſeine verlorenen jenſeitigen Lande durchaus keine Entſchädigung auf dem dieſſeitigen Rheinufer verlangen. Er bringe dies große Opfer der Erhaltung der deutſchen Reichsverfaſſung und der möglichſten Verminderung der Säculariſationen, ſo wie der Abwendung aller weiteren Demokratiſirungen. Preußen wolle nichts als die Erhaltung des Statusquo in Franken und eine billige Entſchädigung für Oranien.**)

---

*) Nachdem dies „Memoire sur le district de l'Inn" die finanziellen und militäriſchen Vortheile geſchildert, die Oeſterreich ſchon durch die Erwerbung von Salzburg, Paſſau, Berchtesgaden und dem öſtlichen Strich von Baiern erlange, reſumirt es ſeine Beweiſe in dem Satz: „le sang des Français n'aura donc coulé que pour faciliter le développement des moyens pour mieux consolider dans le midi de l'Europe le colosse de la puissance autrichienne," — und ſchließt mit der Bemerkung: „le relâchement du lien social qui doit nécessairement en résulter, tournera contre le gouvernement bavarois l'arme prépondérante de l'opinion. Les habitans de ce pays sans cesse exposés d'être engloutis par un voisin qui les convoite depuis plus d'un siècle, finiront par étouffer en eux l'amour de la patrie, sentiment qui distingue les Bavarois de tous les peuples de l'Allemagne. Cette perte sensible mais inévitable de l'opinion a détruit plus d'un état. Elle a autant que toutes les secousses du dehors accéléré la chûte de la malheureuse Pologne. (Aus der angeführten Correſpondenz.)

**) Graf Görtz ſchreibt darüber (a. a. O.) an den Herzog von Weimar am 6. Juni: „Un tel désintéressement j'espère sera reconnu et fera connoître le système et la politique personelle du Roi. Tout va dépendre maintenant si le

Das war die einzige Frucht der Berliner Beſprechungen; ein enges Einvernehmen der beiden Großmächte ward nicht erzielt. So lange aber nicht beide in aufrichtiger und weiſer Uneigennützigkeit auf jede Beraubung des Reiches verzichteten und durch ein offenes, redliches Vorgehen das Vertrauen der Uebrigen gewannen, ſo lange war auch nicht zu erwarten, daß die fremde Suprematie in Deutſchland aufhören werde.*) Darum war auch für Entwürfe, wie der, den damals Dohm verfolgte, die Kleinſtaaterei zu beſchränken, nur größere Gebiete übrig zu laſſen und dem ganzen Reiche eine mehr einheitliche Organiſation zu geben — der Zeitpunkt ſo ungünſtig wie je. Die alten Rivalitäten öſterreichiſchen oder preußiſchen Einfluſſes mußten jetzt ſchweigen und jeder Anlaß dazu vermieden werden, wo es vor Allem galt, einträchtig fremder Anmaßung zu begegnen.

Aber gerade damals war durch das verhängnißvolle Wort „Säculariſation" der bedenklichſte Zankapfel unter die Reichsſtände geworfen worden; nun erſt begann die unanſtändigſte Hetze um Land und Leute. Ueber den politiſchen Werth und die Lebensfähigkeit der geiſtlichen Staaten hatten freilich die Erfahrungen der jüngſten Zeit zur Genüge belehrt; ihr Untergang war kaum mehr aufzuhalten, ihre Umſchmelzung für das geſammte Vaterland ebenſo nothwendig wie wohlthätig. Die politiſche und militäriſche Ohnmacht dieſer Gebiete, ihre kleinſtaatliche Ungeſundheit, ihre prieſterliche Trägheit und Erſtarrung ließen eine Umwäl-

---

cabinet de Vienne veut répondre à ces procédés auxquels on nous assure que le prince Repnin a applaudi. V. A. S. a trouvé le vrai mot: si l'on veut être de bonne foi et que l'honnêteté sera mêlée des affaires, comme le Roi le veut sincèrement, l'Allemagne et avec elle l'Europe pourront encore être sauvées.

*) In der angeführten geh. Correſpondenz ſchreibt darüber Graf Görtz ſchon am 21. Februar: „Le seul moyen d'y parvenir (i. e. de conserver le reste) est que les grandes puissances renoncent au système de rapacité, se montrent les premiers désintéressés, s'entendent et s'occupent du sort de la patrie, leur propre interêt, leur sûreté et leur conservation ne tenant qu'à cela. C'est le thème sur lequel j'ai prêché sans cesse et j'ai eu le bonheur et la consolation de me convaincre que c'est là le sentiment propre et personnel du Roi. C'est le principe qu'il a adopté, d'après lequel il se prononce et sur lequel il s'est ouvert directement vis-à-vis de la cour de Vienne." Aus der ſcharfen Betonung des Schluſſes ergibt ſich, daß es nur der König und nicht auch ſein Cabinet war, welcher die Anſicht von Görtz theilte.

zung ſeit lange erwarten, und ſo ſchwer dadurch einzelne Standesintereſſen, z. B. des Stiftsadels, getroffen wurden, für die materielle und moraliſche Erfriſchung des nationalen Lebens in Deutſchland war die Umgeſtaltung dieſer Stifter eine der erſten Bedingungen. Aber ein Unheil war es doch, daß dieſe Revolution ſo erfolgt iſt, wie ſie erfolgte, und daß ihre erſten Vorboten gerade jetzt eingetreten ſind. Denn die Säculariſationsfrage entzweite vollends Oeſterreich und Preußen, ſie zerſtörte den dürftigen Reſt von ſolidariſcher Verbindung, die unter den Reichsſtänden noch exiſtirte, ſie gab den Franzoſen die Leitung des Spieles vollends in die Hand. Oeſterreich bekämpfte den Plan der Aufhebung der Stifter, oder wollte doch nur eine ſehr beſchränkte Säculariſation zulaſſen; ebenſo Hannover und Sachſen. Alle drei ſahen darin weniger Vortheil für ſich, als für ihre Rivalen. Preußen konnte dem Reize nicht widerſtehen, ſich wenigſtens durch eine mäßige Säculariſation zu vergrößern; am ungeduldigſten waren die mittleren und kleineren Fürſten, zumal in den vorderen Reichskreiſen, wo die geiſtlichen Gebiete am dichteſten vorhanden waren. Darüber ſcheinen ſich die Wenigſten klar geweſen zu ſein, daß die Einziehung der geiſtlichen Stifter für die Verfaſſung des alten Reiches der Anfang vom Ende war. Oeſterreich und die bedrohten geiſtlichen Herren ſelber wieſen wohl gelegentlich darauf hin, daß mit dieſem Schritte der erſte Riß in die alte Ordnung der Dinge geſchehe und der Weg einer großen Revolution betreten werde; aber mit dem rechten Nachdruck iſt es doch von keiner Seite geſchehen. Die weltlichen Fürſten zweiten und dritten Ranges ſahen vollends nur den verlockenden Beſitz; daß mit der Erſchütterung des vielhundertjährigen Rechtszuſtandes auch ihr eigenes fürſtliches Recht des Zaubers entkleidet werde, ja daß ein Tag kommen könne, wo man aus demſelben Geſichtspunkte der allgemeinen Wohlfahrt auch ihre Einſchmelzung begehren werde, dieſe Sorge ſchien ſie vorerſt noch nicht zu bekümmern. Nur in dem Kreiſe der ganz lebensunfähigen Zwergſtaaten tauchte eine richtige Ahnung von den Folgen auf; oder ſollten die Reichsgrafen, die Ritter, die Städte in ihrer Exiſtenz geſichert ſein, wenn ſelbſt über die erſten geiſtlichen Staaten das Loos geworfen ward? Bezeichnende Symptome dieſer Unruhe gaben ſich allenthalben kund. So richteten im April die ſchwäbiſchen Reichsſtädte eine Denkſchrift an den Kaiſer, worin

sie ihn als Reichsoberhaupt um seinen Schutz für die fernere Erhaltung ihrer Existenz anflehten; ein gleicher Schritt geschah beim Friedenscongresse zu Rastatt. Die fränkischen Städte und die Reichsritterschaft suchten gleichfalls Hülfe, die ersteren beim Kaiser, die letzteren beim Friedenscongresse, der selber der Hülfe bedurfte.

Auch in der Presse ward eifrig darüber verhandelt; Schriften für und gegen die Säcularisation drängten sich, ohne freilich in der Hauptsache etwas Anderes vorzubringen, als die eigennützigen Motive der Dränger oder der Bedrängten.*) Hier und da tauchte auch wohl die patriotische Mahnung auf, daß es sich um Größeres handle, als um die Einschmelzung einiger geistlichen und die Vergrößerung einiger weltlichen Herren. Die Ohnmacht Deutschlands an seiner Westgränze, der Verlust seiner Festungen und eines Neuntels an Gebiet und Einkünften, sogar eines Siebentels an Bewohnern, die Nothwendigkeit, gerade an den Westgränzen bessere staatliche Schutzwehren aufzurichten und dem Reiche, nachdem seine Finanz- und Kriegsverfassung, wie seine Kreiseintheilung doch einmal aufgelöst war, eine andere Organisation zu geben — dies und Aehnliches wurde damals, wie später, den Sorglosen zugerufen, aber nicht gehört. „Wird Frankreich — fragt eine solche patriotische Stimme**) — stehen bleiben, wenn es mit dem Westen von Europa fertig ist? Kann man ihm England preisgeben, dessen Ruin dem ganzen übrigen Europa einen tödtlichen Schlag beibringen würde? Und wenn nun endlich der ganze europäische Osten nothgedrungen zur Erhaltung seiner Unabhängigkeit, zur Beschützung seiner Verfassung, zur Wiederherstellung des ganz verlorenen Gleichgewichtes, einmüthig und mit aller Kraft

*) S. „Antwortschreiben des Herzogs von *** an seinen Reichstagsgesandten u. s. w." Juli 1798. „Ueber Säcularisationen, Reichsvicariat und Bisthum Regensburg." August 1798. „Auch ein Entschädigungsplan an den Friedenscongreß zu Rastatt, von Riphelius von Solemel." 1798. „Freimüthige Betrachtungen über den bisherigen Geschäftsgang beim hohen Friedenscongresse. Im Julius 1798." — Die beiden ersten plaidiren vom weltlichen Standpunkte aus für, die anderen im geistlichen Interesse gegen die Säcularisation.

**) S. „Deutschlands Gewinn und Verlust bei der Rastatter Friedensbasis, nebst Vorschlägen zu einem Entschädigungsplan und zu einer verbesserten Reichsverfassung." April 1798. S. 141.

ſich erhebt, wer ſteht dann in vorderſter Reihe, und wo wird der Kampfplatz ſein?“ Aber man war noch taub für ſolche Warnungsſtimmen.

In dem Augenblicke, wo zu Selz und zu Berlin in ganz entgegengeſetzten Richtungen verhandelt ward und zugleich der Wettlauf um die geiſtlichen Spolien in vollem Gange war, lieferten die Franzoſen eine neue überraſchende Probe, weſſen man ſich von ihnen zu verſehen hatte. Die Reichsdeputation hatte bei den früheren Verhandlungen wiederholt die Erwartung ausgeſprochen, daß mit der Forderung der Rheingränze jedenfalls die Anſprüche Frankreichs erſchöpft ſeien; freilich lag eben darin das Eingeſtändniß, daß man keineswegs beruhigt und weiteren Anſprüchen gegenüber waffenlos ſei. Die Franzoſen hatten darüber ein zweideutiges Schweigen beobachtet und niemals auch nur eine Silbe von neuen Prätenſionen fallen laſſen. Jetzt nachdem die Rheingränze und der Grundſatz der Säculariſation zugeſtanden waren, kam am 3. Mai eine neue franzöſiſche Erklärung, worin eine ganze Reihe neuer Anſprüche „ebenſo mäßiger als ſchicklicher Art“ erhoben waren. Die Rheinſchifffahrt ſollte freigegeben, alle Zölle aufgehoben, die Rheininſeln ſämmtlich an Frankreich abgetreten, die Schulden der abgetretenen Striche auf die Entſchädigungsgebiete geworfen und den Franzoſen Alles überlaſſen werden, was den Fürſten, Ständen und der Reichsritterſchaft auf dem linken Rheinufer überhaupt zuſtand. „Die Republik — hieß es weiter — wird außerdem auf der rechten Rheinſeite nur die Feſte Kehl und ihr Gebiet behalten; man wird zugeben müſſen, daß dies nicht aus Vergrößerungsſucht, ſondern nur aus der Sorge für ihre Ruhe und Sicherheit geſchieht. Ein ebenſo gebieteriſcher Beweggrund erheiſcht die Demolirung der Feſte Ehrenbreitſtein, deren Daſein gewiſſermaßen mit dem der Stadt Coblenz unverträglich iſt. Man redet nicht von Caſtel und was dazu gehört; dieſer Platz kann nur als ein Theil der Mainzer Befeſtigungen angeſehen, alſo nicht davon getrennt werden. Endlich verlangt die Republik, daß die Brücke zwiſchen Alt- und Neubreiſach wiederhergeſtellt und vor der alten Hüninger Brücke fünfzig Morgen Landes, mit den nöthigen Wegen dahin zu kommen, an ſie abgetreten werden.“

Die Reichsdeputation ſuchte, wie früher, mit Gründen das Unbillige ſolcher Anforderungen darzuthun; ſie zeigte, welch anſehnliche neue Opfer ſchon die Abtretung der Rheininſeln dem Reiche zumuthe, und wie es dem Intereſſe des Friedens und zugleich dem Herkommen entſpreche, den Thalweg als Gränze anzunehmen. Die meiſten andern Forderungen fand die Deputation im höchſten Grade „erſchütternd"; ſie widerſprächen geradezu den eigenen früheren Anträgen der Franzoſen und den von ihnen aufgeſtellten Grundlagen. Der Rhein würde dann aufhören die Gränze zu ſein; Frankreichs linkes Ufer ſei ohnedies ſchon durch die wichtigſten Feſtungen vor jedem denkbaren Angriffe geſchützt, nun ſolle auch noch durch die Beſetzung der Punkte auf der rechten Seite Deutſchlands Ruhe und Sicherheit in ſtete Gefahr gebracht, ſeine militäriſche Selbſtändigkeit zerſtört und ſeiner Unabhängigkeit ewige Feſſeln angelegt werden. Als eine handgreifliche Unbilligkeit aber erſchien es, die Schulden des abgetretenen Beſitzes einem Andern aufzubürden als dem neuen Beſitzer und das Privateigenthum der Ritterſchaft als franzöſiſches Nationalgut einziehen zu wollen.

Die neuen Forderungen zeigten, was ſich die Franzoſen Alles glaubten erlauben zu dürfen. Ein anderes Beiſpiel, das ſelbſt neben dieſen Raſtatter Vorgängen noch Senſation machte, bewies, wie wenig die treuloſe Gewaltthätigkeit des Gegners ſich ſelbſt da Zwang anthat, wo unzweideutige Verträge hätten Schutz bieten ſollen. Das „vae victis", das der römiſche Geſchichtſchreiber den galliſchen Siegern in den Mund legt, iſt zu jeder Zeit ihr Loſungswort geweſen.

Unter den wenigen Feſtungen am Rhein, die noch in deutſcher Hand waren, nahm Ehrenbreitſtein mit die wichtigſte Stelle ein. Alsbald nach dem Vertrage von Leoben war (24. April 1797) zwiſchen Hoche und dem kaiſerlichen General Werneck eine Uebereinkunft geſchloſſen worden, welche eine Demarcationslinie zwiſchen den Kaiſerlichen und Franzoſen feſtſtellte; darin war nicht nur im Allgemeinen die Freiheit des Verkehrs und die Verbindung zu Waſſer und zu Lande gewährt, ſondern noch ganz beſonders die ungeſtörte Verproviantirung von Ehrenbreitſtein, die von acht zu acht Tagen ſtattfinden ſollte, ausdrücklich ausbedungen. Weitere Verabredungen zwiſchen den Oberfeldherren beider

Armeen ſtimmten damit überein und ein beſonderer Vertrag zwiſchen dem Commandanten von Ehrenbreitſtein und dem Führer der franzöſiſchen Brigade in Coblenz hatte noch alle einzelnen Punkte des Waffenſtillſtandes feſtgeſtellt und den freien Verkehr zwiſchen Coblenz und Thalehrenbreitſtein zugeſichert. Die Schifffahrt auf dem Rhein und der Moſel ſollte frei ſein, die Verpflegung wie bisher ſtattfinden, die Waſſerleitung von Rothenhahn, welche die Feſtung verſorgte, der Benutzung zurückgegeben, die fliegende Brücke auf dem Rhein wiederhergeſtellt werden. Alle dieſe Verabredungen ſtanden unangefochten da; weder ein anderer Vertrag, noch ein Abkommen der Obergenerale hatte ſie abgeändert.*)

So war denn auch im Jahre 1797 die Uebung unbeſtritten die geweſen, daß der Verkehr der Feſtung nicht geſtört, die Verpflegung regelmäßig beſorgt ward und Perſonen wie Gepäck, das zur Feſtung gehörte, mit den nöthigen Papieren verſehen, ungehemmt die franzöſiſchen Poſten paſſirten. Erſt im December des Jahres, als der Kaiſer die Reichsfeſtungen zu räumen verſprach, trat inſofern ein Wechſel der Verhältniſſe ein, als die Oeſterreicher nun Ehrenbreitſtein verlaſſen ſollten und der Platz an ſeinen gewöhnlichen Herrn, den Kurfürſten von Trier, zurückgegeben werden mußte. Am 15. December räumten die Oeſterreicher die Feſtung; die Beſatzung beſtand fortan aus 2500 Mann kurtrierer Soldaten; Commandant war Oberſt Faber, ein braver Officier, der im glänzenden Gegenſatze zu der überall hereinbrechenden Auflöſung des alten Reiches an der ihm anvertrauten Stelle gezeigt hat, was ein entſchloſſener, pflichttreuer Mann ſelbſt mit geiſtlichen Contingentstruppen zu leiſten vermochte.**) Sobald die Garniſon gewechſelt, begannen die Chicanen der Franzoſen. Ihr Anführer, General Hardy, drohte mit Erneuerung der Blokade und fing auch wirklich an, Thalehrenbreitſtein zu beſetzen. Als man ihn auf die Verträge hinwies, zog er zwar die Truppen wieder

*) S. die Actenſtücke und Correſpondenzen in der Schrift: Eclaircissements sur les rapports extérieurs de la forteresse d'Ehrenbreitstein, par le colonel de Faber, commandant de cette place. Juin 1798. Vgl. Rhein. Antiquarius II. 1. 712 ff.

**) Faber, ein geborner Mainzer, iſt ſpäter in kaiſerliche Dienſte übergetreten und als Feldzeugmeiſter erſt 1844, ſiebenundachtzig Jahre alt, geſtorben. Rhein. Antiq. II. 1. 758. 759.

zurück, aber er nahm gleich nachher einen für die Besatzung bestimmten Transport in Beschlag. Noch ward darüber verhandelt, als eines Tages auch die fliegende Brücke weggenommen und der Verkehr zwischen Coblenz und Thalehrenbreitstein eingestellt ward (März 1798). Damit war die Blokade begonnen; auch der Commandant traf jetzt, um nicht von den Franzosen überrascht zu werden, strengere Maßregeln. Kaum gelang es ihm noch, die Wasserleitung zu retten, mit deren Zerstörung auch schon begonnen ward. Es ließ sich nichts Inhaltloseres denken, als die Gründe, womit die Franzosen ihr Verfahren rechtfertigten; der Commandant, hieß es z. B., der den Vertrag geschlossen, sei nicht mehr in Ehrenbreitstein, und überhaupt hätten sich die Umstände geändert, unter denen jenes Abkommen getroffen worden sei! Solch nichtswürdige Chicanen hatten bis jetzt, in den Sommer 1798, fortgedauert, aber gleichwol erreichten die Franzosen ihren Zweck noch nicht. Aller Hemmungen und alles Mangels ungeachtet blieb der Commandant fest und ließ sich nicht zur Uebergabe der Festung bringen. Seit Juni ward dann zu gröberen Mitteln geschritten. Die Einschließungslinie ward verstärkt, eine ganz enge Postenkette gezogen, welche nicht nur zur Festung, sondern auch zum Thal den Zugang hinderte, und als Faber darauf erklärte, man werde ihn zu feindlichen Schritten nöthigen, erfolgte der Bescheid des französischen Generals: wenn Sie die Schifffahrt auf dem Rhein und der Mosel von der Festung aus stören, so werde ich sofort die Festung angreifen und die Garnison nach der ganzen Strenge der Kriegsgesetze behandeln.

In Rastatt kannte man diese Vorgänge, aber wer hätte von dort Hülfe bringen sollen? Zudem war dort ein Stillstand eingetreten, der auch in dem Fortgange der Verhandlungen eine Pause von Monaten veranlaßte. Die Franzosen hatten ihrer Note vom 3. Mai, mit den ausschweifenden neuen Forderungen, den trotzigen Schluß beigefügt: „Wir erwarten eine schleunige Antwort; die Zeit der Zögerungen ist vorüber." Die Antwort war erfolgt (14. Mai), aber, wie wir uns erinnern, fast durchweg ablehnend ausgefallen. Man hätte nun den angedrohten Bruch erwarten sollen; aber es trat vielmehr eine Lähmung ein. Treilhard, zum Mitgliede des Directoriums erwählt, verließ noch im Mai den Congreß, Bonnier ging, wie absichtlich, allem diploma-

tiſchen Verkehr aus dem Wege und eine Menge von Geſandten gingen, da es nichts zu thun gab, in Urlaub. Erſt um die Mitte Juni traf Jean Debry, als Treilhards Nachfolger, und mit ihm zugleich ein dritter Geſandter der Republik, Roberjot, zu Raſtatt ein. Am 22. Juni gab die franzöſiſche Botſchaft wieder ihr erſtes Lebenszeichen von ſich, indem ſie die letzte Note der Deputation beantwortete. Es entſpann ſich nun eine weitläufige Verhandlung über die neuen Forderungen der Franzoſen. Wohl gaben ſie in einzelnen Punkten nach, indem ſie z. B. den Thalweg als Gränze anerkannten, aber ſie kamen auch immer wieder mit neuen, nachträglichen Anſprüchen, unter andern der Abtretung des Frickthals und dem förmlichen Verzicht des Reiches auf alle Anſprüche an Italien. Die Debatten darüber, hier und da durch einen Zank zwiſchen der Deputation und dem kaiſerlichen Bevollmächtigten, oder durch eine Unart der franzöſiſchen Unterhändler unterbrochen, dauerten in ſchleppender Breite noch fort, als ſich bereits die ganze Lage Europa's anders geſtaltet hatte.

Das Intereſſe an dem, was in Raſtatt geſchah, ließ nun um ſo raſcher nach, je mehr ſich Allen die Ueberzeugung aufdrang, daß die Dinge nicht mehr auf dem Congreſſe entſchieden würden. Eben jetzt endigten (Anfang Juli) die Conferenzen zu Selz erfolglos; Oeſterreich hatte weder in Baiern noch in Oberitalien erlangt, was es wollte, die Schweiz und die cisalpiniſche Republik blieben nach wie vor durch die Franzoſen militäriſch beſetzt. Wenn man vorerſt auf beiden Seiten die Miene annahm, im Ganzen befriedigt zu ſein, ſo war dies nur eine diplomatiſche Liſt, um den immer unvermeidlicher werdenden Bruch noch zu verzögern, *) auf Seiten Oeſterreichs wohl auch der Wunſch, Preußen durch ſcheinbare Eintracht mit den Franzoſen zu imponiren.

*) Auf dem Congreſſe nahmen die Kaiſerlichen wie die Franzoſen den Schein an, als ſei man in Selz einig geworden. „Beſonders beruhigend, heißt es in einem Bericht d. d. 11. Juli, hat ſich der Graf von Metternich über die Beendigung der Conferenzen zu Selz geäußert; er glaubt, daß die ganze Sache die beſte Wendung nehme, daß der Wiener Hof ſich mit dem franzöſiſchen Gouvernement über die verhandelten, aber nicht entſchiedenen Punkte ſehr bald verſtehen würde und daß auch der Reichsfriede ſich ſeinem Abſchluß nähere. Ueberhaupt äußert man von Seiten aller kaiſerlichen Geſandtſchaften die größte Zufriedenheit mit dem Gang der Sachen, und was wirklich ſehr

Preußen nahm aber gerade jetzt eine schroffere Haltung ein, und gleichwie die diplomatischen Berichte aus Rastatt in dieser Zeit übereinstimmend das gute Einvernehmen zwischen Oesterreich und den Franzosen betonen, so erzählen sie auch, wie roh und feindselig der geläufige Ton der Franzosen gegen Preußen und seine Politik gewesen sei. Preußen war wieder einmal durch seine eigene Unentschlossenheit in der Lage, von der einen kämpfenden Partei gehaßt und von der andern nichts weniger als geliebt zu sein. Zur Zeit, wo Oesterreich in Selz seine ungeduldige Begier nach Baiern, nach dem Rest von Venedig und nach den päpstlichen Legationen greller als je kundgab, hatte der Berliner Hof, wie wir wissen, plötzlich den entgegengesetzten Ton angeschlagen und sich bereitwillig gezeigt, auf eigene Entschädigungen zu verzichten, wenn die Andern das Gleiche thäten. Den Franzosen gegenüber hörte aber die bisherige Gefügigkeit auf. Man hielt nun in Berlin genau darauf, daß die linksrheinischen Gebiete Preußens nur occupirt, nicht abgetreten seien, man verwahrte sich gegen die Maßregeln der Einverleibung, und als die berüchtigte französische Note vom 3. Mai in Rastatt mit den überspannten neuen Forderungen übergeben ward, sprach sich Preußen dagegen mit großer Entschiedenheit aus, legte sogar gegen die französischen Organisationen auf dem linken Rheinufer einen förmlichen Protest ein.

Das erklärte die ungezogene Art, in der sich die französischen Diplomaten zu Rastatt seit Mai und Juni über die preußische Politik ausließen. Das Directorium gab zugleich seinem Gesandten Sieyes in Berlin den Auftrag, anzufragen: welches denn eigentlich die Gesinnungen des preußischen Hofes in Bezug auf den Reichsfrieden seien? Eine ausführliche Darlegung, die Haugwitz zu Anfang August den Franzosen übergab, hielt den Standpunkt vom Mai fest: Frankreich solle die Prätensionen auf Castel, Kehl und Ehrenbreitstein fallen lassen, ebenso auf die Aufhebung der Rheinzölle Verzicht thun, auch seine Truppen vom rechten Rheinufer wegziehen und überhaupt die jetzige offensive Haltung

---

merkwürdig ist, Metternich hat sogar heute der Reichsdeputation officiell erklärt, daß die Beendigung der Conferenzen zu Selz keinen Bruch zwischen beiden Mächten veranlassen würde und daß sie auf den Congreß nicht den mindesten Einfluß haben könnte." Geh. Corresp.

verlaſſen, welche Preußen und die norddeutſchen Staaten beſonders zu bedrohen ſcheine. Man ſchmeichelte ſich in Berlin mit der Hoffnung, dadurch in Raſtatt der Reichsdeputation Muth zu machen und ſo als der mächtige Vermittler zu erſcheinen, der die Franzoſen in ihre Schranken zurückwies. Es iſt auch wahrſcheinlich, daß der Schritt nicht ganz ohne Wirkung geblieben iſt, wenn gleich die Geſandtſchaft in Raſtatt ſich bemühte, die Erklärung und die preußiſche Politik in möglichſt wegwerfendem Tone zu behandeln. *)

Die Erfahrungen, die Preußen damals machte, waren wieder einmal eine Beſtätigung des alten Satzes: „Wer Jedermanns Freund ſein will, iſt Niemandes Freund.“ In dem Augenblicke, wo man ſich zu Berlin mit den Franzoſen überwarf, gelang es zugleich, das Mißtrauen und die Abneigung der werdenden Coalition gegen ſich wach zu erhalten. Es war nicht mehr zweifelhaft, daß ſich ein neuer Kriegsbund gegen das revolutionäre Frankreich bilde; dem ſchon erwähnten Vertrage zwiſchen dem Kaiſer und Neapel waren enge Einverſtändniſſe zwiſchen Oeſterreich und Rußland gefolgt und die britiſche Politik unterließ natürlich nicht, dieſe glimmenden Funken eines neuen Continentalkrieges zur Flamme zu ſchüren. Nun galt es, noch Preußen zu gewinnen; der frühere Verſuch im Mai war mißlungen; man entſchloß ſich, ihn zu wiederholen. Gelang es nicht, Preußen zum großen Bunde gegen Frankreich herüberzuziehen, ſo erhielt man doch vielleicht Gewißheit über die Frage: wie eng Preußen mit Frankreich verknüpft ſei. Denn die Unentſchloſſenheit des Berliner Cabinets war Schuld, daß man ihr in Wien und Petersburg nicht weniger mißtraute, als in Paris und Raſtatt. Darüber ſich volle Klarheit zu ſchaffen und wo möglich Preußen zum bevorſtehenden

*) Ein der preußiſchen Politik befreundeter Diplomat, der zugleich mit einem Mitglied der franzöſiſchen Geſandtſchaft, Roſenſtiel, verwandt war, hatte Auftrag, dieſen gelegentlich über den Eindruck der Denkſchrift zu ſondiren. „Sein Urtheil darüber war, daß mit allen den leeren Declamationen nichts herauskomme; es wären Worte ohne Nachdruck und Frankreich würde ſich nur ſo lange daran kehren, als es ſeiner Convenienz zuträglich wäre. Die in jenem Memoire aufgeführten Grundſätze möchten noch ſo ſehr die wahre Meinung des preußiſchen Hofes ſein, ſo kenne man doch die wahre Lage von Preußen zu genau, um ſich durch dieſe Meinung hindern zu laſſen.“ Aus der geh. Correſpondenz.

Kampfe zu bewegen, wurden im Sommer die Verhandlungen in Berlin wieder aufgenommen. Fürst Repnin harrte dort noch auf einen besseren Erfolg; Graf Cobenzl begab sich, nachdem die Selzer Verhandlung abgebrochen war, zu Ende Juli nach Berlin. Dort war auch wenige Wochen vorher der neue Gesandte der Republik, der gewesene Abbé Sieyes, eingetroffen, mit dem Auftrage, die Coalitionspolitik zu bekämpfen und wo möglich Preußen zu einem engeren Bündniß mit Frankreich zu bestimmen.

In Berlin hatten sich die politischen Verhältnisse nicht geändert. Noch galt neutral sein für die größte Weisheit in diesem Weltconflict; noch sah man in dem Balanciren zwischen den beiden sich bekämpfenden Principien einen Beweis hoher Unabhängigkeit, die man nicht aufgeben dürfe, um sich von Frankreich oder der Coalition ins Schlepptau nehmen zu lassen. Jener alte solonische Satz, der nicht nur für Individuen, sondern auch für Staaten gilt, daß ein rechter politischer Mann nicht neutral sein dürfe, war hier noch nicht zur Anerkennung gelangt; noch hieß das abwartende Klugheit, was im letzten Grunde doch nur kleinmüthige Unentschlossenheit und Mangel an großstaatlichem Selbstvertrauen war. Wohl neigte Haugwitz mehr auf die französische Seite; bei Anderen waren die Sympathien mit der Coalitionspolitik noch nicht völlig verwischt. Der König hatte den guten Willen, in Deutschland der allgemeinen Zerrüttung entgegenzutreten und die zudringliche Einmischung der Fremden zu bekämpfen; einzelne Schritte, die wir kennen, legten davon Zeugniß ab. Aber unter dem zwiefachen Einfluß, der ihn für die westliche und für die östliche Politik zugleich zu gewinnen strebte, wählte er dazu den bedenklichsten Weg; er verscherzte das Vertrauen der Einen, ohne das der Andern zu gewinnen.

Die Conferenzen, die jetzt im August zu Berlin stattfanden, änderten darum die Situation im Ganzen nicht. Repnin und Cobenzl drängten zum Kriege; wie es scheint, mit einer Taktik, die allerdings nicht einmal das eingewurzelte Mißtrauen gegen Oesterreich besiegen konnte. Ein patriotisch gesinnter deutscher Fürst, Karl August von Weimar, der damals zu Berlin war, schrieb darüber:*) „Eine wichtige Zeit habe ich hier erlebt; in dieser ist mir das

*) In der angef. geh. Correspondenz.

hieſige Syſtem ſehr bekannt geworden. Oeſterreich und Rußland habe ich hier auf eine Art negociiren geſehen, die jedem Ununterrichteten unglaublich vorkommen muß; wo der Schaden bei ihnen ſaß, konnte man bei dieſer Gelegenheit klar erkennen. Zu Stande iſt nichts gekommen; indeſſen, man ſage was man wolle, ſind die großen Mächte alleweil einander näher als vorher. Oeſterreich und Rußland glaubten, Preußen hinge an Frankreich, und hiervon wollten ſie ſich überzeugen; da ſie hiervon das Gegentheil erkannten, ſo ſind ſie im Ganzen nicht unzufrieden, obwol man in alle ihre Plane nicht einging."

Dieſer zweifelhafte Erfolg war der einzige, deſſen Cobenzl und Repnin ſich rühmen konnten. Eine engere Annäherung an die Oſtmächte ließ ſich, nach Sieyes' Ausdruck, ſchon durch einige kleine Conceſſionen in der Form, zu denen man ſich in Raſtatt herbeiließ, vereiteln. Als vollends der franzöſiſche Diplomat, im Auftrag ſeiner Regierung, unter dem Siegel des ſtrengſten Geheimniſſes die geheimen Bedingungen von Campo Formio mittheilte, war die mögliche Neigung eines Bündniſſes mit Oeſterreich im Keime erſtickt. Die Vertreter der Oſtmächte ſchieden, vielleicht mit geringerem Mißtrauen, aber ſicherlich ohne größere Zuneigung für Preußen. Sieyes ſchilderte die Berliner Zuſtände in einem Tone, aus dem die Geringſchätzung der ſpäteren Bonaparte'ſchen Politik herausklang. „Der König von Preußen, ſchrieb er an Talleyrand, faßt die ſchlechteſte aller Entſchließungen, die, ſich für keine zu entſcheiden. Preußen will allein bleiben; das iſt ſehr bequem für Frankreich, es kann während dieſer preußiſchen Betäubung mit den Anderen fertig werden. Mit Unrecht ſagt man, Berlin ſei der Mittelpunkt der europäiſchen Unterhandlungen; die ganze Weisheit des Berliner Hofes beſteht darin, mit Ausdauer und Hartnäckigkeit eine paſſive Rolle zu ſpielen." Die Urtheile des revolutionären Diplomaten ſind durch die folgende Geſchichte zu Weiſſagungen geworden; eine Großmacht, die in einem Weltkriege zu keiner Partei gehören wollte, mußte allmälig ohne Kampf und ohne Niederlage ihrer moraliſchen Autorität verluſtig gehen.

Bei der kriegeriſchen Geſtaltung der Dinge wurde es natürlich mit jedem Tage gleichgültiger, was zu Raſtatt verhandelt ward; der Congreß erſchien wie eine Epiſode für ſich, neben der die allgemeinen politiſchen Ereigniſſe ihren ſelbſtändigen Verlauf nahmen. Doch erkannte man auch dort ſeit Ende Auguſt, daß

der Krieg faſt unabwendbar geworden war; das kurze Spiel öſterreichiſch-franzöſiſcher Eintracht war wieder offener Feindſeligkeit gewichen und beide Mächte ſetzten die Unterhandlungen nur in der Abſicht fort, für den bevorſtehenden Kampf ſich der Freundſchaft der Reichsſtände zu verſichern.*) Die Geſchäfte, ihrer Natur nach ſchon ſchleppend genug betrieben, wurden durch Zänkereien der widrigſten Art unterbrochen. Einmal, wie die Deputation ſich zu dem Entſchluſſe ermannt, den Entwurf eines „Friedensinſtruments" zu fertigen, und man ſich im Schooße des Ausſchuſſes gegenſeitig gelobt, darüber das ſtrengſte Geheimniß zu bewahren, kamen am anderen Tage die franzöſiſchen Geſandten und verboten der Deputation förmlich, ſich mit dergleichen Arbeiten zu befaſſen; ſie ſollte erſt Antwort geben auf die franzöſiſchen Forderungen!**) Dann gerieth der kaiſerliche Bevollmächtigte, der ſich grobe Eigenmächtigkeiten erlaubt, einmal Beſchlüſſe auf eigene Hand geändert hatte, ein andermal ſie den Franzoſen nicht mittheilen wollte, mit der Deputation ſelber in einen ärgerlichen Streit, der Wochen lang fortdauerte. Vom Juli bis zum October zog ſich die Verhandlung über die neuen Prätenſionen der Franzoſen hinaus; die Beſtimmung der Stromgränze, der Beſitz der Rheininſeln, die Uebergänge bei Breiſach und Hüningen, die Brückenköpfe von Kehl und Caſtel, das Verhältniß von Ehrenbreitſtein, die Vertheilung der Schuldenlaſt und Aehnliches mehr bildeten den Stoff der Debatte. Die Taktik der Franzoſen war die gewöhnliche: in dem gebieteriſchen, kurz angebundenen Tone, den ſie ſich von Anfang erlaubt, forderten ſie, was das Reich in den meiſten Fällen kaum in ſchüchternem Tone zu verweigern wagte.

*) „Weit ſprechender, heißt es in einem Bericht vom 25. Auguſt, liegt dies in den zuletzt gewechſelten Noten und am allerauffallendſten ſeit einigen Wochen in den Geſprächen der franzöſiſchen Geſandtſchaft. Bei dieſer findet man keine Idee von Frieden mehr mit Oeſterreich, ſondern nur das Beſtreben, das Reich vom Kaiſer loszureißen, um dadurch deſſen Macht und Einfluß zu ſchwächen und ſich die militäriſchen Operationen zu erleichtern. Der Krieg mit Oeſterreich iſt faſt gewiß und auch alle Zeitungsnachrichten von Unruhen und Inſurrectionen in Italien, von Truppenmärſchen nach Graubündten u. ſ. w. ſtimmen damit überein. Wir ſind hier wirklich in der Agonie, und die einzige Frage iſt noch, wer unſere ſcheidende Seele in Empfang nehmen wird." Geh. Correſpondenz.

**) Ebendaſ. Bericht vom 1. Aug.

Den kleineren zu Frankreich neigenden Reichsſtänden fiel in der Regel die Aufgabe zu, die mündlichen Zwiſchenträger der franzöſiſchen Drohungen zu ſein; ſie waren gleich bereit, wenn ein Widerſtand von Seiten des Reiches drohte, mit der Hindeutung auf neue Gewaltthaten der Franzoſen die Widerſtrebenden zu beugen, oft auch durch zweifelhafte Zuſagen zu gewinnen. Was freilich in dieſen vier Monaten, vom Sommer bis in den Spätherbſt, verhandelt worden iſt, war im Erfolg ſo leer und nichtsſagend, daß eine Aufzählung der einzelnen Noten und Gegennoten kaum ein Intereſſe bieten kann; ſchon waren die Blicke Aller nach Italien, nach dem Orient, nach Malta und Aegypten, nach Rußland, kurz nach allen Seiten hin, nur nicht nach Raſtatt gewendet. Die Brutalitäten der Franzoſen dauerten indeſſen unverändert fort; ihre Truppen blieben auf dem rechten Rheinufer, Contributionen wurden wie bisher erhoben, Ehrenbreitſtein durch eine vertragswidrige Blokade bedrängt, die Güter der Reichsritterſchaft als Nationaldomainen der Republik behandelt. Weder die Vorſtellungen der einzelnen Betroffenen auf dem Congreſſe, noch die Vermittelung der Reichsdeputation vermochten dem zu ſteuern. Nur in den nachträglichen Forderungen, über die zu Raſtatt verhandelt ward, zeigten ſich die Franzoſen etwas gemäßigter. Sie gaben in der Frage der Rhein-Schifffahrt und des Thalweges als Gränze den deutſchen Bedenken nach und ließen die Forderung von Kehl und Caſtel gegen die Zuſage fallen, daß auf eine beſtimmte Entfernung keine Schanzen und Befeſtigungen angelegt werden ſollten. Man ſchrieb auf dem Congreſſe dieſe unerwartete Nachgiebigkeit theils dem Eindruck zu, den die Vernichtung der franzöſiſchen Flotte bei Abukir gemacht, theils den Vorſtellungen Preußens, dem die Franzoſen ſeit dem unvermeidlichen Bruch mit Oeſterreich ſichtbar größere Rückſicht bewieſen. Alle übrigen Prätenſionen, die in der Note vom 3. Mai erhoben waren, blieben unverändert ſtehen; ja es wurden noch weitere Forderungen, wie die Aufhebung des Weſerzolles bei Elsfleth und die politiſche Zukunft von Hamburg, Bremen und Frankfurt, eingemiſcht, Fragen, die mit dem Friedensgeſchäfte, wie es vorlag, eigentlich nichts gemein hatten. Die ſchwierigſte Sache, das Entſchädigungsgeſchäft, war zur großen Freude der geiſtlichen Reichsſtände bis zum October noch nicht zur Erörterung gekommen.

Es war der Augenblick, wo man ſich wieder in voller Waf-

feinrüstung gegenüberstand. Es war der britischen Politik gelungen, das neue continentale Bündniß vorzubereiten, dem die von inneren Parteiungen zerrissene französische Republik schien erliegen zu müssen. Rußland rüstete, nicht wie vorher unter Katharina nur mit großen prahlerischen Worten, während es mit selbstsüchtiger Wachsamkeit seine Sonderinteressen im Osten verfolgte, sondern diesmal mit ernsten Mitteln und Thaten; Czar Paul, voll autokratischen Hasses gegen die Revolution und von dem Gefühl monarchischer Solidarität lebhafter durchdrungen als irgend ein König jener Tage, dabei trotz allen Sultanslaunen für großmüthige und kühne Gedanken empfänglich, schien ganz der rechte Mann, dem neuen Kriege auf dem Festlande den persönlichen Impuls und die Nachhaltigkeit zu geben, die der monarchischen Coalition von 1792 gefehlt hatte. Schon war der Vertrag zwischen den Höfen von Wien und Petersburg unterzeichnet und eine russische Armee im Anmarsch, den Angriff der Oesterreicher auf Italien zu unterstützen. In Neapel verband sich britischer Einfluß, der dort auf krummen und schmutzigen Wegen die Regierung beherrschte, mit dem wilden Franzosenhasse der Königin, der Schwester Marie Antoinettens, zum Kampfe gegen die revolutionäre Macht. Die französische Republik selbst war in innerer Zerrüttung begriffen, der Kern ihrer besten Truppen und ihr größter Feldherr, Napoleon Bonaparte, über's Meer gegangen, um in Aegypten das maritime Uebergewicht und die ostindische Herrschaft Großbritanniens zu bekämpfen: ein Unternehmen, das, wie sehr auch zu anderer Zeit politische Gründe dazu rathen mochten, doch in diesem Augenblicke nur im persönlichen Interesse des Oberfeldherrn ausgedacht und unternommen war. Zwar hatte der abenteuerliche Zug glücklich begonnen; Malta war durch Verrath und Schwäche in die Hände der Franzosen gefallen, Bonaparte war in Aegypten gelandet, aber was nun weiter? Schon seit August gingen dumpfe Gerüchte durch Europa und erregten die mächtigste Sensation: Bonaparte sei von der englischen Flotte unter Nelson überfallen, geschlagen und gefangen worden. Das Gerücht hatte zu viel gesagt, allein die Lage der Franzosen hatte sich darum doch auf's peinlichste verwickelt. Am 1. August hatte Nelson die französische Flotte auf der Rhede bei Abukir überfallen und in einem glänzenden Treffen fast völlig vernichtet. Die Landarmee war nun

von Frankreich abgeſchnitten, die Pforte erklärte den Krieg, England entfaltete unbeſtritten ſein Uebergewicht auf den Meeren, Neapel rüſtete mit ungeduldiger Eile, um die wankende franzöſiſche Herrſchaft in Italien zu überwältigen, und die erſte Colonne der Ruſſen, die am Rhein und am Po die Franzoſen bekämpfen ſollte, ſetzte ſich ſeit Auguſt nach den deutſchen Gränzen in Bewegung. Oeſterreich ſelbſt konnte nicht mehr lange ſäumen. Es hatte eine ſeiner militäriſchen Autoritäten nach Neapel gehen laſſen, um dort die Armee zum Kampfe gegen Frankreich einzuüben; es ließ (October) ſeine Truppen nach Graubündten einrücken, das von franzöſiſchen Occupationsgelüſten bedrängt war. Wohl knüpfte jetzt noch das Directorium neue Verhandlungen an, um durch lockende Ausſichten den Kaiſerhof von der Coalition loszureißen oder doch den offenen Bruch zu verzögern, aber die Dinge waren zu weit gediehen, als daß die verſpäteten Bemühungen der Diplomatie noch hätten Erfolg haben ſollen.

Gegenüber einer ſo gewaltigen Verwickelung konnten freilich die kleinen Zänkereien und Advokatenchicanen in Raſtatt kaum mehr ein Intereſſe wecken; vielmehr drängte auch dort Alles einem gewaltſamen Ende zu. Noch immer ſtritt man ſich über die franzöſiſchen Forderungen, denen immer neue unberechtigte Zuſätze angehängt wurden. Und dabei hatten die Franzoſen noch die Stirne, in einer Note vom 25. October zu ſagen: „die Großmuth der franzöſiſchen Regierung habe alle Hoffnungen übertroffen.“ Das ſchien denn ſelbſt die Geduld der Reichsdeputation zu erſchöpfen und es erfolgte einmal eine Antwort von kraftvollerem Klange als gewöhnlich.*) Auch wegen Ehrenbreitſtein ließ ſich die Deputation nun nachdrücklicher vernehmen und fand dabei in den Reclamationen Preußens eine Unterſtützung. Auf der andern Seite wollten die Franzoſen mit erhöhter Hartnäckigkeit ihre barbariſchen Emigrantengeſetze auf die Belgier und die deutſchen Unterthanen im Elſaß anwenden, oder miſchten ganz fremde Gegenſtände in die Friedensverhandlungen ein; die Säculariſationsfrage ſchien vertagt zu bleiben. Zwar hatte Roberjot einen Säculariſationsplan ausgearbeitet, der die mittelbaren Stifter und die reichsunmittelbaren Prälaturen einſchmelzen, die Bis-

*) Poſſelt, eur. Ann. Jahrg. 1798. IV. 45 ff.

thümer zum größten Theil erhalten, die geistlichen Kurstaaten sogar entschädigen sollte; auch ward das Geschäft des Länderhandels mit zudringlichem Eifer fortgesetzt, aber es ward immer zweifelhafter, ob es darüber noch zu einer Entscheidung kommen werde. Das Ende des Jahres näherte sich und es lag ganz im Ungewissen, wie weit man sich verständigen könne. Die französischen Gesandten suchten sich einstweilen die Freundschaft der einzelnen Reichsstände zu sichern. Mit Kurmainz war das freundliche Verhältniß emsig unterhalten, verschiedenen kleineren Fürsten bedeutet, daß sie in Separatverträgen ähnliche Bedingungen erlangen könnten, wie Württemberg, Baden und Hessen.*) Doch entschloß man sich zu einem letzten Zwangsmittel, um die Einigung mit dem Reiche zu erpressen.

Am 6. December übergaben die Franzosen der Deputation eine Note, die als ein Meisterstück dreister Sophistik gelten kann;**) darin waren alle Zögerungen der Reichsdeputation Schuld gegeben, abermals die außerordentliche Nachgiebigkeit der Republik gepriesen und die Erklärung ausgesprochen: man müsse auf den letzten Forderungen beharren und sie als ein Ultimatum betrachten, dessen unbedingte Annahme binnen sechs Tagen erwartet werde. Das Schauspiel eines drohenden Bruches ward mit Erfolg gespielt. Die Gesandten rüsteten sich zur Abreise, drohten den Kleinen und Schwachmüthigen mit einem neuen Kriege, und damit man sich vom Ernste solcher Drohung überzeuge, wurden im nämlichen Augenblicke auf dem rechten Rheinufer große Kriegssteuern und Re-

*) In einem Gesandtschaftsbericht aus dieser Zeit ist über das Verhältniß des Kurmainzischen Ministers Albini bemerkt, es gelte hier der Grundsatz: manus manum lavat. Albini, mit dem schwer zugänglichen Bonnier in freundschaftlichem Verkehr, unterstütze die neuesten Forderungen der Franzosen, wofür denn diese wieder eine „möglichste Beschränkung der Säcularisation" versprächen. — Aus einer andern ähnlichen Quelle ersehen wir, daß auf die schon im September erfolgte Anfrage reichsfürstlicher Gesandten wegen der Abschließung von Separatverträgen ermunternd geantwortet wurde. „Das hat indessen, äußerte damals Rosenstiel, Alles noch Zeit; die Sachen sind noch nicht so weit gekommen, daß jetzt schon ein solcher Schritt nothwendig wäre. Wir hoffen, wie gesagt, mit der Reichsdeputation doch noch einig zu werden, und geschieht dies nicht, so will ich Ihnen schon zeitlich einen Wink geben; darauf verlassen Sie sich und sein Sie einstweilen ruhig."

**) S. Posselt IV. 76 ff.

quiſitionen mit unerbittlicher Härte eingetrieben. Die Taktik führte wie immer zum Ziele. Wohl fehlte es nicht an einzelnen Stimmen, die das als plumpe Mittel der Einſchüchterung bezeichneten und meinten, man werde jedenfalls beſſer fahren, wenn man, ſtatt muthlos nachzugeben, auf ſeinem guten Rechte beharre, aber die Angſt und Deſertion ergriff doch die Meiſten. Oeſterreich, Hannover und Kurſachſen vertraten in der Friedensdeputation allein noch die Politik des Widerſtandes; auch Würzburg war jetzt abgefallen, Kurmainz führte den Reigen der Nachgiebigen und die Kleinen drängten mit ungebührlicher Haſt auf Unterwerfung. Nicht einmal der beſcheidene Ausweg, ſich für nicht inſtruirt zu erklären und damit eine kurze Friſt zu erlangen, fand noch die Majorität; am 9. December 1798 ward das Ultimatum, wie es geſtellt war, mit der Mehrheit von ſieben gegen drei Stimmen angenommen. Die Franzoſen machten Zuſagen wegen Ehrenbreitſtein und verſprachen eine raſche Löſung der Entſchädigungsfrage; das war der ganze Preis, den man für die eilige Nachgiebigkeit gewann. Aber die Zuſtände des Reiches waren ſo tief herabgekommen, daß ſich Baden und Darmſtadt noch dazu für verpflichtet erachteten, für eine ſo großmüthige Haltung der Franzoſen ihren ausdrücklichen Dank an den Tag zu legen. Eine Reihe wohlbegründeter deutſcher Anſprüche, welche früher zur Bedingung der Abtretung des linken Rheinufers gemacht worden, waren auch nicht einmal zu einer oberflächlichen Erörterung gekommen.*)

Indeſſen war der Krieg der zweiten Coalition bereits begonnen. Neapel hatte den Augenblick des gemeinſamen Losbruches nicht erwarten wollen; von England gedrängt, das, wenn einmal der erſte Kanonenſchuß gefallen war, ſich die gewiſſe Auflöſung des Congreſſes und die Erhebung Oeſterreichs verſprach, griff der bourboniſche Hof in Süditalien ſchon jetzt zu den Waffen. Man hatte ſich früher einen der Lieblinge der Wiener

*) Dahin gehörte namentlich die Frage, wie es mit dem Privateigenthum der Fürſten und Stände auf dem linken Rheinufer, mit der Aufhebung des Sequeſters, mit der Entſchädigung der Beſchädigten, mit den rückſtändigen Contributionen und mit dem Erſatz für die im Elſaß und in Lothringen erlittenen Verluſte gehalten werden ſollte.

Hofkriegsrathsweisheit, den General Mack, verschrieben und mit ihm das schwierige Experiment unternommen, binnen einigen Monaten aus Neapolitanern tapfere Soldaten zu drillen. Der Erfolg dieses Versuches schlug freilich über alle Maßen kläglich aus; die Heeresmasse, die Mack in den letzten Tagen des Novembers gegen die römische Republik führte und die vordrang, so lange ihr der Feind nicht die Spitze bot, wurde binnen wenig Tagen aus Mittelitalien hinausgestäupt und Neapel von den Franzosen besetzt. Allein dieser tragikomische Heereszug war gleichwol der Anfang eines der furchtbarsten und merkwürdigsten Kriege, von dem die Geschichte zu erzählen weiß; eines Krieges, der durch die blutigen Tage von Stockach, Zürich, Piacenza, Novi, Marengo und Hohenlinden unsterblich geworden ist. Vom Helder bis zur sicilischen Meerenge dehnt sich dieser ungeheure Kampf aus; an den großen Strömen der Lombardei wird noch einmal um den Besitz Italiens gefochten und die ganze Frucht von Bonaparte's ruhmreichem Feldzuge des Jahres 1796 geht wieder verloren. In den Alpenschluchten der Schweiz, auf Gebirgspässen, die bis dahin nur dem einzelnen Wanderer zugänglich waren, auf Höhen, die noch nie ein Kriegsheer begangen, lagern jetzt Armeen und werden Schlachten geliefert. Das Ende aber dieses großen Krieges, in welchem das contrerevolutionäre Bündniß der alten Monarchien die größte Energie und Schwungkraft unter allen Kämpfen von 1792 bis 1805 gezeigt, wird zugleich der Anfang einer neuen Gewalt über Frankreich und Europa, welche die nächste Epoche der Weltgeschichte beherrscht hat.

Was konnte Rastatt in diesem Weltconflicte noch vermitteln? In dem Augenblicke, wo man dort über die Vertheilung der Schuldenlast oder über den Elsflether Zoll stritt, hatte der Krieg schon Italien ergriffen; in den nämlichen Tagen, wo sich die Reichsdeputation dem französischen Ultimatum unterwarf, rückten in Mähren schon die ersten Russen ein. Es war nicht mehr die Frage, ob es zum Kriege kommen würde; es mochte höchstens zweifelhaft sein, wer und wie viele sich davon ausschließen konnten?

Noch ward, auch als der Kampf schon begonnen, zwischen Oesterreich und der französischen Republik unterhandelt, doch war, wie beide Mächte und ihre Interessen einmal zu einander standen, ein Erfolg nicht mehr zu erwarten. Wie weit Frankreich es mit Ent-

ſchädigungen in Italien ernſtlich meinte, iſt zweifelhaft; daß es Baiern dem öſterreichiſchen Gelüſte jetzt nicht mehr opfern wollte, gewiß. Vielmehr war die franzöſiſche Politik feſt entſchloſſen, wenn das Ableben des alten Kurfürſten erfolgte, die zweibrücker Linie im ganzen Beſitze des Kurfürſtenthums zu erhalten. Dieſe zweibrücker Linie war ſeit den Vorgängen von 1777 und 1785 auf das bitterſte mit Oeſterreich verfeindet, beide Male nur durch Preußens Protection vor dem Verluſte ihrer Anſprüche geſchützt und auch nachher durch das unabläſſige Bemühen des Wiener Hofes, ſich Baierns zu verſichern, recht eigentlich den Feinden Oeſterreichs in die Arme gedrängt worden. Welch erwünſchterer Erbe in Pfalzbaiern ließ ſich für die franzöſiſche Politik denken, als der Prinz eines Hauſes, das ſeit zwanzig Jahren mit allen Mitteln gegen Oeſterreich um ſeine Exiſtenz hatte kämpfen müſſen, das alſo im deutſchen Süden das beſte Gegengewicht gegen Oeſterreich zu werden verſprach? Einen ſolchen Fürſten zu Gunſten Oeſterreichs zu berauben, hätte allen Ueberlieferungen franzöſiſcher Staatskunſt widerſprochen; ſie konnte nur daran denken, ſich in ihm einen Verbündeten großzuziehen. Ohne Vergrößerung in Baiern, ohne reiche Entſchädigung in Italien war aber jetzt ein Friede zwiſchen Oeſterreich und der Republik nicht mehr möglich.

So ſtand unter allen nennenswerthen Mächten vorausſichtlich Preußen allein an dem künftigen Kampfe unbetheiligt. Wir haben oben geſehen, wie man im Mai und im Auguſt des Jahres vergeblich die Hebel angeſetzt, den Berliner Hof zur Action zu bewegen. Die überlieferte Entzweiung mit Oeſterreich, die finanzielle Bedrängniß, die unentſchloſſene und ſcheue Perſönlichkeit des Königs, der Geiſt kurzſichtiger Pfiffigkeit und Selbſtſucht im Rathe der Miniſter, die Unluſt zum Kriege auch im Volke, die ſich in dem ephemeren faulen Frieden behaglich fühlte, Gefahren und Opfer ſcheute und im trägen Sinnengenuſſe des Augenblicks der zukünftigen Gefahren vergaß, dies Alles trug gleichmäßig dazu bei, Preußen in den Ueberlieferungen der Politik von 1795 feſtzuhalten. Noch jetzt im letzten Augenblicke machte, wie früher Rußland und Oeſterreich, England den Verſuch, Preußen zur thätigen Mitwirkung zu beſtimmen; es war ſo erfolglos wie vorher.

Es liegt uns aus dieser Zeit ein Actenstück vor, welches die leitenden Gedanken der damaligen Politik Preußens ganz im Einzelnen begründet;*) gern räumen wir ihm eine Stelle ein, um die Männer selber über ihre Motive zu vernehmen, welche die Monarchie Friedrichs des Großen zu dem Abgrund von Jena und Tilsit geführt haben. Die Isolirung Preußens ist darin offen zugestanden, aber keineswegs als eine mißliche Lage angesehen. „Während sich Rußland durch seine Rüstungen zur See und zu Lande schwächt, während Oesterreich die Hülfsquellen, die es noch hat, erschöpft, während beide Mächte ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihren gemeinschaftlichen Feind richten, Frankreich aber in Italien, in der Schweiz und gegen England beschäftigt ist, gewinnen wir Zeit, unsere Kräfte zu sammeln und uns in die Verfassung zu setzen, jedem Angriffe, er mag kommen woher er wolle, mit Nachdruck zu widerstehen. Es ist daher gut, daß wir keine Verbindungen haben, die uns in den Fall setzen könnten, uns durch kostspielige Demonstrationen vor der Zeit zu entkräften." Gefahren von Frankreich besorgt der Verfasser dieser Denkschrift nicht; wollte man aber auch in der Furcht vor künftiger Bedrohung sich gegen Frankreich erheben, so sei man auf die Allianzen von Rußland, Oesterreich und England angewiesen. Rußland, das Land der Palastrevolutionen, „das sich für unüberwindlich hält, weil es Türken und Polen geschlagen hat, das seine Hülfsquellen für unerschöpflich ansieht, weil es so viel Geld haben kann, als Papier und Druckerschwärze im Lande vorräthig sind", Rußland erscheint als ein Verbündeter von sehr zweifelhaftem Werth. Der Mangel an Geld, die Langsamkeit der Hülfe, der launenhafte Charakter des Kaisers und überhaupt die Unsicherheit der russischen Politik machte es zu einem Gegenstande ernsten Bedenkens, ob man diese lästigen Nachbarn jemals als Verbündete suchen werde. „Das Haus Oesterreich muß uns aber als seinen natürlichen Feind ansehen." Das ganze Emporkommen Preußens, die Erwerbung Schlesiens, das Durchkreuzen der Entwürfe auf Baiern, das Alles sei, so fährt der politische Rathgeber fort, für Oesterreich Grund genug, den Rivalen dauernd zu hassen. Oesterreich suche nur Preußen in

*) Es ist ein handschriftliches Memoire „über Preußens auswärtige Verhältnisse im Jahre 1799," geschrieben im Januar dieses Jahres.

den Krieg zu ziehen, um es dann ebenſo wie das deutſche Reich zu verlaſſen. Die Erfahrungen von 1792 und ſpäter ermuthigten wahrhaftig nicht zu einer Erneuerung des öſterreichiſchen Bündniſſes. Es könne nur dazu führen, Oeſterreich ſeine Macht wieder zu erringen. „Es gibt zwiſchen benachbarten Staaten gewiſſe Verhältniſſe, die, ſo lange dieſe Staaten aufrechtſtehen, ihrer Natur nach unveränderlich ſind und ſich nur ſelten auf kurze Zeit modificiren laſſen. So hat die Nothwendigkeit, uns allen Vergrößerungen Oeſterreichs zu widerſetzen, der Grundſatz unſerer Politik ſeit der Eroberung Schleſiens werden müſſen. Und nun, da es Demüthigungen und Unfälle erlitten hat und uns weniger furchtbar geworden iſt, ſollten wir ins Feld rücken und mit Aufopferung unſerer eigenen Kräfte es wieder emporzuheben ſuchen? Dies wird uns wohl Keiner, der uns nicht als Lehrlinge in der Politik anſieht, zumuthen wollen. Es iſt, ſagt man, das alte Syſtem, welches auf die jetzigen Umſtände nicht mehr paßt. Ein Syſtem aber, welches auf nothwendigen Grundſätzen beruht, paßt beſtändig, man muß es nur den Umſtänden anpaſſen wollen. Wohin hat uns das neue, welches mit Pillnitz ſeinen Anfang und mit Baſel ſein Ende nahm, in ſo kurzer Zeit geführt?“.... Auch ein Bündniß mit England reichte nach der Anſicht des Verfechters der Neutralitätspolitik nicht hin, dieſe Anſichten mit kriegeriſchen zu vertauſchen. Ueberhaupt ſei ſchwerlich der Krieg das rechte Mittel, den Fortſchritten der Franzoſen Einhalt zu thun; der Friede werde vielmehr das Grab der franzöſiſchen Größe und wahrſcheinlich auch der Republik ſein. Aber das eigene Intereſſe Preußens gebiete auch nicht, Frankreichs Untergang zu wünſchen. Was würde die Folge davon ſein? „Wir wären genöthigt, entweder allen Uebermuth, alle Anſchläge der Oeſterreicher auf Baiern, wie auf andere Fürſten, ruhig zu erdulden, oder es mit beiden kaiſerlichen Höfen ohne Verbündeten allein aufnehmen zu müſſen.“ Schon jetzt drücke Englands merkantiles Uebergewicht hart genug auf Preußen; wie ſollte es werden, wenn die Concurrenz Frankreichs und Hollands vollends vernichtet wäre? „Wir werden uns alſo nicht durch die eigennützigen Vorſtellungen der bewaffneten Mächte verleiten laſſen, unſer wahres Intereſſe zu verkennen und ein Volk zu reizen, von welchem wir nichts zu fürchten, ſondern vielmehr Alles bei Gelegenheit zu erwarten haben.

Wir werden während des Krieges die ſtrengſte Neutralität beobachten, den allgemeinen Frieden abwarten, um Verbindungen einzugehen, aber nie vergeſſen, daß Schleſien beſtändig der Zankapfel zwiſchen uns und Oeſterreich bleiben wird.“

So ſchieden ſich auch jetzt, wie ſeit 1795, die Wege der beiden Großmächte im deutſchen Reiche. Das Reich ſelbſt hatte in dem unglücklichen Momente zum Frieden den letzten Schritt gethan, wo das Geräuſch der Waffen ſchon an die Pforten des Friedenscongreſſes drang. Es war vorauszuſehen, daß dieſer Friede, zu dem die Deputation im December 1798 die Hand gereicht, raſch unter den kriegeriſchen Stürmen des neuen Jahres begraben ſein würde.

Fünfter Abſchnitt.

Der Krieg von 1799.

Während die Reichsdeputation zu Raſtatt ſich in Geduld und Demuth mit der Friedensarbeit quälte, ſtand ein großer Theil von Europa bereits wieder unter Waffen. In Neapel hatte der Krieg ſchon begonnen, in Oberitalien gaben die Franzoſen eben jetzt, zu Ende des Jahres 1798, neuen Stoff zum Streite. Sardinien, ſchon durch die früheren Verträge völlig an Frankreich überliefert und zwiſchen die fränkiſche und cisalpiniſche Republik machtlos eingeklemmt, ward jetzt mit Waffengewalt überfallen, König Karl Emanuel (9. Dec.) zur Abdankung und Flucht gezwungen, das Land unter eine proviſoriſche Regierung geſtellt, die Verwaltung auf franzöſiſchen Fuß geſetzt, das Heer mit dem franzöſiſchen verſchmolzen. Man hätte den kecken Gewaltſtreich ſchwerlich gewagt, wäre noch eine ernſte Hoffnung auf Frieden vorhanden geweſen.

In Deutſchland begann das neue Jahr mit dem Falle von Ehrenbreitſtein. Seit Monaten hatte die Beſatzung dort eine förmliche Belagerung zu beſtehen und das deutſche Reich war machtlos geweſen, dieſe Uebung franzöſiſchen Fauſtrechts zu hindern. Ohne Ausſicht auf Entſatz kämpfte die brave Beſatzung mit Noth und Hunger, bis die Uebergabe unvermeidlich war. Indem der Commandant die Capitulation unterzeichnete, legte er ausdrücklich Verwahrung ein gegen die vertragswidrige Wegnahme des Platzes, die er als eine „offenbare Verletzung der einfachſten Grundſätze der öffentlichen Treue und Redlichkeit bezeichnete, welche bis dahin

von allen gesitteten Nationen für heilig und unverletzlich angesehen worden sind." Am 27. Januar zog die Besatzung aus; mit ihr verschwand zugleich das letzte Lebenszeichen des tausendjährigen Trierer Kurstaates.

Die gewaltthätige Ausbeutung der Lande am Rhein ward auf dem rechten und linken Ufer ganz wie im Kriege getrieben und mit Recht klagten die Bewohner, daß dieser schutzlose Zustand fast schlimmer sei, als die Bedrängniß eines offen erklärten Krieges. Diese Entscheidung noch zu verzögern, lag allerdings im Interesse beider kriegführenden Theile und die friedfertigen Reden, die hier und da durch den Lärm der Waffen durchklangen, hatten keinen andern Zweck, als den gewaltsamen Bruch noch eine kurze Frist zu vertagen. Aber der Krieg war gewiß. Frankreich hatte eben in Italien den Handschuh hingeworfen und Oesterreich rüstete sich mit aller Macht, ihn aufzunehmen. Thugut, nun wieder ganz für die antifranzösische Politik gewonnen, trat bereits aus dem Versteck seiner scheinbaren Ungnade hervor und war wieder der öffentliche Leiter der auswärtigen Politik des Kaisers; von seinem Rücktritt und seiner Versetzung nach Venedig war keine Rede mehr. Die russische Hülfsarmee war schon in Mähren angelangt und wurde vor Ende Januar in Niederösterreich erwartet; der Kaiser ernannte um dieselbe Zeit die Feldherren, welche an die Spitze der Armeen in Italien, Deutschland und der Schweiz treten sollten. Oesterreich ging mit voller Zuversicht des Erfolges dem Kampfe entgegen. Zwar war Italien fast völlig in den Händen der Franzosen, die eine Hälfte von Deutschland neutral, Rußlands Hülfe vorerst noch nicht bedeutend, die Unterstützung, die England zu Lande leisten konnte, zweifelhaft; aber man baute in Wien auf die innere Zerrüttung der Republik, wie auf die gewaltige Entfaltung der eigenen Streitkräfte. Niemals hatte Oesterreich eine zahlreichere Armee aufgestellt, in keinem Feldzuge seit 1792 waren so glorreiche Feldherrennamen an die Spitze gerufen, wie jetzt. Zu einem durchschlagenden Erfolge gehörte freilich mehr als dies: es bedurfte entweder der genialen, energischen Führung eines Einzigen, der überall anregte, schuf und leitete, oder einer Begeisterung für das Ziel des Kampfes, die alle Einzelnen mit hob und fortriß. Beides fehlte der neuen Coalition. „Der Degen des Connetable wurde — wie ein bewährter Meister sagt — durch

den Federkiel des Hofkriegsraths vertreten, auf deſſen Banner der Schlendrian geſchrieben ſtand.“ *)

In dem Augenblick, wo ſich ſo Alles zum neuen Waffengange rüſtete, trat im Reiche ein Todesfall ein, der nicht ohne Bedeutung war für den weiteren Verlauf des bevorſtehenden Krieges. Kurfürſt Karl Theodor von Pfalzbaiern war am 16. Febr. 1799 geſtorben; ſein Nachfolger war Pfalzgraf Maximilian Joſeph, der Schützling der preußiſchen Politik, der ſeit zwanzig Jahren um ſein Erbrecht gegen Oeſterreich hatte ringen müſſen. Karl Theodor, wie immer vom Wiener Cabinet durch bekannte Werkzeuge geleitet, war noch in den letzten Tagen ſeines Lebens mit neuem Eifer in die Wege der Coalitionspolitik eingegangen und hatte zum Kampfe gegen Frankreich mit gerüſtet; möglich, daß er auch, wie man wiſſen wollte, von Neuem den Entwürfen eines Ländertauſches ſein Ohr geliehen, mit denen ihn Oeſterreich immer wieder bedrängte und deren Erfüllung ſeit dem Vertrage von Campo Formio ſo nahe gerückt ſchien. Das Alles war durch ſeinen plötzlichen Tod jetzt abgebrochen. Daß der Nachfolger zu einer Veräußerung ſeines Erbes niemals die Hand bieten würde, wußte alle Welt; daß er Frankreich und Preußen näher ſtand, als dem Kaiſer und der ruſſiſchen Politik, war nach den Vorgängen von 1778 und 1784 ſehr natürlich. Drum war auch damals ziemlich allgemein der Glaube verbreitet, der neue Kurfürſt ſei bereits vor ſeinem Regierungsantritt, um ſich der öſterreichiſchen Zudringlichkeit zu erwehren, mit den Franzoſen in ſehr enge Einverſtändniſſe eingetreten, und Jedermann erwartete einen offenen Uebergang der pfalzbairiſchen Politik ins franzöſiſche Lager. Auch Thugut faßte den Todesfall in dieſem Sinne auf und war eifrig befliſſen, das reizbare Gemüth Kaiſer Pauls gegen den neuen Kurfürſten, als einen Franzoſenfreund, zu erbittern. Vielleicht, ſo mochte er rechnen, ließ ſich dann mit ruſſiſcher Hülfe gegen Baiern erreichen, was man zu Campo Formio mit franzöſiſcher Unterſtützung zu gewinnen gehofft hatte. Indeſſen erwieſen ſich zunächſt dieſe Sorgen und Hoffnungen als ungegründet; Maximilian Joſeph blieb vorerſt in den Geleiſen der Coalitionspolitik, die er von ſeinem Vorgänger vorgezeichnet fand.

*) Clauſewitz, hinterlaſſene Werke V. S. 14.

Die Haltung Preußens blieb jetzt, wie durch den ganzen Verlauf dieses Krieges, das große politische Räthsel jener Tage. Unsicher und zaghaft, wie die leitende Staatskunst in Berlin war, wurde sie der seltsamsten Umsprünge für fähig erachtet und es glaubte darum auch Niemand, daß sie auf die Dauer ihre Neutralität festhalten werde. Vielmehr trug sich jede der kriegführenden Parteien mit der Hoffnung, Preußen zu sich herüberzuziehen, und das ganze Jahr hindurch wechselten bunt und widersprechend die Meinungen, bald von Preußens nahem Eintritte in die Coalition, bald von seinem offen erklärten Anschluß an Frankreich. Der damals erworbene Ruf, etwas Unberechenbares zu sein, hat freilich der preußischen Politik mit der Zeit sehr schlimme Zinsen getragen.

Auch in Rastatt, wo man sich am zähesten an die Illusion des Friedens anklammerte, war sie kaum mehr aufrecht zu halten. Kurz nachdem die Friedensdeputation durch die Annahme des französischen Ultimatums vom December ihren letzten Act der Nachgiebigkeit geübt, waren in rascher Folge alle die unzweideutigen Anzeichen hervorgetreten, die den Ausbruch eines neuen Krieges verkündigten. Eine französische Note vom 2. Januar mußte vollends die gläubigsten Friedensmänner aus ihrem Traume aufrütteln. Der Anmarsch der russischen Truppen war darin zur Sprache gebracht und in dem gewohnten barschen Tone mit raschem Bruch gedroht, wenn der deutsche Reichstag es zulasse, daß ein russischer Soldat das Gebiet des Reiches betrete. In Regensburg machte diese Eröffnung sichtbare Sensation; dort wie zu Rastatt suchte man, so lange sich nur der Schatten einer Möglichkeit zeigte, den Bruch um jeden Preis zu verhüten. Die Reichscollegien beschlossen zunächst, die erforderlichen Instructionen einzuholen, an den Kaiser berichten zu lassen und „hiervon der Friedensdeputation mit der Bemerkung Nachricht zu geben, daß an die Reichsversammlung weder eine Anzeige, noch eine Requisition wegen eines russischen Truppenmarsches gekommen sei.“ Es war vorauszusehen, daß Monate vergehen würden, bis von Regensburg eine runde und bestimmte Antwort auf die französische Note kam.

Ein deutlicher Fingerzeig war die Haltung, welche die kaiserliche Diplomatie zu Rastatt gegenüber der neuesten Note einnahm. Sie beantwortete die Beschwerde sofort mit einer anderen,

rügte das Verfahren der Franzoſen an den Rheinufern und fand es auffallend, daß Frankreich jetzt einen ganz neuen Gegenſtand zur Sprache bringe, bevor die alten gerechten Forderungen Deutſchlands befriedigt ſeien. Der Friedensdeputation ſuchte Lehrbach klar zu machen, daß die Beantwortung der franzöſiſchen Note ganz außer ihrer Competenz liege; es ſei das die Sache des Kaiſers und Reiches, „von woher ſie das Weitere zu erwarten habe." So der Inhalt der geſchraubten und ausweichenden Antwort, die zu Raſtatt mit banger Spannung erwartet, gegen Ende Januar von Wien eintraf. Die Franzoſen waren um eine Erwiederung nicht verlegen; ſie drohten, allen diplomatiſchen Verkehr ſo lange abzubrechen, bis ihre Note vom 2. Januar beantwortet ſei. Vom Grafen Lehrbach verlangten ſie eine beſtimmte Zuſicherung, daß der Marſch der Ruſſen ſiſtirt ſei; erfolge dieſelbe nicht bis zum 15. Februar, ſo würde die franzöſiſche Republik das als einen Act der Feindſeligkeit anſehen. Der friedfertige Theil der deutſchen Reichsdiplomatie war in Verzweiflung; derſelbe hatte ſich dem Ziele ſo nahe geglaubt und hoffte ſchon die Hand ausſtrecken zu können nach den verheißenen Entſchädigungen und jetzt ſtellte ſich auf einmal heraus, daß der Krieg in Paris wie in Wien beſchloſſene Sache war. Am 15. Februar, als die Friſt abgelaufen, fragten die Franzoſen bei Lehrbach an, ob die verlangte Zuſicherung gekommen ſei; ſeine Antwort lautete verneinend. Noch in der Nacht ging ein Courier nach Straßburg ab und am erſten März erfolgte die Eröffnung: daß die franzöſiſche Armee den Rhein überſchritten habe.

Die Verhandlungen zu Regensburg geben ein ähnliches Bild von der Lage und der Stimmung der Reichsſtände. Auch dort treten dieſelben Gegenſätze heraus, wie zu Raſtatt; Oeſterreich bemüht ſich kaum noch, ſeinen Entſchluß zum Kriege zu verhehlen, die Maſſe der kleineren Stände quält ſich wie die Raſtatter Deputation an der Siſyphusarbeit des Friedens und Frankreich iſt eifrig beſchäftigt, dieſe friedfertigen Neigungen für eine Neutralität des Reiches auszubeuten.*) In dieſe Stimmungen fiel am

*) Il vous sera facile, ſchreibt Talleyrand an Bacher, de faire sentir l'odieux de la conduite du cabinet de St. Petersbourg, qui ne fait avancer ses troupes qu'au moment, où tout semblait annoncer une prochaine pacification et que l'Empire n'a d'autre interêt que celui de marcher sans détour vers ce but.

Anfang Februar die Nachricht der Friedensdeputation von Frankreichs Drohungen und den Garantien, die es fordere. Die Friedenspartei, Kurmainz an der Spitze, ſuchte die Berathung ohne Säumen vorzunehmen, die kaiſerliche Diplomatie ſie zu hindern. Erſt ſchützte der erzherzoglich-öſterreichiſche Geſandte den Mangel an Inſtructionen vor, dann, wie das nicht verfing, verlautete von einer ausdrücklichen und gemeſſenen Weiſung, „Alles aufzubieten, daß die Berathung nicht zu Stande komme oder doch kein Beſchluß gefaßt werde.“ Als hierauf Kurmainz die Berathung im Kurfürſtenrathe gleichwol begann, legte die kurböhmiſche Stimme ausdrücklich Verwahrung ein und fand dabei an Kurbraunſchweig eine Unterſtützung. Kurmainz dagegen drang auf eine Bitte an den Kaiſer: dem Reiche den Ruheſtand zu erhalten, es von fremden Truppen zu befreien und den ſehnlichſt gewünſchten Reichsfrieden nicht zu entfernen, ſondern zu befördern. Die Debatten erhitzten ſich in ungewohnter Weiſe; die ſchläfrige Regensburger Verſammlung ſchien wie umgewandelt. Doch erreichte Oeſterreich, durch den eingewurzelten Schlendrian des Geſchäftsganges, zunächſt ſeinen Zweck; es kam im Februar noch zu keinem Beſchluſſe. Am letzten Tage des Monats trat dann der kaiſerliche Abgeſandte mit einem unverblümten Manifeſte gegen Frankreich hervor. Die Fruchtloſigkeit der ſechszehnmonatlichen Verhandlungen, das Verfahren der Franzoſen am Rhein, die Einnahme von Ehrenbreitſtein, die kriegeriſchen Rüſtungen, das Vorgehen in Italien und der Schweiz ward in anklagendem Tone aufgezählt und dadurch die Nothwendigkeit kriegeriſcher Gegenmaßregeln begründet. Die Partei des Friedens und der Neutralität blieb die Antwort nicht ſchuldig. Sie erinnerte an Thuguts Einverſtändniß mit Frankreich und an den Vertrag vom 1. December; auch Oeſterreich — ſagten ſie — habe, dem Waffenſtillſtande entgegen, Baiern mit Truppen überſchwemmt und in ſeinen Requiſitionen dort ohne Zweifel den Franzoſen als Muſter gedient. Dazwiſchen hetzte von der einen Seite die franzöſiſche Diplomatie, von der andern drängte ſich der ruſſiſche Geſchäftsträger mit der Verſicherung heran, der Kaiſer von Rußland werde „fortfahren, ſich des Reiches anzunehmen und deſſen Wohlfahrt mitbefördern zu helfen.“ Zu einem Beſchluſſe kam es auch jetzt noch nicht; es war im Ganzen gleichgültig, ob es überhaupt dazu kam. Die Entſcheidung der Dinge

lag nicht mehr in Raſtatt und nicht mehr in Regensburg; was dort geſchah, bot nur darum ein Intereſſe, weil es die Lage Deutſchlands veranſchaulichte. Dieſer Hader und Zank zwiſchen Oeſterreich und den Andern, dieſe Niedrigkeit der Ziele und Mittel ohne irgend einen höheren ſittlichen Aufſchwung auf beiden Seiten, dies Hin- und Herzerren zwiſchen dem ruſſiſchen und franzöſiſchen Interventionsgelüſte ließ ungefähr erwarten, mit welcher Eintracht und Kraft Deutſchland in den Kampf eintreten, mit welchem Erfolge es aus ihm hervorgehen werde!

Der Krieg hatte indeſſen begonnen; während man in Raſtatt und Regensburg verhandelte, hatten die Oeſterreicher den Inn, die Franzoſen den Rhein überſchritten. Bei Kehl und Baſel ging die franzöſiſche Hauptmacht über den Strom, am Mittelrhein überraſchte ein kleinerer Heerhaufe Mannheim und ließ die Stadt durch Einquartirungen und Requiſitionen alle Laſten des Krieges bereits voraus empfinden. Während die Franzoſen auch jetzt noch die Taktik einhielten, in ihren öffentlichen Aufrufen nur von nothwendigen Maßregeln der Vertheidigung zu ſprechen und das Vorrücken der Oeſterreicher und Ruſſen als die einzige Urſache ihrer kriegeriſchen Schritte zu bezeichnen, ſprach ſich der Erzherzog Karl in einem Tagesbefehle, den er am 4. März erließ, aufrichtiger aus. In gedrängten, markigen Zügen waren darin alle die Beſchwerden zuſammengefaßt, die Deutſchland gegen die Franzoſen erheben konnte, und ihr Uebermuth, ihre Gewaltthätigkeit ohne Rückhalt gezeichnet; nach dieſem Manifeſte ſchien es unmöglich, noch an den Frieden zu glauben. In dem Augenblicke, wo der Erzherzog ſo ſprach, hatte er den Lech überſchritten und näherte ſich der Donau, wohin auch Jourdan vom Oberrhein her ſeinen Marſch lenkte. Aller Vorausſicht nach war Oberſchwaben das Feld, wo es bald zum Zuſammenſtoß beider Heere kommen mußte. Nach der Donau, dem Lech, der Iſar und dem Inn wies auch der franzöſiſche Kriegsplan die Streitkräfte hin, die jetzt den obern Rhein überſchritten; ihnen zur Rechten ſollte das Heer in der Schweiz nach den rhätiſchen Bergen vordringen, Bregenz und Chur nehmen und von da ſich in den Beſitz von Tirol ſetzen.

An dieser letzten Stelle ward der große Krieg des Jahres 1799 eröffnet: in den Gebirgspässen, die der Rhein in seinem frühesten Laufe durchströmt, in Graubündten und Vorarlberg, das die Oesterreicher seit Spätjahr 1798 mit ungefähr 26,000 Mann besetzt hielten. Von Bregenz über Feldkirch, nach dem Lucienſteig und über Mayenfeld bis Chur und Reichenau dehnte ſich die öſterreichiſche Poſtenkette aus; ein weitläufiger Truppencordon bewachte die wichtigſten Gränzpäſſe Graubündtens. Der Führer der Kaiſerlichen war Hotze, ein geborner Schweizer, der ſich durch Talent und Tüchtigkeit vom württembergiſchen Cornet zum ruſſiſchen Major und öſterreichiſchen Feldmarſchallieutenant emporgeſchwungen; er hatte unter Katharina II. gegen Türken und Polen mit Auszeichnung gefochten und dann in kaiſerlichen Dienſten mit gleichem Verdienſt die Feldzüge ſeit 1792 mitgemacht. Durch und durch ein Altſchweizer, der Revolution gründlich abhold und darum 1798 mit Eifer, wenn auch ohne Erfolg, bemüht, das Zuſammenbrechen der alten Eidgenoſſenſchaft zu hindern, war er von Thugut zuletzt gebraucht worden, die öſterreichiſchen Beziehungen in der Schweiz und Bündten wieder anzuknüpfen.*) Seiner Armee ſtanden 30,000 Franzoſen unter Maſſena gegenüber, ſchlagfertig und kampfbereit, bevor noch die Kaiſerlichen den erſten Stoß erwarteten. Am 6. März ſchritten die Franzoſen zum Angriff, zunächſt gegen das kleine, in viele ſchwache Aufſtellungen vertheilte Corps von etwa 6000 Mann, das unter Auffenberg die bündtner Poſtenkette beſetzt hielt. Franzöſiſche Truppenabtheilungen überſtiegen unbemerkt die ſteilen Alpenpfade und ſchnitten die kaiſerlichen Poſten bei Reichenau und im bündtner Oberlande ab. In denſelben Stunden ward um den Rheinübergang gefochten; nach einem fruchtloſen Verſuche bei Fläſch gelang es den Franzoſen, bei Azmoos eine Brücke zu ſchlagen, dem Lucienſteig in den Rücken zu kommen und in hartnäckigem Kampfe die Schanze ſelbſt zu nehmen. Vergebens ſuchte ſich Auffenberg am andern Tage bei Chur zu ſtellen; an Zahl dem Feinde nicht mehr gewachſen, von Poſten zu Poſten gedrängt, wurde das ſtark

*) S. Johann Konrad Hotz, ſpäter Friedrich Freiherr von Hotze, k. k. Feldmarſchallieutenant. Von dem Verfaſſer der „kriegeriſchen Ereigniſſe in Italien.“ Zürich 1853.

zuſammengeſchmolzene Corps zerſtreut und über die rhätiſchen Alpenpäſſe nach dem Engadin hin verſprengt. So war der erſte Schlag, den die Franzoſen führten, entſchieden glücklich; die Oeſterreicher waren aus Graubündten verdrängt, die Stellung im obern Rheinthal verloren. Nur Feldkirch hatte Hotze gegen einen überlegenen franzöſiſchen Angriff behauptet.

Das öſtlichſte rhätiſche Alpenthal, das in einer Höhe von fünf- bis ſechstauſend Fuß gelegene Engadin, das, vom jugendlichen Inn durchſtrömt, den Uebergang von Chiavenna nach Tirol hin bildet, wurde von einzelnen Colonnen des kaiſerlichen Truppencorps beſetzt, das, gegen 50,000 M. ſtark, unter Bellegarde's Oberbefehl Tirol zu decken beſtimmt war. Dieſe Kräfte hätten ausgereicht, das ſchwer zugängliche Land zu ſchützen, aber auch hier war der Anfang des Kampfes noch nicht erwartet, die Aufſtellungen ſchwach und zerſplittert. Zwei der ausgezeichnetſten franzöſiſchen Taktiker, Lecourbe und Deſſoles, deren Virtuoſität gerade der Gebirgskrieg war, führten dagegen die Franzoſen zum Angriff. Am 7. März war Lecourbe von Bellinzona aufgebrochen, überſtieg den ſchneebedeckten Rücken des Bernhardin und ging, dem Laufe des Hinterrheins folgend, auf Thuſis vor. In zwei Colonnen getheilt, drang er dann ins Engadin; die eine war der Albula entgegen über den gleichbenannten Paß nach Ponte, die andere über den Julier nach Silvaplana vorgegangen und ſchob die überraſchten Poſten der Oeſterreicher entweder zurück, oder ſchnitt ſie ab (10. März). Jetzt kam von der tiroler Gränze her Laudon mit einigen friſchen Bataillonen und drang bis zu den Höhen des Albula vor, aber es gelang Lecourbe, über die Saumpfade des Scaletta- und Fluelapaſſes, die den Uebergang vom Davos nach dem Engadin bilden, einen Theil ſeiner Truppen zu entſenden und die Kaiſerlichen dadurch im Rücken zu bedrohen. Raſch zog ſich Laudon längs des Inn nach der tiroler Gränze zurück, nicht ohne einen Theil ſeiner Truppen auf dem übereilten Rückzuge einzubüßen (13. März). Lecourbe folgte ihm bis zu der Thalenge, die, durch den Inn faſt ausgefüllt, den Paß von Graubündten nach Tirol bildet, bis nach Martinsbruck; aber ſeine ſtürmiſchen Verſuche, hier durchzubrechen, am 14. März begonnen, drei Tage ſpäter wiederholt, wollten nicht glücken, er mußte mit anſehnlichem Verluſte nach dem Engadin zurück.

Indessen war Desoles aus dem Veltlin (17. März) über das Wormser Joch gegangen, hatte die österreichischen Posten dort aufgehoben und rückte nach dem Münsterthale herab. Die Oesterreicher zogen sich nach Tauffers auf tiroler Boden zurück; der Zugang dahin in dem ziemlich engen Thale war gut verschanzt, mit einer hinlänglichen Truppenzahl und sechszehn Geschützen besetzt. Mehrere Tage stand man sich beobachtend gegenüber; in der Nacht zum 25. März überraschte Desoles die Oesterreicher mit einem plötzlichen Angriff, indeß ein Theil seiner Truppen durch das fast wasserlose Bett der Rambach vorrückte, die Schanzen zu umgehen. Wie der Feind im Rücken in die Schanzen eindrang, geriethen die Kaiserlichen in volle Verwirrung; fast das ganze Corps von fünf- bis sechstausend Mann ward gefangen, nur wenige Hunderte entkamen mit Mühe und Noth über die Berge. Desoles ging bis ins Vintschgau vor.

Am gleichen Tage waren bei Nauders die kaiserlichen Waffen nicht glücklicher gewesen. Lecourbe hatte dort, nachdem ihm seine Angriffe auf Martinsbruck mißlungen, einen Theil seiner Truppen über die Gebirgsrücken gehen lassen, die am rechten Ufer des Inn die Gränzscheide zwischen dem Engadin und Tirol bilden. So gelang es ihm, die österreichischen Bataillone bei Nauders zu überraschen, nach Finstermünz zurückzuwerfen und eine Abtheilung bei Martinsbruck vollkommen abzuschneiden. Die Straße am Inn und das Etschthal von Landeck bis Schlanders war den Franzosen also geöffnet. Durch die Mittelmäßigkeit einzelner Führer der Oesterreicher, durch ihre schlechten Aufstellungen, die es überall zuließen, sie zu überraschen und abzuschneiden, war es der Raschheit und Energie der Franzosen gelungen, mit mäßigen Kräften binnen wenig Wochen eine Reihe glänzender Erfolge zu erkämpfen, sich den Zugang zum westlichen Tirol zu öffnen und an Gefangenen und Trophäen eine reiche Ausbeute zu gewinnen.

Nur an einer Stelle hatten sich die Oesterreicher die Gunst ihrer Stellung nicht entringen lassen, bei Feldkirch. Hotze hatte dort Jellachich zurückgelassen, als Massena am 23. März einen lebhaften Angriff auf den Punkt versuchte und theils in der Fronte, theils im Rücken die Kaiserlichen zu verdrängen strebte. Die Franzosen wurden aber völlig zurückgeschlagen und man schätzte die Opfer, die ihnen das verfehlte Unternehmen kostete, auf 3000 M.

Das Seltsame bei allen diesen Kämpfen war, daß sie zum großen Theil begonnen hatten, bevor der Krieg erklärt war. Erst am 12. März erfolgte in Form einer Botschaft an die Nationalvertretung die wirkliche Kriegserklärung des Directoriums an den Kaiser, nachdem die Franzosen schon eine Woche zuvor den Kampf eröffnet und sich die Vortheile einer solchen Ueberraschung wohl zu Nutze gemacht hatten.

Auch auf dem deutschen Kriegsschauplatze waren von Jourdan die Feindseligkeiten angefangen worden, bevor der Krieg erklärt war; nur hatte sich der Erzherzog Karl besser für einen solchen Fall vorgesehen, als Auffenberg in Graubündten oder Bellegarde in Tirol. Zu Anfang März war, wie wir uns erinnern, Jourdan mit der „Donauarmee", die etwa 30,000 Mann Fußgänger und 8000 Reiter zählte, bei Straßburg und Basel über den Rhein gegangen; ein kleineres Corps unter Bernadotte hatte sich Mannheims bemächtigt und war gegen Heilbronn vorgegangen. Jourdan nahm seinen Weg über den Schwarzwald nach Oberschwaben; am 7. März war er zwischen Rotweil und Tuttlingen. Der Erzherzog, der mit 47,000 M. Fußvolk und gegen 24,000 Reitern am Lech stand, setzte sich nun ohne Säumen gegen den Feind in Bewegung. In dem Augenblicke, wo dieser sich Tuttlingen näherte, war der kaiserliche Feldherr bereits von Memmingen her im Anmarsche und seine leichten Reiter streiften (9. März) schon bis Osterach und Pfullendorf. Es war unverkennbar, der Erzherzog wollte seine Ueberlegenheit benutzen und den Feldzug durch einen energischen Schlag gegen Jourdan eröffnen. Der französische General verkannte wohl die Schwierigkeiten seiner Lage und das Unzulängliche seiner Kräfte nicht, aber Massena's Vorgehen in den rhätischen Alpen, das Drängen des Directoriums bewogen ihn, seine Bedenken schweigen zu lassen. Er ging vor, wenn auch ohne rechten Eifer; wenigstens gibt sich in seinen Bewegungen ein Zögern kund, aus dem die Abneigung gegen den ungünstigen Kampf herausspricht. In Paris hatte man von der kriegerischen Lage und von der Stärke des Gegners keine rechte Vorstellung. Denn in dem Augenblick, wo der Erzherzog mehr als 70,000 Mann bei Biberach unter sich vereinigte (18. 19. März), befahl das französische Kriegsministerium raschen Angriff und vertröstete Jourdan auf die Unterstützung, die ihm die Armee in der

Schweiz leiſten werde.*) Als wenn die Colonnen, die bei Feldkirch, Finſtermünz, im Engadin und Etſchthale ſtanden, in die Bewegungen in Oberſchwaben irgendwie hätten unmittelbar eingreifen können! Jourdan rückte indeſſen zwiſchen der Donau und dem Bodenſee vor; die Linie, welche die Oſterach dort bildet, und das bewaldete hügelige Terrain, das von ihr durchſtrömt wird, ſchienen ihm der geeignetſte Ort, ſeine Truppen aufzuſtellen; ſumpfige Niederungen deckten dort ſeine Flügel. Am 20. März beſetzten die Franzoſen dieſe Stellungen; ſie wußten nicht, daß die Kaiſerlichen ſchon ganz nahe ſtanden und der Erzherzog bereits ſeine Anſtalten zum Angriff traf. Am Morgen des 21. rückten die Oeſterreicher vor; ihre Hauptſtärke wandte ſich gegen die Stellung an der Oſterach, deren zugänglichſter Theil das Dorf gleichen Namens war. Hier ſpielte auch am lebhafteſten der am frühen Morgen begonnene Kampf. Es gelang den Oeſterreichern, bei Oſterach den Bach zu überſchreiten und die gegenüberliegenden Höhen zu erſtürmen. Die Franzoſen erlagen nach hartnäckigem Widerſtande der Wucht des Angriffes und gingen, mäßig verfolgt, in die Stellung von Engen, Singen und Tuttlingen zurück. Die Kaiſerlichen folgten ihnen langſam nach; am 24. ſtieß ihre Vorhut bei Stockach mit dem Feinde zuſammen. Der Erzherzog ſagt ſelber in ſeinem berühmten Werke über den Feldzug von 1799, daß ihm der Erfolg bei Oſterach nicht genügt und er ſich darum entſchloſſen habe, wo möglich eine entſcheidende Schlacht herbeizuführen, jedoch nichts zu unternehmen, was ihm nicht einen wahrſcheinlichen Sieg verbürgte. Zum Angriff geneigt und doch von der ſcheuen Bedächtigkeit geleitet, die dem Erzherzoge eigen war, wollte er am 25. März nur eine allgemeine Recognoscirung vornehmen; der Feind ließ ihm aber keine Wahl, ſondern drängte ihn zur Schlacht.

Jourdan hatte ſich wohl von der Ueberlegenheit ſeines Gegners überzeugt, allein er gab ſich der Hoffnung hin, durch eine raſche und unerwartete Bewegung ihm doch den Sieg abgewinnen zu können. Er vereinigte ſeine Truppen, um am 25. einen Angriff auf Liptingen und Stockach zu unternehmen und die Kaiſerlichen aus ihren Stellungen herauszuwerfen. Die letzteren waren

*) S. Clauſewitz a. a. O. S. 116.

eben beſchäftigt, ihre Recognoscirung zu beginnen, als ihre Hauptcolonne auf der Straße von Engen mit den Franzoſen zuſammentraf; anfangs zurückgedrängt, erneuerten ſie ihren Angriff mit beſſerem Erfolge und ſchlugen den Feind gegen Stockach zurück. Der Erzherzog ließ ſeine vorgeſchobenen Abtheilungen um Stockach, beſonders auf dem Nellenberge, gute Stellungen einnehmen, welche gegen die lebhaft fortgeſetzten Angriffe des Feindes den Reſt des Tages behauptet wurden, und eilte dann ſelber auf den rechten Flügel der Armee, der bei Liptingen in ein ungünſtiges Gefecht verwickelt war. Ein ungeſtümer Angriff der Franzoſen, unter St. Cyr, Hautpoult und Soult, hatte dort die Kaiſerlichen in Verwirrung gebracht; ihr Führer, Graf Merveldt, verſuchte vergeblich das Gefecht herzuſtellen, die Oeſterreicher wurden bis in die Waldungen gegen Stockach hin zurückgedrängt. Schon hielt Jourdan den Sieg für gewonnen; er ſandte einen Theil der Truppen, die bei Liptingen gefochten, gegen Möskirch und Pfullendorf, um dem geſchlagenen Gegner den Rückzug zu verlegen. Noch ſtanden aber in der Nähe unangetaſtete kaiſerliche Bataillone, unter deren Schutz die Flüchtigen ſich wieder ſammelten. In dem grauen Walde, nördlich von Stockach, und auf der nahgelegenen Straße nach Liptingen entſpann ſich nun das entſcheidende Gefecht des Tages. Der Kampf war eben in vollem Gange, als der Erzherzog eintraf und den ſchwankenden Reihen der Oeſterreicher ihre feſte Haltung wiedergab. Zwar unterhielten die Franzoſen von der Straße her ein mörderiſches Geſchützfeuer; die Kaiſerlichen erlitten beträchtlichen Verluſt und zwei ihrer höchſten Officiere, ein Fürſt von Fürſtenberg und ein Prinz von Anhalt-Bernburg, fielen dort an der Spitze ihrer Truppen; aber es gelang dem Erzherzog, nachdem der blutige Kampf mehrere Stunden lang ohne Entſcheidung gedauert, noch einige friſche Grenadierbataillone und zwölf Schwadronen Reiterei heranzuführen, zur Ablöſung ſeiner ermatteten und ſtark gelichteten Reihen. Dieſer letzte Stoß brachte die Franzoſen zum Weichen; ſie traten ihren Rückzug auf Liptingen an. Der Erzherzog folgte ihnen nicht; zufrieden, den Sieg entſchieden zu haben — ſo lauten ſeine eigenen Worte — wagte er nicht, in die Ebene hervorzubrechen. Beide Theile beſchränkten ſich auf eine Kanonade, welche bis in die Nacht fortdauerte.

So war der Sieg den deutschen Waffen geblieben, ungeachtet der Zersplitterung der kaiserlichen Streitkräfte, die es dem Feinde eine Zeitlang möglich machte, mit seiner geringeren Zahl, die aber am rechten Ort vereinigt war, die Entscheidung des Tages zweifelhaft zu machen. Doch war es ein Sieg ohne besondere Trophäen und die Franzosen traten nur langsam und wenig verfolgt ihren Rückzug nach dem Schwarzwalde an. Der Erzherzog wollte sich, wie er selber erklärt, nicht zu weit von der Schweiz, „dem wesentlichsten Object" für beide Theile, entfernen und drängte darum nicht allzu lebhaft auf den rückziehenden Feind; aber auch diese Zurückhaltung schien dem Wiener Hofkriegsrath noch nicht genug und der Prinz erntete dessen unverhohlene Mißbilligung, daß er so weit vorgegangen sei und Tirol, den „Schlüssel des Kriegsschauplatzes", preisgegeben habe. Ein körperliches Leiden, das den Erzherzog heimsuchte, trug mit dazu bei, die raschere Benutzung des Sieges zu lähmen. Gleichwol war durch die beiden Treffen von Osterach und Stockach der Rückzug der Franzosen unvermeidlich geworden; sie senkten sich über die Schwarzwaldpässe ins Rheinthal und zogen dann auf's linke Ufer des Stromes; auch Bernadotte, der am Neckar stand, ging über den Rhein zurück. Außer den Besatzungen in Mannheim, Heidelberg, Kehl und einigen vorgeschobenen Posten, war zu Anfang April keine französische Truppe mehr auf dem rechten Rheinufer. Jourdan selbst war nach Paris gegangen, um nicht mehr zu dem Oberbefehl zurückzukehren; das Commando über sämmtliche Truppen am obern Rhein und in der Schweiz ward bald nachher in Massena's Hand gelegt.

Mit gutem Erfolge war indessen auch in Italien der Kampf eröffnet worden. Dort stand eine Heeresmacht von mehr als 80,000 Mann Oesterreichern unter dem Commando Kray's, dem vor Melas' und Suworoffs Ankunft einstweilen die Leitung überlassen war. Nicht die Gunst des Hofkriegsraths, sondern sein hervorragendes Talent hatte diesen tapfern Walachen an diese Stelle gebracht. Zum Soldaten geboren, im Kriegshandwerk aufgewachsen, durchaus brav und entschlossen, kein gelehrter Officier, sondern ein kühner, unermüdeter Naturalist, stark in dem Vertrauen und der Zuneigung des gemeinen Mannes, aber ungeübt in den Künsten des militärischen Höflings war Kray dem Feinde in jeder

Hinsicht überlegen. Es standen ihm fünfzig- bis sechzigtausend Franzosen gegenüber; statt des hochbegabten Joubert, der sich mit der Regierung entzweit, führte Scherer den Oberbefehl, ein Soldat ohne hervorragendes Talent, als Kriegsminister nicht beliebt, durch die Sorglosigkeit und die Verschleuderungen seiner Administration vielmehr im übelsten Ruf und durch sein haltloses, schwächliches Wesen am wenigsten dazu angethan, einer Armee zu imponiren, die Feldherren wie Joubert, Moreau oder Bonaparte gewohnt war. Doch entschloß sich Scherer die Kaiserlichen anzugreifen, bevor ihre Verstärkungen eintrafen. Am 26. März kam es zu einer Reihe von blutigen Gefechten an der Etsch, bei Pastrengo, Santa Lucia und Legnago, die den kämpfenden Parteien zehntausend Mann kosteten, aber nach keiner Seite hin eine bestimmte Entscheidung gaben. Es trat dann eine Pause von mehreren Tagen ein, da man sich im französischen Hauptquartiere über einen neuen Angriff nicht zu einigen vermochte. Ein Versuch, am linken Ufer der Etsch die Oesterreicher anzugreifen, ward (30. März) nicht weit von Verona mit beträchtlichem Verlust zurückgewiesen. Der rührige und rasche Kray wollte seine Verstärkungen nicht abwarten, sondern hielt sich für stark genug, dem Feinde einen entscheidenden Erfolg abzuringen; er entschloß sich zum Angriff. Am 5. April schlug man sich hartnäckig und blutig südlich von Verona; die lange schwankende Entscheidung des Tages, die Schlacht von Magnano genannt, fiel zu Gunsten der Oesterreicher. Viertausend Gefangene und achtzehn Geschütze waren die Trophäen des Sieges, der die Franzosen zum Rückzuge über Mincio und Adda zwang. Schon fing es an in der italienischen Bevölkerung unruhig zu werden, und die antifranzösischen Stimmungen, mit denen auch Bonaparte 1796 — 97 zu kämpfen hatte, traten in neuer Stärke zu Tag. Die Truppen waren herabgestimmt, Scherer selbst verließ die Armee und legte das Commando in Moreau's Hände.

Es war das der Augenblick, wo die Verbündeten erst in voller Stärke ins Feld traten. Am 9. April traf der österreichische Oberfeldherr, Melas, ein, ein fast siebzigjähriger Veteran, der einst als Dauns Adjutant im siebenjährigen Kriege seine ersten Lorbeeren errungen, ein tapferer Soldat und auch kein ungeschickter General, aber alt und kränkelnd; wie es schien, war er dem raschen und verwegenen

Suworoff als Dämpfer an die Seite gestellt. Der Hofkriegsrath hatte ihm — bezeichnend für das System — erlaubt, in langsamen Etappen seine Reise zu der Armee anzutreten, die er zum Siege führen sollte. Aber fünf Tage nach ihm langte auch, siebzehntausend Mann stark, das erste russische Hülfsheer an, und mit ihm Suworoff, ein Feldherr, dessen Natur und Art erwarten ließ, daß Italien bald der Schauplatz entscheidender Kriegsthaten sein würde.

So hatte der Monat März in Italien, der östlichen Schweiz, in Tirol und Oberschwaben blutig begonnen; die Summe des Verlustes, der am Lucienſteig, bei Feldkirch, bei Osterach und Stockach, bei St. Lucia, Pastrengo, Legnago und Magnano in dem kurzen Zeitraum von vier Wochen erlitten worden, kam den Opfern großer Schlachten gleich, und noch immer saßen französische Unterhändler zu Rastatt, um über den Frieden zu verhandeln! Wohl war der Krieg zunächst nur dem Kaiser erklärt, aber wie ließ sich ohne Widersinn auf die Dauer eine Neutralität des Reiches denken, während dessen Oberhaupt im heftigsten Kampf begriffen war und der Lärm der fremden Waffen bereits den ganzen deutschen Süden erfüllte, ja bis unter die Mauern der Congreßstadt vordrang! Gleichwol erleben wir dort das bezeichnende Schauspiel, daß in demselben Augenblicke, wo deutsche Städte und Landschaften von französischen Heeren überfluthet, mit Requisitionen heimgesucht sind und der deutsche Boden zum blutigen Schlachtfelde wird, die Franzosen immer noch mit den Reichsständen über Frieden und Neutralität verhandeln und die Friedensdeputation zu Rastatt in unerschöpflicher Geduld fortfährt, Conferenzen zu halten und Noten zu wechseln. Wie die französischen Gesandten (1. März) den Uebergang über den Rhein offieiell ankündigten, hatte die Deputation darüber kein Wort der Beschwerde; vielmehr versicherte sie von Neuem ihr „lebhaftes Verlangen nach einem baldigen und dauerhaften Frieden" und bat in flehendem Tone den Reichstag, doch so bald wie möglich die französische Beschwerde wegen des russischen Truppenmarsches zu erledigen, damit „die so lange stockende Friedensverhandlung] wieder fortgesetzt werden könne." Der Kaiser versagte diesem Beschlusse natürlich seine Sanction. Lehr-

bach verließ den Congreß (11. März), aber die Friedensdeputation fuhr gleichwol in ihrer hoffnungslosen Arbeit fort. Indessen ward die Ortenau und der Breisgau mit Truppen überzogen, Mannheim besetzt, die Pfalz gebrandschatzt, Philippsburg blokirt und das deutsche Gebiet mit revolutionären Proclamationen überschwemmt. Bernadotte erließ damals einen Aufruf an die „Germanen", dem unter den jacobinischen Gascognaden dieser Zeit unzweifelhaft der Preis gebührt. Die „Germanen" waren darin zur Freiheit aufgerufen, die Sünden des Hauses Habsburg bis auf den ersten Rudolf zurückgeführt, der „sich als Knecht gegen Ottokar seinen Herrn empört," und alle Feindseligkeiten der französischen Waffen als „rein defensive" Maßregeln bezeichnet, über die man sich durch den gehässigen Macchiavellismus Oesterreichs nicht solle täuschen lassen! So geschmacklos das Product war, die Kapuzinade gegen Oesterreich war auf die Stimmungen doch gut berechnet. Denn zwischen Kaiser und Reich war eben jetzt eine vollständige Scheidung eingetreten. Der Erzherzog läßt den französischen Geschäftsträger Bacher aus Regensburg entfernen, die Friedensdeputation schleppt sich immer noch mit der Antwort auf die Note herum, welche Frankreich wegen des russischen Truppenmarsches eingereicht hatte. Der kaiserliche Bevollmächtigte erklärt seinen Antheil an den Unterhandlungen für beendigt und gibt eine französische Note, die ihm übergeben wird, unerbrochen zurück; die Friedensdeputation läßt sich von den französischen Gesandten die unwürdige Versicherung gefallen, die Generale hätten Befehl, die friedliebenden Fürsten möglichst zu schonen und die Last des Krieges hauptsächlich auf Oesterreich und seine Anhänger zu wälzen. In Regensburg stehen die Parteien sich ähnlich gegenüber wie in Rastatt. Die französische Clientel, durch ihre Separatverträge mit der Republik verknüpft, durch ansehnliche Entschädigungszusagen gewonnen und nur ungern auf diese Hoffnung verzichtend, drang auf Beseitigung der französischen Beschwerden, auf Sistirung des Truppenmarsches der Russen, auf Wiederanknüpfung der Friedensverhandlungen. Dahin gehörten die meisten süd- und westdeutschen Reichsstände. Ihnen gegenüber stand eine andere Gruppe, hauptsächlich aus geistlichen Ständen gebildet, die, in den vorausgegangenen Verträgen bereits geschmälert oder ganz zur Einschmelzung bestimmt, ihre einzige Hoffnung auf den

Krieg und die russische Intervention setzte und mit Ungeduld dem völligen Bruch entgegensah. In einer abgesonderten Stellung hielt sich die dritte Partei Derer, die unter dem Schirm des Baseler Friedens und der Macht, die ihn abgeschlossen, standen und sowol gegen den Ausgang der Rastatter Verhandlung als gegen den Anmarsch der Russen eine Gleichgültigkeit an den Tag legten, nach der es schien, als seien sie nur noch Zuschauer, nicht mehr Theilnehmer der Geschicke des Reiches. Preußen und die Staaten der Demarcationslinie zählten dazu.

Den Zweck ihres Verweilens zu Rastatt, die Trennung des Reiches vom Kaiser, sicherer zu erreichen, griffen die Franzosen jetzt zu einem Mittel, das in den Annalen völkerrechtlicher Verhandlung unerhört war. Sie veröffentlichten die geheimen Bedingungen von Campo Formio und den Vertrag vom 1. December 1798, worin Oesterreich das deutsche Reich und dessen Festungen an die Franzosen überliefert hatte. Die Treulosigkeit der Thugut'schen Politik in grelles Licht zu stellen und dem Mißtrauen gegen Oesterreich die reichste Nahrung zu geben, war das allerdings der kürzeste Weg; nur schienen die Franzosen zu vergessen, daß sie selber in diesem traurigen Spiel von Perfidie und Intrigue wenigstens die Rolle der Mitschuldigen hatten. Das Mittel aber, das sie wählten, war ungemein zweischneidiger Natur und Thugut unzweifelhaft der rechte Mann, die Enthüllungen der jacobinischen Gewalthaber rücksichtslos und blutig zu vergelten.

Seit Mitte April streiften die österreichischen Vorposten schon bis vor die Thore der Stadt; ein französischer Courier ward von ihnen arretirt, mehrere Gesandte, wie Graf Stadion, Albini und andere, auf ihren Gängen vor die Stadt von den Patrouillen angehalten, die Papiere, womit sie sich legitimiren wollten, ins Hauptquartier nach Gernsbach geschickt. Auch die gläubigsten Friedensmänner gaben jetzt die Hoffnung einer gütlichen Schlichtung preis; aus ihren Correspondenzen spricht eine fieberhafte Unruhe, die ihnen zur Abwicklung von Geschäften weder Muße noch Stimmung ließ. Die Meisten waren nun entschlossen, einen Congreß zu verlassen, den das Reichsoberhaupt nicht mehr anerkannte, der schon rings vom Getöse der Waffen umgeben war, und wo höchstens noch strafbare Intriguen eingefädelt, aber keine Verhandlung mehr gepflogen werden konnte. Nach den letzten Vorgängen

war nicht einmal die persönliche Sicherheit zu garantiren, am wenigsten für die Franzosen, die in den Augen der Kaiserlichen allenfalls als Agenten und Spione, aber nicht mehr als diplomatische Repräsentanten gelten konnten. Auf die Beschwerde über die Belästigungen einzelner Gesandten und die Anfrage, wessen man sich zu versehen habe (20. April), gab der Commandant der österreichischen Vorposten, Oberst Barbaczy, erst mündliche Erklärungen, die erträglich lauteten; dann erfolgte aber von ihm der schriftliche Bescheid: er könne für die Sicherheit des diplomatischen Corps keine Beruhigung geben. Rastatt werde nicht mehr als Congreßort betrachtet, „müsse sich vielmehr wie jeder andere Ort den Gesetzen des Krieges fügen." Jetzt verzweifelte auch die Friedensdeputation und gab die Erklärung ab (23. April), daß sie unter diesen Umständen „vor der Hand nicht vermöge, die Verhandlungen fortzusetzen." Die französischen Gesandten erließen zwei Tage später einen Protest gegen das Verfahren des österreichischen Obersten und erklärten, binnen drei Tagen nach Straßburg abreisen zu wollen, um dort die Wiederaufnahme der Verhandlungen zu erwarten. Am nämlichen Tage noch ward ein französischer Courier, den die Gesandten abgeschickt, angehalten und ihm seine Papiere abgenommen. Albini und die preußische Gesandtschaft legten sich ins Mittel und verlangten die Freilassung des Boten und die Herausgabe seiner Papiere; sie erhielten aber von Barbaczy nichts, als den ausweichenden Bescheid, er müsse den Fall der höheren Militärbehörde anzeigen und sei für jetzt außer Stande, dem Wunsche Folge zu geben. Aus dem Benehmen des kaiserlichen Obersten ließ sich wenig Gutes herausdeuten. Um ihrem Verlangen mehr Nachdruck zu geben, schickten die Gesandtschaften (26. April) den badischen Minister von Edelsheim und den preußischen Legationsrath von Bernstorff nach Gernsbach, erhielten aber keine bessere Antwort. Vielmehr benahm sich Barbaczy barsch und unhöflich; gegen den preußischen Legationsrath, der lebhaft in ihn drang, fuhr er heftig heraus: Mit Ihnen habe ich mich nicht einzulassen, ich will mit Ihnen nicht reden.*)

Die französischen Gesandten machten sich reisefertig; ihre Hoffnung war, durch Albini's Vermittlung sicheres Geleit durch

*) Nach den früher angeführten handschr. Berichten.

die österreichischen Vorposten zu erlangen. In der Erwartung dessen verschoben sie ihre Abreise, die am Morgen des 28. stattfinden sollte, noch auf den Abend; Albini, der ihnen Pässe gab, erhielt aber wegen des Geleites auf wiederholte Gesuche keine Antwort von Gernsbach. Erst am Abend zwischen 7 und 8 Uhr kam ein kaiserlicher Husarenofficier mit der Erwiederung Barbaczy's und der frivolen Entschuldigung, der Oberst habe vieler Geschäfte wegen nicht früher antworten können. Die Erwiederung bestand in einem lakonischen Billet an die französischen Gesandten, wonach es mit der militärischen Bestimmung unvereinbar sei, „Bürger der französischen Republik im Bezirk der k. k. Armee zu dulden, die französischen Minister daher binnen 24 Stunden diesen Bezirk zu verlassen hätten." Mündlich fügte der Ueberbringer hinzu, die Gesandten könnten binnen der nächsten 24 Stunden mit Sicherheit reisen.

Nun säumten diese keinen Augenblick mehr mit den Anstalten zur Abreise; eine halbe Stunde nach Empfang des Schreibens Barbaczy's standen ihre Wagen bespannt. Mittlerweile war aber ein neuer Zwischenfall eingetreten, der wieder verzögernd einwirkte. Es war eine Abtheilung Szekler Husaren in der Stadt angekommen und besetzte die Thore, um, wie ihre Ordre lautete, Niemanden, der zum Congreß gehöre, heraus oder hinein zu lassen. Selbst dem markgräflichen Stadtcommandanten, Major von Harrant, wurde der Ausgang aus der Stadt verweigert; eine diplomatische Person vom Congreß erhielt von dem commandirenden Officier, einem Rittmeister Burkard, in brutalem Ton einen ähnlich abweisenden Bescheid. Jetzt kam die französische Gesandtschaft, der man eben noch befohlen binnen 24 Stunden abzureisen; auch ihr wurde der Durchgang durch das Thor verweigert! Es bedurfte erst neuer Verhandlungen, bis dies angebliche Mißverständniß gelöst und den Gesandten endlich, zwischen 9 und 10 Uhr, das Thor geöffnet ward. Die wiederholte Bitte um eine Escorte, im Namen mehrerer deutschen Gesandten durch den badischen Stadtcommandanten an den Rittmeister überbracht, ward abgelehnt, übrigens die Versicherung hinzugefügt, die französischen Unterhändler könnten ungestört reisen.

So setzte sich der Zug, im Ganzen acht Wagen, von markgräflichen Pferden und Kutschern geführt, in Bewegung; da es

ſtockfinſter geworden, wurde eine Fackel vorangetragen. Kaum waren die Wagen einige hundert Schritte von der Stadt entfernt, als eine Abtheilung Szekler Huſaren an den erſten Wagen, in dem Jean Debry ſaß, heranſprengte und den Kutſcher fragte, wen er führe. Auf die Erwiederung, es ſei Jean Debry, wurde der Schlag von den Reitern aufgeriſſen und der franzöſiſche Geſandte mit Säbelhieben zu Boden geſtreckt. Raſch waren auch die übrigen Wagen von einem Huſarenſchwarm umringt. „Bonnier, ſteig' heraus," hörte man an einem hintern Wagen rufen, auch Roberjot war in demſelben Augenblick ſchon von der Mordbande umgeben. Die Huſaren fragten nur nach den Geſandten, die Frauen, die Diener, die Kutſcher blieben unverletzt. Die Geſandten aus dem Wagen reißen und mit Säbelhieben zu Boden ſtrecken, ſo daß, wie der ärztliche Bericht ſagt, „ihre Kleidungsſtücke in Blut getaucht ſchienen," war das Werk weniger Minuten. Auf den Mord folgte die Plünderung, von der auch die Frauen und das Gefolge der Unglücklichen nicht verſchont blieben. Dem einzigen Jean Debry war es gelungen, indem er nach den erſten Schlägen ſich todt ſtellte, den gefährlichſten Hieben zu entgehen und erſt in einem nahgelegenen Graben, dann auf einem Baume Schutz zu finden; die Mörder ſuchten eifrig nach ihm, fanden ihn aber nicht. Bonnier und Roberjot lagen, durch eine Menge tödtlicher Wunden getroffen, am Boden.

Schon kurze Zeit nach der Abfahrt der drei Geſandten waren dumpfe Gerüchte von einer Störung ihrer Reiſe nach der Stadt gedrungen, wo die meiſten Diplomaten in einem Geſellſchaftslocale verſammelt waren; dorthin brachte der Vertreter der liguriſchen Republik, der mit den Ermordeten gereiſt war und von dem Orte des Verbrechens nach Raſtatt zurückeilte, die erſte gewiſſe Kunde von dem Anfall, kurz nachher kam die betäubende Nachricht von der blutigen That. Der Eindruck dieſer Botſchaft war unbeſchreiblich, zumal da im erſten Augenblicke ſchon bei allen Anweſenden eine Ahnung auftauchte, daß es kein gewöhnlicher Mord ſei, der hier verübt worden. Das unwürdige Benehmen des kaiſerlichen Rittmeiſters, der die Huſaren in Raſtatt commandirte, mußte vielmehr den entſetzlichen Verdacht unterſtützen, daß hier kein Mißverſtändniß, ſondern eine wohlvorbereitete That begangen worden ſei. Erſt koſtete es geraume Zeit, bis die Geſandten, Männer

wie Görtz und Dohm an der Spitze, von dem Rittmeister nur vorgelassen wurden und er sich dazu herbeiließ — einen Officier und zwei Husaren nach dem Orte der Blutthat zu senden. Dann begegnete er den eindringlichen Vorstellungen der versammelten Diplomatie mit der kahlen Ausflucht, „bei Nacht könne dergleichen leicht geschehen, die Ermordeten hätten eben nicht bei Nacht reisen sollen." Wie man lebhafter in ihn drang, antwortete er barsch und brutal, wie früher sein Chef Barbaczy. Mit Mühe gelang es, ihn zu vermögen, daß er noch ein halbes Dutzend Husaren und einige badische Soldaten mit dem Major Harrant hinausreiten ließ; den Mord konnte dieser zwar nicht mehr, aber doch weitere Plünderung verhüten. Am anderen Tage wurde Jean Debry mit den Frauen und dem Gesandtschaftspersonal über den Rhein gebracht; das diplomatische Corps und Major Harrant verwandten sich eifrig für ihre sichere Abreise; sie stießen auch jetzt noch bei dem kaiserlichen Militär auf kleinliche Schwierigkeiten, obwol Barbaczy selbst, freilich viel zu spät, um sich von einem furchtbaren Verdacht zu reinigen, jetzt in nachdrücklichen Worten seinen „Schmerz" über die blutige That aussprach. Die noch anwesenden Gesandten säumten nun nicht länger, einen Congreßort zu verlassen, der durch eine so beispiellose Gewaltthat entweiht war.*)

Die tragische Katastrophe, womit der Congreß von Rastatt schloß, hat ihn denkwürdiger gemacht, als seine unfruchtbaren Verhandlungen. Jetzt wie damals drängt sich bei der Betrachtung dieser Vorgänge die natürliche Frage nach den Zwecken, den Urhebern, den Beweggründen der entsetzlichen That auf. Zwar können wir heute so wenig wie zu jener Zeit eine erschöpfende Antwort darauf geben, allein wir wissen doch zuverlässige Thatsachen genug, um auch über den dunkelsten Theil dieser schmachvollen Episode Vermuthungen von größter Wahrscheinlichkeit aufstellen zu können. Schon die schlichte Darlegung des Thatsächlichen zeigt, daß von

*) Die Quellen zu der vorliegenden Darstellung, in welche nichts aufgenommen ist, was sich nicht auf Actenstücke stützt oder durch gerichtliche Aussagen bestätigt wird, s. in Reuß Staatskanzlei 1799 Bd. II. IV — VIII. Auch in Posselts Ann. 1799. II. S. 84 ff. Häberlins Staatsarchiv IV. 258 ff. 507. VII. 113 ff. und der Schrift: „Authentischer Bericht von dem an der französischen Friedensgesandtschaft verübten Meuchelmord." 1799.

einem Zufall, von einem unglücklichen Mißverständniſſe hier nicht die Rede ſein kann. In der Haltung der kaiſerlichen Officiere, Barbaczy's und Burkards, tritt eine unverkennbare Illoyalität und Doppelzüngigkeit hervor; ſie drängen die Geſandten zur Abreiſe, halten ſie aber doch unter nichtigen Vorwänden bis in die Nacht auf und verweigern ihnen die billige Forderung ſicheren Geleites. Von Soldaten, die ihrem Commando untergeben ſind, wird dann der ſcheußliche Mord verübt, und als die Kunde davon in die Stadt bringt, zögern ſie mit leeren Ausflüchten, ſelbſt das Geringſte zu thun, was gefordert werden konnte, raſche Hülfe nach dem Orte der blutigen That zu ſenden. Die Soldaten, die man als die Mörder bezeichnet, gehen ungeſtraft umher, obwol Barbaczy und Burkard ſelbſt ohne Bedenken zugeben, daß kaiſerliche Huſaren und Niemand ſonſt den Mord verübt haben*). Der Mord galt aber nur den Geſandten, ſie wurden als die bezeichneten Opfer hervorgeſucht, ſie allein von den Streichen der Mörder getroffen. Drum wurde auch damals nur ſchüchtern der Verſuch gemacht, Soldatenraubluſt als Beweggrund vorzuſchieben; dem Oberſt Barbaczy ſelber iſt in ſeinem Briefe das bezeichnende Wort „unnatürliche Rachſucht" entſchlüpft.

Waren die letzten Urheber im Hauptquartier zu Gernsbach und unter den Officieren der kaiſerlichen Vorpoſten zu ſuchen, dann konnte nichts die öſterreichiſche Regierung abhalten, mit äußerſter Strenge die That zu unterſuchen und zu ſtrafen. Allein es deutet Alles darauf hin, daß auch die Barbaczy's, Burkards

*) Auch Harrant, der an den Ort kam, als ſie noch plünderten, hat ſie als ſolche erkannt, und es iſt im erſten Augenblick Niemandem eingefallen, das in Zweifel zu ziehen. Erſt allmälig hat man, natürlich mit Abſicht, das Gerücht zu verbreiten geſucht, es ſeien franzöſiſche Emigranten in öſterreichiſcher Huſarenuniform geweſen; eine Vermuthung, der alle Berichte und Ausſagen der unmittelbar Betheiligten entgegenſtehen. Es wäre höchſtens, wie Hormayr andeutet, denkbar, daß ſich Einzelne der Emigranten unter ſie gemiſcht; die große Menge (Harrant gibt ungefähr 50 an) waren Huſaren von dem Regiment, das Barbaczy commandirte. Man hat einigen Nachdruck darauf gelegt, daß der Haufe die Geſandten franzöſiſch anredete; die Protokolle und Ausſagen beweiſen aber, daß ſich das auf einzelne gebrochene franzöſiſche Worte beſchränkte, wie denn auch Jean Debry (Narré fidèle du forfait etc. bei Reuß V. 298) ausdrücklich ſagt, man habe ihm nur „en mauvais français" zugerufen: „le ministre Jean Debry?"

und ihre Husaren nur die bestellten Werkzeuge gewesen sind. Die Haltung der österreichischen Regierung war die eines Mitwissers und Mitschuldigen, der die unparteiische Prüfung mit allen Mitteln zu hindern sucht. Erzherzog Karl war der Einzige, der seiner Entrüstung einen lauten und energischen Ausdruck lieh und mit der Loyalität, die dem Fürsten und Helden ziemte, zu Werke ging. Er ließ Barbaczy und Burkard verhaften und sofort eine genaue Untersuchung einleiten. Sie ward auf einen Befehl von Wien unter dem Vorwande, „eine blos militärische Untersuchung sei zu einseitig," rasch sistirt! An den Reichstag gelangte dann ein kaiserliches Hofdecret (Juni), das in viel verheißenden Worten eine gründliche Prüfung versprach, „um die ganze unparteiische Welt zu überzeugen, daß Kaiser und Reich nur von einerlei Empfindung zur Handhabung der strengsten Gerechtigkeit und Leistung der vollkommensten Genugthuung, nur von gleichem Abscheu gegen eine so ruchlose Schandthat durchdrungen seien." Es ist aber von dieser Untersuchung niemals das Geringste zu Tage gekommen, vielmehr haben die Männer, die man laut als die eigentlichen Urheber des Mordes bezeichnete, noch Jahre lang in hohen Würden und Ansehen im Rathe des Kaisers gesessen. Dagegen war man von Wien aus um so eifriger bemüht, die Thatsachen zu verwirren und dadurch die Beurtheilung zu fälschen. Die Vermuthung, daß es nicht kaiserliche Husaren gewesen, die den Mord begangen, ward geschäftig ausgebreitet, der Verdacht der Urheberschaft abgeschmackter Weise auf die französische Regierung gewälzt und z. B. unter Barbaczy's Namen ein erdichteter Bericht mit frecher Fälschung der notorischen Thatsachen in die Oeffentlichkeit gebracht. Zeitungen, welche den richtigen Sachverhalt mittheilten, wurden verfolgt und unterdrückt.

Dies unverkennbare Bestreben, eine Ergründung der Sache zu hindern, hat schon zu jener Zeit den Verdacht erweckt, daß die Urheber der That im Wiener Cabinet selber zu suchen seien. Die Franzosen sprachen natürlich zuerst diese Anklage aus, bald tauchte er auch in politischen Blättern jener Tage auf;*) später haben

*) Häberlins Archiv IV. 259. Daß das englische Ministerium die Triebfeder gewesen, obwol auch Lang davon redet, scheint uns nicht der Widerlegung zu bedürfen.

dann Zeitgenoſſen, die den Ereigniſſen nahe ſtanden, unverblümt Lehrbach als den Leiter des Mordplanes, Thugut als den Mitwiſſer genannt.*) Lehrbach, als Civilcommiſſär bei der Armee, hatte zunächſt die Mittel in der Hand, einen ſolchen Anſchlag vollziehen zu laſſen. Die Geſandten — ſo war namentlich in Frankreich die gültige Meinung — wurden ermordet, um zwiſchen dem revolutionären Frankreich und der Coalition den Bruch ewig und unverſöhnlich zu machen. Wie Danton einſt die Septembermordthaten organiſirt, um jede Umkehr und Verſöhnung abzuwenden, ſo ſollten Thugut und Lehrbach, die beide ihren Grundſätzen und Mitteln nach allerdings auf gleicher Höhe wie die jacobiniſchen Schreckensmänner ſtanden, zum Mord der Geſandten gegriffen haben, um alle Friedens- und Vermittelungsgedanken unter dem Eindruck dieſer entſetzlichen That zu begraben.

Es entſpricht dieſe Deutung dem Umſtande, daß die Huſaren vor Allem den Mord verübten, bevor ſie plünderten. Gleichwol ſtimmt Manches dafür, daß den unſichtbaren Leitern im Hintergrunde zunächſt ein anderes Ziel vor Augen ſtand. Außer den kleinen Plünderungen an Geld und Pretioſen, wie die Soldaten ſie verübten, ward vom Gepäck nur das mitgeſchleppt, was ſich von Papieren und Actenſtücken vorfand. Dieſe Papiere wurden in Verwahrung genommen und nach wiederholtem Verlangen zwar zurückgegeben, aber mit unzweifelhaften Spuren, daß ſie eröffnet und durchſucht worden waren.**) Daß die geheimſten Papiere nicht in den Reiſekoffern der Geſandten, ſondern anderwärts ſicher untergebracht waren, wußte man nicht.***) Es

*) Gagern I. 91. Lang I. 347 f. und Hormayr Lebensb. I. 156 f. ſtimmen darin zuſammen. Bemerkenswerth iſt, daß ſchon Jean Debry in ſeinem Bericht (Reuß V. 309) Lehrbach als betheiligt nannte. „Si j'en dois croire ce que j'ai entendu à cet égard," ſagt er; es war alſo gleich im erſten Augenblick zu Raſtatt der Verdacht auf den ſehr übel berufenen Vertrauten Thuguts gerichtet.

**) S. Häberlins Staatsarchiv IV. 510. 511.

***) In den Lebensbildern I. 192 verſichert Hormayr, der berüchtigte Doppelſpion Schulmeiſter, ein beliebtes Werkzeug Lehrbachs, habe dieſen darin beſtärkt, es ſei ein guter Fang bei den Geſandten zu machen, aber zugleich die Geſandten davon in Kenntniß geſetzt, damit ſie das Wichtigſte theils verbrannten, theils in Sicherheit brachten. So ſoll wenigſtens Schulmeiſter ſelbſt erzählt haben.

konnten Actenstücke sehr verschiedener Art sein, die man suchte; entweder solche, die Preußen oder vor Allem Baiern und die kleineren Staaten verrätherischer Einverständnisse mit dem Erbfeind überwiesen und mit denen man die letzte Enthüllung der geheimen Artikel von Campo Formio vergelten konnte. Baiern namentlich zu compromittiren und in den Augen des wilden Paul von Rußland als Verräther hinzustellen, um mit russischer Hülfe endlich die lange ersehnte Lieblingsbeute zu erhaschen, das war, wie auch aus andern Anzeichen hervorgeht, eine der eifrigsten Bemühungen der Thugut-Lehrbach'schen Politik. Oder es war mehr die Furcht als die Hoffnung, was nach den Papieren lüstern machte. Die Leiter des Wiener Cabinets selber hatten sich eine Zeit lang in sehr verdächtige Verhandlungen mit dem Feinde eingelassen und gute Lust gezeigt, sich mit päpstlichen Besitzungen für die französische Allianz erkaufen zu lassen. Möglich, daß man diese Enthüllungen fürchtete, nachdem man eben die bittere Erfahrung gemacht, daß auf die Discretion der jacobinischen Staatsmänner nicht zu zählen sei. Einem Haufen Husaren einen so schlüpfrigen diplomatischen Auftrag in die Hand legen, hieß ohnedies soviel als die Besitzer der Actenstücke dem Zufall und dem guten Willen roher, vielleicht trunkener Soldaten preisgeben; wer solch einen Plan fassen und seine Ausführung in solche Hände legen konnte, der war wohl auch nicht überrascht, wenn die bestellten Räuber an den Beraubten zu Mördern wurden. Vielleicht war Beides anbefohlen: die Papiere zu rauben und sich zugleich des ewigen Schweigens ihrer Besitzer zu versichern. Schonung wurde gegen einen Bonnier und Jean Debry gewiß nicht anempfohlen; waren doch die Stimmungen zuletzt so verbittert, daß in einem wüsten und gewaltthätigen Menschen, wie Lehrbach, neben der politischen Absicht wohl auch Rachegedanken so entsetzlicher Art wach werden konnten.

Nachdem das Friedensgeschäft so blutig geendet, war zu erwarten, daß sich die Parteien mit doppelter Energie dem Kriege zuwenden würden; so gehört denn auch die übrige Geschichte dieses Jahres fast ungetheilt dem Lager und dem Schlachtfeld an. Der erste Abschnitt des Kampfes hatte, wie wir uns erinnern,

die Franzoſen aus Oberſchwaben und über den Rhein zurückgedrängt und ſie in Italien genöthigt, die Etſch und den Mincio aufzugeben; das Kriegsglück hatte dieſſeits wie jenſeits der Alpen zu Gunſten der öſterreichiſchen Waffen entſchieden. Indem wir den zweiten Akt des Krieges — die Erfolge der Kaiſerlichen in der Schweiz, ihre und Suworoffs Siege in Italien, die Wiedereroberung der Lombardei, die neuen gewaltigen Rüſtungen der Franzoſen und ihre Niederlage bei Novi — indem wir dieſe Ereigniſſe vom April bis Auguſt in gedrängter Ueberſicht zuſammenfaſſen, wenden wir uns zunächſt zu dem Kriegsſchauplatze zurück, wo der Kampf am früheſten begonnen, zur öſtlichen Schweiz, Tirol und Vorarlberg. Wir verließen dort die Franzoſen, wie ſie im Beſitz der wichtigſten Gebirgsübergänge das Engadin beſetzt hielten und bis ins tiroler Etſch- und Innthal vorgedrungen waren. Seitdem hatte das kaiſerliche Heer in Tirol ſich verſtärkt, und die Franzoſen waren wieder aus dem Lande gewichen. Deſſoles mußte nach einem hartnäckigen, aber ungünſtigen Gefecht (4. April) aus dem Vintſchgau über Santa Maria und den Buffalorapaß den verluſtvollen Rückzug nach dem Engadin antreten. Lecourbe, bei Remüs verſchanzt, bot zwar einem lebhaften Andrange der Oeſterreicher (Ende April) glücklich Trotz, hielt es aber doch für geboten, nach dem oberen Engadin zurückzuweichen. In den erſten Maitagen war das ganze Alpenthal geräumt; Lecourbe hatte ſich über den Albula gegen Chur zurückgezogen. Das nahgelegene Veltlin und die Umgebung von Chiavenna wurden um dieſelbe Zeit, in Folge der Unfälle in Oberitalien, von den Franzoſen geräumt.

Auch im Vorarlberg war der Kampf von Neuem entbrannt. In dem Augenblick, wo der Führer des tiroler Heeres, Bellegarde, nach dem Engadin vordrang, hatte Hotze mit ihm verabredet, auf den früher verlorenen Lucienſteig einen Angriff zu unternehmen. Es beſtand freilich zwiſchen den verſchiedenen öſterreichiſchen Führern kein recht einträchtiges Verhältniß. Hotze war für energiſchen Angriff, vielleicht nicht ſo ſehr aus militäriſchen Gründen, als weil ſeine politiſchen Einverſtändniſſe in der innern Schweiz und die Vorbereitungen zu einer Volkserhebung im Sinne der Reaction zu raſchem Vorgehen riethen. Dagegen ſah ſowol der methodiſche Erzherzog als der Zauderer Bellegarde die Combinationen Hotze's als zu gewagt an, weßhalb dieſer wohl gelegentlich über die „Denk-

schriften und Abhandlungen der Gelehrten" seinen Unmuth ausließ.*) Der kunstvoll combinirte Angriff freilich, den er jetzt (1. Mai) gegen den Lucienſteig unternahm, mißlang vollſtändig; ein um ſo empfindlicherer Schlag, als das Unternehmen mit einer Volksbewegung zuſammenhing, die den Umſturz der helvetiſchen Republik und die Vertreibung der Franzoſen bezweckte. In Schwyz und Uri war ſeit dem 25. April der Aufſtand in vollem ſiegreichem Gang; im bündtner Oberlande hatten ſich die Bauern des Gebirges erhoben, ſchnitten die franzöſiſchen Poſten ab und drängten in immer ſtärker anſchwellendem Zuge nach Reichenau hinab, um dort gerade in dem Moment einzutreffen, wo der Sturm auf den Lucienſteig abgeſchlagen war. Zwiſchen Reichenau und Ems ward von dem bündtner Landſturm (3. Mai) den Franzoſen ein förmliches Treffen geliefert, reich an einzelnen Zügen glänzender Tapferkeit, aber doch mit der Niederlage der Bauernhaufen endend. Thaten brutaler Härte befleckten den Kampf auf beiden Seiten; der Landſturm tödtete bei Diſſentis die feindlichen Gefangenen, der franzöſiſche General ließ die bei Reichenau verwundeten Bündtner ohne Hülfe und ſteckte in Diſſentis Dorf und Kloſter in Brand. Auch in den Urkantonen ward die raſch aufgeflammte Volksbewegung jetzt erſtickt und mit Gewaltmaßregeln das Volk von wiederholten Ausbrüchen abgeſchreckt.

Ein zweiter Verſuch auf den Lucienſteig, mit ſtärkeren Kräften unternommen (14. Mai), hatte beſſeren Erfolg. Während eine Colonne die franzöſiſchen Batterien auf dem linken Rheinufer zum Schweigen brachte, wurde der Feind aus Malans und Mayenfeld verdrängt, die Schanzen ſelbſt im Rücken angegriffen und erſtürmt. Ohne große Opfer wurden die Franzoſen überall geworfen, einzelne Abtheilungen abgeſchnitten, dreitauſend Gefangene und ein großer Theil des Geſchützes genommen, Chur und Reichenau beſetzt, indeß Bellegarde von der tiroler Seite den Feind aus dem Davos, vom Albula, Julier und Septimer verdrängte. So war die öſtlichſte Schweiz für die Franzoſen verloren; Hotze konnte ſich mit dem Erzherzog jetzt vereinigen, Bellegarde zu Suworoffs Verſtärkung den Marſch nach Italien antreten.

Weiter weſtlich waren dieſe Wochen ruhiger verſtrichen. Jour-

*) S. die angeführte Biographie H.'s S. 257.

dans Nachfolger, Maſſena, dem die Streitkräfte am Rhein und in der Schweiz vereinigt übergeben waren, hatte, von den Oeſterreichern nicht beunruhigt, ſeine Truppen zuſammengezogen, verſtärkt und geeignete Aufſtellungen genommen; die Kaiſerlichen brachten, wie der Erzherzog ſelber klagt, den ganzen Monat April unthätig zu, ohne ihre Ueberlegenheit gegen den noch getrennten und zerſtreuten Gegner raſch zu gebrauchen. Es war zunächſt das Verpflegungsweſen, was ähnlich wie in den früheren Feldzügen hemmend einwirkte. Der Geiſt, welcher damals dieſen wichtigen Zweig der militäriſchen Verwaltung durchdrang, paßte nicht zu dem des neuen Kriegsſyſtems; er war langſam, ſchwerfällig und allen außerordentlichen Maßregeln entgegen. Man hielt ſich zu einer Schonung des Landes verpflichtet, die deshalb keine Schonung war, weil ſie entſcheidende Schläge bald verhinderte, bald verzögerte und den Krieg wie den drückenden Aufenthalt der Armeen verlängerte. Dazu kam dann ein anderes Mißverhältniß, das ſich durch dieſen, wie durch alle früheren Kriege, fortſchleppt.*) Der Wiener Hof und der Hofkriegsrath hielt jede Unternehmung unterhalb des Bodenſees für zu gewagt und empfahl immer von Neuem, Tirol und Vorarlberg nicht bloszuſtellen und die Ankunft des zweiten ruſſiſchen Hülfsheeres abzuwarten. Jeder der drei kaiſerlichen Feldherren hätte gern den Vorwurf der Unthätigkeit von ſich abgelenkt, aber keiner wollte die Offenſive beginnen, ohne von der thätigen Mitwirkung des andern vollkommen überzeugt zu ſein. Hätte nur Einer, ſagt der Erzherzog, das Eis gebrochen, der andere würde nicht zurückgeblieben ſein. Aber es entſpannen ſich zwiſchen ihnen eine weitläufige Correſpondenz und Verhandlungen, die, ſo lange Krieg geführt wird, kein beſtimmtes Reſultat hervorgebracht haben und auch hier, zumal bei der Entfernung der drei Hauptquartiere, nicht dazu führten.

Nach den jüngſten Kämpfen ſtand der Vereinigung Hotze's mit dem Erzherzog wenig mehr im Wege. Maſſena zog ſeine Truppen im Züricher Gebiete, zwiſchen der Thur, der Glatt und der Limmat, zuſammen; Verſchanzungen, die er in der Nähe von Zürich aufwerfen ließ, ſollten dort eine ſtarke Stellung ſchaffen. Der Erzherzog überſchritt (23. Mai) bei Schaffhauſen den Rhein;

*) S. das Werk des Erzherzogs I. 265–267. 269.

Hotze stand schon bei St. Gallen und schickte seine Vorhut dem Prinzen entgegen. Massena, von Winterthur nach Zürich hin, namentlich bei Bassersdorf und Kloten aufgestellt, verzweifelte nicht an der Möglichkeit, jetzt noch den Gegner mit raschen Schlägen getrennt zu überwältigen und über den Rhein zurückzuwerfen. Der Angriff, den er am 25. Mai unternahm, brachte indessen den Franzosen wohl einzelne Erfolge, aber er konnte nicht hindern, daß in den nächsten Tagen die Kaiserlichen vereinigt ihren Marsch auf Zürich antraten. Es standen dort jetzt ungefähr 60,000 Oesterreicher gegen einige vierzigtausend Franzosen; der Erzherzog hielt sich für stark genug, Massena aus seiner Stellung zu vertreiben.

Zürich war als Mittelpunkt einer Reihe von Straßen, als eine der blühendsten Städte der Schweiz mit einem reich versorgten Zeughaus ein werthvoller Punkt, seine militärische Lage zudem nicht ohne Bedeutung; die verschanzte Stellung, die Massena gewählt, lief auf dem Kamme des Höhenzuges hin, der sich zwischen der Limmat und Glatt nach dem Rhein ausdehnt. Die zum Theil steil abfallenden Hügel mit ihren scharf eingeschnittenen Thälern erleichterten die Vertheidigung gegen einen Angriff, dessen einzelne Bewegungen von den Höhen überall gut zu überschauen waren. Die Schanzen waren zwar noch nicht vollendet, aber stark genug, einen Sturm zurückzuweisen. Der Erzherzog setzte sich am 4. Juni in Bewegung, um mit einer Macht von etwa 35,000 Mann, die er in fünf Colonnen vertheilt, die Höhen zu erstürmen, auf denen Massena gegen 25,000 Mann vereinigt hielt. Die Colonne, die Jellachich am Ufer des Züricher Sees führte, eroberte die Schanzen bei Riedsbach, drang in eine Vorstadt von Zürich, ward wieder hinausgeschoben und nahm sie von Neuem, bis sie, zurück auf Riedsbach gedrängt, sich auf den Höhen hinter diesem Dorfe behauptete. Eine zweite Colonne unter General Bey stürmte Hirschlanden und die nahgelegene Verschanzung, versuchte aber vergebens nach Zürich selbst einzudringen. Die dritte, unter dem Prinzen von Lothringen, wandte sich gegen die Stellung auf dem Zürichberg; es gelang ihr indessen auch nach wiederholten Angriffen nicht, die Verhaue dort zu durchbrechen. Auch Hotze, der über Schwamendingen vordrang, vermochte nicht die verschanzten steilen Bergabhänge zu gewinnen, und als der Erzherzog am Mittag die Reservedivision unter Wallis denselben Angriff wiederholen ließ, drang

dieſelbe zwar über die Verhaue vor und kam bis in die franzöſiſchen Batterien, wurde aber dann durch einen kraftvollen Angriff, den Maſſena perſönlich führte, mit Verluſt in die Ebene zurückgeworfen. Die fünfte öſterreichiſche Colonne, die ſich unter Fürſt Reuß gegen den linken Flügel der Franzoſen wandte, behauptete ihre Stellungen, ohne vorzudringen. So hatte dieſe Reihe von Gefechten, die man die erſte Schlacht bei Zürich nennt, zunächſt kein unmittelbares Ergebniß; die Franzoſen hatten ſich in ihren Stellungen behauptet und der Erzherzog traf die Anſtalten zu einem nächtlichen Ueberfall, der, wie er hoffte, beſſer zum Ziele führen ſollte. Aber der franzöſiſche Feldherr ſcheint doch das Vertrauen zu der Stärke ſeiner Stellung verloren zu haben; in der Nacht, die der Erzherzog zum Ueberfall beſtimmt (6. Juni), räumte Maſſena die Verſchanzungen und zog ſich auf die ſteilen Höhen des Uetliberges zurück. Die Oeſterreicher beſetzten nun Zürich und ernteten politiſche Erfolge, die dem Ergebniß eines entſchiedenen Sieges gleichkamen. Das helvetiſche Contingent, das die Franzoſen mit ihrem Heere verſchmolzen, lief auseinander; in der geſammten öſtlichen Schweiz war die antifranzöſiſche Politik der Reſtauration wieder zum Siege gelangt. In den großen kriegeriſchen Bewegungen trat vorerſt eine Pauſe ein; zwar ſchlug man ſich lebhaft in den Gebirgen, an den Abhängen des Gotthard, im Reußthal und an den ſteilen Ufern des Vierwaldſtätter Sees, und dieſe Kämpfe bieten durch ihre ſeltene Eigenthümlichkeit ein gewiſſes techniſches Intereſſe, aber da ſie in das Ganze der Entſcheidung nicht unmittelbar eingriffen, dürfen wir hier über ſie hinweggehen.

Glänzend waren die Erfolge, welche von den verbündeten Waffen jenſeits der Alpen erfochten wurden. Dort folgte Sieg auf Sieg und die Früchte des Feldzugs von 1796 gingen raſcher verloren, als ſie damals von Bonaparte errungen worden waren. Schon zu Anfang April, erinnern wir uns, war durch den Sieg von Magnano das republikaniſche Heer über den Mincio und Oglio zurückgedrängt und jetzt traten erſt die Alliirten mit voller Kraft auf den Kampfplatz. Um die Mitte des Monats war das ruſſiſche Hülfsheer eingetroffen, an ſeiner Spitze Suworoff, der unbeſiegte Feldherr, den der ruſſiſche Czar herausgeſandt, um der Revolution die entſcheidende tödtliche Niederlage zu bereiten. Seit einem halben Jahrhundert im Kriegsdienſt, überall mit Auszeich-

nung genannt, in den letzten Kriegen gegen Polen und Türken um seiner glänzenden, wenn auch meist blutig erkauften Siege willen bewundert und gepriesen, dann in jahrelanger Zurückgezogenheit auf dem Lande lebend und über Büchern brütend, war Suworoff eine Persönlichkeit so merkwürdigen Gepräges, wie sie nur eben auf diesem Boden, an der Halbscheide von Cultur und Barbarei aufwachsen konnte. Ein fast siebzigjähriger Veteran, jedoch von dem Feuer und der Kraft eines Jünglings, in den Formen geschmeidig wie ein russischer Höfling, aber in seinem Wesen zäh, schroff und eigensinnig wie Wenige, ein geschulter Feldherr und doch wieder wilder, genialer Naturalist, in seinen Entwürfen kühn bis zur Verwegenheit, aber von beispielloser Ausdauer und Kaltblütigkeit in ihrer Durchführung, besaß er eine Macht über den Soldaten, wie sie wenigen Feldherren gegeben war. Gleich seinem kaiserlichen Herrn ein heftiger Hasser der Revolution und voll Ungeduld für die stricte Wiederherstellung des Alten, verstand er es meisterhaft nach russischer Weise den religiösen und nationalen Fanatismus der Masse aufzuregen und nach seinen militärischen Zielen hinzulenken. Er konnte dem Soldaten das Ungeheuerste zumuthen, denn der gemeine Mann war von dem Aberglauben beherrscht, daß der Sieg an seine Fahnen geknüpft sei. Selbst seine Sonderbarkeiten, die bisweilen in wunderliche Launen und Grimassen ausschlugen, dienten dazu, seine Macht über die Armee zu befestigen. Die Mischung von Ernst und Narrheit, die er oft zur Schau trug, hatte etwas Anziehendes für das kindliche Gemüth der Barbaren. Auch war, wie Clausewitz sagt, seine Wunderlichkeit meistens eine angenommene Rolle, die sein treffender Verstand nur auf der Außenseite der Dinge walten und nicht bis in die Hauptentscheidungen des Handelns dringen ließ.

Die vorsichtige und methodische Kriegführung der Kaiserlichen war natürlich nicht nach dem Geschmack Suworoffs; er stand in kühner Raschheit jener Strategie, wie die Revolution sie hervorgebracht, näher als irgend ein anderer der Generale, die sich seit 1792 im Kampfe mit ihr gemessen. Schon im Herbst 1798 hatte er in seiner Weise die Grundzüge der Kriegführung für das nächste Jahr angegeben. „Nicht anders," hieß es in dieser Aufzeichnung, „als in der Offensive; schnelle Märsche, Nachdruck beim Angriff — blanke Waffe! Keine Methodik! — Augenmaß! Volle Gewalt

dem Obergeneral! Den Feind im Feld aufſuchen und ſchlagen. Keine Zeit mit Belagerungen verlieren — — Niemals die Kräfte zur Deckung verſchiedener Punkte zerſplittern. Wenn der Feind dieſe Punkte überſchreitet, deſto beſſer: er nähert ſich, um auf's Haupt geſchlagen zu werden." *)

Eine ſolche Führung widerſprach freilich allen Ueberlieferungen des Hofkriegsraths. In raſchen, gewaltigen Märſchen den Feind vor ſich hertreiben, Mantua im Rücken liegen laſſen und deſſen Fall durch Siege über den Feind erzwingen, das erregte in Wien wahren Schrecken, und es kam bald keine Depeſche von dort, worin der ungeſtüme Ruſſe nicht aufgefordert war, ſeinen raſchen, verwegenen Lauf zu hemmen und die Feſtungen im Rücken nicht zu vernachläſſigen. Leicht war es aber für die Kaiſerlichen nicht, ſich mit dem wilden und unbändigen Naturſohn zu vertragen. Als er z. B. den Oberbefehl übernahm, begann er damit, die Oeſterreicher ein paar Tage lang durch ruſſiſche Offiziere im Bajonnetangriff üben zu laſſen; die Lection, die darin für die Taktik manches kaiſerlichen Führers liegen ſollte, wurde auch vom Heere, das ſie nicht verdient, peinlich empfunden. Häufig genug verrieth ſich denn auch der Feldherr, der ſeine reichſten Lorbeeren im Kampfe gegen die Türken errungen hatte, beſonders in den brutalen Mitteln und Bravaden, wie ſie auf dies Terrain nicht paßten und den Oeſterreichern nicht zuſagten. Oder als bei den raſchen Märſchen von ihnen über die naſſen Wege geklagt ward, ſchrieb Suworoff an Melas einen Brief, wie ihn weder dieſer General, noch ſeine Armee verdiente. „Einem Frauenzimmer, einem petit-maître, einem Faullenzer gehören trockene Tage ... Wer ſchwach an Geſundheit iſt, der kann zurückbleiben ... die ſogenannten Raiſonneurs können bei keiner Armee gelitten werden." Dieſer ruſſiſche Uebermuth wurde bald läſtig genug in einer Armee, die zu vier Fünftheilen aus Oeſterreichern beſtand, und deren Generalſtab, wenigſtens zum Theil, den wegwerfenden Ton nicht verdiente, in dem Suworoff zu ihm ſprach. Kein Wunder, wenn von Anfang an,

*) S. Correſpondenz des k. ruſſ. Generaliſſimus Fürſten Italinsky, Grafen Alex. Waſſiljewitſch Suworoff-Rimnikſky über die ruſſ.-öſterr. Campagne im Jahre 1799. Herausgegeben von G. Fuchs. Glogau und Leipzig. 1835. I. S. 2.

erſt nur verſteckt, dann immer klaffender ſich ein Zwieſpalt zeigte, den man von Wien aus unverantwortlicher Weiſe lieber nährte, als ausglich; er hat das Schickſal des ganzen Krieges entſchieden.

Am 19. April ſetzte ſich die vereinigte Armee, etwa 60,000 Mann ſtark, in Bewegung; raſch wurden Brescia und Cremona genommen, die Franzoſen vom Oglio weggedrängt. Sie gingen über die Adda zurück; Moreau übernahm aus Scherers Händen das Commando. In einer ausgedehnten Linie vom Comer-See bis über Lodi hinaus ſtellte ſich das republikaniſche Heer auf, um den Uebergang über die Adda abzuwehren. Am 27. April ward längs des Fluſſes gefochten; am hitzigſten bei Lecco, Vaprio und dem Brückenkopfe bei Caſſano, welcher den Kämpfen des Tages den Namen gegeben hat. Ueberall mußten die Franzoſen weichen, eine ganze Brigade ward von den Verbündeten abgeſchnitten. Am 29. April zog Suworoff in Mailand ein; die Franzoſen wichen über den Teſſin zurück. Die ciſalpiniſche Republik gerieth in volle Auflöſung; Alles, was an die neue Ordnung der Dinge geknüpft war, ergriff die Flucht, der ganze ephemere Staat ſchien wie „eine im Frühjahr locker gewordene Eismaſſe in einzelnen Trümmern fortzuſchwimmen.“*) Der Rauſch franzöſiſcher Freiheitsbegeiſterung war ohnedies in der italiſchen Bevölkerung lange verflogen; hatte Bonaparte im Frühling 1796 die populären Stimmungen für ſeine Erfolge benutzt, ſo war jetzt, im Augenblick der Niederlage, die Meinung eben ſo entſchieden gegen die Franzoſen umgeſchlagen, und allerwärts brach unter dem Rückzug der Heere die Inſurrection des Volkes gegen die fremden, aufgedrungenen Beſchützer hervor.

Suworoff hatte ſich indeſſen auf das wiederholte Drängen von Wien aus entſchließen müſſen,**) einen Theil der Oeſterreicher zurückzulaſſen zur Belagerung der Mincio-Feſtungen; der Reſt, ungefähr 27,000 Oeſterreicher und 17,000 Ruſſen, rückte dem Feinde gegen den Po nach. Das Mailander Gebiet war faſt frei, Peſchiera und Pizzighetone gefallen, Mantua cernirt, auch Tortona ergab ſich, Suworoff eilte daher, Turin zu gewinnen. Das Erſcheinen der verbündeten Armee, durch einige Granatwürfe ange-

*) Clauſewitz hinterl. Werke. V. S. 245.

**) S. die angeführte Correſpondenz I. S. 23. 42. 48.

kündigt, reichte hin, eine Reaction der Bevölkerung gegen die Franzosen hervorzurufen; am 27. Mai war die piemontesische Hauptstadt den Alliirten geöffnet. Bis nach Mittelitalien wirkte dieser rasche Umschwung; auch dort ward die Bevölkerung von der antifranzösischen Bewegung ergriffen und Alles verhieß den nahen Ausgang der republikanischen Herrschaft in Italien. Es war der Augenblick, wo auch die östliche Schweiz den Franzosen verloren ging, Tirol befreit ward und die Armee, die dort unter Bellegarde gestanden, als Verstärkung nach Italien abgehen konnte. Die Franzosen waren beinahe auf die genuesische Riviera zurückgedrängt, von wo Bonaparte 1796 seinen Siegeszug begonnen hatte.

Moreau's letzte Hoffnung war die Hülfe, die Macdonald aus Neapel bringen sollte. Zu Anfang Mai war Macdonald aus Neapel, um die Mitte des Monats von Rom aufgebrochen, verstärkte sich dann durch die in Toscana liegenden Truppen und war jetzt, zu Anfang Juni, auf dem Marsche von Pistoja gegen Modena. Seine Verbindung mit Moreau konnte dem Kriege eine neue Wendung geben. Schon war er von den Apenninen herabgestiegen, hatte die kleinen österreichischen Corps, die ihn in der Flanke und im Rücken bedrohen sollten, an den Po zurückgeworfen (12. Juni) und öffnete sich seinen Weg über Reggio nach Parma und Piacenza. Aber Suworoffs Wachsamkeit war nicht getäuscht worden. Am 8. Juni brach er von Turin gegen Alessandria und Tortona auf und näherte sich Castel S. Giovanni bei Piacenza in dem Augenblicke, wo die Franzosen den Uebergang über den Tidone versuchten (17. Juni). In fast gleicher Stärke, einige dreißigtausend Mann auf jeder Seite, standen sich dort die beiden Heere gegenüber. Noch am 17. Juni begann der Kampf, dessen Dauer und Heftigkeit ihn zu den denkwürdigsten der Geschichte macht, und ward am folgenden Tage am Ufer und in dem fast wasserlosen Bett der Trebbia bis in die Nacht ohne Entscheidung fortgesetzt. Obwol auf beiden Seiten tief erschöpft, schlug man sich auch den dritten Tag mit schwankendem Erfolge; doch neigte sich die Wagschale allmälig zu Gunsten Suworoffs. Geschwächt und furchtbar erschöpft, sah sich Macdonald genöthigt zurückzugehen; die Tage des Kampfes und der Rückzug hatten über ein Drittel seines Heeres verschlungen. Indessen hatte Moreau einen Versuch gemacht, gegen Tortona vorzugehen und dort

die zurückgebliebene Macht der Verbündeten zu bedrängen; das Unternehmen versprach anfangs Erfolg, wurde aber durch die Kunde von den Ereignissen an der Trebbia und den Fall der Citadelle von Turin rasch vereitelt.

So war gegen Ende Juni auf der großen Linie von der Trebbia bis zum Oberrhein Erfolg auf Erfolg erfochten, die verbündeten Waffen in Süddeutschland und der Schweiz siegreich, die Franzosen von der Etsch bis an die genuesische Küste zurückgeworfen. Noch wenige feste Plätze, von den Verbündeten bereits belagert, waren in Oberitalien in den Händen der Franzosen; fielen auch diese, so war für den französischen Einfluß in Italien keine Stelle mehr. In diesem Augenblick erlag auch in Neapel die parthenopäische Republik, die zu Ende 1798 unter französischen Auspicien errichtet worden, einem furchtbaren Gegenstoß royalistischer Rache. Es war demnach jetzt kein vermessener Gedanke mehr, eine Invasion in Frankreich selbst zu unternehmen und mit vereinten Kräften das durch seine Factionen schwer erschütterte Land in seinem Innern zu bedrohen. Daß es nicht dazu kam, war nicht Suworoffs, nicht der tapfern Truppen Schuld, die unter seinem Oberbefehl vereinigt fochten; es war die Folge der inneren Entzweiung, welche erst die Frucht der Siege von 1799 verscherzt und mit der Zeit das russisch-österreichische Bündniß gesprengt hat.

Wir erinnern uns, wie sich gleich anfangs zwischen Suworoff und den Wiener Behörden ein Zwiespalt der Meinungen über die Kriegführung kundgegeben hat; der Eine wollte in raschen, kühnen Schlägen den Feind an die Gränze drängen, die Anderen riethen, langsamer aber methodischer von Festung zu Festung vorzuschreiten. Dieser militärische Zwiespalt war indessen nur die geringere der Differenzen, welche die Wiener und die Petersburger Kriegsleitung trennte; im Hintergrunde gab sich zugleich schon der grellere Gegensatz einer ganz abweichenden politischen Strategie kund. Kaiser Paul wollte einen Krieg der Legitimität führen, einen Krieg, an welchem, seitdem es überhaupt eine russische Politik gibt, zum ersten und letzten Male der uneigennützige Idealismus größeren Antheil hatte, als der gemeine Vortheil oder die Nothwehr. Dieser legitime Kampf bezweckte die Herstellung des Alten in Frankreich, wie in Deutschland und Italien, in der Schweiz, wie auf der Insel Malta. Die Thugut'sche Politik in

Oesterreich war solch legitimistischer Romantik von jeher unzugänglich gewesen; seit sie gar selber durch die Erwerbung Venedigs vom Raub der Revolution gekostet, war sie durch die Interessen eigener Macht vollends davon abgewandt. Für Thugut konnte die Restauration des Alten höchstens ein Mittel, niemals der Zweck in diesem Kriege sein. Den Feind vom linken Rheinufer drängen, erschien viel weniger wichtig, als ihn aus Italien zu vertreiben; die Erwerbung Baierns galt natürlich für dringlicher, als die Restauration der alten Autoritäten in der Schweiz und jenseits der Alpen. Darum erfuhren die Anhänger der alten Ordnung hier wie dort eine bittere Täuschung, als sie meinten, es werde die erste Frucht der österreichischen und russischen Siege an der Limmat, der Etsch, der Adda und Trebbia — die Restauration sein. Der Leiter der österreichischen Politik hielt es vielmehr für das Nächste, sich wo möglich in Baiern und ganz Oberitalien festzusetzen. Es war ihm gelungen, den gefährlichen Groll des Czaren gegen den neuen Kurfürsten von Baiern anzufachen; die Aufhebung der bairischen Zunge des Malteserordens hatte schon vorher eine der Lieblingsgrillen Pauls empfindlich berührt, es fiel nicht schwer, ihm die neue pfalzbairische Linie als franzosenfreundlich und gemeinschädlich hinzustellen und vielleicht seine Mitwirkung zu Entwürfen zu gewinnen, die seit 1777 das unveränderte Thema der österreichischen Politik in Deutschland ausgemacht hatten. Paul war den Wiener Einflüsterungen nicht unzugänglich gewesen; wenige Wochen nach Max Josephs Regierungsantritt hatte er an Suworoff geschrieben: Die Denkungsart des Kurfürsten von Baiern und dessen erste Maßregeln zwingen uns, denselben als feindlich gegen uns gesinnt zu achten; wir geben Euch hiervon Kenntniß, damit Ihr nach Einigung mit dem Wiener Hofe in allen Fällen in diesem Sinne gegen den Kurfürsten von Baiern verfahret.*)

Gelang es hier, das österreichische Vergrößerungsgelüst geschickt hinter Pauls Zorn zu verstecken und vielleicht durch den Groll des Czaren sich der unbequemen Zweibrücker Dynastie zu entledigen, so war es an einer anderen Stelle schwieriger, die geheimen Falten der Wiener Politik vor dem russischen Mißtrauen zu verbergen. In Oberitalien dachte Thugut an eine ähnliche

*) Correspondenz Suworoffs. I. S. 10.

Vergrößerung, wie in Deutſchland. Pauls legitimer Eifer war durch den Gedanken, das Haus Savoyen zu reſtauriren, mit auf den Kampfplatz getrieben worden, aber es ward auch hier ſehr bald aller Welt klar, daß dem öſterreichiſchen Cabinet ganz andere Dinge am Herzen lagen, als die Reſtauration. Wie Suworoff bis nach Piemont vorgedrungen war, begann er ſofort die Reſtauration vorzubereiten; er ſetzte die alten Autoritäten wieder ein und ſuchte die aufgelöſte piemonteſiſche Armee wieder zu ſammeln und zu bewaffnen. Das ſtimmte denn allerdings nicht zu der geheimen Abſicht Thuguts, vorläufig Piemont in Beſitz zu halten; die geſchehenen Schritte wurden von Wien aus mißbilligt und der ruſſiſche Feldherr vom Kaiſer aufgefordert, „Alles, was die bürgerliche Verwaltung und die politiſchen Angelegenheiten betreffe, den kaiſerlichen Anordnungen zu überlaſſen.“*) Suworoff gehorchte, aber mit innerem Widerſtreben. Bald erhob ſich eine neue Differenz. Der Oberfeldherr hielt es für genügend, wenn man Mantua nur blokirte; die übrigen Truppen ſandte er Macdonald entgegen. Wurde der auf's Haupt geſchlagen und Moreau vom italiſchen Boden verdrängt, dann würde, glaubte er, der Fall von Mantua von ſelbſt erfolgen. Da befahl der Hofkriegsrath, ohne ſich mit dem Sieger von der Trebbia auch nur zu benehmen, den Rückmarſch der Truppen nach Mantua. Suworoff war davon auf's peinlichſte berührt. „Man bedarf alſo meiner hier nicht,“ ſchrieb er, „ich wünſche nach Haus zu gehen. Dieſes Cabinetsdecret zerſtört den Zuſammenhang aller meiner Operationen. Jeder einzelne General wendet ſich nicht nur in ſeinen eigenen Angelegenheiten, ſondern auch im Allgemeinen ſtets an den Hofkriegsrath und hat ſo das Recht, nach ſeiner Neigung und nach ſeinem Vortheil zu intriguiren.“ Allerdings wäre der Erfolg gegen Macdonald und die Rückwirkung auf Moreau ganz entſcheidend geweſen, hätte jene Schwächung nicht ſtattgefunden. Die bitteren Eindrücke bei Suworoff zu verwiſchen, ward von Wien aus kein Verſuch gemacht; es ſchien vielmehr, als werde der zuverſichtliche, gebieteriſche Ton des ruſſiſchen Siegers dort mit jedem Tage unbequemer. Während Paul I. ſeinen Feldherrn mit Gnadenbezeigungen überſchüttete und ſeine Briefe ein enthuſiaſtiſches Wohlwollen und

*) Correſpondenz I. S. 74. 75.

ein Zartgefühl athmeten, das bei dem Czaren ſonſt leicht durch Laune und Mißtrauen verdüſtert war, beſtanden die kaiſerlichen Schreiben, die Franz II. nach Thuguts Anleitung ſchrieb, in kühler Anerkennung von Suworoffs Siegen,*), oder in kleiner mäkelnder Kritik ſeiner Abweichungen von den Wiener Dictaten. Er ſolle keine „zu entfernte und unſichere Unternehmungen wagen, ſich vor Allem in den bereits eroberten Gebieten feſtſetzen und den Kaiſer von allen Hauptplänen und Operationen ſtets vorläufig benachrichtigen;" dieſe und ähnliche Weiſungen bildeten den Inhalt der kaiſerlichen Schreiben. Dazu kam, daß verſprochene Verſtärkungen ausblieben, oder Truppenabtheilungen, die er nicht miſſen zu können glaubte, ihm von der Seite gerufen wurden. Eben jetzt, nach dem Siege an der Trebbia, weckte ein Befehl dieſer Art die ganze grollende Bitterkeit des Feldmarſchalls. Zum erſten Male brach er auch dem Czaren gegenüber rückſichtslos ſein Schweigen und begehrte ſeinen Abſchied. „Die Aengſtlichkeit des Hofkriegsraths, ſchrieb er am 6. Juli, ſein Neid gegen mich als einen Ausländer, die Intriguen der einzelnen Generale, welche ſich direct an den Hofkriegsrath wenden, der ihnen darauf beſondere Inſtructionen ertheilt; meine Ohnmacht, dieſelben eher auszuführen, als ſie mir von tauſend Werſten weit vorgeſchrieben werden, Alles dies zwingt mich, Ew. kaiſerl. Majeſtät um meine Zurückberufung zu bitten, wenn ſich dies nicht ändert." Im Unmuth gegen die „Beſtimmtſager," wie er die Theoretiker des Hofkriegsraths ſpöttiſch nennt, wirft er auf das Wiener Zaudern und die läſſige Benutzung der Erfolge des Erzherzogs die ganze Verantwortlichkeit, daß der Feldzug nicht binnen wenig Wochen in Frankreich ſelber ende. Nun wurde ihm nach dem Siege an der Trebbia wiederholt die Belagerung der Feſtungen eingeſchärft, die Offenſivbewegung gegen Frankreich ausdrücklich unterſagt. So wuchs denn Suworoffs Groll mit jedem Tage, er traute allmälig der öſterreichiſchen Politik ähnliche Zweideutigkeiten zu, wie ſie fünf Jahre früher bei der Preisgebung

*) „Ihre Erfahrung, Ihre Tapferkeit und Ihr ſo bekanntes Kriegsglück," ſchrieb der Kaiſer zur Zeit, wo Suworoff eben den Feind an der Trebbia geſchlagen (d. d. 21. Juni), „geben die feſte Hoffnung, daß Sie in Kurzem den Dingen eine günſtigere Wendung geben werden." S. Correſpondenz I. S. 211. Wie ſehr dies Suworoff verdroß, zeigt ein Schreiben an Raſumowsky (I. S. 218), worin er bitter ausruft: „Glück! ſagt der römiſche Kaiſer."

Belgiens geübt worden waren. Die ſardiniſche Angelegenheit blieb ungelöſt. Im Mai hatte Kaiſer Franz geäußert, man werde durch eine offene Reſtauration den auf die Inſel Sardinien geflüchteten König nur in Verlegenheit bringen und einem Ueberfall der Franzoſen ausſetzen; inzwiſchen hatte jedoch Karl Emanuel ſelber den Wunſch ausgeſprochen, wieder eingeſetzt zu werden. Von Petersburg ward nun der ausdrückliche Befehl dazu gegeben; ſei doch der Krieg beſonders unternommen, „um den wahren Glauben und die abgeſetzten Herrſcher wieder einzuſetzen.“ Suworoff wollte natürlich ſofort den Befehl ſeines kaiſerlichen Herrn vollziehen, aber in Wien gelang es noch einmal, zum unverhohlenen Verdruß des ruſſiſchen Feldherrn, einen Aufſchub zu erlangen.

Der Verdacht des ſchlauen und ſcharfſichtigen Mannes, daß man in Wien ſeine beſondere Politik verfolge, war alſo begründet. Wir können jetzt als ſicher annehmen, daß Thugut in ſeiner gewohnten Frivolität lieber den gemeinſamen Erfolg drangab, wenn er nur die Schadenfreude erlebte, den ruſſiſchen Uebermuth und Suworoffs ſieggewohnten Trotz gezüchtigt zu ſehen. Manche der Maßregeln, die er veranlaßte, die Hemmungen, die er dem ruſſiſchen Feldherrn bereitete, die abſichtlich läſſige Verfolgung des Sieges in der Schweiz und die nachher vorgenommene Dislocirung der Armeen waren von handgreiflichem und unzweifelhaftem Nachtheil für die gemeinſame Sache; aber ſie dämpften die ruſſiſche Siegeszuverſicht, und das war einem Manne, wie Thugut, wichtiger als das Andere. Es gab allerdings auch Stimmen, denen der moskowitiſche Verbündete nicht nur in Ton und Benehmen widerwärtig, ſondern auch im Ernſt bedenklich erſchien. Man wollte in Pauls Liebhaberei für Malta und den Johanniterorden, in ſeiner Theilnahme für Neapel, ſeinen Erfolgen in Oberitalien die Anfänge eines weit ausgeſponnenen und gefahrvollen Planes erblicken, der nichts Geringeres als ein ruſſiſches Protectorat über Italien, die Herrſchaft über das joniſche und mittelländiſche Meer und den allmäligen Umſturz des osmaniſchen Reiches bezweckt hätte. Zu jeder anderen Zeit durfte man ſolche Befürchtungen nicht allzuleicht nehmen; jetzt war mehr als je die Ueberlieferung der ruſſiſchen Politik über Pauls bald edlen, bald wunderlichen Launen in den Hintergrund getreten. Wer dieſen Launen zu ſchmeicheln verſtand, der hielt den Czaren gefangen und konnte ihn, in offenem Widerſpruch

mit der ruſſiſchen Tradition, für ſeine Intereſſen benutzen; das haben erſt Pitt und Thugut mit mäßigem Geſchick, dann Bonaparte mit vollendeter Virtuoſität bewieſen.

Der Fortgang der militäriſchen Ereigniſſe blieb von dieſer inneren Entzweiung natürlich nicht unberührt und gab inſofern Suworoffs Klagen Recht, als der Mangel einer einheitlichen, raſchen und kühnen Kriegsart nicht ihm, ſondern den Wiener Technikern und Diplomaten zuzurechnen war. So war Suworoff entſchloſſen, nach den Erfolgen gegen Macdonald und dem Rückzug Moreau's in die Apenninen ſich gegen den Letzteren zu wenden und, bevor er Verſtärkungen erhielt, ihn von der genueſiſchen Küſte nach Frankreich zurückzudrängen. Aber von Wien kam die Weiſung, vorerſt die Belagerung von Mantua zu beendigen und die Citadellen von Tortona und Aleſſandria zu bezwingen. So verlief der Monat Juli in einem Belagerungskriege. Am 21. fiel die Citadelle von Aleſſandria, acht Tage ſpäter ging auch die Feſtung, um welche ſich der größte Theil des Feldzugs von 1796 gedreht, Mantua, durch Capitulation an die Oeſterreicher über. Allein es war indeſſen erfolgt, was Suworoff zu hindern geſucht: Moreau hatte ſich an der Riviera behauptet und Macdonald war es gelungen, den Weg zu ihm nach Genua zu finden.

In Frankreich hatten die letzten Ereigniſſe gewaltige Rüſtungen veranlaßt; die Regierung ſchien entſchloſſen, dem Kriegsweſen, das ſie früher ſichtbar vernachläſſigt, ihre ganze Kraft zuzuwenden. Ein gezwungenes Anlehen von hundert Millionen ſollte die Mittel zum Kampfe ſchaffen; eine Einrichtung, die jetzt zum erſten Mal ins Leben trat und in den Erſchütterungen der folgenden Zeit ihre zweiſchneidige Kraft bewähren ſollte, die Conſcription ſollte die Heeresmaſſe auf eine halbe Million Soldaten bringen. Raſch gingen Verſtärkungen nach allen Seiten; Moreau hatte binnen Kurzem 45,000 Mann an der genueſiſchen Küſte vereinigt und eine Alpenarmee von 30,000 Mann war in der Ausrüſtung begriffen. Die Feldherren, die bisher nicht glücklich geweſen, wurden abberufen; Championnet ſollte die Alpenarmee, Joubert das italieniſche Heer commandiren. Joubert hatte in dem Feldzuge von 1797 unter ſchwierigen Verhältniſſen ſeinen Ruf begründet; er war jung, feurig, unternehmend und auch mit den politiſchen Kämpfen der Zeit vertraut; das Directorium mochte wohl hoffen, ſich in ihm

einen zweiten Bonaparte erziehen zu können. Am 5. Auguſt traf er bei der Armee ein. Er entſchloß ſich, bevor noch das Alpenheer ſchlagfertig war, den Kampf mit einem entſcheidenden Schlag zu beginnen, um vielleicht Mantua, deſſen Schickſal er noch nicht kannte, und die anderen noch belagerten Plätze raſch zu entſetzen. Mit einem Heer von einigen 40,000 Mann ſetzte er ſich in der Richtung auf Tortona in Marſch. Dorthin hatte auch Suworoff das Gros ſeiner Streitkräfte, 30,000 Mann, geführt; ein Corps von 11,000 M. unter Bellegarde belagerte Aleſſandria und ſtand ſeit deſſen Uebergabe (22. Juli) zur Verfügung; eine andere Diviſion war mit der Citadelle von Tortona beſchäftigt, verſchiedene kleinere Corps hielten theils die Apenninenausgänge, theils die Alpenſtraßen beſetzt. Dazu kam jetzt noch die Belagerungsarmee von Mantua, die Kray nach dem Falle dieſer Feſtung heranführte. Joubert's Hoffnung war alſo darauf geſtellt, daß die Plätze noch nicht gefallen ſeien und er es nur mit dem Gros unter Suworoff zu thun habe; Suworoff dagegen wartete nur Krays Ankunft ab, um den Angriff auf das genueſiſche Küſtengebiet zu beginnen. In dieſem Augenblick (Kray war eben am 12. Auguſt eingetroffen) führte Joubert ſeine 35,000 Mann zum Angriff heran. Erſt jetzt, als er am 14. auf den Höhen bei Novi ankam, ſcheint dem franzöſiſchen Feldherrn die unzweifelhafte Gewißheit von dem Fall Mantua's und der Verſtärkung der Gegner gekommen zu ſein; denn er zögerte den Angriff zu unternehmen. Der ruſſiſche Feldherr hoffte anfangs ihn in die Ebene herabſteigen zu ſehen, wo er ihn mit überlegener Macht zu ſchlagen dachte; aber Joubert ſchien nur die von Natur ſtarke Stellung auf den Höhen von Novi behaupten zu wollen. So entſchloß ſich Suworoff zum Angriff. Er hatte über 30,000 Mann bei ſich und ein Corps von 14,000 Mann unter Melas war nahe genug, um im Nothfall noch in die Entſcheidung des Kampfes eingreifen zu können. Am frühen Morgen des 15. Auguſt begann Kray den Sturm auf die Höhen, die der linke Flügel der Franzoſen beſetzt hielt; einen Augenblick ſchienen ſich die Oeſterreicher feſtſetzen zu wollen, aber ſie wurden wieder herabgeworfen. Gleich in dieſem erſten hitzigen Zuſammenſtoß wurde Joubert von einer Kugel niedergeſtreckt; die Truppen geriethen einen Moment in Verwirrung, bis es Moreau, der das Commando übernahm, gelang, den Kampf wiederherzu-

ſtellen. Ein vierſtündiger Kampf am frühen Morgen führte ſo wenig zur Entſcheidung, als ein erneuerter Angriff in den Vormittagsſtunden. Kray ward nach wiederholtem Andrang zurückgeworfen und auch die ruſſiſchen Abtheilungen, die von Novi aus auf die Höhen ſtürmten, waren nicht im Stande, feſten Fuß zu faſſen. So ſchwankte die Schlacht ungewiß bis zum Mittag; doch hatten die Franzoſen ein kleines Uebergewicht der Zahl und den Vortheil einer trefflichen Stellung. Aber beide Heere waren erſchöpft und jeder Stoß, der mit einer friſchen Kraft geführt war, mußte den Erfolg entſcheiden. Dieſen Stoß führte Melas; vom Mißlingen der Angriffe unterrichtet, ſetzte er ſich raſch in Bewegung nach dem Schlachtfelde. Der Kampf war in den heißeſten Moment eingetreten; in buntem, wildem Getümmel ſchlugen ſich beide Heere in äußerſter Erbitterung. Melas kam eben zur rechten Zeit, um mit 14,000 Mann friſcher Truppen nach einem Kampfe von wenigen Stunden die Franzoſen zum regelloſen Rückzug zu drängen. Faſt ein Drittel der franzöſiſchen Armee war verloren und 37 Geſchütze auf dem Schlachtfelde gelaſſen; auch die Sieger hatten ihren Erfolg mit achttauſend Mann erkauft. Wenige Wochen nachher fiel die Citadelle von Tortona.

Der blutige Sieg ward minder energiſch verfolgt, als es ſonſt in Suworoffs Art lag. Eine raſche Bewegung nach der genueſiſchen Küſte konnte den Franzoſen eine Wunde ſchlagen, die ſchwerlich durch einen einzigen Tag von Marengo wäre gut gemacht worden. Ob die Bewegungen der Alpenarmee und die Vortheile, welche der Feind in Wallis erfocht, Suworoff lähmten oder ſeine tiefe Verſtimmung die Schuld trug, iſt ſchwer zu entſcheiden; gewiß iſt, daß ſein Mißmuth den Höhepunkt erreicht hatte. „Alles — ſchrieb er am Tage nach dem Siege von Novi — Alles iſt mir unhold: die allſtündlich eintreffenden Befehle des Hofkriegsraths zerrütten meine Geſundheit, ich kann hier nicht länger dienen. Auf tauſend Werſt wollen ſie die Operationen leiten und wiſſen nicht, daß jede Minute an Ort und Stelle dieſelben zu verändern veranlaßt. Mich machen ſie zum Executor irgend eines Dietrichſtein oder Thugut.“ Das Schlimmſte für die Coalition war, daß das Mißvergnügen bereits bis an den Hof des Czaren reichte; auch in Pauls argwöhniſcher Seele war das erſte Mißtrauen gegen ſeine Verbündeten erwacht und er gab

zu Anfang Auguſt ſeinem Feldherrn die Vollmacht, unter Umſtänden „ganz unabhängig" zu handeln und immer das Hauptziel, die „Vernichtung des gegenwärtigen franzöſiſchen Gouvernements", im Auge zu behalten. Dem Grafen Cobenzl erklärte er unumwunden: ich diene der allgemeinen Sache, nicht dem Hauſe, deſſen Anſichten und Abſichten mit dem Vortheile und der Rettung Europas nicht verträglich ſind.*)

In dieſe verbitterten Stimmungen fiel nun der Befehl, daß Suworoff mit den ruſſiſchen Truppen nach der Schweiz abzuziehen habe. Es war dieſe Anordnung das Glied einer Reihe von Operationen, die neuerdings von den drei verbündeten Höfen in Wien, Petersburg und London waren verabredet worden. Eine britiſch-ruſſiſche Expedition ſollte die Reſtauration in Holland durchſetzen, der Erzherzog die Bewegungen am mittleren und unteren Rhein leiten, die ruſſiſchen Corps ſich vereinigen und die Schweiz erobern, in Italien die letzten feſten Plätze von den Oeſterreichern genommen werden. Damit hoffte man die Invaſion in Frankreich für das nächſte Frühjahr vorzubereiten. Mit dem Verſprechen, Frankreich ſeine alten Gränzen zu erhalten und eine mit der innern Ruhe des Landes verträgliche Regierung zu gewinnen, ſollten die Stimmungen eines großen Theils der Nation friedlich gewonnen werden.

Es läßt ſich denken, wie widerwärtig dem ruſſiſchen Feldmarſchall ſeine neue Beſtimmung kam. Er ſollte den Schauplatz ſeiner Siege verlaſſen und deren Früchte an Andere hingeben, um auf einem neuen und fremden Gebiete die Mittel neuer Erfolge zu ſchaffen. Er machte beim Kaiſer Franz ernſte Vorſtellungen gegen den unerwünſchten Befehl, er drang in den Erzherzog, doch ja die Schweiz nicht zu verlaſſen, er ließ in ſeinen vertraulichen Aeußerungen ſeinem Unmuth vollen Lauf. „Längſt, ſchrieb er, habe ich um meine Zurückberufung gebeten; ich kann den eingeſtürzten Tempel der Themis nicht wieder aufbauen!"

Nicht nur Suworoffs Abneigung, auch die gewichtigſten militäriſchen Erwägungen ſprachen gegen den neuen Plan. Ein Mann wie der Erzherzog Karl, der in ſolchen Situationen nie nach Stimmungen und Leidenſchaften ſondern nach nüchternſter militäriſcher Erwägung verfuhr, ſtimmte diesmal mit dem ruſſi-

*) S. Suworoffs Correſpondenz II. 18. 19. 39. 44. 89. 90. 119. 145.

ſchen Feldherrn vollkommen überein. Ihm ſchien ſeine eigne Entfernung nach dem Rhein, wie die Verpflanzung der Ruſſen aus Italien nach der Schweiz gleich bedenklich; dieſe wunderliche Verſchiebung der Armeen in einem Augenblick, wo Frankreich alle ſeine Kräfte concentrirte, hielt er geradezu für verderblich und ſprach die raſch beſtätigte Ahnung aus, daß es dem Feinde, bevor die neuen Aufſtellungen genommen wären, gelingen werde, raſch einen Schlag zu führen und alle weiteren Combinationen zu vereiteln.*) Der Erzherzog tadelte die neuen Entwürfe, aber er gehorchte, „weil, wie er ſagt, es weniger ſchädlich iſt, daß das ganze Triebwerk nach einem fehlerhaften Plane fortgeht, als daß jede einzelne Feder ſich mit einer eignen abgeſonderten Schnellkraft bewegt. Das Opfer desjenigen, der in einer ſolchen Lage ſeine beſſere Ueberzeugung mit dem Gefühl aufgibt, auch ſeinen Ruhm auf's Spiel zu ſetzen, iſt eines der größten unter den vielen, welche der Feldherr dem öffentlichen Wohl zu bringen verbunden iſt."

Es waren indeſſen weniger militäriſche, als politiſche Beweggründe, aus welchen die neue Aufſtellung entſprang. Das Wiener Cabinet wünſchte die Ruſſen in Italien los zu ſein, um ſich in der Lombardei nur mit den eigenen Kräften feſtzuſetzen. Dazu ſtimmte denn das erwachende Mißtrauen des britiſchen Miniſteriums. Daſſelbe ſah die Ruſſen ſo ungern wie die Franzoſen in der Nähe von Genua und ſeit der Czar eine Expedition gegen Malta rüſtete, betrachtete der britiſche Argwohn Pauls Liebhaberei für den Johanniterorden nicht mehr wie eine romantiſche Grille, ſondern erblickte darin die klug verhüllte ruſſiſche Tendenz, ſich der wichtigſten Station im Mittelmeere zu verſichern. So wirkte man von Wien und London zugleich auf eine militäriſche Combination, deren Nachtheile für das allgemeine Wohl der Coalition mit Händen zu greifen waren, durch die aber das öſterreichiſche und britiſche Sonderintereſſe beſſer gewahrt ſchien. Wäre Paul I. Staatsmann oder Feldherr geweſen, er hätte nie zu dieſem Plane ſeine Einwilligung gegeben, aber ſeine ganze Politik war eine perſönliche, launenhafte und darum fiel es nicht ſchwer, ihn bei einer Lieblingsgrille rechtzeitig zu faſſen. Es ſchmeichelte ſeinem Stolz, die ruſſiſchen Armeen getrennt und ſelbſtändig

*) S. das Werk des Erzherzogs II. 88 ff. 95.

agiren zu sehen; es befriedigte seinen Restaurationseifer, daß ein Unternehmen nach Holland zur Herstellung der Oranier in dem neuen Plane eine Stelle hatte. Schon sah er im Geist die Russen, von österreichischen Hemmungen unbehindert, ihre Siegesüberlegenheit auf einem neuen Kampfplatze bewähren, die Schweiz erobern und nach Frankreich eindringen. Die Restauration in Holland, wie die in Frankreich selbst, war dann russisches Verdienst, wie es nach seiner Einbildung die Eroberung Italiens war.

So war auch der Czar für den unglücklichen Plan gewonnen und Suworoff mußte gehorchen. Er traf im September die Vorbereitungen zum Uebergang über die Alpen. Aber schon auf dem Marsch begriffen, machte er seinem Unmuth in bitteren Kritiken der neuen Aufstellung Luft und verlangte wenigstens, daß die Oesterreicher nicht eher die Schweiz verlassen sollten, als bis man mit vereinten Kräften den Feind hinausgeworfen habe. Das zweite russische Heer unter Korsakow, warnte er, betrage ohne die in der Schweiz wenig nutzbare Reiterei nur 24,000 Mann, er selber bringe sechzehntausend mit; damit werde man gegen die fast doppelt so starke Macht der Franzosen nichts vermögen.

Wir haben die Heere in der Schweiz in dem Augenblicke verlassen, wo es dem Erzherzog gelungen war, Massena an der Limmat zurückzudrängen und sich der Stellungen bei Zürich zu bemächtigen. Dazwischen spielte, wie eine selbständige Episode, die auf die große Entscheidung nur mittelbar einwirkt, ein kleiner Krieg auf den Gebirgspässen und Alpenübergängen. Am Gotthard, im Wallis, im Reußthal und am Vierwaldstätter See wurde im Juni und Juli lebhaft, aber mit schwankendem Erfolg gestritten; ein kleines Geschwader der Franzosen beherrschte den Vierwaldstätter See, österreichische Geschütze bestrichen die feindliche Flottille. Gegen 80,000 Mann Franzosen waren im Ganzen zu dieser Zeit in der Schweiz vereinigt; sie dehnten sich von Basel und der Aar nach dem Albis, dem Zuger, dem Brienzer See bis ins Wallis hin aus, das Gros stand noch auf dem Uetli bei Zürich. Die Kaiserlichen, insgesammt von etwa gleicher Stärke, standen gegen 50,000 Mann stark an der Limmat, kleinere Abtheilungen waren am rechten Rheinufer, am Züricher und Vierwaldstätter

See, im Reußthal und im Oberwallis. Das zweite russische Hülfsheer unter Korsakow wurde erwartet; die Vereinigung mit diesem, welche die Kaiserlichen um dreißigtausend stärker als den Gegner zu machen verhieß, wollte der Erzherzog erwarten, um dann einen kräftigen Schlag gegen die französische Hauptmacht in der Schweiz zu führen.

Dem zuvorzukommen entschloß sich Massena um die Mitte August zu einem Angriff auf die schwächeren Stellungen der Oesterreicher. Während er sie an der Limmat durch kleine Neckereien beschäftigte, wurde im Wallis, am Gotthard, auf der Grimsel und auf den Höhen des bündtner Oberlandes lebhaft und blutig gestritten. Ein Angriff auf die kleinen österreichischen Abtheilungen, die an der oberen Rhone im Wallis standen, eröffnete (13. August) den Kampf und drängte sie über die Alpenpässe, zum Theil auf steilen Bergwegen, die sonst nur der Gemsjäger aufsucht, hinab nach dem Langen See. Auch von der Grimsel wurden die österreichischen Posten, nachdem dreimal vergeblich auf ihre Stellungen gestürmt worden, nach dem Rhonethal gedrängt (14. August), von wo sie über den Nüfenenpaß und durch das Livinerthal gleichfalls den Weg nach dem Langen See suchten. Am gleichen Tage war das wilde Reußthal der Schauplatz blutiger Kämpfe geworden. Eine französische Colonne war über den Sustenpaß nach dem Maienthal vorgegangen, stieß dort auf eine kaiserliche Feldschanze und bedrängte sie lange fruchtlos mit wiederholten Angriffen. Indessen hatte auch abwärts an der Reuß, nicht weit vom Vierwaldstätter See, der Kampf begonnen und eine französische Colonne war bei Fluelen gelandet. Von zwei Seiten im Reußthal angegriffen, aus der Maienschanze nach hartnäckigem Kampfe herausgeworfen, zogen sich die Oesterreicher in die engen Felsschluchten des Schächen- und Maderanerthales zurück. Nur auf den Höhen des Reußthales, wo sich die engen Felswände über dem Fluß fast völlig schließen, der schmale Weg durch Felsschluchten und an schwindelnden Abgründen sich hinzieht, oben an der Teufelsbrücke standen noch drei kaiserliche Bataillone; vom See abgeschnitten, im Rücken durch den Feind, der von der Grimsel und Furka herabkam, bedroht, gaben sie ihre Stellung preis und zogen (16. Aug.) nach der Oberalp, dem steilen Joch, welches das Urserenthal vom bündtner Oberlande scheidet. Auch auf jenen unbewohnten und

unbebauten Höhen, an dem öden, eiskalten Oberalpsee, rings umgeben von Felswänden und Schneefeldern, nicht weit von einer der Quellen des Vorderrheins ward ein hitziges Gefecht geliefert, das die Oesterreicher nach Chur zurückdrängte. So waren die Gotthardübergänge verloren, und zwar in einem Augenblick verloren, wo vielleicht Suworoff auf seinem unfreiwilligen Rückmarsch über die Alpen gerade diesen Weg einschlug, um in die innere Schweiz zu gelangen.

Es war das der Zeitpunkt, wo Korsakow bei Schaffhausen eintraf. Der Erzherzog war in seiner Stellung geblieben und hatte den Feind auf den Berghöhen vordringen lassen, weil es ihm als die wichtigste Aufgabe erschien, die Ankunft der Russen abzuwarten und dann mit einem Schlage auf dem entscheidenden Punkte die Entwürfe des Feindes zu vernichten. Schon war ihm der Befehl zugekommen, der den neuen Kriegsplan und den Befehl zum Abmarsch enthielt, aber er zögerte in der Voraussicht, man werde ihm einen kleinen Ungehorsam verzeihen, wenn er ihn durch einen Sieg bezeichne. Seine Hoffnung war, an der nördlichen Gränze der Schweiz, nicht weit von der Aarmündung die Aar zu überschreiten, die stark entblößte linke Flanke der Franzosen anzufallen und ihre Verbindung mit Basel abzuschneiden. Allein der Plan, dessen Gelingen von der Ueberraschung des Gegners abhing, ward durch die Weitläufigkeit und die Mühen des Flußüberganges vor der Ausführung vereitelt. So verfloß der August ohne eine bedeutende Entscheidung; es war also die Zeit herangekommen, wo Suworoff zur Vereinigung mit Korsakow nach der Schweiz aufbrechen, der Erzherzog sich nach dem Mittelrheine wenden sollte. Fünfundzwanzigtausend Mann unter Hotze blieben zurück; mit ihnen das etwa gleich starke russische Heer unter Korsakow; alles Uebrige brach nach dem Oberrhein auf. Die Anstalten zur Dislocirung der Truppen enthüllten die ganze Verkehrtheit des neuen Kriegsplanes; die Verwirrung und der offene Unfriede zwischen Russen und Oesterreichern waren üble Vorzeichen der kommenden Ereignisse. Entfernte sich nun der Erzherzog, der in dieser Entzweiung vermitteln, im Nothfall gebieten konnte, so fehlte es voraussichtlich ganz an dem starken, einheitlichen Willen, der diese widerstreitenden Elemente zusammenhalten und einigen konnte. Der Erzherzog selbst glaubt, auch ein „weniger strenger

Beurtheiler" werde ihn tadeln, daß er nicht durch einen entschiedenen Willen und Befehl den österreichischen und russischen General anhielt, schnell ohne Widerrede und mit der größten Kraft auf dem linken Ufer des Züricher Sees die Operationen fortzusetzen; er deutet an, daß es vielleicht besser gewesen wäre, wenn er persönlich in der Schweiz blieb, oder seinen Abmarsch wenigstens bis zu Suworoffs Ankunft verzögerte. Er sieht in dem Gange der Dinge eine neue Bestätigung, wie gefährlich es sei, wenn die entfernten Cabinete über den Gang der Operationen bestimmte Weisungen ertheilen, statt ihren Feldherren nur im Allgemeinen den Zweck und die Ansichten zu bezeichnen, nach denen sie vorgehen sollen.*) Indessen ist doch auch gegen den Erzherzog selbst von competenter Seite der Vorwurf erhoben worden, daß er persönlich nicht ohne Schuld an dem Gange der folgenden Dinge gewesen sei, indem er es aus Unentschlossenheit oder übertriebener Vorsicht unterließ, vor seinem Abmarsch seine unzweifelhafte Ueberlegenheit zu einem kraftvollen und glücklichen Schlag gegen Massena zu benutzen.

Der Krieg auf deutschem Boden erscheint neben den Ereignissen in den Alpen, am Mincio, der Adda und Trebbia nur wie eine wenig bedeutende Episode; es war dort seit den blutigen Tagen von Osterach und Stockach nichts Eingreifendes mehr geschehen. Wohl standen von Mainz bis Hüningen vierzigtausend Franzosen gegen eine kaiserliche Streitmacht, die nur etwas mehr als halb so stark war, aber es war gleichwol von ihnen nichts Ernstes und Wichtiges unternommen worden. Die Ursache dieser Zurückhaltung war wohl keine andere, als die hohe Meinung, welche der Feind von den deutschen Streitkräften am rechten Rheinufer, besonders von dem neugebildeten Landsturm hegte.

Die Erfolge in der Schweiz und in Italien hatten dem deutschen Süden diesmal die Wiederholung der bitteren Erlebnisse von 1792, 1795—97 erspart; sie hatten aber auch im Ganzen auf die Meinung und Stimmung der Menschen günstig gewirkt. Wir reden nicht von dem niederen Schweifwedeln vor der russischen Siegesglorie und der kläglichen Franzosenfresserei, womit seit des

*) S. a. a. O. II. 149. Vgl. Clausewitz hinterl. Werke VI. 74. 75.

Erzherzogs, Krays und Suworoffs Siegen die officielle und halb-officielle Preſſe ſich breit machte; man ſchien in dieſen Kreiſen nicht zu fühlen, wie demüthigend es für das große Deutſchland war, erſt unter dem Klange ruſſiſcher Waffen wieder einiges Selbſtvertrauen zu gewinnen, und wie wenig Würde darin lag, ſich in Prahlereien gegen die zu ergehen, vor denen man eben noch ſich ſchmachvoll gebeugt. Aber abgeſehen von dieſen durch jeden Windhauch beherrſchten Stimmungen waren die Erfolge vom März bis zum Auguſt nicht ohne bleibenden Eindruck geweſen. Nach der demüthigen Unterwerfung, wie ſie ſeit 1796 geübt und noch zuletzt in Raſtatt zum Aeußerſten getrieben worden, erwachte wieder etwas Selbſtvertrauen. Die kleineren ſüddeutſchen Reichsſtände, die ſich dem Feinde ſo eilfertig in die Arme geworfen, gewannen wieder den Muth, an ihre Pflicht zu denken; Manche ſuchten nun die frühere Unterwürfigkeit durch recht ſichtbaren Eifer vergeſſen zu machen. Die Stände des ſchwäbiſchen Kreiſes, die 1796 ein ſo trauriges Exempel gaben, waren nun bereit, ihr Contingent zu ſtellen; der fränkiſche Kreis rüſtete auch, und der neue Kurfürſt von Pfalzbaiern, von deſſen Franzoſenfreundlichkeit man im Voraus überzeugt geweſen, traf die Anſtalten, zwölftauſend Mann den Kaiſerlichen zur Verſtärkung zuzuſchicken. Auch der Herzog von Württemberg rüſtete ein Contingent gegen die Franzoſen; von dem Vertrag von 1796 war keine Rede mehr, er ſollte — ſo lautete jetzt die Parole — dem Herzoge damals von den Landſtänden aufgezwungen worden ſein!

Am friſcheſten gab ſich aber der Umſchwung in der Stimmung des Volkes ſelber kund, das, der Räubereien und Gewaltthaten ſeit 1795 lebhaft eingedenk, nur des Antriebes und der Leitung bedurfte, um ſich ſeiner Kraft bewußt zu werden. Der kurmainziſche Miniſter Albini hatte den Gedanken angeregt, die Einwohner ſelbſt zum Schutze ihres Eigenthums aufzubieten, und wie dies am Main und im Odenwald Anklang fand, ſtellte er ſich perſönlich an die Spitze des Aufgebots, das durch einige Bataillone regulärer Truppen unterſtützt war. Wichtige militäriſche Thaten konnten von einer ſo extemporirten Waffenmacht nicht erwartet werden, aber die Plünderungszüge wurden abgehalten. Drum fand das Beiſpiel bald Nachahmung im ſchwäbiſchen und fränkiſchen Kreiſe. Die erſte Organiſation war ſo einfach wie möglich. Der Ober-

amtmann sammelte und commandirte die Mannschaft seines Oberamtes; die Gemeinde bildete in der Regel eine Compagnie und wählte dazu die Anführer. Die junge Mannschaft von 17 — 36 Jahren machte meistens das erste Aufgebot aus, das sich auf das erste Allarmsignal zu versammeln hatte; an sie schloß sich in zweiter Reihe die verheirathete Mannschaft gleichen Alters. Die ursprüngliche Bewaffnung der Meisten waren nur „lange Gabeln oder dergleichen gefährliche Waffen;" doch war ein Theil auch mit Schießgewehren bewaffnet. Der Erzherzog Karl erkannte den trefflichen Keim, der in diesen unvollkommenen Anfängen versteckt lag; er dachte daran, eine Landmiliz daraus zu entwickeln, die besser bewaffnet und militärisch organisirt war; der Entwurf, den er dafür ausarbeitete,*) ist aber nie zur Ausführung gekommen.

Die Franzosen versuchten wenigstens im Kleinen die Räubereien von 1795 und 1796 zu erneuern. Im Anfang September kamen französische Colonnen vor Frankfurt an und verlangten unter dem nichtigen Vorwand, „es seien englische Magazine in der Stadt," eine Summe Geldes. Die Stadt hätte sich im Nothfall dieser Zudringlichkeit gewaltsam erwehren können, aber die Messe hatte eben begonnen; drum zog sie es vor, die Ungestörtheit des Verkehrs mit einem Opfer von dreimalhunderttausend Gulden zu erkaufen. Gegen solche Handstreiche leistete der neue Landsturm gute Dienste. Was jetzt in den ersten Wochen des Septembers aus dem Odenwald und dem Spessart nach dem Main hinzog, war zwar keine regelmäßige Kriegsmacht, aber es war zahlreich und kräftig genug, die Franzosen in ihren Razzias zu stören. Die ungewohnte Erscheinung zeigte wieder, wie wenig die regierenden Gewalten fähig waren, die in der Nation schlummernden Kräfte zu nützen. Es bedurfte beim Heranzug der feindlichen Raubhorden nur eines kurzen und kräftigen Wortes an die Bewohner des oberen Main, des Spessart, des Frankenlandes und in kurzer Zeit hatte sich eine Volkswehr von 15 — 20,000 Mann gesammelt. Sie kamen jetzt, durch einige Abtheilungen kaiserlicher Truppen verstärkt, von Aschaffenburg den Main herab und drängten die feindliche Colonne, die Frankfurt gebrandschatzt, hinter die Mauern von Mainz zurück. Hätten die pfälzer und schwäbischen

*) S. Reuß Staatscanzlei 1799. IX. 42 — 67.

Gebiete am Mittelrhein sich gleich rasch zu den Waffen gefunden, so wäre ihnen eine Plünderung, womit der Feind sie jetzt heimsuchte, erspart worden. Es waren von Mannheim (Ende August) drei französische Colonnen aufgebrochen, die sich nach dem obern Neckar und nach Schwaben in Bewegung setzten, um an Geld, Lebensmitteln und Bekleidung einzutreiben, was sie brauchten. Von Heidelberg bis Bruchsal, Bretten und Heilbronn wurden die Städte gebrandschatzt und das platte Land geplündert, bis die Nachricht vom Anmarsch der Kaiserlichen die raubenden Horden zurücktrieb.

Denkwürdige kriegerische Thaten, an denen der Kampf dieses Jahres sonst so reich ist, waren am Oberrhein bis in das Spätjahr keine zu verzeichnen. Im Juni schlug man sich an der Kinzig und Dreisam, aber das waren nur Vorpostengefechte oder Scharmützel zu nennen im Vergleich mit den Schlachten, die zur nämlichen Zeit in den Alpen und der Lombardei geliefert wurden. Am 23. Juni wurden die französischen Posten im Breisgau von den Kaiserlichen angegriffen und auf Breisach zurückgedrängt; drei Tage später wurde der Feind auch bei Ettenheim, Offenburg und Oberkirch geworfen und zog sich in die Stellungen von Kehl zurück. Die verlorenen Posten wieder zu gewinnen, griffen die Franzosen (4. Juli) mit verstärkter Macht an, gewannen auch Renchen und Offenburg wieder, aber die Nachricht, daß die österreichische Reserve vom Schwarzwald heranziehe, vermochte sie zurückzugehen. Nun trat wieder eine Pause ein, die bis in den September dauerte. Die neuen Rüstungen der französischen Republik verhießen den Kampf zu beleben, es war besonders auch auf eine Verstärkung der Streitkräfte am Oberrhein Bedacht genommen. Eine unabhängige Rheinarmee unter Moreau sollte hier gebildet und der Kampf auf dieser Seite des großen Kriegsschauplatzes kraftvoller als bisher aufgenommen werden. Doch waren auch jetzt glänzende Kriegsthaten von den Franzosen nicht zu rühmen. Sie begannen den Herbstfeldzug mit räuberischen Streifzügen und machten dann vergebliche Versuche, die Festung Philippsburg zu nehmen. In der Festung lagen 2,300 Mann Besatzung, aus verschiedenen kleineren Contingenten buntscheckig gemischt, aber von einem tapferen Officier, dem Rheingrafen von Salm, commandirt. Die Franzosen forderten die Besatzung zur Uebergabe auf, und wie sie verweigert

war, eröffneten sie (6. September) ein Bombardement, das bis zum 12. ununterbrochen fortdauerte, ohne die Standhaftigkeit der Besatzung, die nicht durch Casematten, sondern nur durch einige Blockhäuser geschützt war, zu erschüttern. Aber die Stadt wurde zum größten Theil in Brand geschossen und bot den Anblick eines rauchenden Schutthaufens, aus dem die unglücklichen Bewohner kaum noch ihr Leben unversehrt hinwegzutragen vermochten.*) Jetzt kam der Erzherzog mit einigen 30,000 Mann vom Schwarzwald herab; seine Ankunft brachte der kleinen Reichsfestung den ersehnten Entsatz (12. September). Die kaiserliche Vorhut und Reiterei drängte die Franzosen in raschem Rückzug zum Theil auf Mannheim, zum Theil über den Rhein zurück. Es wirkte bei dieser Verfolgung auch der Landsturm mit, angeführt von einem Manne, der nachher eine der Celebritäten der Bonaparteschen Zeit geworden ist, dem damaligen pfalzbairischen Obersten Karl Philipp von Wrede. Ursprünglich der bürgerlichen Laufbahn bestimmt und auch im Anfange der Revolutionskriege beim Heidelberger Oberamt angestellt, war er seit 1792 als Kriegscommissär verwendet worden, erwarb sich in dieser Stellung Neigung und Kenntniß des Kriegswesens, hatte dann eine Oberforstmeisterstelle erlangt und begann jetzt, in seinem zweiunddreißigsten Lebensjahre, nicht mehr als Dilettant und Zuschauer, sondern als selbständiger Führer seine von Glanz und Glück geleitete kriegerische Laufbahn.

Auf ihrem Rückzuge hatten die Franzosen 6000 Mann in die Festung Mannheim geworfen, deren Vorwerke in dem Winkel zwischen Rhein und Neckar eilig wiederhergestellt und durch den Anbau einiger Schanzen verstärkt waren. Der Erzherzog war ihnen rasch gefolgt; begierig, mit seinem langen Marsche von den Quellen der Donau bis zur Neckarmündung doch ein größeres Resultat, als den Entsatz von Philippsburg, zu erreichen, entschloß er sich, Mannheim mit Sturm zu nehmen. Am Morgen des 18. September begann der Angriff auf die Befestigungen vom Rheine bis zum Neckar; die Schanzen wurden theils umgangen, theils erstürmt; auf den Wällen verließ der Feind in Unordnung

*) S. „Umständliche Nachricht von dem Mordbrande, welchen die Franzosen zwischen dem 6 — 12. September 1799 an den Gebäuden der Reichsfestung Philippsburg vollbracht haben."

ſeine Poſten, indeſſen eine ſtürmende Colonne an das Heidelberger Thor vordrang und mit Hülfe der Bewohner den Eintritt in die Stadt erlangte. Da zugleich die Rheinbrücke durch öſterreichiſche Batterien zerſtört war, gerieth Alles, was von franzöſiſchen Truppen noch in der Stadt war, in Gefangenſchaft. Die Kaiſerlichen bezogen in der Nähe von Mannheim, deſſen unbrauchbar gewordene Feſtungswerke ſie vollends ſchleiften, die Franzoſen bei Landau ein Lager; abermals trat eine Pauſe in den kriegeriſchen Bewegungen ein, indeſſen an einer anderen Stelle die letzte Entſcheidung des Feldzuges erfolgte.

Der Reichstagskörper zu Regensburg war während dieſer allgemeinen Erſchütterung kaum aus ſeinem gewohnten einförmigen Geleis herausgetreten. Erſt ward der Geſandtenmord zur Sprache gebracht und, wie zu erwarten war, in unſäglicher Breite und Langſamkeit verhandelt. Bis man aus den früheren Verhandlungen ſeit 1500 ein Seitenſtück zu der vom Kaiſer verlangten Reichsdeputation hervorgeſucht und bis dann jeder einzelne Reichsſtand ſeinen perſönlichen Abſcheu über die blutige That kundgegeben, war der Juli herangekommen und vorausſichtlich ſchlummerte nun die Sache vollends ein*) — zumal der kaiſerliche Hof kein Intereſſe verrieth, die hergebrachte Regensburger Langſamkeit in dieſer Sache zu beflügeln.

Dann kam nach der Auflöſung des Congreſſes die Kriegsfrage zur Verhandlung. Den erſten Anſtoß hatte Schweden gegeben, ein mit dem Reiche nur loſe verknüpftes Glied, das aber an royaliſtiſchem Eifer gegen die Revolution in den vorderſten Reihen ſtand. Guſtav IV. war von ähnlichen Stimmungen wie Paul beherrſcht; er hatte mit ſeinem kaiſerlichen Verwandten auch den unglücklichen holſtein-gottorp'ſchen Familienzug gemein, der die Kataſtrophe Beider hervorgerufen hat. Die ſchwediſche Erklärung, zu einer Zeit übergeben (24. April), wo der Congreß noch nicht

---

*) Das letzte Lebenszeichen war ein Reichsgutachten vom 9. Auguſt, worin der Reichstag ſein Vertrauen zu der vom Kaiſer angeordneten Unterſuchung ausſprach und „die Sache ganz der bekannten Gerechtigkeit des kaiſerlichen Hofes" übergab.

einmal auseinander war, konnte als ein Musterstück von Ergebenheit gegen den Kaiser und die österreichische Politik gelten; der Stand Pommern verlangte darin die Theilnahme des Reiches am Kriege und erbot sich mit der Erfüllung aller seiner reichsständischen Pflichten voranzugehen. Der Inhalt, wie die unterwürfige Form erregten im reichsfürstlichen Kreise einige Bewegung; man fand diese allerdings sehr selten gewordene Loyalität gegen Kaiser und Reich ungewöhnlich, beinahe beunruhigend, und hatte ernste Sorgen, es möchte nun das „geistliche Corps" rasch diesen Anlaß benutzen und im Bunde mit dem Wiener Hofe neue Römermonate und neue Contingente vom Reichstag erlangen. Aber es war in Regensburg dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen! Obwol durch die Auflösung des Congresses, dessen Verabredungen ausdrücklich für nichtig erklärt wurden, das Reich von selbst wieder in Kriegsstand mit der französischen Republik eingetreten war, kam doch erst im Juli die kaiserliche Aufforderung an den Reichstag, die pflichtschuldigen Beiträge an Geld und Mannschaft zu liefern. Erst im August und September wurden darüber die Verhandlungen eröffnet; es kam in allen drei Collegien eine Mehrheit dafür zu Stande, daß die fünffache Bewaffnung stattfinden und hundert Römermonate bewilligt werden sollten. Die Neutralen hielten sich wie früher von Berathung und Beschlußnahme fern. Am 8. November erfolgte dann die kaiserliche Ratification des Reichstagsbeschlusses mit einer lebhaften Aufforderung an „einen jeden und alle Reichsstände, die Pflichten zu erfüllen, die ihnen die Natur des allgemeinen Reichsverbandes auferlege." Am Reichstag war es aber so still geworden, daß einer der Kanzleibeamten in einer eigenen Brochüre (October) die wohlmeinende Frage aufwarf: „Mit was könnte sich wohl die allgemeine Reichsversammlung bei der jetzigen Geschäftsruhe am nützlichsten beschäftigen?" *) Und draußen auf den Schlachtfeldern, wo das Schicksal Deutschlands ausgefochten ward, hatte der Feldzug des Jahres gerade in dem Augenblicke seinen entscheidenden Abschluß erhalten, wo Kaiser und Reich endlich den Beschluß einer neuen Kriegsrüstung fertig gebracht hatten!

*) Nach der früher angeführten Reichstagscorrespondenz.

Mit sichtbarem Widerstreben war indessen Suworoff von dem Schauplatz seiner Siege nach der Schweiz aufgebrochen. Der Marsch ging langsam, wie es die Natur der Verhältnisse mit sich brachte; der Oberfeldherr war widerwillig, verstimmt und von den schwarzsichtigsten Gedanken beherrscht. Als durch ein Mißverständniß die Maulthiere, deren man zum Gebirgsmarsch bedurfte, nicht rechtzeitig an Ort und Stelle waren, sah er darin Absicht; wie er den Abmarsch des Erzherzogs aus der Schweiz erfuhr, hielt er sich wieder für planmäßig getäuscht, da er nach Aeußerungen des Wiener Cabinets auf ein längeres Verweilen der kaiserlichen Armee glaubte schließen zu dürfen. Wohl schrieb Suworoff, als er am 20. und 21. September seine Vorbereitungen traf, um von Bellinzona durch das Liviner-Thal nach dem Gotthard hinaufzusteigen, an Korsakow und Hotze: kein Widerstand und kein Opfer würde ihn zurückhalten von dem großen Zweck der Vereinigung, und Suworoff war der Mann, dies Wort wahr zu machen; aber er hatte doch keine rechte Zuversicht auf das Gelingen. „Die Russen, schrieb er, leiden Mangel an Truppen, Kleidung und vielen Hülfsmitteln; sie müssen sich mehrere Male auf rauhem, gebirgigem und gefährlichem Terrain schlagen und werden nur Wenige übrig behalten, ehe sie nach Winterthur gelangen. Massena hat keine Gründe, uns dort abzuwarten; er wird sich auf Korsakow werfen, das wird ihm genug sein." Litt zu dem Suworoffs eigener Plan nicht an einer auffallenden Schwierigkeit? Er wollte über den Gotthard nach dem Züricher See, um gegen den 26. September bei Schwyz einzutreffen; aber wo war der Weg, auf dem er sein Heer führen wollte? Die Gotthardstraße im Reußthal mündet in den Vierwaldstätter See; dieser selbst war vom Feind besetzt. Schwerlich konnte doch der russische Feldherr seine Sache darauf gestellt haben, daß er die Saumpfade und steilen Bergwege durch das Schächenthal und über den Kinzigkulm einschlug, die zu gehen ihn nachher die äußerste verzweifelte Noth zwang! *) Die Correspondenz Suworoffs löst uns das Räthsel nicht, wie man im Hauptquartier auf den wunderlichen Einfall kommen konnte, statt des viel besseren Weges über den Splügen einen Uebergang zu wählen, der nach unsäglichen Anstrengungen in einen von

*) Clausewitz hinterlassene Werke. VI. 117 f. 244.

ſteil abfallenden und unwegſamen Felſen umgebenen Alpenſee auslief.

Suworoffs Ahnung, daß er zu ſpät nach der Schweiz komme, täuſchte ihn nicht; während er die Höhen des Gotthards erreichte, geſchah am Züricher See der entſcheidende Schlag. Die Franzoſen hatten ihre 70—80,000 Mann von Baſel bis zum Gotthard und den Walliſer Höhen in ſtarke Aufſtellungen vertheilt; am Uetli und in der Umgebung von Zürich ſtanden über 25,000 Mann vereinigt, zwiſchen dem Züricher und Wallenſtädter See gegen zwölftauſend. Dieſer Maſſe gegenüber hielt Korſakow mit geringerer Stärke Zürich und das Limmatthal beſetzt, Hotze hatte eine ziemlich zerſtreute Aufſtellung an der Linth zwiſchen dem Züricher und Wallenſtädter See. Von einzelnen Meiſtern des Faches wird über die Dispoſition Korſakows manche Rüge ausgeſprochen, dagegen von allen Seiten rühmend anerkannt, daß Maſſena ſeine Anſtalten zur Entſcheidung mit bewundernswerther Umſicht getroffen habe. Am 25. September ſah ſich Korſakow in Zürich angegriffen; er ſchlug ſich tapfer mit dem Feinde herum, drängte ihn nach dem Uetli zurück und behauptete die Stadt, indeſſen die Franzoſen an einer anderen Stelle den entſcheidenden Schlag führten. Es waren von ihnen zum Uebergang über die Limmat die Vorbereitungen mit großem Geſchick getroffen und der Uebergang ſelbſt raſch und meiſterhaft ausgeführt worden. Während Korſakow bei Zürich beſchäftigt ward, wurde dann bei Dietikon, wo die Ruſſen es am wenigſten erwarteten, am frühen Morgen die Limmat überſchritten, die ruſſiſchen Poſten völlig geworfen, die Straße nach Zürich gewonnen und bis in die Nähe der Stadt ſelber vorgedrungen. Dort ſchlug man ſich noch am Abend; vergebens bemühten ſich die Ruſſen, den Feind in ſeine alten Stellungen zurückzuwerfen, kaum gelang es ihnen, ſich ſelber in der Stadt zu behaupten. Auch die Erneuerung des Kampfes am nächſten Morgen brachte keinen beſſeren Erfolg; es gelang nur eben noch, die Straße nach Winterthur offen zu halten, während das feindliche Geſchütz ſchon die Stadt beſtrich. Korſakow entſchloß ſich zum Rückzug, der ſchon mit den Waffen erkämpft werden mußte und dem Heere einen großen Theil ſeines Gepäckes und Geſchützes koſtete. Entmuthigt durch das Mißlingen gegenüber einem bis jetzt verachteten Gegner, ohne Geſchütz und Gepäck, außer Stande,

in nächſter Zeit den Kampfplatz wieder zu betreten, ging das ruſſiſche Heer mit allen Zeichen einer entſchiedenen Niederlage theils nach Bülach und Egliſau, theils über Winterthur nach Schaffhauſen zurück. Nicht glücklicher war indeſſen der Ausgang des Kampfes am Züricher und Wallenſtädter See (25. September). Es gelang dort den Franzoſen über die Linth vorzudringen und die Oeſterreicher beim Dorfe Schännis zurückzuwerfen; als Hotze ſich dann ſelber an die Spitze der Truppen ſtellte, um den Feind zurückzudrängen, und er raſch bis an die franzöſiſche Plänklerkette vorritt, erfolgte eine Salve, die ihn ſelber und die nächſten Officiere um ihn niederſtreckte. Der Tod des Feldherrn unterbrach den Zuſammenhang und die Einheit der Bewegungen; die Oeſterreicher wurden aus ihren Stellungen geworfen und traten noch in der Nacht ihren Rückzug gegen St. Gallen an; eine am Wallenſtädter See zurückgelaſſene Abtheilung ward abgeſchnitten. Dreitauſend Gefangene, zwanzig Geſchütze und die bei Rapperſchwyl vor Anker liegende bewaffnete Flottille der Oeſterreicher bildeten die Trophäen dieſer Tage; auf die Nachricht von den Ereigniſſen bei Zürich gingen die Kaiſerlichen nach Vorarlberg zurück. Es war eine allgemeine Schlaffheit eingetreten, und alle einzelnen Führer ließen ſich von der Entmuthigung, welche die ſchlimmſte Frucht der Ereigniſſe vom 25. u. 26. September war, ohne Widerſtand fortreißen.

Die Lage Suworoffs war durch dieſe Kataſtrophe auf's allerbedenklichſte geſtaltet; ſie war ſchon ſchwierig genug, ehe die Niederlage an der Limmat erfolgt war und ehe er ſie kannte. Auf ſeine Truppen, die plötzlich aus den geſegneten Regionen Italiens in dieſe engen Felsſchluchten der Alpen eintraten, um ſich den Schnee- und Eisregionen des Gotthard zu nähern, machte dieſer raſche Uebergang aus der heiterſten Fruchtbarkeit in eine wilde, düſtere Natur von rieſenhaften Dimenſionen den Eindruck, den das Gewaltige und Ungeheuere unwillkürlich erweckt. Sie fühlten ſich beengt, beunruhigt und ſchwankten zum erſten Male in ihrem Vertrauen auf den ſieggewohnten Feldherrn. Es kam zu Ausbrüchen des Ungehorſams, die zu dämpfen es der ganzen Geiſtesgegenwart Suworoffs und ſeiner Kunſt, die Menſchen zu behandeln, bedurfte. Er ließ ein Grab für ſich graben, Angeſichts der

Soldaten, um, wie er ſagte, die Schmach eines zuchtloſen Heeres nicht zu überleben; es gelang ihm auch, die Truppen zum alten Vertrauen zurückzuführen. Mit ungefähr 14,000 Mann, wozu noch viertauſend aus dem Maggiathal kamen, war Suworoff am 21. September gegen den Gotthard vorgerückt; eine Abtheilung von acht Bataillonen und zwei Koſakenregimentern ſchlug bei Bellinzona den Weg ins Blegnothal ein, um über den Lukmanier nach dem bündtner Oberlande vorzudringen, wo ein öſterreichiſches Corps (2400 Mann unter Auffenberg) bei Diſſentis bereit war, den Ruſſen die Hand zu reichen. Das Gros der ruſſiſchen Armee ging nach der Gotthardshöhe. Am 24. September kam es in dem ſteilen Tremolathale, zwiſchen Airolo und dem Hoſpiz, zu einem hartnäckigen und blutigen Gefecht, das mit dem Rückzug der Franzoſen endete. Das Merkwürdigſte hatte dabei eine Colonne von acht Bataillonen unter Schweikowsky gethan, die mit Hülfe von Steigeiſen, wie ſie der Alpenwanderer gebraucht, ohne einen Thaleingang zu benutzen, den Hauptrücken der Alpen an der ſteilen Lehne ſelbſt erſtieg und den Franzoſen in den Rücken kam. Gleich denkwürdig war der Kampf, den am nämlichen Tage die Colonne Roſenbergs auf den Höhen des bündtner Oberlandes beſtand. Nicht weit von den Quellen des Vorderrheins, an einem auf der Höhe des Paſſes gelegenen See ſtieß er auf einen feindlichen Poſten, der nach einem Kampfe von mehreren Stunden nach dem Reußthal hinabgeworfen ward. Am Abend erſchien Roſenberg auf den Höhen von Andermatt; dorthin hatte ſich Lecourbe mit einer Brigade vom Vierwaldſtätter See aufgemacht und Andermatt und Hoſpenthal beſetzt. Es war ſchon die Nacht angebrochen, als Roſenberg herabſtieg, die Franzoſen aus Andermatt herausdrängte und ſie zum raſchen Rückzug nach der Teufelsbrücke zwang. Den nachdringenden Feind aufzuhalten, ließ der franzöſiſche Feldherr einen Bogen der Teufelsbrücke ſprengen, ſein Geſchütz den Abgrund der Reuß hinabſtürzen, während eine Truppenabtheilung an dem Urnerloch und an der grauſigen Felsſchlucht, über welche die Teufelsbrücke hinzieht, die Ruſſen erwartete, ihr Vordringen ihnen möglichſt theuer zu verkaufen. Ein Glück für dieſe, daß Lecourbe ſelbſt, ſeines Rückzuges nicht ſicher und von dem Vorrücken Auffenbergs durch das Maderaner-Thal benachrichtigt, nicht mit der ganzen Macht oben an der Reuß blieb, ſondern nach Am-

steg, an dem Eingange der engen Thalschlucht zurückgegangen war. In der That näherte sich Auffenbergs Colonne bereits Amsteg, als Lecourbe dort anlangte; doch war der Durchgang noch frei und der französische General konnte ungestört bis zum Vierwaldstätter See zurückgehen. Mittlerweile war Suworoff am Morgen des 25. an dem Urnerloch angelangt; seine Soldaten drängten vor, Hunderte fanden an dem geöffneten Abgrunde der Teufelsbrücke ihren Tod und es schien nicht denkbar, selbst gegen die viel schwächere Zahl der Franzosen den Durchgang zu erzwingen, als die Russen den kühnen Entschluß wagten, mitten im Feuer des Feindes einzeln den steilen Rand der Reuß hinabzuklettern, durch den wild schäumenden Fluß zu waten und, indem sie am andern *Ufer* mühsam hinaufstiegen, die Franzosen zu umgehen. So ward die Brücke gewonnen, der Uebergang über den gesprengten Bogen mit Brettern und Baumstämmen hergestellt. Am 26. September langte Suworoff zu Altorf an, wo die Gotthardstraße in die Wellen des Vierwaldstätter Sees mündet und kein Fahrzeug bereit lag, ihn nach dem andern Ufer zu bringen. „Eine unwegsame Gebirgsmasse trat ihm entgegen und streckte ihren nackten Felsenarm das finstere Schächenthal hinaus wie ein riesiger Wegweiser des Schicksals." *) Nur auf den Hirten- und Jägerpfaden dieser engen Thalschlucht und der Bergübergänge im Hintergrunde war es möglich, zu wirthlicheren Gegenden zu gelangen, und selbst dies war zweifelhaft, wenn der Ausgang des Kampfes, der in denselben Stunden am Züricher See gefochten ward, den Feind in den Besitz dieser Alpenpässe brachte. Und in welchem Zustande war das Heer! Seit sechs Tagen zog es bergauf, bergab, mußte sich um Fußpfade und Brückensteige schlagen, die Reuß durchwaten, steile Abhänge hinanklimmen, mit kümmerlicher Nahrung, während strömende Regengüsse jeden Schritt erschwerten. Schon bildete der Zug der Armee von Airolo bis Altorf eine ununterbrochene gemischte Reihe von Lastthieren und Nachzüglern.

Ohne den Truppen Ruhe und Rast zu gönnen, schlug der unerbittliche Feldherr (27. September) den Weg ins wilde Schächenthal ein, um von da über die steile Höhe des Kinzigkulm den Weg ins Thal der Muotta zu finden. Noch am Abend trafen die er-

*) Clausewitz VI. S. 191.

sten Kosakenschwärme in Muotta ein und nahmen dort ein paar Compagnien Franzosen gefangen, die von dem nur drei Stunden entfernten Schwyz dahin gesandt waren; der Zug des ganzen Heeres, das sich raupenartig über die öden Felsmassen hinbewegte, dauerte sechszig Stunden. Am Abend des 29. Septembers war die ganze Masse, nach unnennbaren Anstrengungen, in Muotta angekommen; es war kein Leiden, das erschöpfte Soldaten treffen kann, ihnen erspart worden, und wie viele waren der Ermüdung erlegen oder hatten in den grausigen Felsabgründen ihr Grab gefunden! Schon drängten im Rücken die Franzosen nach, in der Front hatte Massena, seit dem 26. von den Ereignissen auf dem Gotthard unterrichtet, Truppen gegen Schwyz vorgeschoben.

Noch war dem russischen Feldherrn die wahre Lage der Dinge verborgen; er glaubte an den Sieg Korsakows und irrige Nachrichten hatten ihn auf dem Wege nach Muotta darin bestärkt. Ein ausgeschicktes Kosakenpiket, das von den Franzosen zurückgetrieben ward, brachte die erste verworrene Kunde von den Niederlagen an der Linth und Limmat; noch immer wollte Suworoff nicht daran glauben, sondern war entschlossen, gerades Weges auf Schwyz vorzurücken. Aber die Nachrichten von Korsakows und Hotze's Schicksal wurden bald zur vollen Gewißheit. Wie wollte Suworoff, der höchstens noch fünfzehntausend Mann Fußvolk zählte, fast ohne alles Geschütz und mit wenig Munition durch Herabsteigen in die Ebene den verlorenen Erfolg wieder gewinnen? Es war vielmehr zu fürchten, daß, sobald er die schützenden Berge verlassen habe, er von allen Seiten mit überlegenen Kräften angefallen, durch Defileen umstrickt nur in sein unabwendbares Verderben stürzen werde. Es blieb nur ein Weg: rasch den Uebergang über den Pragel zu gewinnen und von da nach Glarus hinabzusteigen. Mit Widerstreben gab der Feldherr dem Andringen der Officiere nach; er konnte sich in den Gedanken eines Rückzugs nicht finden. Am 29. und 30. September begann der Marsch über den Pragel, schon in fortwährendem Gefecht mit den Franzosen; doch waren die Truppen noch stark genug, sich den ungestörten Rückzug zu erkämpfen. Ja, am 1. October wurde Massena selbst, der mit einer Colonne von 8—10,000 Mann gegen Muotta vorrückte, von den Russen, die fast ohne Geschütz waren, angegriffen und mit dem Verlust von fünf Geschützen und tausend Gefange-

nen nach Schwyz zurückgeworfen. Am nämlichen Tage war Suworoff in Glarus angelangt. Es vergingen mehrere Tage, bis sich der Feldherr mit seinen langsam sich sammelnden Truppen entschloß, welchen Weg er einschlagen wollte. Die Nachrichten über das Schicksal der verbündeten Heere waren mangelhaft und verworren; nur tauchte aus der Ungewißheit immer bestimmter die Thatsache auf, daß auf eine Verbindung mit ihnen nicht mehr zu zählen, der Weitermarsch nach dem Wallenstädter See bedenklich war. So wählte Suworoff den Marsch nach dem Sernftthal, um über den Panixer Paß den Weg nach dem bündtner Rheinthal zu finden. Der Weg war durch frisch gefallenen tiefen Schnee äußerst schwierig; die kaum ausgeruhten Truppen, größtentheils ohne Fußbekleidung und ohne zureichende Lebensmittel, mußten abermals alle Mühen eines schwierigen Alpenmarsches ertragen. Ein frisch gefallener, zwei Fuß tiefer Schnee, der mit jedem Schritte wich — so erzählt der Erzherzog — deckte die schmalen Fußwege, auf welchen die Felsmassen des Gebirgsrückens einzeln und mühsam erklettert werden mußten. Von der Höhe herab, so weit das Auge reichte, zeigten sich Graubündten und Tirol als eine ungeheuere Schneewüste: keine menschliche Spur, kein Pfad war zu sehen; kein Strauch gewährte die Möglichkeit, Feuer zu machen; keine Felsenspitze ragte hervor, um dem Wanderer zum Wegweiser oder zur Stütze zu dienen. Auf dem jenseitigen Abhange war der Schnee durch die kalten Winde so glatt gefroren, daß nur der Sturz der vorderen Menschen und Pferde die folgenden warnen konnte, den gefährlichen Steig mit einem andern eben so gefährlichen zu vertauschen. Opfer hat natürlich dieser Marsch genug gekostet; die Kranken und Verwundeten mußten ohnedies zurückbleiben. Zwischen dem 8. und 10. October kam dann die Armee im Vorderrheinthal an, wo sie die ersehnte Ruhe und Erholung fand.

So schloß dieser wunderbare Alpenzug, der an kühnen Abenteuern und an Ausdauer der Truppen Alles hinter sich läßt, was die gerühmtesten Bergzüge, alter und moderner Zeiten, aufzuweisen haben. Wohl war der Verlust an Menschen und Material, den die drei Wochen gekostet, einer verlorenen Schlacht gleich; aber der moralische Eindruck sah eher einem Siege ähnlich. Wenn Suworoff und sein Heer, sagt

Clauſewitz,*) dieſen Zug durch ein für ſie ſo wunderbares Land, von welchem ſie ſelbſt hinterher nur verworrene Vorſtellungen und fabelhafte Eindrücke haben konnten, mit einem Blick durchlieſen, ſo mußte ihnen derſelbe wie ein reißender Strom vorkommen, der alle die Dämme durchbrochen hat, welche ihm das feindliche Heer beim Gotthard, dem Criſpalt, bei Amſteg, Altorf entgegengeſetzt hatte, und jede dieſer Ueberwältigungen wie ein Sieg über das feindliche Heer. Sie hatten dieſe wunderbaren Berge auf Pfaden überſtiegen, welche nie ein Kriegsheer betreten hat und wahrſcheinlich nie wieder betreten wird, und als ſie nach der äußerſten ihrer Anſtrengungen im Thale von Muotta wie ein gejagtes Wild ermattend niederſanken und der feindliche Feldherr ſelbſt herbeieilte, ſie gefahr- und muthlos zu überwältigen, hatten ſie ſich, wie der Bär in ſeiner Höhle, zerfleiſchend auf ihn geworfen und ihn in Schrecken und Verwirrung wieder hinausgejagt.

Nur für die Dauer des auſtro-ruſſiſchen Bündniſſes waren dieſe letzten Ereigniſſe eine ſchlechte Vorbedeutung. Hatten ſie das Selbſtgefühl des ruſſiſchen Führers mächtig gehoben, ſo war zugleich ſein Groll gegen die Verbündeten gewachſen, die ihn wider ſeinen Willen zu dieſem Zuge genöthigt, die ihm damit die Frucht ſeiner Siege entwanden, deren Schuld es nach ſeiner Meinung war, daß alle ſeine beiſpielloſen Mühen doch nur eben mit einem Rückzuge geendigt. Schon äußerte er den Verdacht, daß Oeſterreich an ein vortheilhaftes Abkommen mit dem Feinde denke, und ſeinem Kaiſer erklärte er rückhaltlos, er ſehe keine Ausſicht eines Erfolges mehr. Korſakow habe nur noch zehntauſend Mann erſchöpfter Truppen, er ſelber nicht viel mehr; drum ſei das einzige Rettungsmittel, die Schweiz zu verlaſſen und an einem paſſenden Orte (er dachte an Italien) Winterquartiere zu ſuchen, um die Mannſchaft zu ergänzen und die ermatteten Kräfte für den neuen Feldzug zu ſtärken.**) Es bedurfte kaum der Beſchwerden Suworoffs, um das mißtrauiſche Gemüth des Czaren aufzuregen. Noch bevor er die letzten Ereigniſſe kannte, ſprach er ſchon ſein Mißvergnügen über

---

*) VI. 215.

**) S. die angeführte Correſpondenz II. 216 f. 232 ff. 252.

die Leitung der österreichischen Politik aus; auch er verschloß sich nicht mehr dem Verdacht, daß Oesterreich ein Separatabkommen mit dem gemeinsamen Feinde treffen wolle. Sollte das der Fall sein, schrieb er, dann ist es an der Zeit, mit allen Truppen den Rückzug nach Rußland anzutreten.

Die Dinge auf dem Kriegsschauplatze gingen rascher zu Ende, als der Czar hatte ahnen können; die letzte Katastrophe ließ den Gedanken an eine Behauptung der Schweiz nicht mehr aufkommen. Die Reste der austro-russischen Armee waren theils nach dem Rheinthal und Vorarlberg, theils an den Bodensee gegangen; Korsakow selbst, durch viertausend Baiern und 2700 Mann vom Condé'schen Corps verstärkt, stand zwischen Constanz und Schaffhausen, wohin sich auch einzelne Abtheilungen von Hotze's Heer gezogen hatten. Die letzten Gefechte, die man dort den Franzosen lieferte, änderten die Situation nicht; es sah aus, als seien sie mehr, damit man scheine etwas gethan zu haben, unternommen worden, als in der Hoffnung, den Kriegsgeschicken eine günstigere Wendung zu geben. Die Schweiz war bis zum Rhein, wo er die Gränze gegen Graubündten macht, wieder in den Händen der Franzosen; die Stellungen waren also ungefähr dieselben, wie im Frühjahr, als man bei Feldkirch und am Lucienſteig den Feldzug eröffnet hatte.

Der Katastrophe in der Schweiz war eine andere vorausgegangen, welche die Bande der Coalition vollends gelockert hat. In Holland war die Expedition des englisch-russischen Corps ruhmlos gescheitert. Ende August war dort eine britische Flotte mit 20,000 Mann am Helder gelandet; die erwartete oranische Volksbewegung schien anfangs einzutreten, ein großer Theil der holländischen Flotte ging zu den Briten über. Im September kam dann das russische Hülfsheer von 13,000 Mann, durch viertausend Engländer verstärkt. War es mehr die unfähige Führung des Herzogs von York, oder die falsche Ansicht, die man sich von der Volksstimmung gebildet, genug, das Unternehmen mißglückte völlig. Erst schlug Brune die Verbündeten bei Bergen (19. September), dann, nachdem sie einen flüchtigen Vortheil erlangt, zum zweiten Male bei Castricum (6. October); dazu kam dann der Rückschlag der Ereignisse an der Limmat. York war froh, durch eine Capitulation den Rest der Armee wegführen zu können; in die Coa-

lition war aber ein mächtiger, unheilbarer Riß gemacht. Paul I. schrieb das Mißlingen der englischen Leitung zu und klagte seine Verbündeten offen an, ihrem Egoismus seien seine Truppen nutzlos zum Opfer gefallen. Bei einem von Natur argwöhnischen Charakter, dessen Großmuth sich von fremder Selbstsucht mißbraucht fühlte, reichten auch zweifelhafte Thatsachen hin, den einmal wach gewordenen Verdacht zum feindseligsten Mißtrauen zu steigern.

Erzherzog Karl war auf die Kunde der Züricher Ereignisse mit dem größten Theil seiner Truppen vom Rhein weiter nach dem Schwarzwald aufgebrochen und stand in der ersten Hälfte des Octobers zwischen dem Rhein und den Donauquellen mit etwa 40,000 Mann, also einer Masse von Streitkräften, die groß genug war, um auch jetzt noch auf die kriegerische Entscheidung in der Schweiz einen gewichtigen Einfluß zu üben. Die Frage, warum der Erzherzog nicht rasch vorging, Massena angriff und, wie es wahrscheinlich war, ihn schlug, damit nicht blos die Schlacht von Zürich vergalt, sondern, was mehr werth war, den Eindruck der letzten Unfälle glänzend vergessen machte und das gelockerte Band zwischen Russen und Oesterreichern auf's Neue knüpfte — diese Frage ist von den Sachkundigen mit sichtbarem Befremden aufgeworfen und die Antwort in jenem angeborenen Mangel an kühner, entschlossener Thatkraft gefunden worden, die mehr als einmal in des Prinzen ruhmreichem Leben ihm selber die schönsten Lorbeeren entwunden hat.*) Der Erzherzog scheint sich selbst nicht ganz frei von dem Vorwurf gefühlt zu haben und räumt den Mangel eines raschen Entschlusses unverhohlen ein. Allein er sagt auch, daß die „momentane Entblößung der Zugänge zu Vorarlberg und Graubündten" den Absichten des Wiener Hofes nicht entsprochen habe; es wirkten also auch hier die nämlichen Einflüsse mit, die so oft den sicheren Erfolg verscherzt hatten.

So kam es auch jetzt, in einem Augenblicke, wo es vom besten Erfolge gewesen wäre, zu keinem Einverständniß zwischen dem Erzherzoge und dem russischen Feldherrn. Suworoff, der sich bis gegen den Bodensee zurückgezogen, schlug einen vereinten Angriffsplan nach der Schweiz vor, der Erzherzog fand denselben zu gewagt und schien überhaupt nicht mehr geneigt, jetzt noch mit seiner

*) S. Clausewitz VI. 263 f., das Werk des Erzherzogs II. 294.

Armee den Rhein zu überſchreiten. Das war „der letzte Tropfen Waſſer, welcher das Gefäß überfließen ließ.“ Die peinlichen Erörterungen, die nun zwiſchen beiden Feldherren gepflogen wurden, zeigen uns auf der einen Seite eine verſtimmte, unnachgiebige Zähigkeit, auf der andern eine tiefe Erbitterung, die ſich in ihren Aeußerungen kaum noch Zwang auferlegt. Als der Erzherzog ſich geweigert hat, auf die Vorſchläge des ruſſiſchen Feldherrn einzugehen, benimmt ſich dieſer wie ein übellauniger, hypochondriſcher Mann, der nun plötzlich im Zorn auch die eigenen Entwürfe fallen läßt, ſich ſelber nicht zur Freude, aber hauptſächlich dem Anderen zum Verdruß mit dem förmlichen Rückzuge ſeines Heeres droht und alle Anſtalten trifft, mit dieſer Drohung Ernſt zu machen. Der Erzherzog ſeinerſeits weiß dieſe ruſſiſche Empfindlichkeit, zu welcher neben der angeborenen Selbſtüberſchätzung doch auch manche begründete Beſchwerde mitgewirkt, nicht richtig zu behandeln; ſein trockenes, kühles Benehmen und eine gewiſſe pedantiſche Förmlichkeit erweitern nur die Kluft, ſtatt ſie zu ſchließen. Es hätte freilich eine eigene pſychologiſche Kunſt erfordert, den reizbaren Mann, den ſein Alter, ſeine Verwöhntheit im Siege und die Eindrücke der jüngſten Zeit doppelt rauh und borſtig machten, zu verſöhnen; aber der Erzherzog, vielleicht auch ſelbſt verſtimmt, daß ſich an ihm jetzt die ganze üble Laune der Ruſſen ausließ, gab ſich auch nicht einmal die Mühe, den rechten Weg zu finden.

So entſchloß ſich der ruſſiſche Feldherr im Aerger, zurückzugehen und ſeine Winterquartiere an die Donau und Iller zu verlegen; es war das Vorſpiel zum völligen Abzug. Denn in St. Petersburg war die Erbitterung noch lauter und leidenſchaftlicher als im Suworoff'ſchen Hauptquartier am Bodenſee. Brach hier der Feldherr unfreundlich und, ohne auch nur Scheines halber ſich mit dem Erzherzog zu benehmen, nach dem Lech und der Iller auf, ſo waren am Petersburger Hofe ſchon die ſeltſamſten Befürchtungen laut geworden. Der Czar warnte z. B. in dem Augenblick, wo Suworoff ſich mit dem Erzherzoge entzweite, ſeinen Feldmarſchall ausdrücklich vor den Oeſterreichern; ſie könnten am Ende, wenn die Franzoſen ihn zurückgeworfen hätten, „ihm den Rückweg abſchneiden.“ Schon jetzt befahl der erbitterte Autokrat ſeinem Feldherrn, „ſobald er geheime Pläne des Wiener Cabinets entdecke,“ ſofort nach Rußland zurückzukehren und an den Gränzen des

Reiches eine Defenſivſtellung einzunehmen. „Bei dieſer Gelegenheit, ſetzte er hinzu, werde ich alsdann der ganzen Welt die Gründe kund thun, welche mich auffordern, von der Rettung Europas mich loszuſagen und das Wiener Cabinet ſeinem Schickſal zu überlaſſen.“ Es dauerte nur noch wenige Wochen und dieſe Drohung ward erfüllt. „Ich habe beſchloſſen, ſchrieb der Czar am 9. Nov., das Bündniß mit dem Wiener Cabinet gänzlich aufzugeben und nur eine und dieſelbe Antwort auf alle ſeine Vorſchläge zu ertheilen, da ich, ſo lange Thugut Miniſter bleibt, nichts glauben, folglich auch nichts thun werde.“ Noch gab der Czar ſeine antifranzöſiſchen Meinungen nicht auf, aber wer bürgte bei dieſem unberechenbaren Gemüthe dafür, daß es nicht eines Tages Bonaparte beſſer als den Wiener Staatsmännern und Feldherren gelingen werde, die ruſſiſche Unbändigkeit geſchmeidig zu machen? Vorerſt war das ruſſiſch-öſterreichiſche Bündniß zerriſſen; im Anfang December traten die ruſſiſchen Truppen ihren Rückmarſch nach dem Oſten an.*)

Wir haben dieſe Vorgänge in ihrem Zuſammenhange nicht unterbrochen, weil ſie das wichtigſte Ereigniß der nächſten Zeit, die Auflöſung der großen Coalition, erläutern; wir wenden uns zu dem Gang der Dinge im Reiche ſelbſt zurück. Es iſt das Charakteriſtiſche in der Geſchichte dieſes Jahres geweſen, daß zu einer Zeit, wo auf den Schlachtfeldern der Schweiz und Italiens die deutſchen Geſchicke ausgefochten werden, der Reichskörper ſelbſt in gewohnter Schläfrigkeit den Ereigniſſen nachhinkt und die Vorgänge in Regensburg kaum ein Intereſſe erwecken neben den geſchichtlichen Ereigniſſen des großen Krieges. So, erinnern wir uns, war das Reich erſt im Herbſt, alſo in dem Augenblicke, wo die ſchwankende Wagſchale des Sieges ſich zu Gunſten Frankreichs neigte und der Kampf des Jahres ſeinem Abſchluß entgegenging, mit dem Beſchluſſe (16. September) zu Ende gekommen: das Reich ſei zum Krieg gegen Frankreich zu bewaffnen, die fünf-

*) Vgl. über das Obige die angeführte Correſpondenz Suworoffs II. 255. 266 — 269. 278 f. 282. 299 f. 303. 308. 314. 319. 321. 324. 332 ff. 338. Auch Clauſewitz hinterlaſſene Werke VI. 272 f.

fache Bewaffnung aufzustellen und hundert Römermonate zu bewilligen. Die Gelder sollten in drei gleichen Zielen, jedes von sechs Wochen, vom Tage der kaiserlichen Ratification an gerechnet, bezahlt werden; diese Ratification erfolgte aber erst am 31. October! Der Eifer des Volkes war diesem verspäteten Conclusum wirksam vorangeeilt; unter dem Eindruck der Gefahr und in der Erinnerung an die Verwüstungen von 1795 — 1797 hatte sich dort der Landsturm mit einer Raschheit gebildet, die bewies, daß es der Nation an Kraft und Mitteln nicht fehlte, wenn nur eine weise und thatkräftige Leitung sie zu gebrauchen verstand. Der Opferbereitwilligkeit der Fürsten und Regierungen war ein Sporn eingesetzt durch eine Erklärung des russischen Kaisers (26. Sept.), worin er seinen Eifer für die Sache der alten Ordnung Europas und der Integrität des Reiches betheuerte, aber auch alle Reichsstände ernstlich aufforderte, ihre Macht gegen den gemeinsamen Feind aufzubieten. Dem Versprechen, in diesem Falle „das Schwert nicht eher in die Scheide zu stecken," als bis das revolutionäre Ungeheuer bewältigt sei, war die Drohung angehängt, Rußland werde, wenn es keinen Anklang finde, sein Heer völlig zurückziehen und eine Sache aufgeben, „die selbst von denen so schlecht unterstützt werde, welche an ihrem Triumph den meisten Antheil nehmen sollten." Die kleineren Reichsstände, besonders die geistlichen, beeilten sich, dies Schreiben mit den eifrigsten Zusagen zu beantworten und sich mit einer widrigen Geschäftigkeit beim russischen Czaren über ihre patriotischen Opfer und Leistungen auszuweisen.

Auch der Kaiser mahnte zur eifrigen Theilnahme an dem Kampfe. Graf Lehrbach richtete an die schwäbischen Stände eine Aufforderung, worin gedroht war, der Kaiser werde, wenn die bisherige Lauheit fortdaure, nur auf die eigene Vertheidigung bedacht sein. Ebenso erließ der Erzherzog Karl einen Aufruf an alle Deutschen um freiwillige Unterstützung des Heeres und schleunige Beiträge zu der äußerst bedürftigen „Reichsoperationscasse." Der Erfolg dieser Ansprachen und Aufmunterungen war bescheiden. Wie viel Mühe es kostete, ein kleines Contingent mobil zu machen und zur Thätigkeit zu bringen, und wie, wenn es dann zum Schlagen kam, die wunderlichsten Clauseln einer selbstsüchtigen und ängstlichen Neutralitätspolitik erwachten, davon wird uns gleich nachher Württemberg ein Beispiel liefern.

Besonders regen Eifer zeigte im Grunde nur ein Reichsstand, von dem man es gerade am wenigsten erwartet hatte: der Kurfürst von Pfalzbaiern. Als Maximilian Joseph zur Regierung gelangte, war alle Welt überzeugt gewesen, die pfalzbairische Politik werde offen ins französische Lager übergehen; sich an Oesterreich anzuschließen, dazu schien nach Allem, was die Zweibrücker Dynastie seit zwanzig Jahren erlebt, keine Versuchung denkbar. So hatte auch Thugut den neuen Kurfürsten beim Czaren zu zeichnen und den Groll des Autokraten gegen dies verhaßte Haus aufzustacheln gesucht. Es war ihm gelungen; Paul war, als seine Armeen nach Deutschland zogen, in voller Erbitterung gegen den Kurfürsten, und es schien in der That, als werde er im ersten Zorn den Lieblingswunsch der Thugut'schen Politik erfüllen helfen. Indessen Kurfürst Max Joseph ging nicht in die Falle, die Thugut gelegt; er bot vielmehr Alles auf, den Czaren zu versöhnen. Er rüstete sein Reichscontingent mit größerem Eifer als irgend ein anderer Reichsstand und erwies sich bereit, gegen Subsidien noch eine außerordentliche Hülfe gegen Frankreich zu leisten. Herzog Wilhelm von Baiern, früher Pfalzgraf von Birkenfeld, der Vetter und Schwager des Kurfürsten, wurde nach Rußland gesandt, um darüber ein Abkommen zu treffen. Am 1. October ward zu Gatschina der Vertrag geschlossen, der Baiern völlig mit Rußland aussöhnte und es innig mit der antifranzösischen Politik verflocht. *) Freundschaft und Bündniß zwischen beiden Staaten, Garantie des pfalzbairischen Gebietes gegen jeden Tausch und jede Minderung, Aufstellung einer Hülfsarmee von 20,000 Mann gegen die Leistung britischer Subsidien waren die Grundbestimmungen des Vertrags; außerdem verpflichtete sich der Kurfürst, „mit aller Macht zum Erfolg der guten Sache beizutragen und das conservative Bestreben, welches die russische Politik in Bezug auf die deutsche Verfassung befolge, besonders auch auf dem Reichstage zu unterstützen." Diese Verabredung ist freilich grell ins Gegentheil umgeschlagen; denn wir werden Pfalzbaiern, wie den Nachfolger Kaiser Pauls, wenige Jahre nachher in der vordersten Reihe Derer erblicken, welche den Auflösungsproceß der alten Reichsverfassung gewaltsam beschleunigt haben. Vorerst freilich verband der Vertrag Baiern eng mit

*) S. Martens Recueil; supplém. II. 252 ff.

Rußland, und zwar in dem Augenblick, wo sich dessen Verhältniß zu Oesterreich fast völlig löste. Der Rückmarsch Suworoffs, im bittersten Grolle gegen Oesterreich begonnen, ward durch Akte größter Freundlichkeit von Seiten Baierns bezeichnet; nicht nur schloß sich das Contingent an die Russen an, sondern auf das Ansuchen des Feldmarschalls um einen Geldvorschuß für die Bedürfnisse der abziehenden Armee beeilte sich auch Max Joseph, alle verfügbaren Mittel dem russischen Feldherrn zu verschaffen. Zu den bittern Ausfällen gegen den Wiener Hof stand die Freundlichkeit in grellem Gegensatz, womit Suworoff von den pfalzbairischen Truppen Abschied nahm und dem Kurfürsten die wärmsten Lobsprüche über Soldaten und Führer aussprach. *) So war die Thugut'sche Cabale, Rußland auf Baiern zu hetzen, ins gerade Gegentheil umgeschlagen.

Nicht so glücklich war Rußland in seinen Bemühungen gewesen, auch Preußen in den Kampf gegen Frankreich hereinzuziehen. Zwar hatte Preußen, von Paul mit gewohntem Ungestüm gedrängt, am 29. Dec. 1798 einen Hülfsvertrag mit Rußland geschlossen, welcher der Keim einer künftigen Allianz werden konnte, allein es war, als der Krieg ausbrach, bei dieser Verabredung geblieben. Wie nun der Beginn des Kampfes in Deutschland und in Italien, durch des Erzherzogs und Kray's Siege eröffnet, neue Hoffnungen auf eine Bewältigung der Franzosen erweckte, da regte sich auch in Preußen unter den einsichtsvollen und patriotischen Männern die Erwartung, Preußen werde die Wege der kurzsichtigen Politik, die es seit 1795 betreten, endlich verlassen. „Es ist betrübend, schrieb damals Stein, **) uns gelähmt und in einem Zustande der Starrsucht zu sehen, während man mit Nachdruck die Ruhe Europas auf den alten Grundlagen wiederherstellen konnte, die Unabhängigkeit Hollands, der Schweiz, Italien, Mainz. Wir amüsiren uns mit Kunststücken der militärischen Tanzmeisterei und Schneiderei; unser Staat hört auf, ein militärischer Staat zu sein und verwandelt sich in einen exercirenden und schreibenden."

Die Bemühungen Rußlands durch den Grafen Panin, den

*) S. die angef. Corresp. II. 287 f. 294.

**) S. Steins Leben von Pertz I. 185 f.

die britiſche und öſterreichiſche Diplomatie eifrig unterſtützte, hatten indeſſen nicht vermocht, Preußen aus ſeiner thatenſcheuen Neutralität zur Action zu bringen. Das Mißtrauen gegen Rußland und Oeſterreich, denen ein vollſtändiger Sieg über Frankreich zu viel Macht zu geben ſchien, wirkte dem Anſchluſſe eben ſo ſehr entgegen, wie die egoiſtiſche und kurzſichtige Berechnung, man könne in der Neutralität ſeine Kräfte ſparen und, während die Andern ſich aufrieben, allein unverbraucht aus der großen Weltkriſis hervorgehen. Der große Kurfürſt hatte einſt in ähnlicher Lage geäußert: „Was neutral ſein heißt, habe ich ſchon erfahren; wenn man ſchon die beſten Bedingungen hat, wird man doch übel tractirt; ich habe auch verſchworen, mein Leben lang nicht neutral zu ſein, und würde mein Gewiſſen damit beſchweren.“ Aber dieſe Traditionen waren in Preußen vergeſſen, obwol der Zeitpunkt zu handeln günſtiger ſchien, als je. Denn wenn jetzt, nach den erſten Siegen des Frühjahrs, Preußen ſich den Verbündeten anſchloß und am Rhein und gegen Holland operirte, ſo war der Erfolg gegen die franzöſiſche Republik gewiß. Dies war ſo einleuchtend, daß, als im Mai die Coalitionspolitik neue Anſtrengungen um Preußens Beitritt machte, ſelbſt die bekannten Träger der Friedenspolitik den Moment einer glücklichen Mitwirkung für gekommen hielten. Es war in Weſtfalen ein preußiſches Uebungslager gebildet, das man raſch in ein Hülfsheer gegen Frankreich umgeſtalten konnte. Nicht nur der Herzog von Braunſchweig und einflußreiche Männer in der Umgebung des Königs neigten jetzt zum Kriege, ſelbſt Haugwitz ſchlug ſich zu dieſer Meinung. Die Dinge waren, obwol der König mit einer Art von Aberglauben die Friedensgedanken feſthielt, doch ſo weit gediehen, daß Haugwitz Vollmacht erhielt, mit den Ruſſen abzuſchließen. Aber mit einem Male, auf der Rückreiſe des Königs aus Weſtfalen, ſchlug die Stimmung wieder um und Friedrich Wilhelm III., von falſcher Sparſamkeit und Friedensliebe beherrſcht, vielleicht auch von der Erinnerung an die Kriegführung von 1792—95 beſtimmt, ertheilte ſeinem Miniſter wieder Gegenbefehl. Zu Ausgang des Monats Juni waren die Verhandlungen abermals abgebrochen und die preußiſche Neutralität ſtand wieder feſt. Wir haben in den Verhandlungen des Reichstags wahrgenommen, daß Preußen bei den neuen kriegeriſchen Rü-

ſtungen des Reichs unbetheiligt blieb und ſeine norddeutſche Clientel auf gleicher Bahn erhielt. Auch jetzt gab Rußland ſeine Hoffnung noch nicht auf; vielmehr erhielt ſich das ganze Jahr hindurch das Bemühen des Petersburger Hofes, Preußen mit fortzureißen,*) allein aller Schwankungen ungeachtet trat kein beſtimmter Wechſel in der Berliner Politik ein. Seit der Feldzug ungünſtig geendet und in Frankreich eine Revolution erfolgt war, die Bonaparte ans Ruder führte, war weniger als je daran zu denken, daß Preußen es wagen werde, ſeine Waffen, die es der ſiegreichen verſagt, mit denen der wankenden Coalition zu vereinigen.

Indeſſen hatten ſich die letzten Epiſoden des großen Feldzugs von 1799 vollends abgeſpielt, am Oberrhein und in Italien. Als der Erzherzog nach der Kataſtrophe an der Limmat wieder nach dem Schwarzwalde aufbrach, hatte er einen kleineren Theil ſeiner Truppen, hauptſächlich ſeine Reiterei, ſammt den Aufgeboten des Landſturmes, in der Umgebung von Frankfurt und zwiſchen dem Rhein und Neckar bei Mannheim zurückgelaſſen. In dem Augenblick überſchritt der Feind wieder den Rhein und nöthigte die Kaiſerlichen gegen die Bergſtraße, den Landſturm gegen Aſchaffenburg zurückzuweichen. Am 16. Oct. erſchienen die Franzoſen vor Mannheim, Ladenburg und Heidelberg zum Angriff. In Heidelberg ſuchten ſie die Brücke zu erſtürmen; anfangs zurückgeworfen, erhielten ſie zur rechten Zeit eine Verſtärkung von drei Reiterregimentern, die bei Ladenburg durch eine Furth des Neckars gegangen waren und die Stadt von der andern Seite bedrohten. Die Oeſterreicher zogen ſich neckaraufwärts und bis hinter die Enz zurück; Philippsburg ward von Neuem eingeſchloſſen. Es kamen aber Unterſtützungen vom Oberrhein und Schwarzwald; der Herzog von Württemberg, deſſen Land zunächſt bedroht war, ließ ſich durch den Erzherzog beſtimmen, fünf Bataillone, eine Schwadron und zehn Geſchütze ausrücken zu laſſen, ſo daß zu Ende October am Neckar und der Enz wieder zwölftauſend Mann gegen die Franzoſen vereinigt waren. Ein Angriff, den die Letzteren in der

*) S. die Suworoff'ſche Correſpondenz II. 96. 300. 308. 334.

Richtung auf Bietigheim unternahmen (3. Nov.), gab den Kaiserlichen Gelegenheit, einen glücklichen Schlag zu führen, sie zurückzudrängen, Philippsburg wieder frei zu machen. Sie folgten dem Feinde bis Sinsheim und Langenbrücken und hätten ihn weiter gedrängt, wenn — die Württemberger nicht durch einen gemessenen Befehl ihres Herzogs angewiesen gewesen wären, an der Gränze stehen zu bleiben! Ein neuer Angriff, den die Franzosen dann mit stärkerer Macht wagten (16. Nov.), bestimmte die Oesterreicher, in ihre früheren Stellungen zurückzugehen; Verlust hatte nur die Philippsburger Besatzung, die sich bei Lusheim in lebhaften Kampf eingelassen und in Gefahr kam, abgeschnitten zu werden. Die Festung ward von Neuem eingeschlossen.

Jetzt kamen Verstärkungen vom Erzherzog, welche die Kaiserlichen an der Enz in Stand setzten, anzugreifen. Der Führer dieser Colonnen, Feldmarschallieutenant Sztarray, begann den Angriff am 2. December; während Wrede mit dem pfalzbairischen Contingent den linken Flügel der Franzosen bei Neckarelz beschäftigte, ging die Hauptmacht der Kaiserlichen auf der Heilbronner Straße gegen Sinsheim und Dühren vor, warf den Feind aus seinen Stellungen dort auf Wiesloch zurück, zwang ihn durch eine andere Colonne, die Höhen von Menzingen preiszugeben und nach hartnäckiger Vertheidigung auch Odenheim zu verlassen. Bruchsal ward von den Franzosen geräumt, Philippsburg abermals entsetzt. Am nächsten Morgen erneuerte sich der Kampf; die Kaiserlichen drängten nach dem Rheinthal vor, die Franzosen wurden von der Elsenz nach Wiesloch, dem sich bereits eine andere österreichische Colonne durch das Angelthal näherte, zurückgeworfen. Hier kam es noch zu einem lebhaften Gefecht, das mit dem Sieg der Kaiserlichen endete. Die Franzosen waren bis an den Rhein gedrängt; ihr linker Flügel, von Wrede bei Lobenfeld festgehalten, war von der Hauptmacht getrennt und es drohte ihm das Schicksal, abgeschnitten zu werden. Das abzuwenden, nahm der französische Feldherr zu einer Kriegslist seine Zuflucht; unter dem Vorwand, es sei ein Unterhändler mit Friedensanträgen auf dem Wege nach Wien, schlug er einen Waffenstillstand vor, den Sztarray, offenbar ohne Kenntniß von der Lage des Gegners, mit dem Vorbehalt annahm, daß ihn der Erzherzog genehmige. Bis dessen ablehnende Antwort eintraf, hatten die Franzosen Zeit

gewonnen, ungefährdet ihren Rückzug über den Rhein anzutreten.

In Oberitalien waren die Franzoſen auf die Umgebung von Genua beſchränkt. Auch nach Suworoffs Abzug hatte ſich das Verhältniß der beiden kämpfenden Parteien nicht geändert; von den Oeſterreichern waren neue Erfolge errungen, der letzte feſte Punkt in Sardinien, Coni, belagert und erobert worden. In Mittelitalien lagen die Dinge nicht günſtiger für die Franzoſen; ihre Beſatzungen in Toskana und im Kirchenſtaate waren vereinzelt und konnten ſich nicht behaupten; Ancona, von der Seeſeite eingeſchloſſen, ward auch zu Lande belagert und am 13. November zur Uebergabe gezwungen.

Allein alle dieſe Erfolge im Einzelnen wogen die Thatſache nicht auf, daß die Frucht der großen Siege dieſes Jahres verſcherzt, die Coalition im innerſten Weſen erſchüttert war. Entzweit und geſchwächt gingen die Sieger von Stockach und Zürich, von Caſſano, der Trebbia und von Novi aus dem großen Kampfe hervor und das in einem Augenblicke, wo in Frankreich der Verwirrung der Factionen endlich ein Ziel geſetzt war und ein Mann, wie Bonaparte, die dictatoriſche Gewalt in ſeiner Hand vereinigte.

Sechster Abschnitt.

Der Friede von Luneville.

In die letzten Tage des Kampfes, der die Geschichte des Jahres 1799 ausfüllte, fiel ein Ereigniß, von dessen Folgen die nächsten funfzehn Jahre der europäischen Entwicklung beherrscht sind: der Staatsstreich vom 18. und 19. Brumaire (9. 10. Nov.), welcher Bonaparte die dictatorische Gewalt über Frankreich in die Hand gelegt hat. Seit geraumer Zeit war ein Umschwung zu Gunsten der militärischen Gewalt vorauszusehen; daß er auf diese Weise und durch diesen Mann erfolgt ist, gab den Ereignissen vom 9. und 10. November eine weitreichende, welthistorische Bedeutung.

Der Kreislauf der Revolution war bei einem Punkte angelangt, wo das Volk selbst, von den Parteikämpfen gesättigt und der wechselnden Erschütterungen müde, nach einer festen, energischen Regierung begehrte, welche Ordnung brachte und die Wohlthaten der großen Umwälzung zugleich vor dem Unfuge der Factionen und dem Andrange der Reactionsparteien sicherzustellen versprach. Die neue politische Gesellschaft, die aus der chaotischen Zerrüttung alles Alten hervorgegangen war, vor Allem der neue Mittelstand, der sich auf den Trümmern des Feudalstaates ausgebildet, dürstete nach einer festen Ordnung und Gewalt im Staate. Ein schwankendes Advocatenregiment, das, der Majorität nicht sicher, alle Künste anwenden mußte, um sich zu behaupten, Factionsregierungen, die sich in rascher Folge zum Theil gewaltsam einander verdrängten, verbrauchte parlamentarische Par-

teien ohne rechten Rückhalt im Volke waren nicht dazu angethan, diesem nationalen Bedürfniß zu genügen. Eine lässige, nichts weniger als unbescholtene Verwaltung, deren Annalen mit revolutionären Unarten und Gewaltthätigkeiten erfüllt waren, deren ganzes Thun nur eben aus den trüben Quellen widriger Factionen und Cotterien entsprang, mußte die Sehnsucht nach einer festen, staatsmännischen Leitung steigern, selbst wenn diese zunächst im Gewande militärischer Alleinherrschaft auftrat. Man hatte den Reiz des parlamentarischen Wesens bis zur Uebersättigung gekostet; man wollte einen Ordner und Gesetzgeber, auch wenn derselbe ein soldatischer Dictator war.

Die neue Regierung, wie sie Bonaparte als erster Consul schuf, machte gleich in ihren Anfängen den zweifellosen Eindruck, daß sie im Stande sei, das zu werden, was das Bedürfniß des Staates und der Gesellschaft von ihr verlangte; jede ihrer Handlungen zeigte Fähigkeit, schöpferische Kraft und bei aller Unbeschränktheit der Gewalt vorerst auch noch Maß und Selbstbeherrschung. Die Ordnung der Finanzen, unter dem letzten Regime heillos verwirrt, ward neu geschaffen, dem Heere, das an dem Nöthigsten Mangel litt, die eifrigste Fürsorge zugewendet. Revolutionäre Gewaltmaßregeln, die an die Schreckenszeit und an das System der schrankenlosen Requisition erinnerten, wurden beseitigt, den Royalisten und Emigrirten durch Schritte der Milde der Beweis gegeben, daß die neue Regierung sich stark genug fühlte, um der Mittel des Terrorismus nicht zu bedürfen. Die offene Wunde des Bürgerkrieges im Westen ward erst jetzt geschlossen; die Despotie der Irreligiosität verschwand, die freie Religionsübung ward zum ersten Male zur Wahrheit, der Priesterstand hörte auf verfolgt zu werden. Eine feste und zusammenhängende Organisation von verwaltenden und richterlichen Behörden war eine Wohlthat, die nach langer Anarchie mit doppeltem Danke begrüßt ward; daß alle diese neuen Schöpfungen das Streben nach monarchischer Allgewalt und Centralisation stark ausprägten, empfand man weniger lebhaft, nachdem man seit Jahren jeder festen und gesetzlichen Ordnung hatte entbehren müssen. War doch die Herrschaft der Factionsmenschen, der politischen Intriganten und ihrer Creaturen beseitigt; die Männer, die Bonaparte um sich sammelte, waren die Fähigsten aus allen Parteien. Die

Tüchtigkeit fand jetzt wieder ihre Stelle, nachdem seit Jahren nur der Parteigeist geherrscht; Alles, was die neue Regierung unternahm, trug ein frisches, geistvolles Gepräge und im Wetteifer drängten sich alle Leute von Fähigkeit und Geschick heran, um diesem thatkräftigen und genialen Regimente ihre Dienste zu widmen.

In Deutschland legte man vorerst diesem Wechsel die Bedeutung nicht bei, die er verdiente. Die große Mehrzahl der Menschen sah dort dem Staatsstreiche vom Brumaire ungefähr mit derselben Neugierde zu, womit sie alle vorausgegangenen Aufstände vom Thermidor, Fructidor, Floreal und Prairial betrachtet hatte; die Organe der Regierungspolitik nahmen die Miene der Geringschätzung an und suchten die neue Gewalt nur wie eine abenteuerliche Episode in der Geschichte der Revolution darzustellen. Was es bedeutete, wenn sich dort die Zustände ordneten, und eine fähige, unternehmende Gewalt diese Fülle von materiellen und moralischen Kräften, die bisher chaotisch durcheinander gährten, mit fester Hand zusammenfaßte — was dies bedeutete, davon schien für's Erste noch nirgends in Deutschland eine recht klare Ansicht durchzudringen. Und doch mußte sich die Wirkung zuallernächst in dem Gange der kriegerischen Ereignisse kundgeben. Wenn im verflossenen Jahre die französischen Heere allenthalben hinter den Erfolgen der früheren Feldzüge zurückblieben, so lag davon die wesentliche Ursache in den innern Verhältnissen Frankreichs: in dem Mangel einer tüchtigen und sorgsamen Regierung, in der Entbehrung der nothwendigsten Hülfsmittel. Es mangelte dem Soldaten nicht nur an Sold und Lebensbedürfnissen, die er sich durch Requisition erwerben mußte; es fehlte an Pferden, Waffen, Munition. Wie ganz anders mußte sich dies unter einer Regierung gestalten, die sich gleich gut darauf verstand, sich die Mittel zu verschaffen und sie an der rechten Stelle zu gebrauchen! Daß zudem die Kriegsleitung unter dem Sieger von 1796 eine andere sein würde, als unter einem vielköpfigen Regimente von Advokaten und Parteimännern, das ließ sich mit Gewißheit erwarten. Wohl war es zeitgemäß, was der Erzherzog Karl*) an die

*) Circularschreiben d. d. 4. Dec. 1799, in Reuß Staatscanzlei 1799. IX. 131 f.

vorderen Reichskreiſe ausſprach, als auf die erſte Nachricht vom Brumaire die kurzſichtige Leichtgläubigkeit einen nahen Frieden prophezeite und die Selbſtſucht begierig den Vorwand ergriff, die kaum begonnenen Rüſtungen wieder einzuſtellen: „es ſei, meinte er, jetzt mehr als je an der Zeit, die Anſtrengungen zu verdoppeln, die Streitkräfte zu vermehren und den zur Selbſtvertheidigung reichsſchlußmäßig erneuerten und beſtätigten Entſchluß mit allem Ernſte und aller Thätigkeit zu vollziehen.“

Allerdings nahm Bonaparte die Miene der Friedensliebe an, wenn auch nur in der Abſicht, in den Augen der Welt das Gehäſſige der Schuld an dem Kriege den Gegnern zuzuwenden. Aus dieſem Beſtreben entſprangen auch ſeine erſten Schritte nach Außen, die ſeltſam erſcheinen konnten, wenn man nicht dieſen Beweggrund in Rechnung brachte. Er ſchrieb perſönlich an den König von England und an den Kaiſer, ſchwerlich in der Erwartung, daß dieſer Weg zum Frieden führen werde, wohl aber in der richtigen Vorausſicht, daß ſolch ein Schritt, öffentlich bekannt gemacht und mit der Ablehnung der Gegner verglichen, auf die große Menge den Eindruck machen werde, der erſte Conſul wolle den Frieden, nur England und Oeſterreich ſeien es, die ihn hinderten. Es war der gleiche Ton, wie vor dem Vertrage von Leoben, den Bonaparte in dem Schreiben an Kaiſer Franz II. anſchlug (26. Dec.): „Jedem Gefühle eiteln Ruhmes fremd, wünſche ich vor Allem, neues Blutvergießen zu hindern. Alles läßt erwarten, daß der nächſte Feldzug die Zahl der Opfer, die der Wiederausbruch des Krieges ſchon gekoſtet hat, verdreifachen wird. Der bekannte Charakter E. M. läßt mir über den Wunſch Ihres Herzens keinen Zweifel; wird dieſem Wunſche allein nachgegeben, ſo ſehe ich die Möglichkeit, die Intereſſen beider Nationen zu verſöhnen.“ Während ein ähnlicher Brief an Georg III. in England eine kühle miniſterielle Ablehnung fand, beantwortete Thugut das an ſeinen Kaiſer gerichtete Schreiben minder ſchroff (Jan. 1800). Ohne ſich zu beſtimmten Eröffnungen herbeizulaſſen, hieß der kaiſerliche Miniſter die jüngſte Wendung der franzöſiſchen Angelegenheiten in verbindlichem Tone willkommen und ſprach die Erwartung aus, daß eine mäßigere und friedfertigere Politik durch das neue Oberhaupt Frankreichs werde vorbereitet werden. Die Antwort ſchien dem erſten Conſul nicht ungünſtig;

denn er ließ durch Talleyrand erklären, er sei bereit, den Frieden auf der Grundlage von Campo Formio zu erneuern und einstweilen einen allgemeinen Waffenstillstand einzugehen.*)

Es liegt kein Grund vor, an der Aufrichtigkeit dieser Versicherung zu zweifeln. Der Friede von Campo Formio gewährte Frankreich die weitesten Gränzen, die es im eignen Interesse wünschen konnte; er umgab es mit Tochterrepubliken, die vom Golf von Genua bis zur Nordsee sein Gebiet beschützten. Der Friede von Campo Formio — davon haben wir uns früher überzeugt — war recht eigentlich Bonaparte's Werk; weiter zu gehen und sich mit den abenteuerlichen Projecten des Directoriums zu befassen, schien ihm damals (1797) weder in seinem eignen, noch in Frankreichs Interesse zu liegen. Wenn er darum jetzt, nach einem weniger glücklichen Feldzuge der französischen Heere, worin sie am Rheine keine Fortschritte gemacht, Italien verloren und nur in der Schweiz und Holland sich behauptet hatten, wenn er jetzt ohne Schwertstreich diesen günstigen Frieden wiedererlangte, die Coalition auflöste, Oesterreich vom britischen Interesse trennte und nur mit England den Kampf ferner auszufechten hatte, so war damit Alles erreicht, was in seinen billigen Wünschen liegen konnte. Krieg um jeden Preis konnte seine Politik nicht sein, wohl aber ein ehrenvoller Friede, der ihm auf dem Continent Ruhe und im Innern die Mittel schaffte, die neu errungene Gewalt friedlich zu befestigen. Selbst zu Luneville, nach den Siegen von Marengo und Hohenlinden, fand er es noch in seinem Interesse, über die Grundlagen von Campo Formio nicht wesentlich hinauszugehen.

Anders lag die Sache für Oesterreich; die Erfahrungen nach jenem Frieden, zumal die Vorgänge in Rastatt, waren nicht dazu angethan, zu den Grundlagen von Campo Formio großes Vertrauen zu wecken. Zwar stellte Frankreich jetzt Modificationen in Italien und eine stärkere völkerrechtliche Garantie für die Existenz der kleineren Staaten in Aussicht, aber die Lage hatte sich seit 1797 zu Gunsten Oesterreichs verändert. Es hatte Italien mit den Waffen in der Hand fast völlig erobert; Frankreich konnte ihm hier kaum mehr etwas bieten, was es nicht schon besaß. Den Lieblingswunsch der Thugut'schen Politik, die Erwerbung

*) S. Thiers hist. du consulat et de l'Empire. I. 140 f.

Baierns, hatte Frankreich zu Campo Formio versprochen zu erfüllen, aber das Versprechen war damals ungelöst geblieben und hatte ohne Zweifel auch jetzt keine Aussicht, verwirklicht zu werden. Unter dem Einflusse solcher Betrachtungen war die Antwort entworfen, die Thugut der französischen Regierung gab. Der Friede von Campo Formio war darin als Basis der Unterhandlung abgelehnt, und der gegenwärtige Besitzstand, wie ihn der jüngste Krieg geschaffen, als Grundlage gefordert. Das Ansinnen eines Separatfriedens war durch die Forderung abgewiesen, daß die Vertreter aller kriegführenden Mächte zu den Unterhandlungen zugelassen werden sollten. Bonaparte wies das nicht geradezu zurück; es war ihm vor Allem um die Anknüpfung mit Oesterreich zu thun; wenn er damit auch nur Zeit gewann, so war dies nicht ohne Bedeutung für den künftigen Feldzug. Aber Oesterreich machte die weitere Verhandlung erst von den Aeußerungen seiner Verbündeten abhängig. Von den Verbündeten war freilich nur noch England zu zählen. Rußland sah sich, ohne darum mit Frankreich schon im Frieden zu sein, doch als aus der Coalition ausgeschieden an.

Vergebens hatten österreichische und britische Unterhändler Suworoff noch auf dem Rückmarsche nach Rußland umzustimmen gesucht; vergebens wurden in Petersburg selbst beim Kaiser gleiche Anstrengungen gemacht. Die Thugut'sche Politik und die Wiener Kriegführung, die Vorgänge in Italien und das Mißlingen in Holland, Alles hatte in gleichem Maße das reizbare und launenvolle Gemüth Pauls gegen seine ehemaligen Verbündeten erbittert. Auch wo höchstens Mangel an Geschicklichkeit die Schuld trug, wie bei den letzten Erörterungen mit dem Erzherzog, sah er bösen Willen und Perfidie; wo untergeordnete Organe Mißgriffe begingen, wie bei der Mißachtung seiner Flagge zu Ancona, erblickte der Czar eine absichtliche Kränkung. Bei einem Manne, der so ganz nach persönlichen Anwandlungen handelte, war aber mit allen diplomatischen Künsten nicht wieder gut zu machen, was einmal verdorben war. Und man durfte nie vergessen, Paul war der einzige Mann in Rußland, der in königlicher Großmuth und Uneigennützigkeit den Kreuzzug gegen die Revolution unternommen hatte; die Ueberlieferung und der Instinct russischer Politik drängte vielmehr darauf hin, Mitteleuropa sich im Kampfe gegen

die Revolution verbluten zu laſſen und indeſſen den eignen Intereſſen im Oſten ungeſtört nachzugehen. Es hat ſich dies 1805 in den Vorgängen nach Auſterlitz und 1807 bei dem Frieden von Tilſit grell genug kund gegeben; auch jetzt ſind ſolche Gedanken, die unter den ruſſiſchen Feldherrn und Staatsmännern heimiſch waren, ohne Zweifel der Abneigung des Czaren zu Hülfe gekommen.

Frankreich hatte alſo wahrſcheinlich nur noch mit England und dem Kaiſer zu kämpfen; die Streitkräfte des Feldzugs von 1799 traten nicht mehr in voller Stärke auf den Kampfplatz. Daß die Coalition ſich verſtärken, durch neue Bündniſſe erweitern werde, war nicht zu erwarten; an der einzigen Stelle, wo das im vorigen Jahre eine Zeit lang gehofft worden, in Preußen war die Neutralität neu befeſtigt. Dem Directorium zwar hätte es auf die Dauer vielleicht ſchwer werden können, das Schwert Preußens in der Scheide zu halten; ein im Innern und nach Außen ſo revolutionäres Regiment konnte ſelbſt die kleinmüthige Politik, die das Erbe Friedrichs des Großen verwaltete, zuletzt in die Bahnen der Coalition drängen. Das jacobiniſche Gebahren in Italien, der Schweiz und längs der deutſchen Gränze hatte doch 1798—99 in Berlin Bedenken geweckt; dazu kam damals das ungeſtüme, faſt drohende Drängen des Czaren — es war nicht unmöglich, daß man eines Tages, wenn dieſer Zuſtand dauerte, ſich mit ſchwerem Herzen doch zum Kriege entſchloß, weil er als das kleinere Uebel erſchien. Die Erhebung Bonaparte's war zunächſt ein Gegengewicht gegen die Wiederkehr ſolcher Schwankungen. Noch waren die Zeitgenoſſen in Zweifel, ob in dieſer Hülle ein Monk oder ein Cromwell verborgen ſei; aber daß mit ihm die bedeutungsvolle Aera eines fähigen und energievollen Herrſchers begonnen war, darüber konnte weder Freund noch Feind ſich täuſchen. Ein Mann, der die Factionen unterdrückte, Ordnung herſtellte, der revolutionären Gährung ein Ziel ſetzte und allenthalben in ſtraffen, militäriſchen und monarchiſchen Formen verfuhr, ein ſolcher Mann mußte gerade dem monarchiſchen Europa mehr imponiren, als das zugleich gewaltthätige und doch ohnmächtige Regiment eines Barras und Rewbel. Verſagten ihm doch ſelbſt die Bourbons ihre Bewunderung nicht, ſo lange ſie der Täuſchung lebten, er werde der Monk ihrer Wiederherſtellung ſein; fühlte ſich doch ein Mann, wie Paul I., unwillkürlich hingezogen

zu einem Diktator, deſſen Regiment zu ſeinem Ideal von Ordnung und Gehorſam ſo vollkommen ſtimmte! Auch in Berlin verſchloß man ſich dieſem Eindruck nicht; wenn Bonaparte, wie er im Innern Ordnung hielt, ſo nach Außen dem revolutionären Gebahren ſeiner Vorgänger ein Ende machte, ſo hatte er nirgends aufrichtigere Anerkennung zu erwarten, als am preußiſchen Hofe. Man war dann froh, mit beſſern Gründen, als bisher, ſich des Drängens der Coalition erwehren zu können.

Die Taktik des erſten Conſuls war für dieſe Lage meiſterhaft berechnet; ſeinem Bemühen, durch Mäßigung Vertrauen zu erwecken, kam man in Berlin ſchon auf halbem Wege entgegen und bald war das Verhältniß Preußens zu Frankreich inniger, als jemals ſeit 1792. Es war Bonaparte nicht unbekannt, mit welchen Gründen ſich die Berliner Neutralitätspolitik vor ſich ſelber rechtfertigte. Von den Laſten des Krieges verſchont zu bleiben, dem Norden Deutſchlands den Frieden zu erhalten, nach keiner Seite hin gebunden, in voller Freiheit des Willens zu ſein und im günſtigen Moment vermittelnd, ja ſchiedsrichterlich zwiſchen die Parteien treten zu können, und dann vielleicht reicheren Lohn zu ernten, als ihn ſelbſt ein glücklicher Feldzug geben konnte — das waren die Illuſionen, womit dort die Friedenspolitik aus der Noth eine Tugend machte und ihre Haltung ſeit 1795 als höchſte politiſche Weisheit darzuſtellen bemüht war. Es kann ſeltene Fälle geben, wo eine ſolche Staatskunſt zum Ziele führt; aber dann muß ſie mit furchtloſer Energie und Wachſamkeit geleitet und von einem unangetaſteten Anſehen getragen ſein, ſie darf nicht aus Schwäche und Mißtrauen in die eigene Kraft entſpringen.

Der erſte Conſul, der ſechs Jahre ſpäter dieſe Politik bitter und ſchonungslos verdammte, fand es jetzt noch ſeinem Intereſſe gemäß, das Berliner Cabinet in ſolchen Bahnen feſtzuhalten; er ſchmeichelte der Illuſion, daß die neutrale Stellung eine freie und ſtarke ſei, er beſtärkte die Meinung, daß auf dieſem Wege Preußen die Rolle des Vermittlers und Schiedsrichters von ſelber zufallen müſſe. Seine Weiſe, Preußen zu behandeln, war viel feiner und geſchickter, als das Verfahren des Directoriums. Er ſchickte nicht einen Mann, wie Sieyes, als Geſandten, deſſen revolutionäre Vergangenheit in Berlin doch etwas betreten machte; er ſandte jetzt als außerordentlichen Botſchafter ſeinen Adjutanten

Duroc, dessen einfache und anspruchslose militärische Persönlichkeit für den Hof Friedrich Wilhelms III. sehr gut berechnet war. Seine Mission schien nur bestimmt, dem preußischen Hofe eine Aufmerksamkeit dadurch zu erweisen, daß Bonaparte durch einen seiner Vertrauten den Regierungswechsel in Frankreich besonders anzeigen ließ. Der wahre Zweck ging weiter: Duroc, der Ende November 1799 in Berlin ankam, sollte den jüngsten Umschwung als eine Rückkehr zur Ordnung und zu bessern politischen Ueberlieferungen schildern, die friedlichen Ideen des ersten Consuls betheuern und Preußen in dem Gedanken bestärken, daß, wenn es nicht ein enges Bündniß mit Frankreich eingehen wolle, seine neutrale Stellung die beste sei, um in dem europäischen Kampfe die Rolle des Schiedsrichters zu gewinnen. Duroc erreichte in der Hauptsache seinen Zweck; man war in Berlin sichtbar befriedigt, daß man der neuen französischen Regierung gegenüber die Scheu und Zurückhaltung ablegen konnte, zu der man in den letzten Zeiten des Directoriums bisweilen genöthigt war. Auch in der Wahl des ordentlichen Gesandten war Bonaparte glücklich; er schickte wieder einen Soldaten, den General Beurnonville, dessen politische Antecedentien nicht anstießen und der durch seine Gefangenschaft auf österreichischen Festungen mit bitterem Hasse gegen die Wiener Politik erfüllt war. Er war sehr gut dazu geeignet, in Berlin die Antipathie gegen Oesterreich zu nähren und, indem er in die politischen Reminiscenzen von 1794 und 1795 einging, das Vertrauen der preußischen Staatsmänner zu wecken. Zugleich unterließ Bonaparte nicht, durch kleine Aufmerksamkeiten die günstige Stimmung in Berlin zu pflegen. Er ließ sich z. B. eine Büste Friedrichs des Großen ausbitten, um einen Saal in den Tuilerien damit zu schmücken. Die französischen Geschichtschreiber versichern, es sei das eine „geschickte Schmeichelei" gegen Preußen gewesen und es scheint allerdings, als habe man dort die Sache so aufgenommen.

Wenn man in Berlin freilich hoffte, den ersten Consul zu milderen Bedingungen, z. B. einer Modification der Rheingränze zu bestimmen, so war das ein Irrthum, obwol Bonaparte vorerst nicht durch eine runde Ablehnung die Illusion störte. Er ließ Preußen noch in dem Glauben, es werde Milderungen erlangen; denn es hatte ihm in diesem Augenblicke wichtige Dienste

zu leisten. Das Berliner Cabinet sollte ihm die Brücke eines Einverständnisses mit dem Czaren bahnen und Pfalzbaiern von der Coalition losreißen. Kurze Zeit, bevor der Krieg neu begann, machte er darüber (März 1800) dem preußischen Gesandten in Paris bestimmte Eröffnungen. Er ließ die Frage der Rheingränze zweifelhaft, so daß man in Berlin glauben konnte, Frankreich werde sich mit einem Theile des linken Rheinufers begnügen; er stellte die „Unabhängigkeit" Hollands, der Schweiz und Italiens in Aussicht und versprach Preußen eine bedeutsame Mitwirkung an den Friedensverhandlungen. Aber er verlangte als Gegendienst die Vermittlung in Petersburg und München, um an beiden Stellen die Coalitionspolitik aus dem Felde zu schlagen. Preußen hatte an der wichtigsten Stelle, in St. Petersburg, bereits vermittelnde Schritte gethan, um den Czaren und den ersten Consul einander näher zu bringen. Bei Pfalzbaiern war die Coalition der Bonaparte'schen Politik zuvorgekommen; der Kurfürst hatte im Einklange mit dem mit Rußland abgeschlossenen Septembervertrage Unterhandlungen mit Großbritannien wegen Subsidien angeknüpft. Es war darüber mit dem bekannten britischen Unterhändler Wickham am 16. März zu München ein Vertrag zu Stande gekommen, durch den Baiern ganz in die Coalition eintrat, sich verpflichtete, keinen Sondervertrag mit Frankreich abzuschließen und gegen britische Subsidien zwölftausend Mann ins Feld zu stellen. Derselbe Unterhändler schloß im folgenden Monate zwei fast gleichlautende Verträge mit dem Herzoge von Württemberg, wonach dieser fünftausend, und mit dem Kurfürsten von Mainz, welcher 3264 Mann unter ähnlichen Bedingungen ins Feld zu stellen hatte. *) Dem Letzteren wurde zugleich für den Landsturm eine Geldentschädigung von der britischen Regierung zugesagt, um, wie es in dem Vertrage hieß, die durch diese braven Truppen geleisteten Dienste öffentlich anzuerkennen. Die lockende Aussicht auf eine ähnliche Prämie verursachte große Thätigkeit unter den süd- und westdeutschen Reichsständen, und im schwäbischen und fränkischen Kreise berieth man sich über die allgemeine Volksbewaffnung. Doch war als Ergebniß nur dasje-

*) Die Verträge von München (16. März), Ludwigsburg (20. April), Pfohren (30. April) s. in Martens recueil T. VII. 418. u. supplém. II. 256. 269.

nige der Rede werth, was Oesterreich in seinen schwäbischen Gebieten zusammenbrachte.

Indessen hatte der Krieg wieder begonnen. Das österreichische Heer am Oberrhein hatte Kray zum Oberbefehlshaber erhalten, nachdem der Erzherzog, gesättigt an den Erfahrungen des vorigen Jahres, zurückgetreten war; in der Stärke von mehr als hunderttausend Mann dehnte es sich von Vorarlberg und Graubündten an über den Schwarzwald bis zum Oberrhein, Neckar und Main hinaus; auf der fast vierzig Meilen langen Linie standen an keiner Stelle mehr als 10—12,000 Mann concentrirt.*) Die Franzosen waren weniger durch ihre Zahl als durch ihre concentrirtere Stellung überlegen; Moreau, ihr Führer, hatte im Widerspruch mit Bonaparte den Plan entworfen, die Kaiserlichen über den Ort des Rheinüberganges zu täuschen, ihre dünnen Linien zu durchbrechen und die einzelnen zerstreuten Corps nach der Donau zurückzuwerfen. Am 25. April begannen die Bewegungen am Oberrhein bei Kehl und Breisach, welche die wahren Richtungen des französischen Ueberganges maskiren sollten; das Vorrücken in der Richtung auf Bühl und Freiburg bestärkte die Oesterreicher in dem Glauben, daß es, wie 1796, auf einen Uebergang der Schwarzwaldpässe abgesehen sei. Kray traf Anstalten, größere Massen bei Villingen und Donaueschingen zu vereinigen; die Franzosen griffen die auf dem südlichen Schwarzwald aufgestellten Posten an und erkämpften den Uebergang über die Wutach, indessen Lecourbe (1. Mai) zwischen dem Bodensee und Schaff-

*) Die österr. militär. Zeitschr. 1836. I. 251 gibt die Stärke der kaiserlichen Armee auf 101,734 Mann an, wobei aber nicht zu übersehen ist, daß davon 24,000 Mann in Graubündten, Vorarlberg und am Bodensee standen, also auf die Vorgänge am Oberrhein nur sehr mittelbar einwirken konnten. Die glaubwürdigsten Angaben der Franzosen geben das Corps bei Straßburg unter Sainte-Suzanne auf 18,000, das bei Altbreisach unter Gouvion St. Cyr auf 30,000, das bei Basel unter Moreau selbst auf 26,000, und die unter Lecourbe von Laufenburg bis Ragatz aufgestellten Streitkräfte auf 29,000 Mann an. Durch die Vertheilung waren also die Franzosen unzweifelhaft überlegen, auch wenn ihre Geschichtschreiber durch Zusammenzählung alles dessen, was in Tirol als Landsturm aufgeboten oder weit vom Kriegsschauplatze weg ohne Nutzen aufgestellt war, eine höhere Ziffer des österreichischen Heeres herausbringen.

hausen die entscheidende Bewegung ausführte. Dort, wo nur ein dünner, weit ausgedehnter Cordon der Kaiserlichen stand, ward der Uebergang ohne große Opfer erlangt und die Oesterreicher auf Engen und Stockach zurückgeworfen. Die auf einem Bergkegel gelegene württembergische Veste Hohentwiel, die einst Conrad Wiederhold im dreißigjährigen Kriege mit unerschütterlichem Heldenmuth Jahre lang vertheidigt, wurde jetzt von dem Commandanten, ohne daß ein Angriff drohte, übergeben (2. Mai) und durch die Franzosen geschleift. Die französische Macht stand nun auf ziemlich engem Raume vom Schwarzwald bis zum Bodensee vereinigt, während die Oesterreicher, von Stockach bis an die Murg ausgedehnt, wenigstens ihre Aufstellungen und Magazine bei Engen und Stockach vor einem plötzlichen Ueberfalle zu schützen suchten. Doch waren die Franzosen in zu entschiedenem Vortheil, als daß ihr Vordringen hätte gehindert werden können. Am 3. Mai kam es bei Engen und Stockach zu einer Reihe von hartnäckigen Gefechten, die nicht zu einer Niederlage der Oesterreicher führten, aber doch mit ihrem Rückzuge endigten. Zwei Tage später schlug man sich von Neuem bei Möskirch; die Kaiserlichen fochten mit äußerster Hartnäckigkeit und der Verlust des Feindes war kaum geringer, als der ihrige, aber der Erfolg des Kampfes war doch nur ein theuer verkaufter Rückzug. Sie nahmen ihren Marsch längs der Donau; in Oberschwaben kam es abermals bei Biberach, dann an der Iller bei Memmingen zum blutigen Zusammenstoß; hierauf vereinigten sich die verschiedenen Corps bei Ulm, wo sie eine Stütze gegen das weitere Vordringen des Feindes zu finden hofften. Ulms natürliche Lage war durch eine Reihe von Befestigungen auf den Höhen, die zusammen ein verschanztes Lager bildeten, gut verstärkt und die erschöpfte Armee, welcher die ungünstigen Gefechte der letzten acht Tage beträchtlichen Verlust gekostet hatten, konnte hier die nöthige Ruhe und moralische Kräftigung finden. Es waren noch einige sechzigtausend Mann, die Kray dort vereinigte; die Franzosen mochten wohl um zehntausend Mann stärker sein, aber die kleine Ueberlegenheit der Zahl war durch die starke Stellung der Kaiserlichen vollkommen ausgeglichen.*) Eben diese Stellung und die Besorgniß, die Verbin-

*) Thiers (hist. du consulat et de l'Empire I. 257) berechnet 80,000 Com-

dung mit der Schweiz zu verlieren, war es auch, weshalb Moreau das Anſinnen ſeiner ungeduldigen Unterfeldherren, das Lager kurzweg zu erſtürmen, von der Hand wies und nur äußerſt bedächtig zu Werke ging, um die Kaiſerlichen zum Verlaſſen der Stellung von Ulm zu zwingen. Er ſetzte ſich mit dem größeren Theil ſeiner Macht gegen den Lech in Bewegung (14. Mai) und hoffte damit Kray aus den Ulmer Schanzen herauszunöthigen, aber der kaiſerliche Feldherr nahm vielmehr den Augenblick wahr, um gegen eine Blöße, die ſich Moreau gegeben, einen raſchen Schlag zu führen. Er brach am 16. Mai mit überlegener Macht gegen das Corps, das Moreau am linken Ufer der Donau zurückgelaſſen, hervor und verſuchte demſelben eine entſcheidende Niederlage zu bereiten. Bei Erbach wurde der Feind in Unordnung zurückgeworfen und wäre wohl einer Niederlage nicht entgangen, wenn der öſterreichiſche Angriff überall ſo kräftig geführt worden wäre wie dort. Aber den Franzoſen kam noch zur rechten Zeit Hülfe durch eine Diverſion am anderen Ufer; es gelang ihnen, ſich wieder zu ſammeln und, während die Oeſterreicher ſich in die Verſchanzungen zurückzogen, ihre alten Stellungen wieder einzunehmen. Der Vorgang bewog Moreau nach Ulm zurückzukehren, wie es ſchien in der Abſicht, jetzt doch das befeſtigte Lager geradezu anzugreifen. Allein er gab auch diesmal ſeiner natürlichen Vorſicht nach und wiederholte in der letzten Woche des Mai ſeinen Verſuch, durch Bewegungen nach dem Lech den Gegner aus ſeinen Poſitionen herauszunöthigen. Am 28. ward Augsburg von den Franzoſen beſetzt, aber Kray ließ ſich nicht verführen, die Schanzen von Ulm zu verlaſſen. Es war unſtreitig das Beſte, was geſchehen konnte; denn in ihren Angriffen waren die Oeſterreicher diesmal nicht glücklich. Nachdem Moreau ſeine Stellungen zwiſchen Donau Iller und Lech genommen, wurde von Kray ein zweiter Verſuch gemacht, ſich mit überlegener Macht auf den etwas iſolirten Flügel der Franzoſen zu werfen. Am 5. Juni ward auf den Theil der Franzoſen, der in dem Winkel zwiſchen Lech und Iller etwas

---

battanten auf öſterreichiſcher, 72,000 auf franzöſiſcher Seite und ruft prahleriſch aus: „C'était plus qu'il n'en fallait pour battre 80,000 Autrichiens!“ Daß dieſe Angabe ſtark an Uebertreibung leidet, ergibt ſich aus der Geſchichte der Kriege VI. 1. 166.

getrennt von der Hauptarmee stand, ein Angriff unternommen, dessen Erfolg noch ungünstiger war als beim früheren. Theils matt, theils ohne rechten Zusammenhang geführt, vermochten die Oesterreicher ihre Ueberlegenheit nicht zu nützen, sondern wurden mit Verlust unter die Schanzen von Ulm zurückgedrängt. Indessen hatte Moreau sich zu einer entscheidenden Bewegung entschlossen. Die Schwierigkeit, eine solche Truppenmasse längere Zeit auf dem rasch ausgesogenen Boden zu verpflegen, und die Ueberzeugung, daß durch die Hin- und Hermärsche zwischen Lech und Iller Kray sich nicht aus seinen Schanzen werde nöthigen lassen, drängten in gleichem Maße dazu. Die Verbindung mit der Schweiz zu erhalten, bisher für Moreau ein wesentlicher Gesichtspunkt, schien nun nicht mehr so dringend, seit Bonaparte den Alpenübergang nach Italien glücklich durchgeführt hatte. So faßte Moreau den Entschluß, eine Strecke unterhalb Ulm auf das linke Donauufer zu gehen und durch die Bedrohung der österreichischen Rückzugslinie Kray aus seiner Stellung bei Ulm herauszuzwingen. Das Unternehmen war nicht ohne Schwierigkeit, da die Donaubrücken abgebrochen und die Uebergänge bei Günzburg, Gundelfingen, Lauingen, Dillingen, Donauwörth von feindlichen Abtheilungen besetzt waren. Am schlechtesten bewacht und am leichtesten wiederherzustellen schien der Uebergang bei Blindheim und Gremheim, eine kleine Strecke weit weg von dem Schlachtfelde von Höchstädt, wo den Franzosen einst im spanischen Erbfolgekriege durch Eugen und Marlborough eine vernichtende Niederlage war bereitet worden. Dort sollte der Uebergang erzwungen werden, während man an den anderen Stellen durch Scheinbewegungen die Aufmerksamkeit der Kaiserlichen beschäftigte. Am Morgen des 19. Juni ward unter Lecourbe's Leitung der Uebergang im Angesicht der beiden Dörfer unternommen. Eine Anzahl der besten Schwimmer warfen sich ins Wasser, während zwei Nachen ihnen Kleider und Waffen nachführten, und drängten die schwachen österreichischen Posten zurück. Die nur unvollkommen zerstörte Brücke war rasch wiederhergestellt und schon eine hinlängliche Zahl von Truppen auf das linke Ufer gebracht, bevor die Kaiserlichen mit Verstärkung heranrückten. Von zwei Seiten entspann sich nun der Kampf; es war eine Abtheilung Oesterreicher von der Donauwörther Straße her an das Ufer gekommen und stromaufwärts

zeigte sich bei Dillingen eine andere Colonne. An beiden Stellen schlug man sich hartnäckig, aber den Franzosen blieb sowol das Schlachtfeld als der Donauübergang bei Dillingen. Eine Reiterabtheilung, die Kray zu Hülfe geschickt, ward bei Lauingen geworfen. Nicht glücklicher war eine Verstärkung, die noch spät am Abend anlangte; sie suchte durch einen lebhaften Angriff, der sich bis in die Nacht fortzog, die verlorenen Stellungen wieder zu gewinnen, mußte aber ebenfalls weichen. So war durch eine Reihe von einzelnen Schlägen die stufenweise herangekommene Macht der Oesterreicher geworfen und ihnen an Gefangenen, Geschütz und Vorräthen beträchtliche Beute abgenommen. In der Nacht vom 19. auf den 20. Juni war die ganze Linie von Günzburg bis gegen Donauwörth von den Franzosen besetzt, die Stellung Krays in Ulm also ernstlich bedroht. Er entschloß sich, die seit sechs Wochen behaupteten Schanzen zu verlassen, um die gefährdete Verbindung mit den Erblanden wieder zu gewinnen. Der Marsch war bei der Erschöpfung der Truppen nicht ohne Schwierigkeit, durch schlechtes Wetter, einen großen Troß vielfach gehemmt, aber der Feind beunruhigte ihn nicht und am 23. Juni war die kaiserliche Armee in Nördlingen angelangt. Erst hier näherte sich die Avantgarde Moreaus dem kaiserlichen Heere. Kray, von dem ungünstigen Gange der Dinge in Italien unterrichtet, schlug, um weiteren Verlegenheiten zu entgehen, einen Waffenstillstand vor; Moreau lehnte das Ansinnen ab, ließ aber auch den rückziehenden Feind unverfolgt. Er schickte einen Theil seines Heeres zur Belagerung von Ulm und Ingolstadt und wandte sich mit der Hauptmacht nach Baiern, um München zu besetzen, die Isarübergänge und die Straßen nach dem Inn zu gewinnen, auch wohl seine Truppen auf ein Terrain zu führen, das durch Requisitionen noch nicht so ausgeschöpft war, wie die schwäbischen Donaugegenden. Ungefährdet setzte Kray seinen Rückzug fort, erst bei Neuburg stellte sich ihm (27. Juni) eine französische Division entgegen, die unter hartnäckigem Widerstand zum Weichen gedrängt ward und erst, als sie Verstärkung erhielt, sich wieder stellte. In dem blutigen Handgemenge, das sich bei den Dörfern Unter- und Oberhausen noch bis in die Nacht fortsetzte, hat einer der tapfersten Soldaten Frankreichs, der „erste Grenadier" Latour d'Auvergne, seinen Tod gefunden. Die Besetzung der Isar, das Vorrücken

des Feindes nach dem Inn nöthigte Kray, seinen Rückzug ohne Zögern fortzusetzen; in den ersten Tagen des Juli war die Isar, wenige Märsche später der Inn erreicht. Die Franzosen schienen auf die Verfolgung weniger Werth als darauf zu legen, daß sie sich in Baiern ausbreiteten, die Pässe nach Vorarlberg und der Schweiz hin besetzten und eine ungestörte Verbindung mit den an der graubündtner und tiroler Gränze operirenden Corps gewannen. Weiter nach Osten vorzudringen, nachdem er im Besitz der Isarlinie war, hielt Moreau nicht für räthlich; als jetzt Kray den Vorschlag eines Waffenstillstandes wiederholte, ging er um so bereitwilliger darauf ein, als auch in Italien eine Waffenruhe eingetreten war. Zu Parsdorf ward dann am 15. Juli ein Abkommen getroffen, wonach auf unbestimmte Zeit die Waffen ruhen sollten; die Linie, welche die Franzosen besetzt hielten, ging vom Splügen über Chur längs der vorarlberger Gränze über den Arlberg nach den Lechquellen, von da über Reutte am Lech und über den Walchensee, nach Gmünd, Ebersberg, Hohenlinden, Vilsbiburg; der östlich von dieser Linie gelegene Theil von Graubündten blieb neutral, das Engadin und Münsterthal im Besitz der Oesterreicher. Die Besatzungen von Philippsburg, Würzburg, Ulm und Ingolstadt sollten von zehn zu zehn Tagen mit Lebensmitteln versorgt werden.

Imposanter waren die kriegerischen Ereignisse in Italien; wie im Jahre 1796 hatte Moreau den größeren Kriegsschauplatz und das zahlreichere Heer zur Verfügung, aber die größere Entscheidung ward durch Bonaparte auf dem Schlachtfelde seiner früheren Siege erfochten. Die Erbschaft, die das Directorium hinterlassen, eröffnete dem ersten Consul ein unermeßliches Feld schöpferischer Thätigkeit. Es galt, die Armee zu recrutiren, neue Aushebungen zu machen, entlassene Veteranen zu den Fahnen zurückzuführen, Pferde, Waffen, Vorräthe zu schaffen, kurz in dem knappen Zeitraum von wenigen Wochen alle die großen Lücken auszufüllen, die durch die Niederlagen des Jahres 1799 fast weniger, als durch die säumige und liederliche Verwaltung der gestürzten Regierung verschuldet waren. Was in der kurzen Frist geleistet werden konnte, war geschehen; Frankreich ging mit ganz anderen Kräften, besser ge-

rüſtet und geleitet und in friſcherer, zuverſichtlicherer Stimmung ins Feld, als es nach den Erfahrungen des vergangenen Jahres zu erwarten war. Auf einen ſelbſtthätigen Antheil an der Spitze einer der Armeen ſchien Bonaparte vorerſt zu verzichten; doch war die ganze oberſte Leitung der Dinge weſentlich in ſeiner Hand. Wohl ließ er Moreaus eigener Meinung mehr Spielraum, als es ſonſt in ſeinem Weſen lag; aber er hielt doch auch wieder genau darauf, daß Moreau den Grundgedanken, der ihm bei dem Feldzuge nach der Donau vorſchwebte, nicht aus den Augen ließ; die öſterreichiſche Armee vom Oberrhein nach Ulm zu drängen, ſie auf die Iſar und den Inn zurückzuſchieben, das war die weſentliche Aufgabe; wie ſie erfüllt ward, war Moreau überlaſſen. Denn nur wenn dies gelungen, waren die franzöſiſchen Stellungen in der Schweiz ungefährdet, die Alpenpäſſe offen und der Plan ausführbar, ſich über einen der Gebirgswege in die Flanken der feindlichen Armee in Italien zu werfen; das war die Aufgabe, die ſich Bonaparte vorbehalten: ſobald es Moreau gelang, die Oeſterreicher in Deutſchland fern zu halten und nach den Erblanden zurückzudrängen, wollte er, verſtärkt durch einen Theil der Rheinarmee, plötzlich in der weſtlichen Schweiz erſcheinen, über die beſchneiten Alpenwege des Bernhard den Weg nach Oberitalien ſuchen, den Kaiſerlichen, deren Thätigkeit noch auf Genua gerichtet war, dort in den Rücken fallen und in einer Entſcheidungsſchlacht ihnen den Frieden abzwingen, wie er ihn wollte. Es war die ſchwerſte unter den kriegeriſchen Aufgaben dieſes Feldzuges, die er ſich geſetzt, aber ſie war um ihrer eigenthümlichen Schwierigkeit willen auch wieder für ihn die reizendſte und, wenn ſie gelang, die an Erfolgen wie an blendender Glorie ſicher die reichſte.

Die Streitkräfte zu dieſem Unternehmen wurden eifrig gerüſtet und an verſchiedenen Orten geſammelt; indem er die öffentliche Aufmerkſamkeit auf die ſogenannte Reſervearmee von Dijon lenkte, verbarg er der Welt ſeine wirklichen Rüſtungen, die im Weſten, im Süden Frankreichs und in Burgund thätig, aber mit kluger Abſichtlichkeit nur bruchſtückweiſe vorgenommen wurden, und machte ſeine Gegner glauben, das Häuflein von Rekruten und ausgedienten Leuten, das ſich zu Dijon verſammelte, ſei wirklich die ganze Macht, die der pomphafte Titel „Reſerve-Armee“ verkündige. Damit aber das ſchwierige Werk gelang, war nicht allein

das strengste Geheimniß nöthig, sondern es bedurfte auch der Anstrengung aller Kraft in Italien, damit die Oesterreicher bei Genua so lange festgehalten wurden, bis Bonaparte die Alpenpässe überstieg. War die französische Armee in Italien aufgerieben, bevor Bonaparte von den Höhen des Bernhard in die lombardische Ebene herabstieg, so war seine Lage nichts weniger als günstig und der kühne Alpenzug mochte dann den Menschen mehr wie ein verwegenes Abenteuer als im Glanze einer großen heroischen That erscheinen. Es waren noch etwa 36,000 Mann, die unter Massena an der genuesischen Küste standen, ein bescheidener Rest erprobter Truppen, die aber der nothwendigsten Mittel entbehrten und durch Mangel und Hunger tiefer demoralisirt waren, als das italienische Heer von 1796, bevor Bonaparte den Oberbefehl übernahm. Es stand gegen sie fast eine dreifache Macht im Felde, ein Heer, das sich ganz Italien bis auf die genuesische Küste erobert hatte und mit dem ganzen Selbstgefühl, wie es die Siege des vergangenen Jahres weckten, jetzt ins Feld zog. Wäre der kaiserliche Oberfeldherr Melas seiner ersten glücklichen Eingebung, den Feldzug schon im Februar zu eröffnen, gefolgt, so gab es wahrscheinlich zur Zeit, wo Bonaparte über die Alpen kam, keine französische Armee mehr in Italien.

Der Feldzug begann aber erst im April, etwa einen Monat vor der Zeit, wo Bonaparte daran denken konnte, seinen Marsch über die Alpen anzutreten. Die französische Armee war in drei Gruppen an der Küste des Mittelmeeres aufgestellt; Suchet bildete mit 13 — 14,000 Mann den linken Flügel am Var und bei Nizza und deckte mit 4000 Mann den Mont Cenis, das Centrum unter Soult mit 10 — 12,000 Mann deckte die Gebirgspässe der Apenninen, die Genua beschützten und in denen der Feldzug von 1796 begonnen hatte, ein Corps von 7 — 8000 Mann unter Miollis stand bei Genua und in der nächsten Umgebung. Was Melas dagegen zum Angriff heranführte, mochte beinahe das Doppelte an Zahl betragen und es lag die Gefahr nahe genug, daß es ihm gelingen werde, in die Pässe der Apenninen vorzudringen und die französische Armee zwischen Nizza und Genua zu trennen, den größeren Theil von Frankreich abzuschneiden und ihn, in Genua eingeschlossen, zur Uebergabe zu zwingen. Bonaparte hatte darum Massena ausdrücklich eingeschärft, seine Linie

nicht zu weit auszudehnen, die Alpenpäſſe, wo die Natur den ſtärkſten Schutz gab, nur durch kleine Abtheilungen zu decken und vier Fünftheile ſeiner Armee bei Genua zu vereinigen. Allein Maſſena hatte das Bedenken, daß die Vereinigung des ganzen Heeres bei Genua die mäßigen Vorräthe dort raſch aufzehren und für eine Belagerung nichts mehr übrig laſſen werde; auch ward er früher vom Feinde angegriffen, als es möglich war, die Concentrirung vorzunehmen. Vom 6. bis zum 18. April ſchlug man ſich in den Apenninen, zum Theil an denſelben Stellen, wo die erſten Waffenthaten des Feldzuges von 1796 geſchehen waren; der Kampf war hartnäckig, für beide Theile verluſtvoll, in den einzelnen Erfolgen wechſelnd, aber im Ganzen zum Vortheil der Oeſterreicher. Sie erſtürmten die Höhen der Bocchetta, drängten Suchet und Soult in verſchiedenen Richtungen zurück; die Trennung der beiden Gruppen des franzöſiſchen Heeres war gelungen, ein Theil deſſelben gegen Nizza zurückgeſchoben, ein anderer nach Genua hineingedrängt. Am 21. April ward die Stadt auch zu Lande eingeſchloſſen, nachdem die Blokade von der Seeſeite durch ein engliſches Geſchwader ſchon vorausgegangen war. Eine raſche Einnahme war bei der großen natürlichen Stärke, die Genuas Lage gewährt, ſo leicht nicht zu fürchten; der gefährliche Feind der Franzoſen war Hunger und Mangel, die ſich aller Vorausſicht nach ſehr bald einſtellen mußten. Doch fehlte es nicht an blutigen Kämpfen; Maſſena ſuchte durch lebhafte Ausfälle ſeine Truppen friſch und munter zu erhalten, war auch anfangs glücklich gegen den Feind, allein es konnte dies ſeine kritiſche Lage nicht verbeſſern. Die Oeſterreicher beobachteten die nahe liegende Taktik, dieſen Kämpfen zwar nicht auszuweichen, aber ſie auch nicht zu ſuchen; ſie erwarteten von der unausbleiblichen Erſchöpfung ihren ſicheren Erfolg. So konnte den Franzoſen nichts helfen, als ein Entſatz durch Bonaparte; auch die glücklichſten Handſtreiche gegen die Belagerer vermochten nicht, den furchtbarſten Feind, den Hunger, abzuwehren, der ſich täglich drohender in der belagerten Stadt ſelbſt geltend machte und das unvermeidliche Gefolge von Krankheit und Tod raſch nach ſich zog. Ohne Lebensmittel, bereits zu den traurigſten Nothbehelfen gezwungen, in einer Bevölkerung, die, ſeit die Noth einzog und der Hunger täglich ſeine Todesopfer forderte, ihr Mißvergnügen nicht mehr barg, hätte ſelbſt ein rauher, uner-

bittlicher Soldat wie Massena dem Drange, durch eine Capitulation Truppen und Stadt vor dem völligen Ruin zu retten, früher nachgegeben, wäre ihm nicht von Bonaparte die Botschaft zugekommen, daß der Bernhard überstiegen und die Entsatzarmee auf dem Anmarsch sei. Aber vergebens harrte er der versprochenen Hülfe; es waren alle erdenkbaren Mittel erschöpft, die Stadt wie die Soldaten verzweifelten, Brod war nicht für einen Tag mehr da und noch ließ sich kein Lebenszeichen von Bonaparte entdecken. So sah sich Massena genöthigt, doch zu capituliren (4. Juni), aber in ehrenvollster Weise; ohne jede lästige Bedingung durfte die Besatzung frei abziehen. Allerdings war das, was noch zum Kampfe taugte, zusammengeschmolzen auf etwa achttausend Mann; allein auch diese kleine Macht, mit Suchet, der bis jetzt am Var tapfer und geschickt gegen die Kaiserlichen gekämpft, vereinigt, fiel bedeutend in die Wagschale, wenn es Bonaparte gelang, einen Sieg zu erfechten. Es stand dann ein Heer von 20,000 Mann im Rücken der Oesterreicher. Massena's unerbittliche Ausdauer hatte also ihren Zweck nicht verfehlt; er hatte den Feind Wochen lang beschäftigt, ermüdet und ihm fühlbare Verluste bereitet; die Capitulation, die er schloß, öffnete den Oesterreichern nur die Thore von Genua, die Reste des italienischen Heeres blieben auf dem Kampfplatze.

Alle diese Ereignisse, an der Donau wie am Mittelmeer, erscheinen nur wie Vorbereitungen zu dem, was Bonaparte selber unternahm; dort mußte ihm Moreau die kaiserliche Armee entfernt halten und nach den Erblanden zurückschieben, hier Massena die Oesterreicher am genuesischen Ufer festhalten und in heißem Kampf beschäftigen, damit der Weg frei war, der Bonaparte's „Reservearmee" über die Alpenpässe nach Oberitalien führen sollte. In den letzten Tagen des April hatten sich an der Südostgränze Frankreichs am Genfer See, an der Rhone die vierzigtausend Mann versammelt, deren Bestimmung, der Marsch über den Großen Bernhard, erst jetzt, am Fuße des Alpenüberganges, ihnen selber enthüllt ward. Am 6. Mai verließ Bonaparte Paris und ging über Dijon nach dem Genfer See, um Heerschau über die versammelten Truppen zu halten und dann ohne Zögern den mühevollen Gebirgsmarsch anzutreten. Die Schwierigkeiten zu mindern und die Aufmerksamkeit des Gegners zu theilen, ward indessen nicht Alles diesen einen Weg geführt; eine Division von 5 — 6000

Mann unter Chabran, ging über den kleinen Bernhard nach dem Thal von Aosta, eine andere, etwas schwächere, über den Mont Cenis gegen Turin und das Hülfsheer von 15,000 Mann unter Moncey, das, von der Rheinarmee abgesandt, die Alpen überstieg, sollte über den Gotthard nach der lombardischen Ebene herabsteigen.

Die Hindernisse, die der Saumpfad über den Bernhard dem Marsche einer Armee mit Reiterei und Geschütz entgegenwarf, waren groß, aber nicht unüberwindlich. Was Umsicht und Thätigkeit eines weitschauenden und erfindungsreichen Geistes, wie Bonaparte war, was der angestrengte Eifer, wie erihn seinen Untergebenen einzuflößen wußte, irgend vermocht hat, das ward hier geleistet. Reiche Vorräthe von Lebensmitteln waren vorausgeschickt, auf der Höhe des Passes selbst beim Hospiz den Mönchen Geld angewiesen, daß sie Speise und Trank für die vorbeiziehenden Colonnen beischaffen konnten, Alles, was von Fuhrwerk, Maulthieren und Bergführern in der Gegend aufzubieten war, mit beträchtlichen Geldspenden gemiethet. Die Geschütze wurden auseinandergelegt und auf Maulthieren stückweise bergan geschafft, später auf den letzten Höhen in ausgehöhlte Baumstämme gesteckt und durch die Soldaten selbst die steilen Uebergänge hinauf und herunter geschleppt. In kleinen Kisten, die man eigens dazu gefertigt, wurde die Munition auf Maulthieren transportirt. Der Reiter führte sein Pferd am Zaume; Arbeiter in großer Zahl waren an den beiden Abhängen des Berges versammelt, um die Kanonen und Munitionswagen rasch auseinanderzulegen und wieder zusammenzufügen. Zu St. Pierre am nördlichen, und in St. Remy am südlichen Abhange des Bernhard waren Spitäler errichtet, die Kranken und Verwundeten aufzunehmen.

In der Nacht vom 14. zum 15. Mai brach Lannes mit der Avantgarde auf, um über die harte Kruste der gefrornen Schneefelder die erste Division hinüberzuführen. Munter und unverdrossen ertrug der Soldat die ungewohnten Mühen des Uebergangs; unter fröhlichem Gesange und klingender Musik und, wie ihr Feldherr richtig vorausgesehen, gereizt und begeistert von der Neuheit eines solchen Marsches, erstiegen die ersten Colonnen die Höhe, fanden Ruhe und Erfrischung auf dem Hospiz und langten ohne Unfall am südlichen Abhange der Alpenkette an. Am

16. und 17. stand Lannes in Aosta im malerischen Thale der Dora Baltea, einen Tag später in Chatillon; die schwachen Posten der Oesterreicher, die man dort fand, wurden zurückgeworfen. Während Berthier am südlichen Abhange der Berge den Zug empfing und leitete, war Bonaparte in Martinach geblieben, den Abmarsch anzuordnen. Vom 16. bis 20. Mai überstieg eine Division nach der andern in ungestörter Ordnung den Paß; die Wachsamkeit des Feldherrn und der gute Muth der Soldaten hatten die Schwierigkeiten der Natur geebnet. Ein ernsteres Hinderniß stellte sich aber jetzt dem weitern Marsche des Heeres entgegen. Auf dem Wege nach Ivrea, wo sich das Thal der Dora zu einer Schlucht verengert, lag auf einem Felsen das Fort de Bard, über dem Orte gleiches Namens, das die schmale Straße, die hindurchzog, vollkommen beherrschte. An eine Erstürmung der kleinen Bergfeste war nicht zu denken; den Weg durch das Dorf, der von den Geschützen des Forts bestrichen war, mit dem Heere zu passiren, nicht möglich. Es schien einen Augenblick, als sollte die ganze kühne Expedition an diesem Hindernisse scheitern; denn es zeigte sich nirgends ein Ausweg und die Versuche, sich der Bergfeste zu bemächtigen, waren durchaus fruchtlos. Bonaparte selbst eilte nun von Martinach herbei (20. Mai) und überzeugte sich, daß die Schilderungen, die man ihm von dieser unerwarteten Schwierigkeit gemacht, nicht übertrieben waren. Doch gelang es, über einen, freilich abschüssigen Bergkamm, der außer dem Bereich der Geschütze von Bard lag, einen Fußpfad zu finden, auf dem Soldaten und Pferde nicht ohne Mühe, aber doch ohne zu große Gefahr, das Fort umgingen und sich so den Weg nach dem Dorathale öffneten; die Geschütze freilich mußten zum Theil von den Laffetten abgelöst und, von den Kanonieren getragen, durch Bard hindurchgebracht werden; obwol man die Nacht dazu gewählt, den Weg mit Stroh und Mist bedeckt und die Räder umwickelt hatte, war doch die Aufmerksamkeit des Feindes nicht zu täuschen und seine Kanonen spielten mit blutigem Erfolge unter die sich vorbeischleichenden Franzosen. Aber sie brachten doch ihr Geschütz durch den Engpaß hinüber. Am 22. Mai nahm Lannes Ivrea in raschem Angriffe; vier Tage später drängte er nach einem hartnäckigen Gefechte eine österreichische Colonne, welche die Ausgänge des Thales besetzt hielt, zurück, am 28. stand die franzö-

ſiſche Vorhut am Po. So lag die Ebene Piemonts und der Lombardei dem Heere offen; auch die Corps auf den Flanken, die über den kleinen Bernhard, den Mont Cenis, den Simplon, den Gotthard ihren Weg nahmen, näherten ſich ihrem Ziele.

Der öſterreichiſche Oberfeldherr konnte nun nicht mehr daran zweifeln, daß es Ernſt war mit dem Marſche über den Bernhard, den er lange nur als eine Kriegsliſt anſehen wollte. Er war nicht ungewarnt geweſen. Hatte doch Maſſena in einer Proclamation an die belagerten Genueſer und an ſein Heer ſchon vor Ende April die Hülfe der Reſervearmee angekündigt, die „durch das Thal von Aoſta" nach Italien vordringen werde; war ihm doch gegen Mitte Mai, in dem Augenblicke, wo die erſten Colonnen von Martinach den Paß hinanſtiegen, ſichere Nachricht zugekommen, daß die franzöſiſche Armee am Genferſee anfange, ſich gegen den Bernhard in Bewegung zu ſetzen. Wandte er ſich damals, ſtatt ſich am Var mit Suchet herumzuſchlagen und lauter kleine Abtheilungen zerſtreut gegen die Alpenübergänge hin aufzuſtellen, raſch mit ganzer Macht nach Norden, ſo kam er zeitig genug an die ſüdlichen Abhänge des Bernhards, um jedes weitere Vorrücken des Feindes zu hindern. Aber erſt am 20. Mai, als ſchon faſt die ganze Armee den Paß überſchritten und Bonaparte ſelber hinüberging, machte ſich Melas von Nizza mit einem kleinen Theile des Heeres auf, um Turin zu decken. Er kam dort (26. Mai) am nämlichen Tage an, wo die franzöſiſche Avantgarde ſich ſchon durch das Dorathal herabſenkte und an deſſen Ausgange eine öſterreichiſche Colonne zurückſchlug. Hier die Armee mit Macht aufzuhalten, wenn ſie etwa nach Genua durchbrechen wollte, war kaum mehr möglich; waren doch die öſterreichiſchen Streitkräfte vor Genua, am Var, in Turin bruchſtückweiſe vertheilt und in eine Menge kleiner Aufſtellungen zerriſſen.

Nach den Verſprechungen, wie ſie Maſſena gegeben worden und wie er ſie ſelber ſeinen verzweifelnden Truppen wiederholt, ſchien nichts natürlicher, als daß Bonaparte jetzt nach Turin vorging und ſich den Weg nach Genua bahnte, das zu entſetzen vielleicht eben noch Zeit war. Aber der erſte Conſul wandte ſich oſtwärts gegen Mailand und überließ Genua ſeinem Schickſal. Es mochte ihm ungewiß ſcheinen, ob er überhaupt noch rechtzeitig komme zum Entſatz der liguriſchen Armee, und auf dieſen unge-

wissen Fall hin konnte es gewagt erscheinen, den weiten Marsch nach Genua anzutreten, die Corps auf den Flanken, die von dem Mont Cenis und Gotthard herabkamen, zurückzulassen, seine Verbindungen und Rückzugslinie zu gefährden. Der Marsch nach Mailand stellte die Verbindung mit Moncey's Hülfsheer, das über den Gotthard kam, in Aussicht, und wenn auch vielleicht Bonaparte, wie aus der späteren Aufstellung sich ergibt, darauf nicht die erste Rücksicht nahm, so sprachen doch politische Betrachtungen zu entschieden für diesen Weg. Der Besitz von Mailand, die Wiederherstellung der cisalpinischen Republik erweckte einen moralischen Eindruck, der die Feinde betroffen machte, die französischen Stimmungen in Italien neu belebte. So ließ Bonaparte den österreichischen Oberfeldherrn in dem Glauben, er komme, um geraden Weges auf Genua loszugehen; während Melas Verstärkungen an sich zog, um den Gegner bei Turin zu erwarten, wandte sich dieser östlich nach dem Tessin, drängte die kleinen Abtheilungen der Oesterreicher, die den Uebergang tapfer, aber erfolglos vertheidigten, zurück und zog am 2. Juni in Mailand ein. Die cisalpinische Republik erstand wieder von den Todten, die Po- und Addalinie ward besetzt, die reichen Magazine der Oesterreicher wurden französische Beute.

Nun zögerte Melas nicht länger, seine Streitkräfte alle zu vereinigen, um durch einen entscheidenden Streich die weitere Ausbreitung dieser plötzlich wieder erstandenen französischen Macht zu hindern. Aber es brauchte einige Zeit, bis die Truppen, die bei Nizza und Genua standen, nach dem Po gekommen waren; der Führer der Belagerungsarmee wollte ohnedies erst noch die binnen wenig Tagen unvermeidliche Uebergabe der Stadt abwarten, und beeilte sich nicht, den Befehl von Melas sofort zu vollziehen. So zogen sich langsamer, als es Melas wollte, seine einzelnen Colonnen bei Alessandria zusammen; Bonaparte hatte seine Macht vereinigt und war durch aufgefangene Depeschen über alle Bewegungen der Oesterreicher, ihre Plane und ihre Täuschungen, wie über ihre Stärke unterrichtet. Zunächst war es für den kaiserlichen Feldherrn eine wichtige Sache, den Poübergang bei Piacenza zu behaupten, um so in allen Fällen sich die Freiheit seiner Bewegungen aus Piemont nach der Lombardei und nach Mantua hin zu erhalten. Ueberrascht von Bonaparte's Einfall in die

Lombardei, hatte man vorher keine Vorsorge getroffen; es standen nur einige hundert Mann dort. Auch diese vertheidigten gegen den ersten raschen Anfall Murats (5. Juni) den Brückenkopf bei Piacenza, brachen aber dann, in der Voraussicht, daß ein längerer Widerstand ohne Hoffnung sei, die Brücke ab. Sie konnten nicht hindern, daß Murats Division an einer andern Stelle über den Po setzte und Piacenza von Neuem angriff; wohl waren österreichische Verstärkungen im Anmarsche, aber sie kamen so tropfenweise, daß es dem Feinde leicht gelang, sie einzeln zum Rückzug zu zwingen. Erst ward eine kleine Abtheilung Fußvolk und Reiter, die herbeigeeilt war, aus Piacenza hinausgedrängt, dann erschienen von einer andern Seite ein paar Bataillone und setzten dem Vordringen einen tapferen, aber erfolglosen Widerstand entgegen, sie mußten mit Verlust weichen und auch ein aus dem Toskanischen herbeigeeiltes Regiment war in seinem Angriffe nicht glücklicher. Piacenza ging verloren; diese einzelnen überlegenen Stöße der Franzosen gegen einen tapferen, aber an Zahl schwachen Gegner hatten den Kaiserlichen doch so viel gekostet, wie ein größeres Gefecht. Inzwischen war auch Lannes mit seiner Division bei Belgiojoso über den Fluß gegangen; die Polinie war damit für die Oesterreicher verloren. Abermals zu spät langte jetzt ein Theil des Belagerungsheeres von Genua unter Ott an und wandte sich gegen Piacenza, um die Franzosen wieder herauszudrängen. Bei Casteggio stießen die Kaiserlichen auf die Avantgarde des französischen Heeres unter Lannes; es entspann sich ein hitziges, lange unentschiedenes Gefecht, in dem beide Theile mit äußerster Hartnäckigkeit sich schlugen, die Kaiserlichen eine Zeit lang das Uebergewicht der Zahl und Stellung zu behaupten schienen. Der kleine Ort Casteggio ward genommen und wieder verloren; erst gegen Abend erhielt das schwankende Treffen seine Entscheidung durch die Ankunft französischer Verstärkungen; die Kaiserlichen wichen jetzt gegen Montebello zurück, nachdem der ungünstige Kampf sie über zweitausend Todte und Verwundete und ebenso viele Gefangene gekostet hatte. Dem Sieger hat das Treffen später den Namen eines Herzogs von Montebello eingetragen.*)

*) In den Zahlenangaben ist Thiers, wie gewöhnlich, viel zu hoch, wäh-

So ward die Verwirrung und der Mangel an Zuſammenhang die Urſache einer Reihe von Unfällen für die Oeſterreicher. Sichtbar überraſcht, überall in eilfertiger Bewegung, aber an keiner Stelle in der rechten Stärke anweſend, wurden ſie ſtückweiſe in eine Reihe von unglücklichen Gefechten verwickelt, in denen ſich allenthalben ihre Tapferkeit erprobte, ohne auch nur an einer Stelle durch den Erfolg belohnt zu werden. Mußte in ihrem Lager dieſe fortgeſetzte Reihe von Mißgeſchick entmuthigen, ſo erwachte im Bonaparte'ſchen Heere unter dem Eindrucke dieſer Vorgänge wieder die alte Siegeszuverſicht. Bonaparte ſtand jetzt mit einigen dreißigtauſend Mann in einer vortrefflichen Stellung bei Stradella; eine Abtheilung von etwa zehntauſend Mann hielt die Poübergänge, ein gleich ſtarkes Corps Piacenza, Cremona und die Adda beſetzt, eine kleinere Diviſion ſtand in Mailand und ſüdlich vom Lago Maggiore. Die Aufſtellung dieſer Streitkräfte war darauf berechnet, den öſterreichiſchen Feldherrn zu hindern, wenn er etwa über den Teſſin, den Po, oder die Adda hervorbrechen und ſich den Weg nach Mantua öffnen, oder wie die Bonaparteſchen Geſchichtſchreiber ſich prahleriſch ausdrücken, den Franzoſen entrinnen wollte.

Melas dachte freilich nicht daran, den Franzoſen zu „entrinnen." Sein Fehler war geweſen, daß er ſich zu lange in dem Vertrauen gewiegt, es ſei an einen Alpenübergang Bonaparte's nicht zu denken; aber dies Vertrauen ward nicht nur von ihm gehegt und von dem Hofkriegsrathe nachdrücklich beſtärkt, ſondern ganz Europa urtheilte nicht anders. Wie dann das Unglaubliche geſchehen war, ſuchte er raſch ſeine Streitkräfte zu ſammeln, aber weder am Var, noch bei Genua ward ſein Befehl ſo ſchnell, wie es geſchehen mußte, von ſeinen Unterfeldherren vollzogen. Die impoſante Maſſe von mehr als hunderttauſend Mann, womit der Feldzug eröffnet worden, war durch die Opfer, die der Kampf bis jetzt gefordert, um ein gutes Viertheil verringert; von dem Reſte waren über

---

rend ſich der Duc de Valmy, der ebenfalls franzöſiſche amtliche Quellen benutzt hat, mit den deutſchen Quellen eher vereinigen läßt. Seine Angaben, daß die Oeſterreicher 15—16000 Mann, die Franzoſen gegen 9000 bei Caſteggio hatten, ſpäter aber durch 5000 Mann verſtärkt wurden, dann daß der Verluſt der Oeſterreicher 4700 Mann betrug, weicht nicht viel von den öſterr. richten ab. S. Duc de Valmy, hist. de la campagne de 1800. S. 136 f.

8000 Mann im östlichen und im mittleren Italien vertheilt, die Besatzungen der festen Plätze nahmen beinahe 30,000 Mann in Anspruch; es waren also im Ganzen nicht mehr als einige dreißigtausend Mann, die Melas jetzt in der Umgebung von Alessandria vereinigte. Gleichwol war man im kaiserlichen Hauptquartiere darüber einig, daß, so ungünstig sich auch die Lage gewendet haben mochte, es keinen ehrenvolleren und sichereren Weg gebe, als den Feind zu erwarten und sich durch eine Entscheidungsschlacht die Verbindung mit der Lombardei wieder zu eröffnen.*)

Bonaparte selber war von dem Gedanken, die Oesterreicher wollten ihm entfliehen, so erfüllt, daß er am 12. Juni ungeduldig aus seiner Stellung von Stradella aufbrach, um die Spur des Feindes zu suchen. Er zog über Voghera und Tortona westwärts nach der großen Ebene, die sich zwischen der Scrivia und Bormida ausbreitet, der Ebene von Marengo. Die Festung Alessandria wird östlich von der Bormida eingefaßt; jenseits des Flüßchens und durch einen tiefen sumpfigen Graben, den Fontanone, getrennt, liegt in geringer Entfernung das Dorf Marengo, eine kleine Strecke nördlich auf der Straße nach Pavia das Dorf Casteleeriolo. Von dort bis zur Scrivia gegen die Dörfer San Giuliano und Torre di Garofolo hin breitet sich mehrere Stunden lang die große Fläche aus, auf welcher jetzt die Geschicke Europa's entschieden wurden; ein Terrain, vortrefflich geeignet, Reiterei und Geschütz, die beiden Waffengattungen, in denen die Oesterreicher noch überlegen waren, mit aller Stärke zu entfalten. Am Morgen des 13. Juni betrat Bonaparte diese Ebene und schob einige Divisionen nach dem Dorfe Marengo vor; Alles schien ihm darauf zu deuten, daß seine Besorgniß über das Entrinnen der Oesterreicher begründet sei. Er fand den Feind nirgends, ausgenommen eine kleine Abtheilung, die Marengo einen Moment verthei-

*) Die Schlacht bei Marengo gehört zu den Begebenheiten, in denen die Bonapartesche Geschichtschreibung am thätigsten gewesen ist, die Thatsachen zu verwirren und zu fälschen. Wie arg das Bonaparte selber trieb, ist in der kritischen Erörterung, die der Verfasser der „Geschichte der Kriege" VI. 1. 136—143 nach dem Mémorial du depôt de la guerre gegeben hat, schon zur Genüge gezeigt worden. Seitdem hat Thiers I 330 ff. wieder viel dazu beigetragen, die Darstellung im Bonaparte'schen Sinne zu färben; dagegen sind vorzugsweise die fleißigen Untersuchungen des Duc de Valmy histoire de la campagne de 1800 S. 143 ff. gerichtet.

digte, dann ſich über die Bormida zurückzog. Erkundigungen, die er einzog, zeigten freilich keine Spur, daß Melas etwa ihn umgangen und den Weg nach dem Teſſin und Po eingeſchlagen hätte; der öſterreichiſche Feldherr mußte wohl, ſo vermuthete er, den Weg nach Genua genommen haben, um ſich dort einzuſchließen. Er ſchickte den tapfern und ritterlichen Deſair, ſeinen Waffengefährten aus Aegypten, der zwei Tage zuvor im Lager eingetroffen, mit einer Diviſion in der Richtung auf Novi, wohin die genueſer Straße ging, um den Feind dort zu beobachten. So ſeltſam hatte ihn die Einbildung von dem Entwiſchen der Oeſterreicher irre geleitet, daß er, deſſen Meiſterſchaft und Eigenthümlichkeit es ſonſt war, ſeine Soldaten vor der Schlacht in Maſſe zuſammenzuhalten, ſeine 30,000 Mann diesmal in auffallender Weiſe zerſplittert hatte. Am Abend des 13. Juni waren zwei Diviſionen unter Vietor in Marengo, eine andere unter Lannes und Murat mit der Reiterei ſtand weiter in der Ebene, er ſelbſt mit einer Diviſion ein paar Stunden weiter zurück bei San Giuliano und Torre di Garofolo, Deſair mit der ſeinigen auf dem Wege nach Genua. Seine größte Maſſe, die bei Marengo vereinigt war, belief ſich wohl kaum viel über 16,000 Mann.

Am frühen Morgen des 14. Juni brach die öſterreichiſche Armee aus Aleſſandria auf, um die Bormida zu überſchreiten; ihr linker Flügel unter Ott, 7600 Mann ſtark, ſollte in der Richtung auf Caſtelceriolo vordringen, die Hauptmacht, 14,000 Fußgänger und 6000 Reiter, von Melas ſelbſt geführt, ſollte Marengo nehmen, die rechte Seite, unter O'Reilly, in gleicher Linie mit ihr vorgehen. Es dauerte geraume Zeit, bis das Heer die Bormida überſchritten hatte und erſt um 9 Uhr entſpann ſich der Kampf, indem die Colonne O'Reilly's die vorgeſchobenen Poſten der Franzoſen zurück auf Marengo drängte. Bald hatte ſich der Kampf auf der ganzen Linie entſponnen, am hitzigſten um das Dorf Marengo. Die Oeſterreicher hatten die Stellung dort unterſchätzt; der tiefe und ſumpfige Fontanone gab den Franzoſen einen unerwarteten Schutz und als das erſte Treffen des kaiſerlichen Centrums unter Haddik raſch und eifrig vorging, wurde es mit empfindlichem Verluſte zurückgeworfen, der Führer ſelbſt ſchwer verwundet. Auch ein zweiter Angriff, von General Kaim geleitet, war nicht glücklich, das furchtbare Gewehrfeuer trieb die Oeſter-

reicher rückwärts, eine gleichzeitige Reiterattake in die Flanke des Feindes, die anfangs besseren Erfolg verhieß, ward durch die rasche und kräftige Gegenwehr Kellermanns mit großer Einbuße in den Fontanone zurückgeworfen. Da jetzt auch Lannes auf dem rechten Flügel kräftig in den Kampf eingriff, schien das Mißlingen des österreichischen Angriffes nach einem blutigen Ringen von mehr als zwei Stunden entschieden. Aber sie gingen nur zurück, um einen dritten Sturm mit besserem Erfolge zu wagen. Der linke Flügel der Kaiserlichen unter Ott kam jetzt erst zu rechter Thätigkeit; er ging gegen Castelceriolo und verwickelte dort Lannes in ein Gefecht, dessen ungünstiger Gang dessen Division von dem Kampfe bei Marengo abzog. In diesem Augenblicke erneuerten auch das Centrum und das Corps von O'Reilly ihren Sturm auf Marengo; abermals empfing sie ein verheerendes Feuer, das sie in den Fontanone zurückwarf, aber auch sie ließen ihr Geschütz mit Erfolg spielen, bis es einigen Grenadierbataillonen gelungen war, über den Bach zu dringen und auf dem andern Ufer bei Marengo festen Fuß zu fassen. Rasch schlugen die Pioniere eine Laufbrücke, den Zurückgebliebenen den Uebergang zu erleichtern. Ein verzweifelter Kampf entspann sich jetzt unmittelbar um das Dorf; mit äußerster Anstrengung suchten die Franzosen den Feind zurückzudrängen und es gelang ihnen auch einen Moment, das schon verlorene Dorf wiederzugewinnen; aber der Angriff war nicht minder furchtbar, als die Vertheidigung. Auf beiden Seiten fielen, wie einer der französischen Generale sagt, die Leute wie Hagel. Der Führer selbst, sein Adjutant, seine meisten Officiere waren verwundet, aber alle äußerste Anstrengung war vergeblich, Marengo blieb für die Franzosen verloren. Und in dem nämlichen Momente wurden ihre beiden Seiten mit entscheidendem Erfolge angegriffen, überflügelt; es war nicht möglich, nachdem die Position des Centrums verloren, die Flanken bedroht waren, die Stellung länger zu halten. Es war ungefähr 2 Uhr des Nachmittags, als der erste Act dieser denkwürdigen Schlacht mit dem Rückzuge der Franzosen endete.*)

Jetzt erst erschien Bonaparte selber auf dem Schlachtfelde.

*) Wir verweisen hier gegenüber von Thiers und den übrigen Bonapartistischen Darstellungen auf die Mittheilungen des Duc de Valmy S. 165 ff.

Von Marengo aus über die Lage benachrichtigt, war er von Torre di Garofolo, ſeinem über zwei Stunden weit entfernten Hauptquartiere, aufgebrochen; eine Diviſion und die Grenadiere der Conſulargarde, das war freilich Alles, was er auf das Schlachtfeld bringen konnte. Er kam, als die Vertheidiger von Marengo zu weichen anfingen. Er gab Marengo zunächſt verloren, ſchickte die friſche Diviſion gegen Caſtelceriolo, um Lannes, der eben den Rückzug angeordnet, Luft zu machen, nahm das Dorf mit dem Bajonnet und ſtellte, als die Kaiſerlichen von Neuem vordrangen, die tapferen Grenadiere ſeiner Garde den Angriffen des Feindes entgegen. Mit der ganzen Ruhe geprüfter Soldaten trotzen dieſe Kerntruppen eine Zeit lang dem Feuer der feindlichen Infanterie und dem wiederholten Anſtürmen der Reiterei, aber ſie erliegen der Wucht des Angriffes. Mit dem kaiſerlichen Fußvolke im hitzigen Kampfe begriffen, werden ſie zugleich im Rücken von einem neuen Angriffe der Reiterei gefaßt und zum Weichen gedrängt. Kaum vermögen Bonaparte und Lannes die raſche Flucht noch zu verhindern; das Centrum und der rechte Flügel der Franzoſen haben ſchon ihre Haltung verloren und drängen unaufhaltſam gegen San Giuliano zurück.

So ſchien der erſte Conſul, dem die Entſcheidung dieſes Tages Glorie und Kronen einbrachte, nur eben gekommen, um in die Niederlage des früheren Kämpfers verflochten zu werden. Der zweite Act der Schlacht ſchloß mit dem Rückzuge der Franzoſen ab, wie der erſte. Wenn es den Kaiſerlichen jetzt möglich war, die Verfolgung des Sieges ſo energiſch zu führen, wie ſie den Sieg ſelbſt erfochten, ſo ward die franzöſiſche Herrſchaft und mit ihr das werdende Cäſarenthum Napoleon Bonaparte's an dieſem Tage auf den Ebenen von Marengo begraben. Aber ſelten iſt ein gewichtigerer Sieg durch einen einzigen Mißgriff unerwarteter dem Sieger aus der Hand gewunden und in die verhängnißvollſte Niederlage umgewandelt worden. Melas, der an dieſem Tage als Soldat hinter dem Ruhme des Siegers von Novi nicht zurückſtand, fühlte ſich durch die Mühen des Kampfes und eine leichte Wunde erſchöpft; der alte Mann, dem man einſt 1799 erlaubt, in langſamen Etappen zur Armee zu reiſen, bedurfte nach ſolch einem Tage der Ruhe. Er ging nach Aleſſandria zurück und glaubte ſich des Erfolges ſicher. Er ſandte ſchon Boten ab,

den erfochtenen Sieg zu verkündigen. Von den tüchtigsten Generalen waren mehrere leichter oder schwerer verwundet; den Oberbefehl übernahm der Chef des Generalstabes, General von Zach. So trat in der Einheit und Festigkeit des Commando's in dem Augenblicke ein Nachlaß ein, wo der letzte entscheidende Streich zu führen war. Auch die Truppen fühlten sich des Sieges allzu sicher; sie folgten dem fliehenden Feinde, aber, wie es scheint, sorglos und nicht in der Stimmung, die eines neuen Kampfes gewärtig ist.

Bonaparte's letzte Hoffnung war auf Desair und seine Division gestellt; er hatte dieselbe, wie wir uns erinnern, gegen Novi entsendet, um den Weg nach Genua zu bewachen, und ohne das Anschwellen eines Bergbaches wäre Desair in dieser Richtung so weit vorgerückt, daß ihn der Ruf des ersten Consuls nicht mehr auf die Ebene von Marengo hätte zurückführen können. Im Augenblicke, wo Bonaparte, von der Nachricht des ersten Mißlingens gedrängt, gegen Marengo aufbrach, schrieb er Desair: „Ich glaubte den Feind anzugreifen, er ist mir zuvorgekommen; komme in Gottes Namen zurück, wenn du noch kannst." Desair säumte nicht umzukehren; er kam in dem Moment, wo sich (es mochte zwischen vier und fünf Uhr sein) die geschlagene Armee bei San Giuliano sammelte. Desair verzweifelte noch nicht, den Kampf wiederherzustellen und wenigstens ruhigen Rückzug zu erkämpfen, obwol er kaum 5000 Mann zur Verstärkung eines flüchtigen und besiegten Heeres heranführte. Die Franzosen stellten sich von Neuem in San Giuliano; Desair selbst trat an die Spitze einer Brigade, den Kampf zu erneuern. Die Oesterreicher wichen vor dem ersten Stoße, aber sie sammelten sich, gingen von Neuem vor und Desair selbst sank, von einer Kugel getroffen, zu Boden. Abermals drangen die kaiserlichen Grenadiere, welche zuerst den Fontanone überschritten, siegreich vor; wurden sie gleich nachdrücklich unterstützt, so ließ sich, scheint es, bei S. Giuliano eine ähnliche Entscheidung, wie vorher bei Marengo, nicht mehr abwenden. In diesem Augenblicke fiel Kellermann aus eigenem Antriebe mit einem gewaltigen Reiterangriffe in die Flanke des Feindes; er warf die vorgedrungenen Colonnen in die Flucht, nahm den Führer selbst, General Zach, gefangen. Ehe die Kaiserlichen wieder zur Besinnung kamen, hatte Kellermann einen zweiten glücklichen Stoß gegen eine kaiserliche Reiterabtheilung geführt. Wie es häufig zu geschehen pflegt,

wenn ein ganz plötzlicher Umschwung des Glückes eintritt, fiel nun ein panischer Schreck über die österreichische Armee; nur wenige Bataillone leisteten noch zähen Widerstand, die Masse ließ sich von der Flucht fortreißen; manche Regimenter zeigten sich des Ruhmes nicht werth, womit sie sich in den Kämpfen des Tages bedeckt.*) Wie ein österreichischer Bericht selber sagt, man konnte sich keine Rechenschaft ablegen, die Reiterei floh, ohne selbst zu wissen warum. Das Gros der Armee, von der Reiterei niedergeworfen, begann dann auch zu weichen; eine neue Gruppe von Flüchtlingen riß auch sie wie ein wilder Strom mit fort. Die Flüchtlinge drängen sich, Marengo zu erreichen, die Verwirrung ist auf's Aeußerste gestiegen; vergebens suchen die Officiere ihre Soldaten hinter dem Fontanone wieder zu sammeln; sie sind taub gegen jeden Ruf, und Alles durcheinander, Reiter, Fußgänger, Geschütze, Wagen drängen sich in wilder Verwirrung nach der Brücke.

Der Sieg war entscheidend, die Flucht brachte das kaiserliche Heer vollends in Auflösung, nachdem der blutige Tag fast ein Drittel der Streitkräfte aufgezehrt.**) Auch der Verlust der Franzosen war nicht viel geringer, aber es blieb ihnen das Schlachtfeld und der letzte Erfolg hatte ihr erschüttertes Selbstvertrauen wieder völlig hergestellt. Unter den Kaiserlichen waren gerade die Officiere am schwersten getroffen; Haddik lag im Sterben, Zach war gefangen, Vogelsang, Lattermann, Bellegarde, Lamarsaille, Gottesheim und eine Menge höherer Officiere verwundet. Die bisher so tüchtigen Truppen waren durch den letzten Act des Kampfes sichtlich demoralisirt. Nimmt man dies Alles zusammen und erinnert sich, wie nach einer Reihe von kriegerischen Unfällen die letzte Hoffnung auf die Entscheidung der Schlacht gestellt war, der Sieg auch in der That gewonnen schien, um dann mit

*) So werden diese entscheidenden Vorgänge von Kellermann selbst und von Vietor erzählt. S. Due de Valmy S. 181 f. 268. f.

**) Nach österr. Angaben selbst betrug der Verlust 9400 Mann, und zwar über 6400 Mann Todte und Verwundete, über 2900 Gefangene; auch war eine beträchtliche Zahl von Geschützen verloren. Den französischen Verlust schätzt der Duc de Valmy S. 194 auf mehr als 7000 Mann, womit diesmal auch die Angabe von Thiers (6000 Todte und Verwundete, 1000 Gefangene) übereinstimmt.

einem raſchen Streich verloren zu gehen, ſo iſt es wohl begreiflich, daß die Stimmungen in Aleſſandria äußerſt niedergeſchlagen waren. Aber was folgte, überſteigt doch alle Berechnung des Wahrſcheinlichen. Wohl waren der Auswege nicht viele: eine neue Schlacht verſprach, wenn man ſie überhaupt zu ſchlagen fähig war, wenig Erfolg; ob es möglich war, ſich nach dem Teſſin und Po durchzuſchlagen, war mindeſtens zweifelhaft, ſelbſt der Rückzug nach Genua, da es hieß, Suchet ſtehe ſchon bei Acqui, nicht ohne Gefahren. Allein es ſcheint, man hat im öſterreichiſchen Hauptquartier dieſe Möglichkeiten auch nicht einmal mehr ernſtlich erwogen, ſondern entſchloß ſich mit verzweifelnder Eile, das Schimpflichſte zu thun. Der paniſche Schreck, der am Abend des heißen Tages die tapfern und ſiegreichen Truppen plötzlich zur unrühmlichen Flucht fortriß, hatte jetzt auch den Feldherrn und die ihm zunächſt ſtanden, ergriffen. Melas war ein tapferer Soldat, deſſen Name noch im jüngſten Feldzuge durch den Sieg von Novi verherrlicht worden, aber alt, gebrechlich und im Ganzen eine gewöhnliche Natur. Er hatte am Morgen wie ein alter Kriegsheld mit äußerſter Anſtrengung und Ausdauer ſeine Schuldigkeit gethan; dann war er, körperlich erſchöpft, nach der Feſtung zurückgegangen und ward erſt wieder aufgeſchreckt durch die unerwartete Kunde der Niederlage. Der raſche Wechſel zwiſchen Sieg und Niederlage, die Erinnerung an das vorausgegangene Mißgeſchick, der Anblick der flüchtigen, aufgelöſten Truppen brachen den Reſt ſeiner Energie und machten ihn den muthloſeſten Entſchlüſſen zugänglich.

So ward am 15. Juni ein Parlamentair an Bonaparte geſchickt, um über die Räumung von Piemont und Genua zu verhandeln. Der erſte Conſul war freudig überraſcht; ihm erſchien ſeine Lage nicht ſo günſtig, und die des Gegners nicht ſo hoffnungslos, um nicht bereitwillig in eine Unterhandlung einzugehen, die ihm ohne Schwertſtreich den reichſten Siegespreis verhieß. In der trotzig ſtolzen Weiſe, womit er jederzeit ſchwachen und niedergeſchlagenen Menſchen imponirt hat, dictirte er die Bedingungen, weigerte jede weitere Unterhandlung; er wußte, wozu man die Gegner, nachdem der erſte Schritt der Nachgiebigkeit geſchehen war, vermögen konnte. So wurde der Vertrag von Aleſſandria unterzeichnet (15. Juni), in Folge deſſen, bis auf die

Friedensanträge Bonaparte's von Wien Antwort kam, Waffenruhe eintrat; inzwischen sollte als Preis des Waffenstillstandes die kaiserliche Armee hinter den Mincio und Po zurückgehen, auf dem rechten Ufer dieser Flüsse nur Borgoforte, Ferrara, die Mark Ancona und Toskana besetzt bleiben; alle die Plätze, die im verflossenen Jahre so viel Siege und Mühen gekostet, Coni, Turin, Alessandria, Tortona, Pizzighettone, auch das theuer erkaufte Genua, die Citadellen von Savona, Piacenza, Mailand, die Forts Ceva, Arona, Urbino wurden den Franzosen eingeräumt. Der Rückzug der Kaiserlichen sollte zwischen dem 16. und 26. Juni stattfinden. Nördlich vom Po bildete die Chiesa, und nach deren Mündung der Oglio die Gränze für die Aufstellung der Franzosen während des Waffenstillstandes; der Landstrich zwischen Chiesa und Mincio blieb unbesetzt. Das Geschütz in den Plätzen und die Vorräthe wurden getheilt.

Welch wunderbarer Umschlag des Glückes! Um diese Landschaften und Städte zu gewinnen, waren seit fünfzehn Monaten die größten Siege errungen, der hartnäckigste Belagerungskrieg geführt worden, und nun reichte ein einziger, lange zweifelhafter Erfolg hin, alle Früchte der denkwürdigen Tage von Magnano, Cassano, Piacenza und Novi zu verscherzen! Das Kriegsglück war mit der Jugend, es huldigte dem Kühnen und Entschlossenen und wandte dem verzagten Alter den Rücken. Und wie verschwenderisch war die Laune des Glückes! Wir wissen in der glänzenden Reihe napoleonischer Siege keinen, an dem der Imperator weniger unmittelbaren Antheil gehabt hätte, als an dem Erfolge von Marengo, und dieser Sieg hat ihn in den Augen der Welt mit unsterblichem Ruhme umgeben, ihm an einem Tage fast die ganze verlorene Frucht von 1796 zurückerstattet, seine neugegründete Gewalt in Frankreich festgekittet, den Grundstein gelegt zu dem soldatisch-revolutionären Bau des Kaiserreichs.

Von dem siegreichen Schlachtfelde aus hatte der erste Consul einen Brief an den deutschen Kaiser gerichtet, worin er seine Friedensanträge noch dringender und beredter wiederholte, als in den beiden Schreiben, die er vor dem Beginn des Feldzugs an Georg III. und Franz II. gerichtet hatte. Es waren darin, wie damals im

Frühjahr 1797 in dem Schreiben an den Erzherzog Karl, die Leiden des Krieges salbungsvoll beklagt, die Mäßigung der französischen Politik gerühmt und in vertraulich plauderndem Tone der österreichischen Politik zugeredet, sich doch von den Mächten der Coalition zu trennen. Bonaparte mochte nicht mit Unrecht hoffen, daß dieser Versuch, auf die individuelle Stimmung des Kaisers zu wirken, durch den gleichzeitigen Eindruck der Niederlage von Marengo unterstützt, gelingen werde. Aber in demselben Augenblicke, wo man sich an der Bormida um den Besitz von Oberitalien schlug, wurde zu Wien über eine neue Befestigung des Bündnisses gegen Frankreich verhandelt, und gerade an dem Tage, wo der Bote mit der Hiobspost von Marengo und mit der Friedensepistel des ersten Consuls eintraf (20. Juni), war zwischen Thugut und Lord Minto ein Vertrag unterzeichnet worden*), worin Großbritannien unter der Form eines Anlehens zwei Millionen Pfund Sterling Subsidien versprach, beide Mächte sich verpflichteten, mit aller Macht den Krieg gegen die französische Republik fortzusetzen und in keinem Falle einen Separatfrieden mit Frankreich einzugehen. Der Vertrag sollte bis zum 28. Februar 1801 seine Geltung behalten. So war Oesterreich von Neuem an die Coalitionspolitik geknüpft, in dem Augenblicke, wo Bonaparte das Band glaubte lösen zu können. Aber ohne Eindruck blieb die Botschaft vom Schlachtfelde von Marengo nicht; Thugut entschloß sich, das Anerbieten nicht ganz von der Hand zu weisen. Es mochte ihm daran gelegen sein, vor der Welt wenigstens seine Friedensliebe zu bethätigen und bei diesem Anlaß zu erfahren, welche Bedingungen man jetzt von Bonaparte zu erwarten habe. Wenn aber auch nichts weiter als Zeit für neue Rüstungen gewonnen ward, so war dies schon wichtig genug in einem Augenblicke, wo ein großer Theil von Oberitalien verloren, Süddeutschland bis an die Isar in den Händen der Franzosen war. So ging das kaiserliche Cabinet scheinbar auf Bonaparte's Friedensantrag ein; scheinbar, denn gerade was der erste Consul wollte, einen Sonderfrieden mit Oesterreich, darauf konnte nach dem eben abgeschlossenen Vertrage mit England ohne grellen Treubruch nicht eingegangen werden. Es ward ein Unterhändler nach Paris

*) Martens Recueil VII. 387—390.

geſchickt, der nicht aus dem Kreiſe der Diplomaten genommen, ſondern ſo gewählt war, daß man ihn im Nothfalle desavouiren konnte. Der Graf St. Julien, der die Botſchaft von Aleſſandria überbracht, ſollte nach Paris gehen, um über den Frieden zu unterhandeln. St. Julien war ein muthiger Officier, der als einer der Wenigen genannt wird, die ſich der kleinmüthigen Capitulation vom 15. Juni widerſetzten, aber alles Andere eher, als ein Diplomat; unbeſonnen und eitel, wie er war, taugte er trefflich zum Spielball einer Intrigue, in der er von Thugut und Talleyrand gleich ſchimpflich düpirt ward. Er erhielt eine ganz vage Inſtruction und ging in der Meinung von Wien ab, es ſei Ernſt mit dem Frieden; ein eigenhändiges kaiſerliches Schreiben an Bonaparte ließ ihn als einen Unterhändler erſcheinen, der in Alles eingeweiht und mit den weiteſten Vollmachten verſehen ſei*). Der in diplomatiſchen Formen ganz unerfahrene Officier ließ ſich von Talleyrand leicht umgarnen; ſtatt auszuforſchen, ward er ausgeforſcht und von dem Meiſter diplomatiſcher Rabuliſtik dazu vermocht, Präliminarien zu unterzeichnen (28. Juli), die er, wenn er die Lage und Verpflichtungen des Wiener Hofes auch nur zum Theil kannte, nicht eingehen durfte. Es war in dieſem Abkommen als Bedingung des künftigen Friedens, den ein Congreß definitiv feſtſtellen würde, ausgemacht: der Friede von Campo Formio ſolle die Grundlage ſein, der Rhein von der Schweiz bis nach Holland die Gränze Frankreichs bilden, Caſtel, Kehl, Ehrenbreitſtein und Düſſeldorf geſchleift werden, die Entſchädigungen Oeſterreichs, ſtatt in Baiern, in Italien — wie und wo war nicht geſagt — ausgemittelt werden. Mit dieſem Vertrage, der die kitzlichſten Punkte umging, glaubte St. Julien das große Räthſel der Zeit gelöſt zu haben und kehrte, von Duroc begleitet, nach Wien zurück, um raſch auf den eben feſtgeſetzten Grundlagen die Einleitung zum Frieden zu treffen. Aber Duroc ward an der Gränze zurückgewieſen, St. Julien, deſſen Mißgriff die Wiener Politik, wenigſtens zum größeren Theil, verſchuldet, desavouirt und vorübergehend auf eine Feſtung geſchickt.

*) In dem Schreiben ſoll es nach Lefebvre hist. des cabinets de l'Europe I. 78. geheißen haben: Vous ajouterez foi à tout ce que vous dira de ma part le comte de St. Julien, et je ratifierai tout ce qu'il fera.

Damit war freilich auch für das kaiserliche Cabinet der mittelbare Zweck, Zeit zu gewinnen, vereitelt; Thugut versuchte daher auf eine andere Weise anzuknüpfen, die wenigstens den eben mit England eingegangenen Verbindlichkeiten nicht widersprach. Er schlug einen Friedenscongreß vor, an dem auch England Theil nähme; derselbe könnte sich etwa zu Schlettstadt oder Luneville versammeln. Nun, erinnern wir uns, war es Bonaparte's Politik immer gewesen, solch eine gemeinsame Verhandlung zu meiden und vielmehr durch getrennte Verträge den Bund der Gegner zu spalten; es war also auf den ersten Blick sehr unwahrscheinlich, daß er darauf einging. Er war nach den Erfolgen vom Juni, nach den Verträgen von Alessandria und Parsdorf in so entschiedenem militärischem Uebergewicht gegen das zum neuen Kampf noch ungerüstete Oesterreich, daß ein Aufkündigen des Waffenstillstandes und ein rasches Verfolgen seiner militärischen Ueberlegenheit ihm reichere Früchte als alle Unterhandlung verhieß. Es drängte sich indessen ein anderes Interesse in den Vordergrund, das ihn bewog, doch auf die Verhandlungen einzugehen. Er ließ den Briten den Vorschlag machen, einen allgemeinen Waffenstillstand, zu Lande und *zur See*, abzuschließen; das hätte ihm die Mittel gegeben, die beiden schwer bedrängten Eroberungen seiner orientalischen Expedition, Malta und Aegypten, vor der unvermeidlichen Uebergabe zu bewahren. Eben darum war es freilich sehr zweifelhaft, ob die Engländer sich dazu verstehen würden, um einer Waffenruhe willen, die zunächst *nur* Oesterreich zu Gute kam, sich den fast schon gewonnenen Preis ihrer Erfolge zur See wieder entwinden zu lassen. Sie lehnten indeß ihrem Alliirten zu Gefallen den Gedanken eines Waffenstillstandes auf den Meeren nicht geradezu ab, aber sie verstanden etwas Anderes darunter, als Bonaparte. Sie wollten zugeben, daß man Malta und Aegypten, etwa so wie die blokirten Reichsfestungen in Deutschland mit Lebensmitteln versorge; Bonaparte wünschte dagegen freien Verkehr mit den beiden bedrohten Punkten, so daß es ihm gestattet worden wäre, Kriegsschiffe hinüberzusenden und mit 20—25,000 Mann frischer Truppen die schwindende Kraft der bedrängten Besatzungen zu verstärken. Es konnte wohl Niemand den englischen Staatsmännern die Thorheit zutrauen, daß sie so etwas zuließen und die einzige sichere Frucht des großen Krieges hingaben, um das

zweifelhafte Gut einer Waffenruhe zu erlangen! Sie blieben bei ihrer Auffassung und meinten sehr natürlich, man könne doch, um Oesterreich den Vortheil eines längeren Waffenstillstands zu erkaufen, nicht ihnen zumuthen, die Kosten davon zu tragen. So endigten die Conferenzen (September) ohne Resultat; nur das Wiener Cabinet hatte mit diesen verunglückten diplomatischen Sendungen und todtgeborenen Congressen einen bestimmten Zweck erreicht: Zeitgewinn für neue Rüstungen. Es waren am Inn Verschanzungen aufgeworfen, neue Aushebungen angeordnet, Rekruten, Waffen, Kriegsmittel aufgetrieben worden; es wurde im Kreise der Officiere gewaltig epurirt und eine Reihe von bekannten Namen theils verdient theils unverdient von ihren Stellen entfernt. Mit Melas ward auch Kray beseitigt und als sein Nachfolger einer der jüngeren Brüder des Kaisers, Erzherzog Johann, bezeichnet. So viel Lärm indessen die Rüstungen machten, so laut die officiellen Blätter die Aufopferung und den Kriegsmuth in den Provinzen rühmten, man war im September, als die Franzosen den Waffenstillstand kündigten, doch noch nicht in der Lage, den Krieg wieder mit Aussicht auf Erfolg eröffnen zu können. Am 6. Septbr. begab sich Kaiser Franz persönlich zur Armee und ließ im Hauptquartier zu Altötting bekannt machen: „daß er sich fortan immer selbst an der Spitze seiner braven Truppen befinden werde, jedoch das eigentliche Commando dem Erzherzog Johann übertragen habe." Es wurden Paraden abgehalten, Gnaden ausgetheilt, gegen die Säumigen und Pflichtvergessenen drohende Aufrufe erlassen, aber alles officielle Schaugepränge konnte die Thatsache nicht verhüllen, daß man mit den Rüstungen noch zu weit zurück war, um den Kampf beginnen zu können. Der Kaiser selbst gelangte im Lager zu dieser Ueberzeugung. Wie anders hatte Bonaparte seine militärische und politische Stellung verstärkt! Er hatte sich der fortdauernden Neutralität Preußens versichert und ließ eben durch Vermittlung des Berliner Cabinets die ersten Verhandlungen mit dem Czaren einleiten, aus denen bald ein enges Einverständniß Frankreichs mit Rußland und ein drohender Bund der mittleren und kleineren Seemächte gegen Großbritannien erwuchs. In Italien im Uebergewicht, des bourbonischen Hofes in Madrid vollkommen versichert, im Südwesten Deutschlands mit den Waffen gebietend, hatte er eine Stellung von solcher Stärke

erlangt, wie nie eine französische Regierung seit Ludwig XIV. Die Armee an der Donau und Isar war, indem sie alle ihre zerstreuten Corps an sich zog, auf mehr als 100,000 Mann gebracht, an den Main und Mittelrhein ein Truppencorps aus Holland unter Augereau hingeschoben, eine zweite Reservearmee unter Macdonald gebildet, die in der östlichen Schweiz operiren und Moreau in den Stand setzen konnte, seine ganze Macht an der Isar und am Inn zu gebrauchen. In Italien standen 120,000 Mann, von denen zwei Drittel am Mincio vereinigt waren; ein auserlesenes Reservecorps unter Murat sammelte sich im Norden von Frankreich. Mit solchen Streitkräften und im Innern wie nach Außen in einer politischen Stellung, wie sie noch keine der revolutionären Regierungen sich errungen, konnte der erste Consul allerdings ohne Sorge dem Moment entgegensehen, wo der Waffenstillstand abgelaufen war. Nicht so der Kaiser; seine feierliche Auffahrt im Feldlager am Inn hatte nur eben den demüthigenden Erfolg, ihn von der Unzulänglichkeit seiner Rüstungen zu überzeugen. Es mußte noch einmal um eine Verlängerungsfrist des Waffenstillstandes nachgesucht werden, die in diesem Moment nicht anders als theuer erkauft werden konnte. Als Lehrbach, der den Kaiser ins Lager begleitet, bei Moreau anfragte, erfuhr er, daß Bonaparte bereits den Preis einer neuen Frist angegeben hatte: es war die Auslieferung der Festungen Philippsburg, Ulm und Ingolstadt, die ihn vollends zum Herrn in Süddeutschland machte. Auf diese Bedingungen hin ward dann (20. Septbr.) zu Hohenlinden, an der Stelle, wo bald der entscheidende letzte Act des Krieges spielte, eine Uebereinkunft abgeschlossen, die um den Preis der drei Reichsfestungen einen Waffenstillstand von weiteren 45 Tagen feststellte. Den Franzosen war damit nicht allein eine festere Grundlage für ihre künftigen Operationen gegen die Erblande geschaffen, sondern die Schwäche Oesterreichs durch die Größe dieses Opfers deutlich verrathen.

An den Vertrag von Hohenlinden reihte sich in Oesterreich ein Ministerwechsel. Wenig Wochen später verkündeten die Zeitungen, daß am 8. October dem Baron Thugut auf sein Ansuchen das Ministerium des Auswärtigen abgenommen und dem Grafen Ludwig Cobenzl in der Eigenschaft eines Conferenzministers und Vicestaatscanzlers die Leitung der geheimen Hof-,

Staats- und Cabinetscanzlei anvertraut worden sei; zugleich trat Graf Lehrbach als „Staatsminister der inländischen Geschäfte" in das Cabinet ein. Von einem Systemwechsel konnte freilich die Rede nicht sein, da Thuguts Einfluß auch jetzt noch nicht aufhörte, und in jedem Fall ein Cobenzl und Lehrbach die nächsten Erben seiner Macht waren. Aber der allmächtige Mann war doch ein Opfer der letzten Wendung geworden. Der Krieg ward in Oesterreich mit jedem Tage unpopulärer, man bereute jetzt, nicht früher Frieden geschlossen zu haben; Thugut ward laut als der angeklagt, der den Frieden vereitelt, den Krieg schlecht geführt, sich an die Engländer blind hingegeben habe. Seiner „weltverheerenden, unsinnigen Hartnäckigkeit", wie Fürst Karl Schwarzenberg sich ausdrückte, wurde jetzt die Verantwortung zugeschoben, nachdem die Uebereinkunft vom 20. Septbr. den ganzen Abgrund enthüllte, an den Oesterreich hingedrängt war. In der Ernennung Cobenzls, des Unterhändlers von Leoben und Campo Formio, war den Franzosen eine Art von Bürgschaft gegeben, daß es nun Ernst sei mit dem Frieden. Er war dazu bestimmt, den Kaiser auf dem bevorstehenden Friedenscongresse zu vertreten; Lehrbach übernahm dann die Leitung des Auswärtigen.

Lehrbach traf am 24. October in Luneville ein, hatte in Paris mit dem ersten Consul persönliche Besprechungen und begann dann an dem Orte des Congresses in der zweiten Woche des Novembers mit dem französischen Bevollmächtigten, Bonaparte's ältestem Bruder Joseph, zu unterhandeln. Noch war aber die Stunde der Verständigung nicht gekommen. Die Verlängerung des Waffenstillstandes um 20 Tage war das einzige positive Ergebniß, im Uebrigen standen die alten Hindernisse im Wege. Bonaparte suchte Oesterreich zu einem Separatfrieden zu bewegen und wollte die Mincioliniе und die Entschädigung Toscana's mit den päpstlichen Legationen gewähren, aber Oesterreich hielt sich doch für zu fest und unzweideutig gebunden durch den Vertrag vom 20. Juni, um ohne England Frieden zu schließen. Die Zulassung eines britischen Gesandten zum Congresse war also die erste Forderung Oesterreichs. Bonaparte lehnte sie ab, falls England nicht einen Waffenstillstand zur See, so wie er ihn verstand, bewilligen wollte. Cobenzl ging einen Schritt weiter und gab zu verstehen, daß Oesterreich bis zum Februar 1801 durch Vertrag verpflichtet sei, ohne

England keinen Frieden zu schließen; um aus diesem peinlichen Dilemma, der Erneuerung des Krieges oder der Treulosigkeit gegen England, herauszukommen, schlug er einen wunderlichen Ausweg vor. Er wollte sich im strengsten Geheimniß in eine Separatunterhandlung mit Frankreich einlassen, die aber vor der festgesetzten Frist verborgen bleiben, deren Documente, wenn sie fruchtlos wäre, zurückgegeben werden sollten; nur müsse Frankreich zulassen, daß ein britischer Unterhändler in Luneville erscheine, sei es auch nur, um des Scheines halber der Verpflichtung zu genügen und als Deckmantel für die wahre Verhandlung zu dienen. Bonaparte beharrte auf der Weigerung, einen Engländer in Luneville zuzulassen; er schlug eine andere Hinterthür vor. Es solle heimlich Friede geschlossen werden nach den früher angebotenen Bedingungen, öffentlich nur die Fortsetzung des Krieges eingestellt werden, bis die Frist des Versprechens an England abgelaufen sei und gestatte, mit dem abgeschlossenen Frieden hervorzutreten. Aber das sollte ohne Zögern geschehen; in 48 Stunden, gebot der Consul, sollte der geheime Friede unterzeichnet oder der Krieg neu begonnen werden. Die Rheingränze, die Minciolinie ohne Mantua, Toscana an Parma, die päpstlichen Legationen an Toscana, Unabhängigkeit von Piemont, der Schweiz und Genua, das waren die Bedingungen, die Oesterreich damit erlangt hätte, wenn es jetzt, wie Bonaparte befahl, unverzüglich unterzeichnete. Allein in Wien genügten diese Bedingungen nicht; man wollte lieber noch einen Gang mit den Waffen wagen.

Die Zeit des verlängerten Waffenstillstandes war nicht unbenutzt geblieben; Oesterreich trat jetzt in besserer Rüstung auf den Kampfplatz, als es im Juli oder September möglich war. Die Armee war durch die Besatzungen der drei abgegebenen Reichsfestungen, durch ein bairisches Hülfsheer von 12,000 Mann, dessen Kosten England trug, durch das Condé'sche Corps und die neuen Aushebungen wieder auf mehr als 130,000 Mann gebracht; ansehnliche Verstärkungen, bis über 50,000 Mann, wurden noch erwartet. Von der schlagfertigen Masse waren als rechter Flügel gegen 30,000 Mann unter Klenau, Simbschen und dem Herzog Wilhelm von Baiern nach der Oberpfalz und nach Franken

vorgeschoben, zwanzigtausend standen zur Linken in Tirol; was als Gros der Armee hinter dem Inn vereinigt war, betrug also über 80,000 Mann. Die natürliche Stärke der Stellung am Inn war durch Befestigungen erhöht; Braunau war in gutem Stande, an mehreren Punkten die Uebergänge verschanzt und feste Brückenköpfe angelegt. Durch diese Stellungen geschützt, war eine Heeresmacht von 80,000 Mann wohl im Stande, das rasche Vordringen eines auch überlegenen Feindes aufzuhalten.

Die Ueberlegenheit der Franzosen lag weniger in der Zahl, als in der Qualität der Truppen und ihrer Führung. Es waren ungefähr auch 130,000 Mann, die sich vom Main bis gegen die tiroler Gränze ausbreiteten; vom rechten Flügel unter Lecourbe waren etwa 12,000 Mann gegen Tirol aufgestellt, zur Linken kam Augereau mit 20,000 Mann den Main herauf und drang nach Franken vor, die ganze übrige Macht war in dem vielfach durchschnittenen waldigen Gebiet zwischen Isar und Inn aufgestellt, auf einem Terrain, das der französische Feldherr Zeit genug gehabt hatte, genau kennen zu lernen. Die französische Macht, schon an Zahl etwas stärker*), war aus tüchtigen, erprobten Truppen zusammengesetzt, deren Stimmung durch die vorausgegangenen Erfolge gehoben war; im kaiserlichen Heere, das man durch junge Truppen hatte ergänzen müssen, war weder das gleiche Material an Soldaten, noch eine so zuversichtliche Stimmung vorhanden. Dort commandirte Moreau, unter den Feldherren der Revolution zwar nicht einer der genialsten, aber gediegen, umsichtig, seit dem Feldzug von 1793 als selbständiger Führer erprobt und überall mit Auszeichnung genannt; hier war der Oberbefehl dem Namen nach in die Hand eines achtzehnjäh-

*) Nach den wahrscheinlichsten Angaben war die ganze vereinigte Macht der Oesterreicher am Inn 80–85,000 Mann; die Franzosen, wenn man Augereau und die gegen Tirol aufgestellte Macht abzog, hatten unter Lecourbe auf dem rechten Flügel 12,000 Mann, das Centrum unter Moreau selbst (die Divisionen Grouchy, Richepanse, Decaen, Hautpoul) betrug über 33,000, der linke Flügel unter Grenier (die Divisionen Legrand, Ney, Bastoul) fast 26,000; dazu kam dann das Corps von St. Suzanne, dessen beide Divisionen (18,000 Mann stark) gegen Landshut und die Donau vorgeschoben waren, und die gesammte Artillerie (7000 Mann), was zusammen eine Streitmacht von 96,000 Mann ausgibt.

rigen Prinzen gelegt, der nicht, wie sein Bruder Karl im vergangenen Jahre, mit dem fertigen Ruf eines hervorragenden Feldherrntalentes auf den Kampfplatz trat, sondern, als Neuling an die Spitze des Heeres gerufen, vorerst noch eines militärischen Mentors bedurfte. Dieser eigentliche Leiter war der Feldzeugmeister Lauer, ein bejahrter Offizier, der für einen verdienten Ingenieur galt, aber niemals ein größeres Commando im Felde geführt hatte. Der Unterschied trat noch greller in die Augen, wenn man die Führer der einzelnen Corps verglich; auf französischer Seite waren Richepanse, Decaen, Ney, Legrand, Souham und ähnliche Männer zu nennen, auf österreichischer waren wenig hervorragende oder populäre Namen bemerkbar, zumal man noch bei der jüngsten Epuration blindlings aufgeräumt und mit den wirklich Schuldigen auch eine Reihe von fähigen Männern beseitigt hatte.

Doch war der neue Oberfeldherr oder sein Rathgeber entschlossen, sich den Vortheil einer kühnen Offensive nicht entgehen zu lassen, und während Moreau vorsichtig seine Stellungen nahm und die Pläne des Gegners zu erkennen strebte, rüstete man sich im kaiserlichen Hauptquartier zu einem kräftigen Schlage, der die ganze Situation zu Gunsten der Oesterreicher umgestalten konnte. Moreau hatte nur die zwei Divisionen von St. Suzanne gegen Landshut und Ingolstadt hin vorgehen lassen; mit der übrigen Macht, immerhin über 70,000 Mann, hielt er die Straßen besetzt, die von der Isar in der Richtung nach Rosenheim, Wasserburg, Mühldorf zum Inn führen. Das große Plateau, das sich zwischen Isar und Inn erhebt, mit seinen Defileen und Waldungen, durchschnitten von der Straße, die aus München über Parsdorf, Hohenlinden, Haag gegen Mühldorf führt, hielt sein linker Flügel unter Grenier, während das Centrum, bei dem er sich selbst befand, in der Richtung von München nach Ebersberg und Wasserburg sich ausbreitete, der rechte Flügel weiter oben sich Rosenheim näherte. In den beiden letzten Novembertagen war die Armee langsam vorgerückt und hatte sich in ihren drei Gruppen Rosenheim, Wasserburg und Ampfing genähert. In diesem Augenblicke waren die Oesterreicher schon in voller Bewegung. Ihr Plan war, nur einen kleinen Theil des Heeres zur Vertheidigung des Inn zurückzulassen und, während das Corps, das unter Klenau an der Donau rasch vorrücke und die Verbindungen des

Feindes bedrohe, mit dem Gros des Heeres, einigen sechzigtausend Mann, in drei Colonnen hervorzubrechen, die Isar bei Landshut zu überschreiten und in gerader Richtung auf München loszugehen. Gelang der Plan, so war der Feind umgangen, im Rücken bedroht, und es blieb ihm keine Wahl, als entweder an der Isar die Schlacht, die man ihm anbot, anzunehmen, oder sich über den Lech zurückzuziehen. Der Plan wurde aber nicht so präcis ausgeführt, wie er kühn entworfen war. An dem Tage zwar, an dem der Waffenstillstand abgelaufen war, am 26. Novbr., brach das kaiserliche Heer über den Inn hervor, aber die prompte und zutreffende Vereinigung, auf welcher der sichere Erfolg beruhte, war nicht zu erreichen. Ungünstiges Wetter und schlechte Wege ermüdeten die Truppen und verzögerten den Marsch; am 28., wo die ganze Macht wenige Stunden von Landshut weg zusammenstoßen sollte, um am anderen Tage die Isar zu überschreiten, war sie erst eine kleine Strecke vom Inn weit vorgedrungen. Dies unerwartete Verzögern ließ den ganzen Plan als gewagt erscheinen; der kaiserliche Oberfeldherr gab die Umgehung des Feindes auf und entschloß sich, in der Richtung von Mühldorf nach Ampfing gerades Weges die Straße nach München zu erkämpfen, die von dem linken Flügel der Franzosen gedeckt war. Allerdings gab ihm dies, als er am 30. Novbr. mit etwa drei Viertheilen seiner Macht Ampfing erreichte, den Vortheil, mit Ueberlegenheit auf den viel schwächeren linken Flügel des Feindes zu fallen und ihn vielleicht zu schlagen; aber sein weiteres Vordringen führte ihn der Hauptmacht der Franzosen entgegen und nöthigte ihn zu einer Schlacht auf einem dicht bewaldeten, durchschnittenen Terrain, dessen Schlüssel und Ausgänge in den Händen des Feindes waren.

Der erste glückliche Erfolg drängte aber die Bedenken in den Hintergrund. Als die Oesterreicher am ersten December gegen Ampfing vorrückten, stießen sie auf den linken Flügel des Feindes, der aus den drei Divisionen Legrands, Bastouls und Ney's bestand, und zu dessen Unterstützung Moreau, in der Ahnung seiner etwas gefährdeten Stellung, noch die Division Grouchy vorgeschoben hatte. In dem Gefecht, das sich entspann, hatten die Kaiserlichen den Vortheil für sich, den Gegner überrascht zu haben und ihm an Zahl überlegen gegenüber zu stehen; aber der Feind schlug sich vortrefflich und trat erst gegen Abend, durch die Division Grouchy

gedeckt, den wohlgeordneten Rückzug an. Mit dem Verluſt von 3000 Mann war dieſer kleine Erfolg um ſo theurer erkauft, je mehr er dazu beitrug, im öſterreichiſchen Hauptquartier die richtige Beurtheilung der eigenen wie der feindlichen Situation zu verwirren.

Das kaiſerliche Heer war dem rückziehenden Feinde in der Richtung auf München gefolgt und ſeine Vorpoſten bis wenige Stunden vor dem Dorfe Hohenlinden vorgegangen; da es auf weiteren Widerſtand nicht ſtieß, ward im Hauptquartier eine Schlacht nicht erwartet, ſondern einfach das Vorrücken nach München angeordnet. „In der vollen Ueberzeugung, ſagt ein öſterreichiſcher Bericht*), nur auf die feindliche Nachhut zu treffen, wurden alle Truppencommandanten angewieſen, den Marſch zu beſchleunigen, ihre Kanonen und ſonſtige hindernde Gegenſtände entweder zum ſpäteren Nachzug zurückzulaſſen, oder bei grundloſem Wege auf die Münchner Hauptſtraße zu ſchicken.“ Theils auf der großen Straße, die Hohenlinden durchſchneidet, theils durch beſchwerliche Waldwege gingen am 2. Decbr. die Oeſterreicher voran; es war nicht nur die ganze Macht, die ſich am Tage zuvor bei Ampfing geſchlagen, ſondern auch das Corps unter General Kienmayer, das an dem Tage des Gefechtes weiter nördlich geſtanden, war wieder herangezogen worden. Gegen 60,000 Mann waren im Anmarſch gegen die waldigen Höhen, welche den Weg nach München verdeckten**). Selbſt die große Straße bildet dort zwiſchen Hohenlinden und Mattenbett ein natürliches Defilee, das über eine Stunde lang die freie Entfaltung der Truppenmaſſen erſchwerte; die Seitenwege waren vollends nichts Anderes, als Wald- und Holzpfade, die in jeder Jahreszeit für eine Armee mühevoll und zum Theil unwegſam waren. Ein Heer, das ſich colonnenweiſe dahin locken ließ, war wie in einem Labyrinth gefangen und konnte beim tapferſten Widerſtande der Niederlage nicht entgehen.

Im öſterreichiſchen Hauptquartiere muß man weder dieſes Terrain, noch die Stärke des Feindes gekannt, wohl aber mit

*) Mil. Zeitſchr. 1836. IV. 15.

**) Die öſterr. mil. Zeitſchr. 1836. IV. 22. gibt 57,019 Mann mit 15,017 Reitern an; die Colonne Kienmayers betrug darnach 15,981, die Baillets 11,688, das Haupteorps mit den Baiern 16,032, die Diviſion Rieſch 13,318 Mann.

Zuversicht erwartet haben, daß man im äußersten Falle nur das bei Ampfing zurückgeworfene Corps sich gegenüber finden werde. Allerdings waren diese Divisionen am Ausgange der waldigen Höhen, wo sich gegen München zu das Terrain ebnet, beim Dorfe Hohenlinden aufgestellt; aber nur wenige Stunden südlich, schon bei Ebersberg an der Salzburger Straße, fing das französische Centrum an sich zu entfalten und konnte von dort herbeieilen, um dem in die Defileen unbesonnen vorgerückten Feinde in Flanke und Rücken zu fallen. Darauf baute Moreau seinen Plan. Indem er seinen linken Flügel, die bei Ampfing geworfenen Divisionen, am Ausgang der waldigen Höhen bei Hohenlinden und den nächsten Dörfern aufstellte, wollte er die Oesterreicher ungestört in die Defileen hereindringen lassen, bis sie, mit jenem Corps handgemein geworden, zugleich durch die Divisionen des Centrums in den Flanken gefaßt werden konnten. Es waren einige dreißigtausend Mann, die, von Ampfing zurückgeschoben, am Abend des 2. December unter Moreau's persönlicher Führung bei Hohenlinden standen; die zwei Divisionen Richepanse und Decaen, die er vom Centrum noch herbeiziehen konnte (der Rest war, wie wir uns erinnern, schon vorher den anderen zur Verstärkung zugeschickt worden), betrugen gegen 20,000 Mann; die Oesterreicher standen also, wenn sie vorgingen, einer nicht viel geringeren Macht gegenüber*), die sie, in einzelne Colonnen zerstückelt, überfiel und in einen Doppelkampf verwickelte, dessen Ausgang auf diesem Terrain auch bei dem tapfersten Widerstande wahrscheinlich nur mit einer Niederlage endete. Der arglosen Sicherheit einer Neulingsanführung stand neben Moreau's Umsicht die bewährte Trefflichkeit der französischen Divisionsgenerale gegenüber; sie führten mit Meisterschaft den wohl ausgedachten Plan des Oberfeldherrn aus und erfochten einen der entschiedensten Siege, von dem die so ereignißvolle Geschichte jener Kriege zu berichten weiß.

Wie Moreau erwartete, ging das kaiserliche Heer am frühen Morgen des 3. December gegen Hohenlinden vor; die Haupt-

*) Nach welchen Angaben Thiers II. 188. siebzigtausend Oesterreicher gegen nicht 60,000 Franzosen herausrechnet, wissen wir nicht; es geschieht wohl nur, um auch bei diesem Anlaß, wo es der Prahlerei sonst nicht bedürfte, die mehrfach wiederkehrende Phrase anbringen zu können: C'était plus qu'il n'en fallait, avec les soldats dont se composaient alors nos légions.

maſſe, von Erzherzog Johann ſelbſt geführt, mit dem bairiſchen Contingent und dem größten Theil der Cavallerie und des Geſchützes, näherte ſich auf der großen Straße dem Defilee zwiſchen Mattenbett und Hohenlinden; ein Corps von 13,000 Mann unter Rieſch ſuchte ſüdlich von der Straße, in der Richtung auf Albaching, durchzukommen, indeſſen Kienmayer und Baillet-la-Tour von Norden her durch die Waldwege am Iſenbach den Weg nach der Ebene von Hohenlinden verfolgten. Auf grundloſen Waldwegen und unter dichtem Schneegeſtöber wälzten ſich die drei Colonnen langſam vorwärts, die auf der großen Straße noch leidlich raſch, ſo daß ſie ſich zwiſchen ſieben und acht Uhr Mattenbett näherte; die beiden anderen konnten natürlich erſt viel ſpäter in gleicher Höhe ankommen. So entſpann ſich ſchon in den Frühſtunden der erſte Kampf in dem Defilee von Mattenbett; voll Ungeduld war der Erzherzog dort vorgegangen und ſtieß auf die Diviſionen Ney's und Grouchy's. Ein paar bairiſche Jägercompagnien trafen zuerſt mit dem Feinde zuſammen und noch immer war man überzeugt, es nur mit der Nachhut des rückziehenden Feindes zu thun zu haben*). Es wurde lebhaft gefochten, aber ohne einen nachhaltigen Erfolg zu erringen; ein ſtürmiſcher Angriff der ungariſchen Grenadiere brachte wohl die vorderſten Reihen des Feindes anfangs zum Weichen, aber es kam raſch Hülfe und nach einem heftigen Handgemenge, das ſich Mann an Mann in den Waldengen entſpann, wurden die Kaiſerlichen zurückgeworfen. Ein zweiter Angriff war nicht glücklicher. Mehrere Stunden war ſo ohne Entſcheidung gefochten worden, als die anderen öſterreichiſchen Colonnen, Kienmayer und Latour, nördlich im Walde, Rieſch ſüdlich bei Albaching, allmälig eintrafen. Beide ſahen ſich in ihrem weiteren Vordringen aufgehalten; die erſtere fand ſich den Diviſionen Baſtoul und Legrand gegenüber, die andere ſtieß bei Albaching bereits auf die erſten Abtheilungen des franzöſiſchen Centrums, die von Ebersberg her den Kaiſerlichen in die Flanke fallen ſollten. Richepanſe, ein ſehr begabter junger General, der die beiden Diviſionen von dort heranführte, war der rechte Mann, eine ſo entſcheidende Aufgabe mit ganzem Erfolg zu löſen. Moreau hatte ihm nur die allgemeine Weiſung ertheilt, den Feind vom Süden

*) S. v. Völderndorff-Waradein Kriegsgeſchichte von Baiern I. 170.

her in der Flanke anzugreifen; die Durchführung der Aufgabe war ausschließlich sein Verdienst. Er war am frühen Morgen mit den beiden Divisionen aufgebrochen und zu der Zeit bei St. Christoph, auf dem Wege nach Mattenbett, eingetroffen, wo dort die Hauptmasse der Kaiserlichen ihre Stellungen genommen hatte. Auch er sah sich, wie diese, durch Weg und Witterung in seinem Marsch gehemmt und verzögert. Auf dem Wege stieß er unerwartet mit einer feindlichen Abtheilung zusammen, ließ einen Theil seiner Division (die andere unter Decaen war noch weit zurück) diesem Feinde gegenüber und eilte, so weit hier Eile möglich war, mit dem Rest seiner Truppen, etwa 6000 Mann und einigen Geschützen, gegen Mattenbett. Indessen der zurückgelassene Theil der Division in einen ungünstigen und verlustvollen Kampf mit den Kaiserlichen verwickelt ward und erst durch Decaens Ankunft Luft bekam, langte Richepanse selbst an der rechten entscheidenden Stelle, südlich von Mattenbett, an und wußte sich nach dem Defilee, das die Straße bildet, Bahn zu machen. Es war der Augenblick, wo Ney und Grouchy die Angriffe der österreichischen Hauptmacht abgewehrt und sie in die Defileen zurückgeworfen hatten. Wenn auch an Zahl nicht stark, mußte Richepanse's Angriff im Rücken doch gerade jetzt von der mächtigsten Wirkung sein. Wohl leisteten die Feinde lebhaften Widerstand, aber die Folge der Ueberraschung*) machte sich doch überall bemerklich und die Streitkräfte, die dem neuen Feinde entgegengingen, konnten nur allmälig und tropfenweise, daher ohne rechten Erfolg, zur Action kommen. Vorn zurückgeworfen, unversehens auch im Rücken und in der Seite angegriffen, in der Enge des Waldes außer Stande, sich recht zu entfalten, waren die Oesterreicher und Baiern in einer verzweifelten Lage. Erdrückt von dem doppelten Angriffe, gerathen sie bald in gränzenlose Verwirrung; die Reihen lösen sich in einen ungeordneten Knäuel auf, durch ihr eigenes Geschütz und ihren Troß gehemmt, nur einzelnen zersprengten Haufen gelingt es, zu entkommen, ganze Haufen mit dem gesammten Geschütz gerathen in die Gewalt des siegreichen Gegners, an dessen Spitze Ney und

*) Man war anfangs, sagt die österr. mil. Zeitschr. IV. 31, der Meinung, daß jene Erscheinung nichts Anderes sein könne, als eine Schaar von Riesch versprengter Franzosen, die nunmehr einen Ausweg suche.

Richepanſe, jetzt von den beiden Seiten zuſammentreffend, ſich als Sieger begrüßen. Eine Entſcheidung wie dieſe war zu durchgreifend, als daß der glücklichere Widerſtand auf den beiden Flügeln die Niederlage hätte abwenden können. Die Corps Kienmayers und Latours, die von Norden her vorgegangen, waren gegen Mittag eingetroffen, hatten die Dörfer am Saume des Waldes, gegenüber von Hohenlinden, beſetzt und begannen hier auf die Stellung von Hohenlinden ihre Angriffe, gegen welche die Franzoſen ſich nur mit Mühe zu behaupten vermochten. Aber ſo hartnäckig und zum Theil glücklich ſie ſich ſchlugen, die Entſcheidung bei Mattenbett war Urſache, daß ſich am Nachmittag die ſiegreiche Macht des Feindes mit Wucht gegen ſie wendete. Auch ihr Rückzug war unvermeidlich; einzelne Abtheilungen konnten nur mit Mühe und Verluſt ſich durchſchlagen. Auch Rieſch, der ſüdlich von der Straße ſich erſt erfolgreich gegen einen Theil von Richepanſe's Diviſion geſchlagen, bis Decaen den Bedrängten Hülfe brachte, mußte ſeine Stellungen räumen.

Der Sieg war ſo vollſtändig und reich an Trophäen wie wenige. Die Oeſterreicher zählten nach ihren eigenen Angaben*) nahezu 4700 Todte und Verwundete, über 7000 Gefangene und fünfzig verlorene Geſchütze; die bairiſchen Hülfstruppen hatten an Gefangenen, Todten und Verwundeten gegen 5000 Mann eingebüßt, 24 Geſchütze verloren und waren bis auf 1400 Mann zuſammengeſchmolzen. Die Franzoſen geben die geſammte Einbuße ihrer Gegner, wohl etwas zu hoch, auf 20,000 Mann an; in jedem Falle war der Verluſt groß genug, auch die beſte Armee auf lange Zeit kampfunfähig zu machen.

Die letzten Vorgänge des Feldzuges legten davon Zeugniß ab; es wollte nirgends mehr gelingen, das geſchlagene Heer zu einem nachhaltigen Widerſtande zu ſtellen. Am 4—5. December war es über den Inn zurückgegangen; am 9. überſchritten die Franzoſen den Fluß. Erſchöpft und herabgeſtimmt, wie die Kaiſerlichen waren, mußten ſie ihren Rückzug gegen Salzburg fortſetzen; ſchon drängte der Feind auf der Ferſe nach und vereitelte die Hoffnung, in Salzburg einige Tage Erholung und Ruhe zu

*) Oeſterr. mil. Zeitſchr. 1836. IV. 35 f. Ueber das bairiſche Corps ſ. Völderndorff I. 175.

finden; kaum gelang es, den ungefährdeten Rückzug zu erkämpfen. Bereits waren die Franzosen allenthalben zu nahe und zu überlegen, als daß die rückziehende Armee irgendwo sich sammeln, erholen und festen Fuß fassen konnte. Die Gefechte, die zwischen der Salza und der Traun vorfielen (16. und 18. Decbr.), lösten vollends die hartbedrängte Nachhut auf und beschleunigten den materiellen und moralischen Verfall der Armee.

Zu spät kam jetzt der Erzherzog Karl, den der Hofkriegsrath, in der drängenden Angst der Hiobspost von Hohenlinden, als Oberfeldherrn an die Spitze gerufen hatte. Er kam nur eben noch zeitig genug, um von der wachsenden Auflösung des Heeres sich aus eigener Anschauung zu überzeugen. Schon bei Salzburg zählte die Armee, die vor dem Tage von Hohenlinden 80,000 Mann stark am Inn gestanden, nicht mehr die Hälfte dieser Stärke; jetzt, an der Traun, wo sie der Erzherzog fand, mußte auf jede Hoffnung eines weiteren Kampfes verzichtet werden. Schon drängten die Franzosen nach und die Traun so wenig wie der Inn und die Salza hielten sie auf; wo es noch zum blutigen Zusammenstoße kam, zeigte sich nur die Ueberlegenheit des Gegners über eine geschwächte und demoralisirte Armee. Am 20—22. Decbr. gingen die Franzosen über die Traun; wenige Tage später standen sie an der Enns. Nur daß sie so weit vorgeschoben und die Armeen auf den Flanken, in Italien und am Main noch zurückgebogen waren, konnte den vorsichtigen Moreau abhalten, durch das wehrlose, offene Land nach der Kaiserstadt selbst vorzudringen; es war jetzt leichter als 1805 und 1809. Indessen auch ein Waffenstillstand konnte jetzt gewähren, was der prahlende Marsch nach Wien nur irgend zu bieten vermochte; wenigstens war die österreichische Regierung nicht in der Lage, irgend eine von den Forderungen des Feindes zu verweigern.

Auf den Flanken, nördlich und südlich, waren zwar so entscheidende Ereignisse nicht eingetreten, wie zwischen der Isar und dem Inn, aber es war auch nichts geschehen, was die Niederlage von Hohenlinden gut machen konnte. Die einzelnen Abtheilungen, die an der Donau und in Franken vertheilt waren, Herzog Wilhelm mit dem bairischen Hülfscorps*), Klenau mit 5000

*) Dieses Corps von 10—12,000 Mann ist nicht zu verwechseln mit dem bairischen Contingent, das, der österreichischen Hauptarmee zugetheilt, bei Hohen-

Oesterreichern, Simbschen mit zehntausend, wozu noch ein paar tausend Kurmainzer unter Albini kamen, dehnten sich von Regensburg bis nach dem untern Main in der Gegend von Aschaffenburg aus; ihre Vertheilung und ihr vielfältiges Commando ließ schon große und entscheidende Operationen nicht zu, der Gang der Dinge in Baiern lähmte vollends alle bedeutendere Thätigkeit. So war Klenau (28. Nov.) auf's rechte Donauufer vorgedrungen und näherte sich der Ebene zwischen Isar und Lech, bis ihn die Botschaft von Hohenlinden über die Donau zurückführte. Indessen drängte Augereau den Main herauf, schickte eine Abtheilung vor Würzburg und wandte sich mit dem Kern seiner Macht gegen die zerstreuten und wie auf eigene Faust handelnden Corps Simbschens, Herzog Wilhelms und Klenau's, die ihre Zersplitterung mit einigen verlustvollen Gefechten büßen mußten. In dem Augenblicke, wo man, durch die Erfahrung belehrt, sich zu gemeinsamerem Handeln entschloß und an einzelnen Punkten sich mit besserem Erfolge schlug, ward im Rücken Regensburg weggenommen (25. Dec.) und am gleichen Tage der Waffenstillstand abgeschlossen. Wenige Tage später langte diese Botschaft in Franken an und machte auch dort dem Kampfe ein Ende, wo sich eben noch — es war der letzte blutige Act des großen Krieges in Deutschland — die Kurmainzer mit einer Abtheilung Franzosen nicht weit von Fulda herumgeschlagen hatten (29. Dec.)

Auf dem südlichen Flügel, in den Alpen und in Italien, hatten sich die Ereignisse nicht günstiger für die kaiserlichen Waffen gestaltet. Auch dort zwar, wie in Deutschland, hatten die Oesterreicher sich nach den unglücklichen Ereignissen vom Juni verstärkt und sammelten sich wieder gegen 90,000 Mann stark unter Bellegarde's Führung hinter dem Mincio, allein es war keine Aussicht, daß man die Scharte von Alessandria auswetzen werde. Schon ehe die Waffenruhe gekündigt war, hatte sich der Feind (October) durch einen Handstreich in Toscana festgesetzt, dann seine Anstalten getroffen, sobald der Kampf wieder begann, mit einem raschen Schlage die Minciolinie zu gewinnen. Macdonald ging aus der östlichen

---

linden mitgefochten hat und nach dem Subsidienvertrag vom 16. März 1800 gestellt war; das unter Herzog Wilhelm war in Folge eines zweiten Subsidienvertrages vom 15. Juli ausgerüstet worden.

Schweiz nach Graubündten vor, überstieg unter unsäglichen Schwierigkeiten den mit Schnee und Eis fast verschütteten Splügen (Dec.), um durch das Veltlin den Weg nach Südtirol zu gewinnen und dort die Bewegungen zu unterstützen, die zur gleichen Zeit durch die Hauptarmee unter Brune am Mincio vorgenommen werden sollten. An den klassischen Stellen, wo 1796, 1799, 1805 und 1848 über den Besitz Oberitaliens berühmte Schlachten geliefert worden sind, dort wurde auch jetzt das Schicksal des Krieges entschieden. In zwei heißen Kampftagen, deren Ausgang sich um den Besitz der Orte Pozzolo und Valeggio drehte (25. 26. Dec.), war der Strom an zwei Stellen von den Franzosen forcirt worden. Die Minciolinie war ihnen; in den nämlichen Tagen, wo auf dem deutschen Kriegsschauplatze jede Hoffnung eines ausreichenden Widerstandes aufgegeben werden mußte, brachen sie gegen die Etsch auf.

In dieser verzweifelten Situation konnte der Erzherzog Karl nicht daran denken, mit den Truppen, wie er sie an der Traun und Enns vorfand, den Kampf fortzusetzen; zum zweiten Male ward ihm vom Schicksal auferlegt, die Erbschaft fremder Fehler anzutreten und Frieden zu schließen, wo die Mittel des Kampfes und Sieges durch Andere verscherzt worden waren. Der Waffenstillstand, den der Erzherzog (25. Dec.) zu Steyer schloß, gab Oesterreichs letzte Stützen der Vertheidigung hin, ohne etwas Anderes dafür einzutauschen, als daß dem Vorrücken des unaufhaltsamen Gegners zunächst ein Ziel gesetzt ward. Oesterreich erklärte sich darin bereit, alsbald Frieden mit Frankreich zu schließen, „welches auch die Entschließung seiner Verbündeten sein möchte"; es gab also die Bedingung jetzt preis, an der sich alle Unterhandlungen seit dem Sommer zerschlagen hatten. Die Festungen Würzburg, Braunau, Kufstein, die Scharnitz und alle anderen befestigten Punkten in Tirol wurden den Franzosen übergeben, Tirol geräumt, die dort begonnenen Aufgebote eingestellt; die Erblande der österreichischen Monarchie lagen also, ihrer letzten Vorwerke beraubt, offen vor dem Feinde. Die Demarcationslinie, die beide Armeen schied, ging von Baiersdorf in Franken über Erlangen, Nürnberg, Neumarkt, Regensburg längs der Donau hin, zog sich von da an der Erla bis zu deren Ursprung, dann über Gößling, Leopoldstein, Eisenerz nach Leoben und durch Steiermark längs der Mur bis

nach Spital, von wo sie durch das Pusterthal sich nach Südtirol erstreckte und über das Wormser Joch die Gränze des Veltlin berührte. Nicht nur der Süden und Westen des Reiches, sondern ein großer Theil der österreichischen Erblande selbst, die Lande bis über die Enns hinaus, Theile von Steiermark, Illyrien und ganz Tirol waren demnach in französischen Händen; es war die Frage, welchen Friedensbedingungen Oesterreich nach diesem Waffenstillstande noch seine Zustimmung versagen konnte.

„Der Theil des Reichsgebietes und der Erbstaaten, der in die Demarcationslinie fällt" — so hieß es im 14. Artikel des Waffenstillstandes — „ist in Bezug auf sein Eigenthum und die bestehenden Regierungsformen unter den Schutz der französischen Armee gestellt." Die früheren Erfahrungen von 1795—97 ließen ungefähr erwarten, was diese „sauvegarde" zu bedeuten habe. Zwar ließ Moreau seine Truppen nicht so hausen, wie Jourdan es geduldet hatte, und auch der erste Consul liebte, wie er durch Massena's Abberufung aus Italien bewies, das planlose Plündern und Stehlen nicht; aber es war der Zustand doch höchstens dann erträglich zu nennen, wenn man ihn mit den Greueln der früheren Jahre verglich. Die Truppen waren wohl in strengerer Zucht und besser versorgt, als unter dem Directorium, aber sie hatten darum ihr altes Wesen doch nicht völlig abgelegt; von den Feldherren waren einige der ärgsten Diebe, wie Vandamme und Tharreau, entfernt, aber es waren auch andere, wie z. B. Lecourbe, zurückgeblieben, die das frühere Treiben ohne Scham und Schonung fortsetzten, während die Vorbilder republikanischer Tugend, wie Marceau, Desair, Richepanse, mit jedem Tage seltener wurden. So hatte denn der Gang des Feldzugs über Schwaben und Baiern eine Zeit neuer schwerer Leiden heraufgeführt; seit Mai waren Brandschatzungen und Requisitionen in ununterbrochener Steigerung über diese Lande verhängt worden, die Felder waren zum Theil vor der Erntezeit abgemäht, was an Lebensmitteln und Vieh sich fand, weggeführt, manche Striche, wie im Jahre 1796, rein ausgeplündert. Sah das flache Land, welches der Feind durchzogen, oft einer Wüste gleich, so waren die Städte, in denen die Generale ihr Quartier aufschlugen, nicht besser daran. Die Liefe-

rungen z. B. für die Tafel eines Lecourbe überstiegen das Maß einer großen Hofhaltung. Wo sich noch allenfalls ein Schatz literarischer und künstlerischer Alterthümer vorfand, da wurde nach der beliebten Praxis, die Bonaparte selber 1796 eingeführt, das Beste ausgewählt und, was nicht an den Fingern der Generale und Commissäre hängen blieb, nach Paris geschleppt. Jetzt eben, in den letzten Tagen des Feldzuges, ward Salzburg so heimgesucht und aus den Bibliotheken des Erzstiftes, der Universität und der Klöster an Handschriften und seltenen Büchern, was irgend alt und werthvoll war, gewaltsam fortgeführt*).

Wer hätte Schutz geben können gegen jede denkbare Mißhandlung? Die Körperschaft am wenigsten, die dem Namen nach das deutsche Reich vertrat. Die hülflose Regensburger Versammlung, deren Debatten während dieser Kriegswirren kaum etwas Nennenswerthes darbieten, war selber zu sehr des Schutzes bedürftig, als daß sie ihn dem Reiche hätte leisten können. Als sich im Juli der Feind der Donau näherte, war der deutsche Reichstag wie 1796 in der Lage, an seine Sicherheit denken zu müssen, die ihm zum Glück noch der Waffenstillstand gewährte. Wie dann am Weihnachtstage eine französische Division vor Regensburg erschien und der Commandant der kaiserlichen Truppen entschlossen war, sich zu vertheidigen, wußte der Reichstag durch seine dringenden Vorstellungen dies zu hindern; es war das einzige Mal, wo in diesem ereignißvollen Jahre seiner Thätigkeit Erwähnung geschah**). Man konnte es bei dieser allgemeinen Hülflosigkeit dem Einzelnen nicht verdenken, wenn er sich den Schutz beim Feinde erkaufte, so gut es ging. Das geschah denn auch, wie im Jahre 1796; als sich Augereau dem Main näherte, beeilten sich Hessen-

*) S. polit. Journ. 1800. I. 632 f. Salzburger Literaturzeit. 1801. I. 16. 31 f. 48. 63 f. 78.

**) In der angeführten Reichstagscorrespondenz hieß es schon im März: „Da der Reichstag selbst nichts Berichtenswerthes darbietet, so sieht man sich genöthigt, dazu aus dem Ausland Materialien zu holen"; diese Materialien aus „dem Ausland" waren hauptsächlich die kleinen landständischen Händel in Baiern und Würtemberg. Mit diesen Dingen, die natürlich in Regensburg nie zur Entscheidung kamen, der Besetzung einiger Stellen bei der Reichsgeneralität und der Erörterung neuer Staatsschriften und Deductionen ist denn auch dieses schläfrigste und leerste aller Reichstagsjahre nothdürftig ausgefüllt.

Homburg, Naſſau, Iſenburg, Wied, lieber durch Verträge und beſtimmte Abſtandsſummen eine gewiſſe Sicherheit zu erkaufen, als ſich den unberechenbaren Plünderungen zügelloſer Feinde hinzugeben*). Wo dies nicht geſchah, dauerten die Mißhandlungen fort, auch nachdem der Waffenſtillſtand geſchloſſen war, welcher das Eigenthum unter „die Sauvegarde" der franzöſiſchen Armee geſtellt hatte. Die lauteſten Klagen kamen jetzt aus den Theilen Süddeutſchlands, die 1796 noch unberührt geblieben und an dieſe Art Kriegführung noch nicht ſo gewöhnt waren, wie die Gegenden zwiſchen Iſar, Lech und Rhein. In der Umgebung von Regensburg, Salzburg und überhaupt in dem von den Franzoſen beſetzten Theile der kaiſerlichen Erblande wurden die Requiſitionen ſo ſchrankenlos fortgeſetzt, daß der Erzherzog Karl mit Berufung auf den Waffenſtillſtand bei Moreau Beſchwerde einlegte, ohne freilich mehr als eine ganz vorübergehende Erleichterung zu erzielen; die franzöſiſche Armee fuhr fort, die Lebensbedürfniſſe, die Kleidung, die Pferde ſich auf deutſche Koſten zu verſchaffen. Am linken Rheinufer ſchweifte dann Jahre lang, ohne daß man ihrer Meiſter ward, eine berüchtigte Räuberbande umher; der Führer hielt ſeine Bande in einer ſtrengen militäriſchen Ordnung und trieb das Geſchäft mit einem gewiſſen Schwunge, indem er nicht ſowol den Einzelnen überfiel und beſtahl, als vielmehr Gemeinden und Familien Summen auferlegte, die als Abfindung bezahlt werden mußten. Man hat den Mann ſpäter zu Mainz guillotinirt, während er doch nur etwas roher das copirte, wozu die Vandamme, Tharreau, Lecourbe und mancher künftige Marſchall des franzöſiſchen Kaiſerreiches die Originalien geliefert hatten.

In dieſer hülfloſen Lage wurde der Friede lebhafter erſehnt, als je; daß ſeine Bedingungen noch ungünſtiger ſein würden, als zu Campo Formio, war nach den Schlägen von Marengo und Hohenlinden zu erwarten. Ein franzöſiſcher Geſchichtſchreiber, allerdings der Einzige, der unbefangen und von Bonaparte'ſchen Illuſionen frei dieſe Zeit geſchildert hat**), iſt der Anſicht, es habe jetzt in Frankreichs eigenem Intereſſe gelegen, den Frieden auf dem

*) S. die Verträge bei Martens VII. 472—484

**) Armand Lefebvre hist. des cabinets de l'Europe pendant le consulat et l'Empire. I. 98 ff.

Festlande unter den mäßigsten Bedingungen zu schließen, damit es Zeit und Kraft gewinne, sich des Kampfes mit der Coalition auf die Dauer zu entledigen. Zwischen die Feindschaft Englands und Oesterreichs gestellt, hätte (so meint Lefebvre) der erste Consul seine ganze Kraft gegen England wenden, aber damit er dies ungestört thun konnte, Oesterreich durch kluge Großmuth an sein Interesse fesseln sollen. Ein Friede, der dem Kaiser die Lombardei wiedergab, in Deutschland die Säcularisationen fallen ließ und in den geistlichen Staaten die wesentliche Stütze österreichischer Macht im deutschen Reiche aufrecht erhielt, ein solcher Friede hätte Frankreich nicht allein genügen, sondern ihm auch die Mittel einer bleibenden Aussöhnung mit dem Festlande geben müssen. Aber wer wollte, selbst wenn er die Stimmung des Heeres und die angeborene Eroberungslust der Nation außer Anschlag brachte, von Bonaparte selber diese stoische Selbstbeschränkung erwarten? Er ging sicherlich die Wege, die er selber zu Leoben und Campo Formio hatte bahnen helfen; sie gewährten ihm die Aussicht auf das Uebergewicht auf dem Festlande und auf den leitenden Einfluß in Italien, in der Schweiz, in Deutschland und Holland, freilich um den hohen Preis eines Krieges ohne Ende, so lange die europäischen Nationen noch die Kraft besaßen, ihre bedrohte Selbständigkeit zu beschützen.

Während nach der Kündigung des Waffenstillstandes im December der Kampf in Deutschland und Italien von Neuem begonnen, waren die Unterhändler des Friedens, Graf Cobenzl und Joseph Bonaparte, in Luneville beisammen geblieben; doch ließ sich denken, daß das Friedensgeschäft nicht zu rasch fortschritt und die Blicke der beiden Gesandten mehr nach dem Kriegsschauplatze, als auf den Abschluß der Unterhandlungen gerichtet waren. Jeder Theil hoffte von dem neu begonnenen Kampfe eine günstige Entscheidung für sich und darum war keiner der Unterhändler geneigt, eine seiner Forderungen aufzugeben. Erst die Ereignisse vom December, der Schlag von Hohenlinden und der Vertrag von Steyer, veränderten die Situation; jetzt gab man in Wien die Hoffnung auf, bessere Erfolge mit den Waffen zu erringen, und Cobenzl erhielt die Weisung, rasch den Frieden abzuschließen.

So kamen die Verhandlungen in frischen Zug; am letzten Tage des scheidenden Jahres erklärte sich der österreichische Diplo-

mat bereit, ohne England mit der französischen Republik Frieden zu schließen. Aber zwischen den Bedingungen beider Theile lag noch ein weiter Zwischenraum. Cobenzl verlangte auch jetzt noch den größeren Theil der Lombardei, die Legationen und die Wiedereinsetzung der Dynasten von Modena und Toscana; Bonaparte wollte nur von der Etschgränze, der Entschädigung Toscana's durch die Legationen, Modena's durch den Breisgau hören und begehrte außerdem, daß die Abtretung des linken Rheinufers sofort durch den Kaiser auch im Namen des deutschen Reiches erfolge, nicht wie zu Campo Formio und Rastatt von der Unterhandlung mit dem Reiche und dessen einzelnen Ständen abhängig bleibe. Auch wurde jetzt, wie früher zu Rastatt, der Grundsatz der Säculariſationen und die Schleifung von Kehl, Castel und Ehrenbreitstein gefordert. Den Waffenstillstand, den Oesterreich auch für Italien wie für Deutschland verlangte, wollte der erste Consul nur um den Preis von Mantua bewilligen. Die Art, wie Frankreich seine Forderungen stellte, ließ nicht erwarten, daß der österreichische Widerstand viel fruchten werde. Getreu der soldatischen Taktik, den Gegner einzuschüchtern, die schon früher gegen Cobenzl ihr Ziel erreicht, ließ der erste Consul am 2. Januar 1801 dem gesetzgebenden Körper ankündigen, Oesterreich habe sich bereit erklärt, ohne England zu unterhandeln; Frankreichs Bedingungen für den Frieden seien die Rhein- und Etschgränze; würden diese nicht angenommen, so werde man sich zu Prag, Wien und Venedig den Frieden holen. Auf diesem Wege ward dem österreichischen Unterhändler kund gethan, daß die Vorschläge, die man ihm übergeben, von dem ersten Consul als Ultimatum angesehen würden! Von einer eigentlichen Unterhandlung war also keine Rede. Joseph Bonaparte erhielt von seinem Bruder die ausdrückliche Weisung (12. Jan.), zu trotzen und zu drohen: man werde in Italien nach Venedig vorrücken, die Oesterreicher über den Tagliamento zurückwerfen und dann statt der Etsch nur noch die Brenta als Gränze gewähren. Vergebens suchte Cobenzl um die einzelnen Punkte zu markten, vergebens wandte er ein, daß der Kaiser im Namen des Reiches den Frieden nicht auf eigene Hand schließen könne; er machte damit so wenig Eindruck, als mit der Hinweisung auf den Werth dauerhafter österreichischer Freundschaft, die durch großmüthige Bedingungen zu erlangen sei. Wäre auch vielleicht Joseph

Bonaparte solchen Vorstellungen zugänglich gewesen, so waren die Weisungen, die ihm von Paris zukamen, viel zu gemessen, als daß er hätte geschmeidiger sein können.

In Paris war auf nachgiebige Stimmungen weniger als je zu rechnen. Es war zu den letzten glücklichen Waffenthaten ein neuer glänzender Erfolg hinzugekommen: das enge Einverständniß mit Rußland. Nachdem es dem ersten Consul einmal gelungen war, überhaupt einen Weg der Annäherung an Czar Paul zu finden, ward es ihm nicht mehr schwer, den leidenschaftlichen, unberechenbaren Mann mit eben solcher Heftigkeit in die Bahnen einer entgegengesetzten Politik zu treiben, wie derselbe 1798—99 der Heißsporn der Coalition gewesen war. Der Groll gegen England und Oesterreich war durch die Kriegführung von 1799 in Paul einmal geweckt und es fehlte nicht an Anlaß, ihn zu nähren. Mit großer Geschicklichkeit wußte Bonaparte die reizbaren Seiten des Autokraten zu treffen; er faßte ihn bei seiner Generosität, bei seinen romantischen Grillen und legte in Allem den planmäßigen Gegensatz gegen die selbstsüchtige, ungroßmüthige Art von Pauls früheren Alliirten zu Tage. Bei der ganz individuellen, launenvollen Politik, die der russische Kaiser trieb, war aber ein maßvoller Mittelweg nicht denkbar; aus dem eifrigen Verbündeten Englands ward rasch dessen erbittertster Gegner. Ein älterer Plan, der schon unter Katharina II. einmal aufgetaucht war, alle mittleren und kleineren Seemächte zu einem gemeinsamen Bündniß gegen die Gewaltthätigkeit und Willkür der britischen Praxis auf den Meeren zu vereinigen, ward von Neuem angeregt, und Paul, auch hier bei seinem uneigennützigen Eifer gefaßt, machte sich mit aller Ungeduld daran, den diplomatischen Feldzug der Neutralen gegen England zu eröffnen. Im December 1800 wurden die skandinavischen Staaten gewonnen; auch Preußen mußte voraussichtlich dem ungestümen Drängen Rußlands nachgeben und in diesem wichtigen Augenblicke den französischen Anhang verstärken. Meisterhaft wußte Bonaparte seine Wünsche dem Czaren einzuflößen, so daß dieser sie wie seine eigenen Gedanken und Interessen geltend machte. So wurde jetzt Preußen dazu vermocht, im Einverständniß mit Rußland eine Erklärung über den Frieden abzugeben (Jan. 1801), die ganz wie ein Echo der Bonaparte'schen Vorschläge in Luneville klang. Die Rheingränze mit

Entschädigungen für die erblichen Fürsten, der Grundsatz der Säcularisationen, die sogenannte Unabhängigkeit Hollands, der Schweiz, Sardiniens und Neapels, die Etschgränze für Oesterreich, so lautete das Gutachten der Ostmächte, das jetzt in Paris als Pauls Ansicht kundgegeben ward, während es im Grunde nur eine in Petersburg und Berlin angebrachte Eingebung Bonaparte's war.

Der Bund, der sich so mit Rußland vorbereitete und die nordischen Staaten sämmtlich unter Bonaparte's Fahnen zu vereinigen versprach, schien ein glänzenderes Ziel, als ein durch Nachgiebigkeit erkaufter Friede mit Oesterreich. „Es ist unser Interesse, schrieb der erste Consul am 20. Januar seinem Bruder*), nichts zu übereilen; der Friede mit dem Kaiser ist nichts im Vergleich mit einer Allianz, die England bemeistern und Aegypten uns erhalten wird." In diesem Geiste waren die Instructionen an Joseph Bonaparte entworfen. Er sollte in Italien nichts nachgeben, jede Vermittelung für Sardinien, den Papst und Neapel kurzweg von der Hand weisen, in den deutschen Dingen sich zu nichts verpflichten, schon darum nicht, weil dies nur im Einverständniß mit dem Czaren geschehen sollte. Der Abschluß selber habe keine Eile; er könne Alles discutiren, selbst die Friedensacte entwerfen, aber nichts unterzeichnen in den nächsten zehn Tagen; bis dahin werde man mit dem Czaren völlig einig sein.

Die Lage des österreichischen Unterhändlers war also ganz hülflos; Süddeutschland war bis über Kufstein und Braunau hinaus in der Hand der Franzosen; in Italien überschritten sie eben die Etsch, besetzten Verona und schienen mit der Drohung gegen Venedig Ernst machen zu wollen. So gab denn Cobenzl Punkt für Punkt nach; erst gestand er die Etsch als Gränze zu (15. Jan.); dann räumte er ein, daß auch mit dem deutschen Reiche der Friede zu Luneville abgeschlossen werden solle; bald mußte er auch die Vertreibung der österreichischen Agnaten aus Italien, dann die Räumung Mantua's gewähren und für Rom, Sardinien, Neapel die Vermittelung Oesterreichs stillschweigend fallen lassen. Die französischen Forderungen wurden in dem Maße schroffer und gebieterischer, als sich das Verhältniß zu den nordischen Höfen gün-

*) Correspondance de Joseph Bonaparte I. 193.

stiger gestaltete. War z. B. anfangs nur verlangt worden, daß der Friede für das Reich ebenfalls zu Luneville abgeschlossen werde, so wurde jetzt gefordert, daß er ganz gleichzeitig mit dem österreichischen Frieden unterzeichnet werden müsse, ohne selbst nur die Vollmacht des Reiches abzuwarten.

So hatte der kaiserliche Unterhändler in den Punkten, welche Italien angingen, allmälig nachgegeben; seit Ende Januar drehte sich die Verhandlung nur noch um die Bedingungen, welche Deutschland betrafen. Einmal trug Cobenzl Bedenken, den Frieden ohne Weiteres auch im Namen des Reiches zu unterzeichnen, weil er sich scheute, das Gehässige der Bedingungen auf den kaiserlichen Hof fallen zu lassen; dann bemühte er sich, den Grundsatz der Säcularisationen so zu beschränken, daß durch sie dem österreichischen Einfluß im Reiche ein nicht allzu empfindlicher Schlag versetzt werde. Es war die Meinung der kaiserlichen Politik, zwar die Einschmelzung der kleineren Stifter zuzugeben, aber mit der dadurch gewonnenen Entschädigungsmasse nicht nur die weltlichen Fürsten zu bedenken, sondern auch die Erhaltung der drei geistlichen Kurstaaten möglich zu machen. Damit hätte der Kaiser immerhin eine Anzahl der bisher ergebenen Stimmen auf dem Reichstage verloren, aber es blieb doch ein wesentlicher Theil des deutschen Kirchenstaates bestehen und die Verfassung des Reiches ward nur verändert, nicht, wie es die Folge der allgemeinen Säcularisation sein mußte, völlig umgestaltet oder aufgelöst. Eben dies Interesse des österreichischen Einflusses, welches die Erhaltung der drei geistlichen Kurfürstenthümer gebot, war freilich für Frankreich Grund genug, sie zu verweigern; der Einfluß des Wiener Hofes im Reiche sollte ganz verschwinden und aus den vergrößerten weltlichen Fürsten eine Clientel Frankreichs erwachsen. Darin stimmte natürlich die russische und preußische Politik mit der französischen vollkommen überein. So erhielt der französische Unterhändler in Luneville den gemessenen Befehl, den österreichischen Vorschlag zurückzuweisen.

Es blieb danach nichts übrig, als auch hierin nachzugeben und, wie Bonaparte gebot, zugleich für das deutsche Reich den Frieden zu unterzeichnen. Daß der Kaiser früher einmal nach dem spanischen Erbfolgekriege den Frieden für das Reich ohne dessen Vollmacht abgeschlossen, ward jetzt seinen Bedenken als Einwand

entgegengehalten und zugleich drohend darauf hingewieſen, daß jedes Zögern nur die Occupation des deutſchen Gebietes verlängern werde. Indeſſen zog ſich die volle Verſtändigung mit Rußland, die Bonaparte binnen wenig Tagen erwartet, noch einige Zeit hinaus; er drängte alſo zum Abſchluß. Die unbedeutende Conceſſion, daß Caſtel beim Reiche blieb, aber geſchleift werden mußte, ſollte es Cobenzl erleichtern, in allen übrigen Punkten vollends nachzugeben. So erfolgte am Abend des 9. Februar 1801 die Unterzeichnung.

Der Vertrag beruhte auf den Grundlagen des Friedens von Campo Formio. Die dort gemachten Abtretungen Oeſterreichs, Belgien, die Grafſchaft Falkenſtein, das Frickthal, Oberitalien weſtlich von der Etſch waren hier wiederholt; der Thalweg der Etſch bildete die Gränze, Iſtrien, Dalmatien, Venedig und deſſen Dependenzen im adriatiſchen Meere fielen dem Kaiſer als Entſchädigung zu. Nur die Vertreibung der mit Oeſterreich verwandten Fürſten aus Italien war eine wichtige neue Einräumung für Frankreich; ſie wies den öſterreichiſchen Einfluß aus der Halbinſel hinaus und gab den Kirchenſtaat, Neapel, Sardinien iſolirt den Franzoſen preis. Die Entſchädigung des Herzogs von Modena war auf den Breisgau, die Toscanas ebenfalls auf deutſches Gebiet angewieſen. Die Abtretung des linken Rheinufers ward diesmal nicht, wie zu Campo Formio, in einen geheimen Artikel verwieſen und nur des Kaiſers Zuſtimmung dazu ausbedungen; der Kaiſer, hieß es vielmehr im ſechsten Artikel, willigt ſowol in ſeinem, als in des Reiches Namen ein, daß die franzöſiſche Republik fortan mit voller Souverainetät und als Eigenthum die Gebiete am linken Rheinufer, die zum Reich gehörten, in der Weiſe beſitze, daß in Uebereinſtimmung mit dem, wozu in Raſtatt die Reichsdeputation ausdrücklich zugeſtimmt, in Zukunft der Thalweg des Rheins die Gränze zwiſchen der franzöſiſchen Republik und dem deutſchen Reiche bilde. Die Republik verzichtet dagegen auf jeden Beſitz rechts vom Rheine, doch ſollen die dort wieder eingeräumten Plätze, Düſſeldorf, Ehrenbreitſtein, Philippsburg, Caſtel, Kehl und Breiſach in dem Zuſtande bleiben, worin ſie ſich zur Zeit der Räumung befanden, d. h. die geſchleiften Befeſtigungen nicht wieder aufgebaut werden.

Bis hieher war nichts weſentlich Neues in dem Vertrage vom 9. Februar feſtgeſetzt; die vielbeſprochenen Bedingungen von Campo Formio und Raſtatt waren nach einem blutigen Kriege von zwei

Jahren unbeschränkt und ohne Clausel zur Geltung gelangt. Neu war aber der siebente Artikel über die Entschädigungen; in seinem Vollzug lag die territoriale und politische Umgestaltung des Reiches eingeschlossen. Da in Folge der Abtretung, hieß es, welche das Reich der französischen Republik gemacht hat, mehrere Fürsten und Stände des Reiches sich insbesondere, sei es ganz oder theilweise, aus ihrem Besitz gesetzt sehen, während es dem deutschen Reich in seiner Gesammtheit zusteht, die sich aus gegenwärtigem Vertrag ergebenden Verluste zu tragen, so ist der Kaiser in seinem und des Reiches Namen mit der französischen Republik übereingekommen, daß im Einklang mit den auf dem Rastatter Congresse förmlich aufgestellten Grundsätzen das Reich gehalten ist, den erblichen Fürsten, welche sich auf dem linken Rheinufer außer Besitz gesetzt finden, eine Entschädigung im Schooße des Reiches zu gewähren, in Folge von Anordnungen, welche auf diesen Grundlagen weiter festgestellt werden sollen.

Es war eine Entschädigung so ungewöhnlicher Art, wie sie eben nur bei den deutschen Verhältnissen möglich war. Die Dynastien wurden entschädigt, das Reich verlor; die Fürsten erhielten so viel und noch mehr, als sie eingebüßt, die Nation in ihrer Gesammtheit erlitt einen Verlust, der ihre politische Unabhängigkeit bedrohte. Selbst Oesterreich, das unter den Erbfürsten des Reiches an Einfluß und Macht offenbar am meisten einbüßte, hatte für seinen Verlust an Gebiet sich eine leidliche Entschädigung gesichert, indem es statt des weit entlegenen, schwer zu behauptenden belgischen Besitzes Venedig und Istrien, also eine vortreffliche Arrondirung seiner Erblande erhielt. Das Reich allein und die in diesem lockeren Verbande noch immer vereinigte deutsche Nation waren es, welche die Kosten des Ganzen trugen. In runder Zahl angeschlagen verlor Deutschland 1150 Quadratmeilen an Gebiet und beinahe vierthalb Millionen Bewohner. Darunter zunächst die belgischen Gebiete, deren Verband mit Deutschland zwar schon seit Jahrhunderten durch die habsburgische Hauspolitik gelockert, fast gelöst war, die aber gleichwol ihrer geographischen Lage und ihrer Entwickelung nach eine nothwendige Ergänzung des deutschen Gebietes bildeten. Man hat damals in Deutschland, eingedenk der nur noch laxen Verknüpfung mit dem alten burgundischen Kreise, die Abtretung fast

gleichgültig aufgenommen und wie einen Verluſt angeſehen, der im Grunde ſchon längſt geſchehen war; als wenn nicht ſelbſt die allerdürftigſte Verknüpfung mit Deutſchland immer noch ein Glück zu nennen war im Vergleich mit der Abtretung an Frankreich, deſſen Macht dadurch ins Ungemeſſene vergrößert ward. Tiefer ward der Verluſt der Rheinlande empfunden. Was wir dadurch an Wehrkraft verloren, wie unſere Gränzen fortan ſchutzlos und offen lagen, die Einbuße eines geſegneten Landes mit ſeinen reichen und vielſeitigen Hülfsquellen, der Schlag, den der deutſche Handel und die Schifffahrt erlitt, davon ging doch ein tiefes, ſchmerzliches Gefühl durch die Nation, auch wenn ihre Lenker und Regierer mehr um ihre Entſchädigungen bekümmert waren, als um das Loos der Geſammtheit. Eine rechte Freude über den Frieden iſt darum auch nicht laut geworden; man pries das Ende des Krieges, allein der Preis des Friedens ließ kein ungetrübtes Gefühl des Behagens aufkommen. Es ward auch wohl ſchon jetzt die Ahnung laut, daß bei dem ſo ausgeſprochenen Uebergewicht Frankreichs und der Eroberungsluſt ſeines militäriſchen Diktators dieſer Friede nicht viel mehr Dauer verſpreche, als der vorangegangene*).

Wie waren die Stimmungen am linken Rheinufer ſelbſt, als jetzt die Losreißung vom Vaterlande unwiderruflich ausgeſprochen war? Die Veränderung ward dort weniger tief empfunden, einmal weil man ſchon ſeit beinahe einem Jahrzehnt losgeriſſen war von Deutſchland, dann weil eben die jüngſte Zeit in die unbehagliche und verworrene Lage, in der ſich die Gebiete befanden, eine unverkennbare Beſſerung und Stetigkeit gebracht hatte. Wir erinnern uns, welch bittere Prüfungen den erſten revolutionären Verſuchen am linken Rheinufer gefolgt waren; die Zeit des Schreckens und die Laſten des Krieges drückten gleich ſchwer auf die unglücklichen Bewohner. Auch als der Terrorismus unterlegen war, dauerte in den Rheinlanden nach wie vor das ganze Unweſen proviſoriſcher Zuſtände fort; halb mit Frankreich vereinigt, halb wie Feindesland behandelt, wurden ſie von Requiſitionen, Räubereien und ſoldatiſchen Brutalitäten ſo arg heimgeſucht, wie irgend ein Gebiet, das der franzöſiſchen Invaſion verfallen war. Es war begreiflich, daß unter dieſen ungewohnten revolutionären Verhältniſſen die Lande

*) S. polit. Journ. S. 272. 273.

der Wohlthaten nicht froh wurden, die ihnen der Umsturz der alten Herrschaft hätte bringen können; sie waren wohl der Feudallasten entledigt, die Mißbräuche eines geistlichen Regiments waren verschwunden, es gab keine religiösen Bedrückungen und Bekehrungen wie unter dem pfälzischen Regiment, die Käuflichkeit der Stellen und was daran hing hörte auf; aber man hatte dafür terroristische Gewalthaber, freche Räuber und Blutsauger, überhaupt einen Zustand ohne jede Sicherheit und jeden Rechtsschutz eingetauscht. In die Zeit des Directoriums fielen dann die ersten Versuche einer festeren Organisation. Man ließ durch Rudler das „cisrhenanische" Gebiet in Departements eintheilen und diese nach den in der fränkischen Republik bestehenden Formen einrichten. Diese Erstlingsorganisationen fielen freilich oft wunderlich genug aus; man schüttete über das Land einen Wust von Gesetzen, die man kurzweg aus dem Französischen abschrieb oder übersetzte, und fragte nicht danach, ob sie dem Lande oder seinen Bedürfnissen entsprächen. Allein, wie ein Zeitgenosse sagt, es waren doch wieder Gesetze. Behaglich oder auch nur erträglich war die Lage nicht zu nennen. Rudler regierte das Land mit der Gewalt eines Proconsuls; französische Abenteurer, die der Sprache und den Sitten des Landes fremd waren, oder Parteimänner, deren Verdienst nur eben ihr Zusammenhang mit der herrschenden Partei war, füllten die öffentlichen Stellen. Wohl waren die Abgaben der Feudalität und der Zehnten abgeschafft, aber das französische Steuerwesen, zumal in seiner Ausübung, ließ diesen Wechsel kaum als eine Erleichterung empfinden. Es kamen verständige, den wirklichen Bedürfnissen des Volkes entsprechende Einrichtungen, wie die Anfänge der neuen Gerichtsbarkeit, das Institut der Friedensrichter und Notare, aber es kam auch im Mai 1798 der Rhein als Zollgränze und mit dem Druck der neuen Mauth allmälig eine Menge fiskalischer Künste, die bisher auf deutschem Boden unbekannt waren. Ueberhaupt wurde das Land mehr ausgebeutet als regiert, und was das Unbehaglichste für die Bewohner war, es war noch immer Alles provisorisch und unsicher, man hing mehr von den zufälligen Personen, welche die Gewalt führten, als von festen gesetzlichen Ordnungen ab*). Die Zeit des Consulats brachte auch für diese Gebiete die

*) S. „Cisrhenanien unter den Franken, besonders in Hinsicht auf die Pfalz, bis auf Bonaparte". 1801. Vgl. das übrigens sehr einseitige Buch von

Wohlthaten einer festeren Ordnung. Zum Generalcommissär der vier Departements am linken Rheinufer ward der ehemalige Conventsdeputirte Jean Bon St. André bestellt, der eine wilde politische Vergangenheit durch sein fähiges und schöpferisches Wirken in diesem neuen Lebenskreise fast vergessen gemacht hat. Zum ersten Mal, seit die Franzosen diesen Boden betreten, wurde nun das Land verwaltet, nicht blos bedrückt und ausgesogen. Ein verständiges und tolerantes Regiment, das sich bemühte, die fast versiegten Quellen des öffentlichen Wohlstandes wieder zu öffnen, den ganz darniederliegenden Handel und das Gewerbe aufzurichten, den Verkehr zu beleben, ein solches Regiment mußte nach dem, was vorausgegangen war, als eine große Segnung erscheinen, auch wenn die widernatürliche politische Gränze, die ganze Organisation des Staates, die Trennung von Allem, dem man durch Abstammung, Cultur und Geschichte verwachsen war, niemals ein wahrhaft gesundes Dasein aufkommen lassen konnten.

Aber das Gefühl, von der Noth der jüngsten Zeit befreit und der geistlich-weltlichen Kleinstaaterei, wie sie vor 1792 war, entwachsen zu sein, ließ vorerst solchen Betrachtungen keinen Raum. Von dieser Seite suchte auch die Consularregierung das rheinische Volk zu fassen; in einer Proclamation vom 18. Juli 1801, worin die Vereinigung der Rheinlande mit Frankreich feierlich verkündet ward, wurde daran erinnert, daß es nun keine Privilegien, keine Feudallasten, keine Frohnden, keine Jagdrechte mehr gebe, daß an die Stelle der alten Verwaltung eine bessere Administration und Justiz getreten sei, daß das Land einer Sicherheit genieße, wie nie zuvor. „Statt mit widerstrebenden Interessen überzogen zu sein, hieß es, ist euer Land fortan durch das gemeinsame Interesse von dreißig Millionen Bürgern geschirmt; statt einer Menge kleiner Herren, die zu schwach waren, um sich zu vertheidigen, aber stark genug, das Land zu drücken, steht es unter dem Schutze einer Macht, die ihrem Gebiete wird Achtung zu schaffen wissen *)."

Eine ähnliche Stimmung sprach damals auch Joseph Görres aus. Ihn hatte seine feurige Natur, sein Widerwille gegen die

van Alpen, Gesch. des fränk. Rheinufers, wie es war und wie es ist. Köln 1802. 2 Bde.

*) S. Choix de rapports, opinions et discours etc. T. XVII. 370. 371.

abgestorbenen alten Dinge und ein ungebändigter Freiheitssinn seit dem Ausbruche der Revolution zum eifrigsten und begabtesten Verfechter der neuen Ideen gemacht, ohne daß er darum jemals Franzose ward oder französisch dachte. Es hat sich in dem phantastischen Jüngling dieser Lebensprozeß anders abgespielt als bei dem weit älteren, politisch nüchternen Georg Forster; aber es war dieselbe Ungesundheit deutscher Zustände, die den einen wie den andern ins Lager der neufränkischen Demokratie getrieben hat. In dem Augenblick, wo das Directorium fiel und Bonaparte seine Diktatur begründete, kam der fünfundzwanzigjährige Görres nach Paris, um im Auftrag gleichgesinnter Freunde die Lage aus unmittelbarer Anschauung kennen zu lernen und, wenn immer möglich, eine Besserung der rheinländischen Zustände zu erwirken. Die interessante Schrift, die er über diese Sendung damals veröffentlicht hat, *) läßt uns den Zwiespalt der Stimmungen in ihm und seinen Freunden deutlich erkennen: mit dem Alten entzweit und doch die neuen Dinge nüchterner und kälter als zuvor beurtheilend, weiß sich Görres selber keine runde Antwort auf die Frage zu geben, welches die rechte und natürliche Bestimmung für die Rheinlande wäre? Er verkennt die „argen Dissonanzen" nicht, die eine Verbindung mit Frankreich erzeuge, aber er sieht doch auch wieder Anderes, was ihn dafür stimmt: „Beiordnung einer Repräsentation aus dem Volke, Lossagung des Staates von der Pfaffheit und gänzliche Trennung der religiösen von den politischen Institutionen, ungehemmtes Fortschreiten in Aufklärung und Bildung, steigenden Wohlstand durch die Unterstützung einer kräftigen Regierung, Vortheile der Vereinigung mit einem mächtigen, angesehenen Volke, endlich wachsende Cultur durch die Zerbrechung der localen Fesseln, die ihre Fortschritte allerwärts hemmten." Die Ergebnisse einer Rückkehr des Alten erscheinen ihm dagegen im abschreckendsten Lichte. „Ein drückender Despotismus, durch Erfahrung aufgeklärt, durch lange Entbehrung erbittert, durch vorhergegangene Ereignisse zu Allem berechtigt, nicht mehr so ungelenkig wie vorher, aber deswegen noch um so empfindlicher." Er sieht die glorreiche Wiedereinsetzung der Priesterschaft in ihre entzogenen Rechte, Rückkehr

*) S. Resultate meiner Sendung nach Paris, im Brumaire des VIII. Jahres, Coblenz im Floreal J. VIII.

der goldnen Tage ihrer Herrſchaft wiederkommen, in denen ihr Wink ganze Völker zittern machte; er fürchtet die Einwanderung des Staates in die Kirche, wo er unter den Schutz und Schirm und die Aufſicht des Hohenprieſters ſich begiebt und mit ihm den Raub über die Einfalt theilt; er beſorgt die Verſcheuchung der Aufklärung, die gewaltſame Erdrückung aller Bildung im Keime der künftigen Generation durch Mönche und ihre Helfershelfer, die Reaction des politiſchen und religiöſen Fanatismus, der ſich durch vermehrte Bigotterie und rachſüchtige Ausbrüche für vorhergehenden Druck ſchadlos hält; dann noch tiefer ſinkende Induſtrie, durch Verzweiflung und Indolenz veranlaßt, überhaupt als Folge eine allgemeine Kraftloſigkeit, durch die Erſchlaffung aller Kräfte erzeugt.

Das iſt, ruft Görres aus, die Perſpective, die uns unſere Fürſten vorhalten, wer wird ungewiß ſchwanken, auf welche Seite er ſich hinneigen ſoll? Aber doch können er und ſeine Freunde ſich nicht entſchließen, für den Mangel eines nationalen Daſeins das Aufgehen in Frankreich einzutauſchen. Sie entwarfen eine Adreſſe an den erſten Conſul, worin „die Uebel der Vergangenheit geſchildert, ein Gemälde der Mißbräuche der Gegenwart entworfen und um Abhülfe für die Folgezeit" gebeten ward. Weiter gingen auch die Wünſche derer nicht, die man ſonſt wohl als die von Deutſchland eigentlich Abgefallenen bezeichnete.

Siebenter Abschnitt.

Der Reichsdeputationshauptschluß.

Am 18. Februar war zuerst die lange ersehnte Botschaft vom Luneviller Abschluß in Regensburg eingetroffen; acht Tage später folgte ein kaiserliches Hofdecret, welches die Friedensacte officiell dem Reichstage vorlegte und deren Ratification verlangte. Die kaiserliche Eröffnung ließ darin den Inhalt des Vertrages zunächst unberührt, verweilte aber mit unverkennbarer Absichtlichkeit um so ausführlicher bei der Form des Abschlusses. Nicht nur in dem Hofdecret, sondern noch in einem besondern Rundschreiben an die angesehensten Reichsfürsten war die Abweichung von den bestehenden Formen, die sich der Kaiser erlaubt, indem er den Frieden ohne Vollmacht des Reiches schloß, ausdrücklich entschuldigt. Die Betrachtung des harten Verhängnisses — hieß es — welches über einem sehr ansehnlichen Theile Deutschlands schwebe, die Vorstellung eines noch härteren Schicksals, womit die französische Uebermacht das Reich bei längerer Aussetzung des Friedenswerkes bedrohe, und der Gedanke an die allgemein gewordenen Friedenswünsche, das Alles habe das Reichsoberhaupt bewogen, seine Bedenken gegen das ungewöhnliche Verfahren diesmal schweigen zu lassen. Zu anderer Zeit hätte der deutsche Reichstag wohl schwerlich dem Reiz widerstanden, diese Formfrage mit der gewohnten Weitläufigkeit zu erörtern; jetzt trug die Einsicht in das Unvermeidliche und die Ungeduld, die nach den Entschädigungen lüstern war, gleich mächtig dazu bei, sich über diese Förmlichkeiten mit einer in Regensburg unerhörten Schnelligkeit hinwegzusetzen. Noch

am Tage des Empfangs verabredeten sich die drei Collegien des Reiches, die Berathung am 6. März vorzunehmen. Sehr gelegen kam dann den Meisten die wenige Tage später eingetroffene Instruction des kurbrandenburgischen Gesandten. Dieselbe schlug zwar die Ratification des Friedens, aber zugleich eine Clausel vor, worin die Rechte des Reiches verwahrt und für die weiteren Verabredungen, welche die innere Verfassung angingen, dessen Mitwirkung vorbehalten war. Wie dann am 6. März die Berathung eröffnet ward, schloß sich die Mehrzahl der Gesandten dieser Fassung an und schon am andern Tage war das Reichsgutachten mit der Ratification des Friedens ausgefertigt. Seit der immerwährende Reichstag in Regensburg saß, war nichts so schnell erledigt worden, wie die Genehmigung des Vertrages, welcher eine völlige Revolution des Reiches und seiner Verfassung in sich schloß.

So rasch man sich in das Unabwendbare fügte, ganz war die Stimmung nicht zu verbergen, welche der Inhalt des Friedens nach verschiedenen Seiten hin erweckte. Die Berichte vom Reichstag gestehen uns doch ein, daß der erste Eindruck der Bedingungen Bestürzung hervorrief; dieselben waren unter der Linie dessen, worauf man gefaßt gewesen war. Einzelnes, wie die Anweisung der toscanischen und oranischen Entschädigung auf Deutschland, erregte sogar eine merkliche Entrüstung, wenn gleich im Kreise der weltlichen Stände diese Stimmungen sehr bald über dem nächsten persönlichen Interesse der Entschädigungen in den Hintergrund traten. Der siebente Artikel des Luneviller Friedens ließ sie alle andern Bestimmungen leicht vergessen.

Ganz anders freilich sahen diejenigen die Dinge an, über welche dieser Artikel ein bedingtes Todesurtheil aussprach, die geistlichen Reichsstände. Sie hatten keine Ursache, ihrer Stimmung Zwang anzuthun, drum ließ sich auch, selbst in der kurzen, fast übereilten Berathung vom 6. März, aus ihrem Lager vernehmlich genug der Nothschrei der Verzweiflung heraushören. Sie gaben zwar zu, daß die Lage Deutschlands die Bestätigung des Friedens dringend gebiete, aber sie legten doch zugleich grollend Protest ein gegen das Bestreben, nicht die Gesammtheit, sondern nur einzelne Stände den Verlust tragen zu lassen. Es ward daran erinnert, daß die Verfassung des Reiches nicht fortbestehen könne, wenn man einen Theil der Glieder zum Opfer der übrigen mache; die Rechte der geistli-

chen Herren, hieß es, beruhten auf ebenso fester Grundlage wie die der weltlichen; wenn man sie beseitige, werde man die Reichsverfassung so gut wie die katholische Religion in ihren Grundfesten erschüttern *).

Es waren das indessen nur Vorspiele des Kampfes, der bevorstand. Schon am 5. März, ehe die Berathung über das erste kaiserliche Hofdecret begonnen, ward ein zweites dem Reichstag mitgetheilt, worin der Kaiser ein Reichsgutachten verlangte „über die Art der reichsständischen Mitwirkung zur Beendigung des vorgedachten Friedenswerkes". Damit war man der Berathung der verhängnißvollen Frage schon um einen bedeutenden Schritt näher gerückt.

Der siebente Artikel des Luneviller Friedens war nicht so bestimmt abgefaßt, daß über seine Deutung gar kein Streit denkbar gewesen wäre. Wohl war darin ausdrücklich nur den erblichen oder weltlichen Fürsten eine Entschädigung versprochen und zwar, wie es weiter hieß, „im Einklang mit den auf dem Rastatter Congresse förmlich aufgestellten Grundsätzen;" das konnte aber kaum etwas Anderes bedeuten, als nach dem dort von der Reichsdeputation am 4. April 1798 angenommenen Princip der Säcularisation geistlicher Fürstenthümer. Allein es hieß auch wieder in dem nämlichen Artikel, es stehe dem Reich in seiner Gesammtheit (collectivement) zu, die aus dem Vertrag sich ergebenden Verluste zu tragen, und mit diesem Wort schien es denn allerdings nicht verträglich, nur eine einzige Klasse der Reichsstände als Entschädigungsmasse zu opfern. Es ist wohl möglich, daß diese kleine Zweideutigkeit der Fassung mehr absichtlich als zufällig war; Graf Cobenzl mochte hoffen, daß sich diese Unbestimmtheit des Ausdrucks vielleicht im österreichischen und geistlichen Interesse benutzen ließe. Auf Seiten der Franzosen freilich hatte man nichts Anderes im Auge als die Entschädigung der weltlichen auf Kosten der geistlichen Fürsten; das ergab sich schon aus dem ganzen Verlauf der Verhandlung, auch wenn sie es nachträglich nicht noch ausdrücklich erklärt hätten **).

*) Aus den Abstimmungen von Kurtrier, Speyer und Worms.

**) Der französische Gesandte in Regensburg, Bacher, gab die mündliche Erklärung ab: daß seine Regierung mit jenem Zweifel erregenden Wort gar nicht die Absicht gehabt habe, alle und jede Reichsstände zur Entschädigung

Das bedrohte geistliche Fürstenthum schien aber entschlossen, die Zweideutigkeit des Ausdruckes, so gut es ging, in seinem Interesse zu nützen. Besonders eine mit Gewandtheit und Mäßigung geschriebene Schrift aus jener Zeit, deren Verfasser ein fürstbischöflicher Beamter war, *) suchte diejenige Deutung des siebenten Artikels aufrecht zu halten, mit welcher das Fortbestehen der geistlichen Staaten sich vereinigen ließ. Es ist darin von dem Grundsatz ausgegangen, daß die Entschädigung durch das gesammte Reich, das heiße durch Beiträge aller einzelnen Stände zu leisten sei; einige Säcularisationen werden wohl zugelassen, aber nicht als das einzige Entschädigungsmittel und jedenfalls mit der Beschränkung, daß vorerst mittelbare, oder „auf die Regierung des deutschen Reiches von jeher wenig Einfluß behauptende Stiftungen" den Anfang machen müßten. Allerdings, hieß es dann, hätten nach dem Frieden nur die erblichen Fürsten Entschädigungen zu erwarten, aber auch nur die des deutschen Reiches, also weder Toscana noch der holländische Erbstatthalter, noch der Großmeister von Malta. Die geistlichen Herren links vom Rhein hätten zwar im strengen Sinn des Wortes ebenfalls keinen Anspruch, aber sie seien des Reichsverbandes wegen befugt, wenn sie Alles verloren haben, einen standesmäßigen Unterhalt zu fordern. Auch dürfte man auf weltlicher Seite die Prätension der Entschädigung nicht zu weit treiben; Ersatz könne billiger Weise nur verlangt werden für die durch den Frieden verlorenen Besitzungen, die deutsches Reichsland waren, nicht aber etwa für erlittenen Kriegsschaden, entzogene Einkünfte und Rechte.

In einer andern Schrift, die gleich nach dem Abschluß des

---

beiziehen zu lassen, sondern daß es im Gegentheil ganz dem Zweck des Luneviller Friedens gemäß sei, die Entschädigung blos nach den zu Rastatt angenommenen Grundsätzen auszuführen, und daß das Wort collectivement mit gutem Vorbedacht einzig und allein um deßwillen gebraucht worden sei, damit die hinter der Demarcationslinie gelegenen geistlichen Stände nicht vielleicht suchen möchten, sich der Säcularisation zu entziehen.

*) S. „Versuch einer doctrinellen Auslegung des siebenten Friedensartikels von Luneville. Germanien 1801." Verfasser war der fürstlich würzburgische Geh Rath von Seyffert. Der fürstlich anhaltische Legationssecretär von Bingel ließ eine Gegenschrift erscheinen. Beide sammt der Replik und Duplik sind in Reuß Staatscanzlei 1801. III. 1—194 abgedruckt.

Friedens erſchien, *) wurde eine Ermahnung an die deutſchen Biſchöfe gerichtet, ſich ſo eng zu verbinden wie das Corpus Evangelicorum und „durch einen Mann von Kopf, Muth und Anſehen die Höfe Europas mit den dringendſten Vorſtellungen zu überhäufen". Sie ſollten ſich an den Kaiſer wenden, der ſie ſchützen müſſe, weil die geiſtlichen Fürſten ihm allein treu geblieben ſeien und ihr Untergang nothwendig den letzten Reſt ſeiner Autorität nach ſich ziehen werde; ſie ſollten die Reichsmitſtände anrufen und ſie an die Kurvereine, an die goldene Bulle, an den weſtfäliſchen Frieden und an die Grundgeſetze des Reiches erinnern; ſie ſollten ihre Klagen an Preußen, als den weſentlichen Urheber des franzöſiſchen Krieges, an Schweden als den Garanten des weſtfäliſchen Friedens, an Rußland, weil es ſeine Theilnahme für die Erhaltung des alten Reichs unverhohlen kundgegeben, an Spanien als an den vorzugsweiſe katholiſchen Thron, ja an Frankreich ſelber richten, weil es mit ſeiner Politik nicht vereinbar ſei, die kleinen geiſtlichen Staaten aufzuheben und dafür große weltliche in ſeiner Nachbarſchaft entſtehen zu laſſen! Selbſt England, als der unerbittlichſte Gegner der Revolution, war bei dieſem epiſkopalen Bittgang nicht vergeſſen.

Andere Stimmen ließen die rechtliche Frage ganz außer Spiel und ſtellten die politiſchen Folgen einer Aufhebung des geiſtlichen Fürſtenthums warnend vor Augen **). Mit Grund weiſſagten ſie den Untergang der deutſchen Reichsverfaſſung, indem ſie im Einzelnen nachwieſen, wie eng und unlösbar mit deren Erhaltung die Exiſtenz des geiſtlichen Fürſtenthums verknüpft ſei. Auch der Untergang der kaiſerlichen Autorität und der Verfall des Hauſes Oeſterreich werde eine unvermeidliche Folge ſein. Der Kaiſer verliere ſeinen natürlichen Anhang im Reiche, wenn die Gruppe der kleineren und ſchwächeren Fürſten verſchwinde, das öſterreichiſche Haus werde von der katholiſch-kirchlichen Macht losgeriſſen und dafür Preußen gehoben werden. Es lag nahe, auch die conſeſſionelle Seite zu berühren. Die katholiſche Kirche ſei — wogegen frei-

*) S. Avertiſſement von einem nächſtens zu erwartenden Werkchen unter dem Titel: Vorſtellungen der deutſchen Fürſtbiſchöfe an die meiſten Höfe Europas über den Frieden von Luneville.

**) S. die Schrift: Die Folgen der Säculariſationen. Cuique suum. German. 1801.

lich die jüngsten Vorgänge in Mainz, Cöln u. s. w. beredtes Zeugniß ablegten — die beste Schutzwehr gegen den „herrschenden Freiheitsschwindel;" sei dieser ehrwürdige Schlußstein aller kirchlichen Formen der Revolution als Opfer gefallen, so würden auch die andern Kirchen eine solche Katastrophe nicht lange überdauern. Es war überhaupt kein Stand und kein Interesse des Reiches, das die Vorfechter des kirchlichen Staatenthums durch die Säcularisation für ungefährdet erachteten. Den kleineren weltlichen Staaten stellten sie warnend ihre Unsicherheit und die Gefahr vor, von den großen verschlungen zu werden, nachdem einmal durch die Säcularisation das Beispiel einer solchen Revolution gegeben sei. Den Reichsadel mahnten sie daran, daß ihm die politische Vernichtung der Stifter Ansehen und Macht nehme; dem Volke überhaupt hielten sie das Bild einer strafferen weltlichen Despotie, die Steigerung des militärischen Joches vor Augen und erinnerten an die vielfältige Versorgung, die auch Söhne bürgerlichen Standes in den geistlichen Staaten gefunden hätten. Nicht Alles an diesen trüben Prophezeiungen war gleich gut begründet, aber es war doch Vieles von dem, was als unvermeidliche Folge eintreten mußte, in richtiger Ahnung vorhergesagt. Nur im Kreise der weltlichen Regierungen war die Einsicht in die gewaltige Revolution, die bevorstand, nicht so groß, wie der ungeduldige Eifer, sich aus den wehrlosen Spolien zu bereichern.

In Regensburg waren indessen die Parteien lebhaft an einander gerathen. Am 30. März begann die Verhandlung über die Frage, in welcher Weise die Reichsstände bei der Entschädigungsfrage mitwirken sollten. Die Mehrheit wäre wohl bereit gewesen, dem Kaiser allein dies zu überlassen, freilich nur in der Weise, daß er seinen Entwurf dem gesammten Reiche zur Genehmigung vorlege. Damit war die Mühe und Verantwortlichkeit dem Reichsoberhaupt zugewiesen und doch der Mehrheit auf dem Reichstage immer die Entscheidung vorbehalten. Dazu hatte man aber in Wien keine Neigung. Man hätte sich dort, wenn man die Leitung der Sache nicht ausschließlich haben konnte, am liebsten eine außerordentliche Reichsdeputation zur Seite geben lassen, die nur aus sehr wenigen Mitgliedern und natürlich nur aus solchen bestand, deren Oesterreich ziemlich versichert war; man dachte an Kurmainz und Kursachsen. Dieser Vorschlag wurde auch im Kur-

fürstenrath von Trier und Cöln angeregt, im Fürstenrath trat der österreichische Directorialgesandte selber damit hervor, aber es war sichtbar kein Anklang dafür zu erwarten. Auch die sächsische Ansicht, dem ganzen Reichstage das Geschäft zu übertragen, wollte nicht gefallen; den größeren und entschädigungslüsternen weltlichen Reichsständen war dann ihre Sache doch schwerer gemacht, als wenn die Angelegenheit in einem engeren Kreise verhandelt ward, worin ihnen die Mehrheit sicher war. Mehr Beifall fand darum der hannoversche Vorschlag: wenn der Kaiser allein das Geschäft nicht auf sich nehmen wolle, solle der Reichstag eine außerordentliche Deputation in Regensburg niedersetzen, die etwa aus Mainz, Sachsen, Oesterreich, Baiern, Preußen, Bamberg, Hannover, den wetterauischen Grafen und den Reichsstädten Regensburg und Augsburg gebildet, die Entschädigungsfrage mit dem kaiserlichen Commissär ins Reine bringe, natürlich unter Vorbehalt der Genehmigung von Seiten des Reiches. Inzwischen ward die Agitation der geistlichen Stände dringender; bei den Abstimmungen ward mit seltner Einmüthigkeit von ihnen der Satz aufrecht erhalten: daß nach dem siebenten Artikel *jeder* Reichsstand verpflichtet sei, seinen Antheil an dem Verlust des Reiches zu tragen. In Denkschriften und Brochüren, die man vertheilte, ward diese Meinung durchgefochten. Eben darum waren die geistlichen Stände auch entschieden dafür, dem Kaiser allein die Lösung der Entschädigungsfrage zu überlassen; von ihm konnten sie noch am ersten Berücksichtigung ihres Interesses erwarten.

Es vergingen darüber mehrere Wochen, bis der Reichstag auch nur zu einem vorläufigen Ergebniß kam. Auf beiden Seiten war man rührig bemüht, sich die Mehrheit zu sichern; Oesterreich wirkte für den Vorschlag der geistlichen Stände, wonach ihm die Erledigung des Friedensgeschäfts allein zufiel; die andern suchten eine Fassung zu finden, unter welcher sich die verschiedenen Interessen der weltlichen vereinigen ließen. Am 20. April trat dann Baiern mit dem Antrag hervor: dem Kaiser die weitere *Einleitung* der noch zu berichtigenden Friedensgeschäfte in der Weise zu übergeben, daß er seine Anträge darüber an die Reichsversammlung gelangen lasse. Das Votum drückte offenbar die Meinung der Mehrheit der weltlichen Reichsstände aus und war im Einverständniß mit Preußen abgegeben. Denn als jetzt endlich die

lange erwartete brandenburgische Abstimmung erfolgte (27. April), pflichtete sie mit der Bemerkung, daß diese wichtige Sache doch ja nicht übereilt werden möchte, dem bairischen Votum bei, und das Gleiche geschah sofort von den meisten weltlichen Ständen mittleren Ranges. Auch solche, die bisher mit besonderen Anträgen zwischen den beiden Meinungen gestanden und die Oesterreich für sich gerechnet oder als verlorene Stimmen betrachtet, erklärten sich jetzt für den bairisch-preußischen Vorschlag und vereitelten damit, wenigstens im Fürstenrath, die Hoffnung auf eine österreichische Mehrheit. Im Kurfürstencollegium war man noch getheilt; Böhmen und die drei geistlichen Kurfürsten fochten noch dafür, dem Kaiser die Sache ganz zu überlassen; dagegen hatten Brandenburg und Baiern jetzt auch Sachsen und Kurbraunschweig für ihre Ansicht gewonnen, dem Kaiser nur die Einleitung zu übertragen. Da im Fürstenrath diese Meinung schon das Uebergewicht hatte, sprang auch Kurmainz auf die andere Seite hinüber. So kam am 30. April das Reichsgutachten zu Stande, wonach der Kaiser ersucht werden sollte: „die gänzliche Berichtigung der noch vorbehaltenen Gegenstände und damit die Erledigung des Friedenswerkes einzuleiten und noch vor deren Festsetzung und Berichtigung die aus dieser Einleitung sich ergebenden Resultate dem Reiche zu einer schleunigen neuen Berathung mitzutheilen."

Es war also vorauszusehen, daß die Dinge nicht übereilt werden würden.

Während so der deutsche Reichstag kaum über die Einleitung der Sache ins Reine kam, war an einer andern Stelle das Entschädigungsgeschäft schon in vollem Gange. Die meisten weltlichen Stände hatten sich nach dem Mittelpunkte der europäischen Politik jener Tage, nach Paris, gewandt, um bei dem drohenden Schiffbruch des alten Reiches dort möglichst große Spolien zu erobern. So lief der Regensburger Verhandlung eine andere in Paris zur Seite, deren Geschichte unter allem dem Unrühmlichen, was die Erlebnisse der jüngsten Zeit aufzuweisen hatten, bei weitem die schmachvollste Episode ausmacht. Aus diesen Vorgängen lernte Bonaparte zuerst Deutschland genauer kennen; der Grad der Achtung, den er vor uns empfand, ist aus den Eindrücken erwachsen, welche ihm damals unsere Lenker erweckten.

Gleich nach dem Abschlusse vom 9. Februar hatte das Wettrennen der deutschen Fürsten begonnen, um sich mit erlaubten und unerlaubten Künsten die französische Protection bei dem bevorstehenden Menschenhandel zu sichern. Die beiden hessischen Höfe hatten schon im März zwei Agenten in Paris sitzen, um den Heimfall kurmainzischer und fuldaischer Gebiete zu gewinnen. Die Stände des fränkischen Kreises waren fast sämmtlich in gleicher Absicht zu Paris versammelt; sogar Würzburg und Bamberg hatten, um sich aus dem Schiffbruch zu erretten, ein paar gewandte Vertreter nicht aus dem geistlichen Stande hingeschickt. Löwenstein-Wertheim sandte die Herren Städel und Feder hin, die sich auf diesem schlüpfrigen Gebiete einen gewissen Namen machten; selbst Nürnberg und das kleine Windsheim, beide tief verschuldet und in steter Geldnoth, scheuten die Kosten einer Pariser Gesandtschaft nicht, um sich die Freundschaft der Mächtigen zu erwerben. Nürnberg hatte verschiedene Mittel ausgesonnen, um die theure Gesandtschaft bestreiten zu können; es hatte sich z. B. an eine andere Reichsstadt gewendet, um eine Reise auf gemeinschaftliche Kosten zu arrangiren; aber vergebens. Endlich schossen einige vermögende Bürger zusammen und es wurden zwei Abgesandte nach Paris geschickt. Sie erlangten auch ein gnädiges Schreiben Bonapartes, das sie jedoch an den Minister des Auswärtigen verwies und sich zu nichts verpflichtete. Wie sie dann in ihrer Herzensfreude das Actenstück veröffentlichten, ward es im Moniteur rundweg abgeleugnet *).

Neben Nürnberg fehlten natürlich Hamburg und Bremen nicht. Wie sehr auch in diesen vordem mächtigen Sitzen deutschen Bürgerthums Alles aus Rand und Band gegangen und für Jeden nur das „sauve qui peut“ zur Lebensmaxime geworden war, bewies eine Schrift, die damals aus diesem Kreise hervorging. Darin war vorgeschlagen, Hamburg solle sich, unter der Bedingung, ein Freihafen zu werden und ewigen Frieden zu genießen, dem König von Dänemark als seinem Schutzherrn unterwerfen und dafür der dänischen Krone ein bestimmtes Schutzgeld entrichten!

Von den Reichsfürsten hatten sich manche persönlich auf den Weg gemacht, z. B. die Erbprinzen von Isenburg und Hechingen,

*) S. polit. Journ. 1801. I. 647.

der Graf von Solms-Laubach, der Graf von der Leyen und ein Leiningen; die Grafen in der Wetterau hatten jeder seinen besondern Agenten in Paris, auch Thurn und Taxis, das unvermeidliche, hatte seinen Herrn Brints dahin geschickt. Bedeutsam waren die Gesandtschaften der Reichsstände, aus denen der Rheinbund erwuchs; Baiern war durch Cetto, Württemberg durch Herrn von Normann vertreten, neben dem sich wunderlicher Weise auch ein Legationsrath Abel als landschaftlicher Agent umhertrieb, Hessen-Darmstadt hatte einen Oberst Pappenheim hingeschickt, Baden war durch Edelsheim und Reizenstein, Nassau durch Gagern repräsentirt. Mit ihnen völlig im Einklang war jetzt die preußische Gesandtschaft, deren Chef Luccheſini war und unter deren Räthen sich Lombard befand.

Unter den französischen Ministern hatte Talleyrand die einflußreichste Stimme in dieser traurigen Verwickelung. Freiherr von Gagern erzählt uns aufrichtig, welch ein Wettlauf um die Gunst dieses Mannes stattfand, und wie die greisen Matadore der Diplomatie sich bald um die Gunst eines verzogenen Kindes im Hause des Ministers, bald um die Liebkosung eines kleinen Schooßhündchens eifrig bemühten. Er selber rühmt sich dabei, die „altdeutsche Strafe des Hundetragens dort nicht erlitten zu haben"; die meisten Andern waren, scheint es, weniger bedenklich. Was sich sonst von den kleinen gesellschaftlichen Künsten, womit man in diesen Kreisen die Leerheit übertüncht, gebrauchen ließ, ward emsig angewandt, um die Gunst des mächtigen Ministers und seiner Umgebung zu gewinnen; der stolze deutsche Reichsadel sang und tanzte, spielte Plumpsack und Blindekuh, um sich im Kreise der revolutionären Machthaber möglichst angenehm zu machen *). Der ehemalige Bischof von Autun liebte aber stärkere Mittel; eine Dose, mit Goldstücken gefüllt, machte bei ihm einen nachhaltigeren Eindruck, als das Hundetragen und Plumpsackspielen.

Unter den Beamten des Ministeriums war der Straßburger Mathieu bald derjenige, dessen Gunst am eifrigsten umworben ward. Dreist und arbeitsam, dabei in den deutschen Dingen vielfach bewandert, mußte er neben seinen unwissenden französischen Collegen sehr bald den leitenden Einfluß gewinnen. In seiner engen Dach-

*) S. Gagern, Mein Antheil an der Politik I. 117. 119 f.

ſtube wurden die deutſchen Provinzen zerſchnitten; bei kleinen vertraulichen Gaſtmählern die künftige Geſtaltung des Reiches verabredet. „Ich kann betheuern, ſagt Gagern, daß von Geld und Geldeswerth zwiſchen uns nie die Rede war; wohl aber habe ich vielleicht mehr als einmal geſagt: Herr, Sie werden reich werden, denn Jeder wird ſich beeilen, Ihnen ſeine Erkenntlichkeit zu bezeigen. Alles das ging jedoch ſtufenweis.“ In jedem Falle liebten es die Franzoſen nicht, wenn man ſie in dieſem Punkte gar zu zartfühlend behandelte. Von Zeitgenoſſen werden die Summen genannt, die theils durch den ſchon früher erwähnten Feder und den Banquier Durand ins Talleyrand'ſche Haus, theils an Mathieu ausgezahlt wurden. Den thätigen Mittelsmann ſpielte dabei der Fürſt von Löwenſtein, ein Schulkamerad von Mathieu und von Talleyrand; ſie verübten zuſammen, wie Lang ſagt *), am heiligen römiſchen Reiche ihre Pagenſtreiche. Heſſen-Darmſtadt, ſo verſichert derſelbe, verſprach eine Million und Herrn Mathieu insbeſondere noch zwei Rittergüter; Württemberg, wie es ſich ſelbſt in aufrichtigem Schmerzenslaut berühmte, lieferte ſeine Summen centnerweis und überdies noch an Mathieu eine anſehnliche Rente; auch Laforeſt ſoll tauſend Louisdor baar und eine Doſe von 20,000 Gulden Werth erhalten haben. Von Baden wurde berichtet, daß es ſechstauſend Louisdor an die Franzoſen und noch eine Doſe zu viertauſend an den ruſſiſchen Staatsrath Bühler gegeben; Wittgenſtein zahlte zweitauſend Louisdor und ſo abwärts, die Wenigſten ausgenommen.

Indeſſen erwartete man in Regensburg den kaiſerlichen Beſcheid auf das Reichsgutachten vom 30. April, welches dem Reichsoberhaupt die Einleitung der weiteren Verhandlungen anbot. Erſt im Anfang Juli langte ein Hofdecret vom 26. Juni aus Wien an, das in kühlem, faſt geringſchätzigem Tone dieſe enge Vollmacht des Reichstages ablehnte. Es nahm die Miene an, als ſei mit jener Einleitung eine Verhandlung des Kaiſers mit Frankreich gemeint, verwies alſo aus freien Stücken die Entſcheidung

*) Memoiren II. 53.

der deutſchen Dinge vor den Richterſtuhl franzöſiſcher Vermittlung *). Ein Auftrag von ſolcher Beſchränktheit, hieß es, werde mit der franzöſiſchen Regierung, wenn ſie ſich auch überhaupt darauf einlaſſe, nicht zum Ziele führen; der Kaiſer könne daher ſich nicht entſchließen, dem desfalls gemachten Vorſchlage des Reiches ſeine Genehmigung zu ertheilen. Vielmehr fordere er den Reichstag auf, vor Allem ein vollſtändiges Gutachten über die noch einer beſonderen Uebereinkunft bedürfenden Gegenſtände dem Reichsoberhaupt vorzulegen. Der Verſuch der Fürſten, dem Kaiſer die gehäſſige Mühe der Initiative zuwenden zu wollen, war alſo einfach mißlungen, indem der Kaiſer ſie auf den Reichstag zurückſchob. Unter den Vertretern der weltlichen Fürſten in Regensburg erregte dies lebhafte Verſtimmung **); man fand die Zumuthung des Kaiſers unerfüllbar und klagte den Wiener Hof laut an, dadurch das Reich nur unter ſich ſelber entzweien zu wollen. Man beſchwerte ſich über das abſichtliche Mißverſtehen des Reichsgutachtens und machte geltend, wie unwahrſcheinlich es ſei, daß der Reichstag in ſeiner Spaltung zwiſchen weltlichen und geiſtlichen Intereſſen jemals auch nur zu einem leidlichen Ergebniß kommen werde.

Nach faſt einem halben Jahre waren die Dinge alſo wieder gerade auf demſelben Punkte angelangt, von dem man im Februar ausgegangen war. Jetzt ließ ſich auch der franzöſiſche Geſchäfts-

*) Es iſt bei dieſem Anlaſſe erinnert worden, daß es der Kaiſer ſelbſt war, der die feemde Einmiſchung provociet hat. Uns ſcheint, die franzöſiſche Intervention lag in den Verhältniſſen, denn alle Theile des Reiches haben dazu übeereinſtimmend beigetragen; alleedings war aber der Kaiſer der eeſte, der in einem officiellen Actenſtück die franzöſiſche Vermittelung wie etwas, das ſich von ſelbſt verſtand, hervorgehoben hat.

**) „Aus dieſem ganzen Hofdecret, heißt es in einer fürſtlichen Reichstagscorreſpondenz, leuchtet der große Unwille des Wiener Cabinets nur allzudeutlich und unverkennbar darüber hervor, daß Sr. k. M. in dem jüngſten Reichsgutachten vom 30. April d. J. nicht allſogleich eine unbeſchränkte Vollmacht zu weiterer Beeichtigung, Abſchließung und Unterzeichnung des ganzen Friedenswerkes mit der franzöſiſchen Regierung von Reichswegen ertheilt worden war. Dahee rührt beſonders der ſchneidende und ſo zu ſagen perſiflirende Ton, welcher durchgängig in dieſem Hofdecret herrſcht, der ſich aber ebenſo wenig mit der Würde des Reichs als mit dem Anſehen des Reichsoberhauptes ſelber verträgt."

träger in Regensburg vernehmen. Er drang auf möglichste Beförderung der Entschädigungssache und erklärte sich bereit, über alle zweifelhafte Stellen des Luneviller Vertrags die „zweckmäßigste Auskunft zu geben." Auf die Frage freilich, ob Frankreich die Verhandlung am Reichstage wünsche und vielleicht mit dem Kaiser schon einverstanden sei, gab er nur ausweichende Antwort.

Die Verhandlung stockte nun wieder eine Weile; der Kaiser schien bei seiner Ansicht zu beharren, die weltlichen Fürsten wollten von der ihrigen nicht abgehen, die geistlichen schöpften neue Hoffnung aus diesem Gewirre, daß es ihnen gelingen werde, ihr Dasein zu retten. Der Wiener Hof mochte sich aber doch überzeugen, daß auf diesem Wege am Ende nichts übrig bleibe, als die Einmischung des Auslandes, und er entschloß sich einzulenken. Im September traf in Regensburg eine Instruction an die kaiserlichen Minister ein, für eine außerordentliche Reichsdeputation zu stimmen, die aus acht Mitgliedern gebildet und mit einer unbeschränkten Vollmacht ausgerüstet werde. Als deren Mitglieder waren Mainz, Böhmen, Sachsen und Brandenburg aus dem Kurfürstenrath, dann Baiern, Württemberg, der Hoch- und Deutschmeister und Baden vorgeschlagen. Damit näherte sich der Kaiser der Auffassung der weltlichen Fürsten. Da diese weder dem Wiener Hofe noch dem Reichstage die Sache ohne Clausel übergeben und der Kaiser sie in der beschränkten Weise des Reichsgutachtens vom 30. April nicht annehmen wollte, so blieb kaum etwas Anderes übrig, als eine außerordentliche Deputation. Indem aber der Kaiser sich dazu herbeiließ, die Reichsgrafen und Städte aus derselben ganz auszuschließen, und nur zwei Stimmen darin aufnahm, die unbedingt dem österreichischen Interesse zugethan waren, hatte er mehr Nachgiebigkeit bewiesen, als man im Lager der weltlichen Fürsten erwartet hatte. Auch war die Versammlung in Regensburg sichtbar überrascht, zumal die kaiserliche Vertretung auch dem Wunsche Preußens nachgab und an Badens Stelle sich Hessen-Cassel gefallen ließ. Es ließ sich kaum hoffen, daß mehr erreicht ward. Wurde die Deputation so, wie sie vorgeschlagen war, gebildet, dann hatte unter acht Stimmen Oesterreich nur zwei zur Verfügung; Kurmainz und Sachsen bildeten, wenn man nach ihrer bisherigen Haltung schließen durfte, eine vermittelnde Gruppe, Preußen, Baiern, Württemberg, Hessen, vertraten compakt und überlegen

das Interesse des weltlichen Fürstenthums und der Säcularisation. So kam man denn auch schneller, als es die früheren Vorgänge erwarten ließen, zur Einigung; am 2. October war das Reichsgutachten fertig, worin „die den Ständen des Reiches bei dem Friedenswerke zukommende Concurrenz" einer außerordentlichen Reichsdeputation übertragen ward. Dieselbe war aus den genannten acht Reichsständen gebildet, ihr eine unbeschränkte Vollmacht ertheilt, „um die in dem Luneviller Friedensschluß einer besonderen Uebereinkunft vorbehaltenen Gegenstände im Einvernehmen mit der französischen Regierung näher zu untersuchen, zu prüfen und zu erledigen." Jedoch ward sie ausdrücklich angewiesen, bei der Bestimmung der Entschädigungen durch Säcularisationen die Beschränkung als Norm festzuhalten, die schon in dem Rastatter Beschlusse vom 4. April 1798 zur Erhaltung der Reichsverfassung und Wiederherstellung der einzelnen Reichsstände aufgestellt sei*); auch sollte sie das Resultat ihrer Verhandlung und den dereinstigen Deputationsschluß dem Kaiser und dem Reiche zur Ratification geziemend vorlegen. Am 7. Nov. erfolgte die kaiserliche Bestätigung dieses Beschlusses; allerdings nur mit dem vieldeutigen Zusatz, daß sich der Kaiser die ihm bei Reichsdeputationen zustehenden Prärogative und Befugnisse, so wie „in Hinsicht der weiter erforderlichen Anordnungen" die Mittheilung seiner Entschlüsse vorbehalte.

So war man wenigstens zu einem Resultate gekommen, zur Beantwortung der Frage, wie die Angelegenheit, die Alle beschäftigte, verhandelt werden sollte; aus den peinlichen Debatten, die seit März das Reich entzweiten, war endlich noch kurz vor dem Schluß des Jahres 1801 die verhängnißvolle Reichsdeputation geboren worden, mit deren Namen sich wie unwillkürlich die Erinnerung an die Auflösung des alten Reiches verknüpft. Nach der Mühe freilich zu schließen, die selbst dies vorbereitende Geschäft erforderte, war nicht zu hoffen, daß der peinlich ungewisse

*) S. oben S. 179. Diesen Zusatz hatte noch der Kaiser mit Majorität durchzusetzen gewußt; er bedeutete aber im Grunde nichts. Denn die Säcularisation zugeben und zugleich die „Erhaltung der Constitution des deutschen Reiches in jeder Hinsicht" fordern, das waren zwei ganz unvereinbare Dinge.

Zuſtand und der Hader um Land und Leute ſo bald ſein Ende finden werde. Vielmehr ließ ſich Alles zu größerer Entzweiung an.

In den nämlichen Wochen, wo man ſich zu Regensburg der Friedensbotſchaft freute und die franzöſiſchen Armeen endlich Süddeutſchland zu räumen anfingen, drohte im Norden der Ausbruch eines neuen Krieges. Mit Widerſtreben, aber durch ſeine geographiſche und politiſche Lage genöthigt, hatte ſich Preußen in die antibritiſche Politik der neutralen Mächte verflechten laſſen, die Kaiſer Paul jetzt mit gleich ungeſtümem Eifer betrieb, wie früher den Kampf gegen die Revolution. Die Forderungen, welche die See- und Küſtenſtaaten zweiten Ranges gegenüber England geltend machten, waren ohne Zweifel in der Hauptſache ganz berechtigt; nur war dieſe Oppoſition von Bonaparte angefacht, um in dieſem Augenblicke, wo er den feſtländiſchen Frieden erlangt, auch England zur Nachgiebigkeit zu zwingen, vielleicht Malta und Aegypten ihm noch zu entreißen. Der Bund der Neutralen war daher, wenn man Zeit und Umſtände unbefangen erwog, nichts Anderes, als ein Act ſchlechtverhüllter Feindſeligkeit, der in einem Augenblicke unternommen ward, wo England, ſchon faſt völlig iſolirt, Gefahr lief, Frieden ſchließen zu müſſen, ohne den Zweck eines furchtbaren achtjährigen Krieges auch nur annähernd erreicht zu haben. Es war begreiflich, daß die britiſche Politik Alles aufbot, dieſen Bund der Neutralen, der an ziemlich ſichtbaren Fäden von Bonaparte geleitet ward, im Werden zu erſticken. Von Erklärungen war man bald zu Maßregeln vorgeſchritten und ſchon im Januar 1801 wurde von den Engländern gegen die Schiffe Rußlands, Schwedens und Dänemarks der Beſchlag angeordnet.

Preußen war ſchon ſeiner Lage nach außer Stande, ſich der ruſſiſch-ſkandinaviſchen Verbindung ganz zu entziehen, ſelbſt wenn es nicht ſo tief in die zwiſchen Bonaparte und Paul geſchloſſene Freundſchaft verflochten geweſen wäre. Dazu kam denn, daß auch gegen ein preußiſches Schiff von den Engländern Gewalt geübt und daſſelbe nach Kurhaven geſchleppt ward. In Folge davon hatte Preußen das Amt Ritzebüttel und Kurhaven militäriſch beſetzen laſſen (Nov. 1800). Die Erörterungen darüber mit England waren noch im Gange, als Friedrich Wilhelm III. dem un-

geſtümen Drängen des Czaren nachgab und auch ſeinerſeits in den Bund der nordiſchen Neutralität förmlich eintrat (Dec.). Das britiſche Miniſterium verfuhr nun zwar gegen Preußen nicht ſo raſch und gewaltthätig, wie gegen die übrigen Glieder des Bundes; es ſchien ſich vielmehr der Streit hier auf einen weitläufigen Notenwechſel beſchränken zu wollen (Januar und Februar), allein Pauls Ungeſtüm drängte zu Weiterem. Den Engländern die Mündungen der Elbe, Weſer und Ems zu verſchließen, forderte er die Beſetzung der norddeutſchen Küſten, und es blieb Preußen, nachdem es ſich einmal ſo tief eingelaſſen, nichts übrig, als entweder ſelbſt die Nachbargebiete an der Nordſee zu beſetzen, oder ſie durch Ruſſen, Schweden oder Dänen beſetzen zu laſſen. Wohl iſt ſchon damals von Bonaparte, wahrſcheinlich ſo aufrichtig wie ſpäter, Hannover der preußiſchen Politik als Lockſpeiſe hingehalten worden*), allein ſo verführeriſch dieſe Beute für Preußen auch war, ihre Gefahr war doch noch größer; das Anerbieten ward abgelehnt und man beſchied ſich zunächſt, das Land vor der auswärtigen Beſetzung zu ſchützen. So verſtändigte man ſich denn, daß däniſche Truppen in Hamburg und Lübeck, preußiſche in Bremen und Hannover einrücken ſollten. In dem nämlichen Augenblicke, wo die Dänen ſich den beiden Hanſeſtädten an der Elbe und Trave näherten, in den letzten Tagen des März 1801, war das preußiſche Corps, das bisher in Weſtfalen lag und die Demarcationslinie beſetzt hielt, aufgebrochen, um in Hannover, Oldenburg und Bremen einzurücken. „Zur Handhabung des angefochtenen Bündniſſes, hieß es in dem preußiſchen Manifeſt, und zur Wiedervergeltung des dagegen unternommenen feindlichen Benehmens ſehe man ſich genöthigt, nicht nur die Mündungen der Elbe, Weſer und Ems zu verſchließen, ſondern auch alle in Deutſchland gelegene Staaten Sr. brit. Majeſtät in Beſitz zu nehmen.“ Der hannover'ſchen Regierung und der Generalität ward aufgegeben, ſich ohne Verzug zu unterwerfen, das hannoverſche Truppencorps, das die Demarcationslinie mit beſetzt hielt, ſollte auf den Friedensfuß geſetzt, von den übrigen Truppen ein verhältnißmäßiger Theil beurlaubt werden. Die Officiere ſollten ſchriftlich geloben, gegen den König von Preußen nicht zu dienen, ſondern deſſen Vorſchriften

*) S. Bignon II. 16.

zu folgen; die bei den Fahnen bleibende Mannſchaft ſollte an das rechte Ufer der Leine und an das linke der Aller, hauptſächlich in die Städte Hannover, Gifhorn, Uelzen und Lüneburg und die Umgegend verlegt werden, während alle übrigen Plätze nebſt der Feſtung Hameln von den Preußen beſetzt würden. Das Land habe die Verpflegung der preußiſchen Truppen allein zu tragen. „Hiermit, ſo hieß es am Schluſſe*), wird zugleich auch der bisherige Adminiſtrationsnexus zwiſchen den kurfürſtlichen Landescollegien und des Königs von Großbritannien Majeſtät für jetzt aufgehoben und ſämmtliche Behörden bleiben folglich Sr. Maj. dem König von Preußen in ihrer Verwaltung und mit ihren Kaſſenbeſtänden allein verantwortlich.“ Die hannoverſchen Behörden fügten ſich dieſen Bedingungen.

Deutete das allerdings mehr auf eine Eroberung als einen nur vorübergehenden Act der Nothwehr, ſo iſt doch kein Zweifel, daß Preußen vor Allem durch die Sorge beſtimmt war, es könnten die Truppen fremder Mächte an der Weſer und Leine Fuß faſſen. Von Rußland ſtand dies ſicher in Ausſicht, von Frankreich ward es wenigſtens damals ſchon gefürchtet. Drum war es, ſo wie die Dinge einmal lagen, noch ein Glück für das Land, daß es, ſtatt von Ruſſen oder Franzoſen überſchwemmt und ausgeſogen zu werden, nur eben die 24,000 Mann Preußen auf unbeſtimmte Zeit zu verpflegen hatte. Es ſcheint, man hat auch in England ſelbſt die Sache nicht anders angeſehen; denn das perſönlich freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen dem Berliner und Londoner Hofe blieb von dieſen kriegeriſchen Schritten ganz unberührt, ſo daß ſchon damals die begründete Vermuthung laut ward, Friedrich Wilhelm III. habe vor der Occupation dem König Georg III. perſönlich beruhigende Erklärungen darüber geben laſſen.

Ob freilich auf die Dauer der Conflict für Preußen und Norddeutſchland ſo unblutig verlaufen wäre, iſt zweifelhaft; wenigſtens bewies das Verfahren Englands gegen Kopenhagen, daß man dort zum Aeußerſten und Gewaltſamſten entſchloſſen war. Aber es trat plötzlich eine Kataſtrophe ein, die dem nordiſchen Neutralitätsbund früh ein Ziel ſetzte. Kaiſer Paul war in der Nacht vom 23. zum 24. März ermordet worden; war es mehr

*) S. polit. Journ. 1801. I. 380 f.

Nothwehr gegen den drohenden Wahnsinn des Czaren, oder nur geläufige russische Ueberlieferung, genug, die Angesehensten und Nächststehenden am Hofe hatten dem unglücklichen Sohne Peters III. ein Ende bereitet, dessen einzelne Vorgänge an Scheußlichkeit alles Andere überbieten, was die Geschichte des Czarenhauses seit einem Jahrhundert aufzuweisen hat.

Für Deutschland war das Ereigniß von Bedeutung, insofern es die kaum entstandene nordische Neutralität begrub und das werdende Bündniß bonapartescher und moskowitischer Macht vorerst noch vertagte. Von Pauls Leidenschaft und seinem wilden Britenhasse unterstützt, durfte Bonaparte schon jetzt hoffen, einem Ziele nahe zu kommen, wie es nachher zu Tilsit und Erfurt erreicht worden ist, und ohne Pauls tragisches Ende hätte das russisch-französische Bündniß gegen die Unabhängigkeit Europa's schwerlich lange auf sich warten lassen. Mit dem jungen Nachfolger war augenblicklich nicht wieder anzuknüpfen, was durch die blutige Katastrophe vom 24. März plötzlich zerrissen war. Aber der einmal ausgestreute Same einer Allianz zwischen West und Ost, die Mitteleuropa bemeistern, England isoliren konnte, war nicht verloren; es brauchte nur kurze Zeit und der neue russische Czar hatte die Fäden vorsichtiger wieder aufgenommen, die durch die Katastrophe seines Vaters gewaltsam abgebrochen waren.

So konnte Deutschland schon in den Jahren 1801 und 1802 ein Vorspiel des französisch-russischen Protectorates erleben, das nachher zu Tilsit und Erfurt aufgerichtet worden ist. Es war freilich nur unsere eigene Schuld, wenn es dazu kam. Der alte Hader zwischen Oesterreich und Preußen, der erbitterte Kampf geistlicher und weltlicher Interessen, die Scheidung des Reichstages in zwei unversöhnliche Parteien und das zudringliche Buhlen um fremde Gunst bei Vertheilung der Spolien, das Alles mußte die auswärtige Einmischung unvermeidlich über Deutschland hereinführen. Kaum war zu Regensburg mit Mühe und Noth eine Verständigung erreicht über die Art, wie die Entschädigungsfrage erledigt werden sollte, so bot sich auch schon an einer anderen Stelle neuer Stoff zum unerquicklichsten Streite.

Am 27. Juli 1801 starb Erzherzog Maximilian, Kurfürst von Cöln und Fürstbischof von Münster, ein Todesfall, der natürlich in diesem Augenblicke, wo die Existenz der Stifter in Frage stand,

von besonderer Bedeutung war*). Beide Parteien im Reiche waren nun auf's rührigste bemüht, den Vorfall in ihrem Sinne auszubeuten. Oesterreich ging darauf aus, vor Allem noch die Vornahme einer neuen Wahl zu erhaschen, um damit der Säcularisation ein Hinderniß in den Weg zu werfen; Preußen, das in dem Stift Münster schon eine der ihm verheißenen Entschädigungen sah, war ebenso entschlossen, die Wahl zu hindern. Für Oesterreich waren aber die Mitglieder des Capitels selbst, deren Sein oder Nichtsein mit in Frage stand, aus freiem Antriebe thätig; sie trugen schon wenige Wochen nach Maximilians Tode dem Bruder des Kaisers, Erzherzog Anton, die Wahl an. Darauf ließ Preußen durch Dohm dem Capitel erklären (15. August), daß es, so lange das Entschädigungsgeschäft nicht erledigt sei, eine neue Wahl nicht für zulässig halte; dem Reichstag ließ Bonaparte die Eröffnung machen, daß alle Ernennungen zu geistlichen Stiftern, namentlich die in Cöln und Münster, einstweilen ausgesetzt bleiben müßten, bis die den erblichen Fürsten zukommenden Entschädigungen geregelt seien.

Das machte anfangs Eindruck auf die beiden Domcapitel; sie schoben die Wahl wenigstens auf und fragten in Wien an, was sie thun sollten. Dort ermuthigte man sie, ja nicht zu säumen, und ordnete den Grafen von Westfalen als Wahlcommissarius ab. Dohm erschien nun (Anfang Sept.) persönlich in Münster, um den entscheidenden Schritt zu hindern; er deutete auf die drohende Säcularisation des Stiftes, auf die Einmischung Frankreichs, die man durch solche Schritte nur herausfordere, und verhehlte nicht, daß eine etwa erfolgende Wahl von Preußen nicht anerkannt werden würde. Die Bemühungen des preußischen Diplomaten waren erfolglos, am 9. Sept. ward zu Münster, am 7. Oct. für das Stift Cöln zu Arnsberg die Wahl vorgenommen und fiel an beiden Orten auf den Erzherzog Anton, der sich auch bald bereit erklärte, die Wahlen anzunehmen.

Indessen war die Angelegenheit auf allen Seiten mit Leidenschaft aufgegriffen worden; jede Partei schien an den Ausgang dieser Sache ihre Hoffnungen zu knüpfen. Erst hatte Preußen

*) S. die wichtigsten Actenstücke in Häberlins Staatsarchiv VII. 334–359. 414–458.

auf dem Reichstage (31. August) eine Erklärung abgegeben, die, ähnlich wie die französische, als allgemeinen Grundsatz aussprach: daß erledigte Stifter in dieser Zeit des Ueberganges nicht neu besetzt werden sollten. Dagegen legten dann die angesehensten geistlichen Stände Verwahrung ein, während Preußen dem Domcapitel zu Münster gleich nach erfolgter Wahl eröffnen ließ, daß es den neuen Fürstbischof als solchen nicht anzuerkennen vermöge. Auf den Einwand, daß die Wahl in allen üblichen Formen vollzogen worden sei, erfolgte (26. Sept.) ein förmlicher Protest Preußens, der auch gegen die bevorstehende Wahl im Stifte Cöln gerichtet war. „Von einem vermeintlichen neuen Erzbischof und Bischof daselbst, hieß es darin, werde Preußen durchaus keine Kenntniß nehmen und Solches besonders auch dann geltend machen, wenn von wirklicher Säcularisation und anderen damit zusammenhängenden Angelegenheiten die Rede sein werde." Hatten die geistlichen Stände für Münster Partei genommen, so schlossen die weltlichen, Baiern, Hessencassel und Baden voran, sich der preußischen Auffassung an.

In Wien hätte man gern seine Ansprüche festgehalten und doch auch dem Hader ein Ende gemacht; man kam auf die eigenthümliche Auskunft, dem Kaiser in seiner Eigenschaft als Reichsoberhaupt und als Erbmonarchen von Oesterreich eine doppelte Sprache in den Mund zu legen. Ein Circulare aus der Reichscanzlei, das am 19. Oct. im Namen des Kaisers an die Gesandten im Reiche erlassen ward, fand es „sehr befremdend," daß „Kurbrandenburg eine so auffallende Aeußerung gethan, die Wahlen nicht als bestehend ansehen zu wollen;" es war hier also noch einmal der hohe Ton kaiserlicher Machtvollkommenheit angeschlagen. Aber am nämlichen Tage, wo die Reichscanzlei ein Rundschreiben erließ, das im Reiche als Vorbote offenen Bruches zwischen Wien und Berlin angesehen ward, ja dessen Druck die preußische Censur nicht erlaubte, ging eine geschmeidige Note an den österreichischen Gesandten in Berlin ab, worin der Kaiser sich zwar für die Erhaltung der drei geistlichen Kurfürsten aussprach, aber doch zugleich versicherte, daß die bestrittenen Wahlen auf den Gang der Säcularisationen keinen Einfluß üben sollten; man habe darum auch in Wien der Aufforderung des Domcapitels zu Münster, der Erzherzog solle von dem Stift Besitz nehmen, keine Folge geleistet. Dabei konnte sich Preußen beruhigen; da es in seiner

Erwiederung in den gemäßigten Ton der österreichischen Note einging, hatte der leidige Zank vorerst sein Ende gefunden.

Hatte der kaiserliche Hof in diesem und in manchem ähnlichen Falle sich als den Beschirmer der deutschen Reichsverfassung benommen, so ist damit nicht gesagt, daß man in Wien conservativere Grundsätze gehabt hätte, als zu Paris, Berlin und an den mittleren deutschen Höfen. Mit den Spolien des Reiches sich auszustatten, war auch in Wien, wie anderwärts, die höchste politische Maxime dieser Zeiten. Es liegt aus jenen Tagen ein Entwurf vor, welcher die österreichische Ansicht von der Entschädigung unverdeckt ausspricht; derselbe ist in seinem Wesen nicht weniger revolutionär, als die Projecte, die Bonaparte und seine Clientel ausbrüteten*). Der kaiserliche Hof schlug darin Baiern vor, es solle Oesterreich als Gränze zwischen Böhmen und der Oberpfalz den Regen gewähren, wofür dann Baiern außer der Grafschaft Burgau und Günzburg die kleinen Fürstenthümer, Grafschaften und Städte theils in Schwaben an der Donau und am Neckar, theils am fränkischen Main erhalten hätte. Von Ulm bis nach Heilbronn, von Ansbach bis gegen Aschaffenburg hin hätte dann Baiern mit den kleinen Reichsfürsten, den Städten und der reichsunmittelbaren Ritterschaft aufgeräumt und statt seiner bergischen Besitzungen am Niederrhein Ansbach und Baireuth von Preußen eingetauscht. Preußen sollte sich mit Paderborn und Hildesheim genügen lassen und nur im äußersten Falle noch eine der Hansestädte bekommen; denn, so hieß es in dem Entwurf, Preußen soll nur entschädigt, nicht vergrößert werden. Toscana war mit Passau, Salzburg und Berchtesgaden abgefunden; die drei geistlichen Kurfürsten hätten am rechten Mainufer ihre Entschädigung erhalten.

Dieser Entwurf hätte allerdings zwei wesentlichen Interessen der österreichischen Politik jener Tage genügt: Baiern war damit weiter nach Westen geschoben und Preußens Vergrößerung gehindert. Aber um dies Ziel zu erreichen, schlugen die Urheber jenes Vorschlages einen Weg ein, der die Reichsverfassung eben so gut umgestalten mußte, wie die Säcularisation der geistlichen Stifter. Noch war bis jetzt das folgenschwere Wort nicht ausgesprochen worden, das doch so nahe lag: Einschmelzung der kleinstaatlichen

*) S. Häberlins Staatsarchiv VIII. 54 ff.

Territorien. Es ist unseres Wissens dies der erste Fall, daß in einem officiellen Actenstücke jener Tage ein solcher Gedanke als Lockspeise hingeworfen war, und dies war merkwürdiger Weise ein Actenstück, das vom kaiserlichen Hofe ausging. In München schien man auf eine österreichische Vergrößerung auf bairische Kosten diesmal so gefaßt, daß die kurfürstlichen Rathgeber die Tauschprojecte jetzt wenigstens nicht rund von der Hand wiesen, sondern in eine Unterhandlung eintraten; an den knauserigen Forderungen der österreichischen Unterhändler soll jedoch, so wird versichert*), die Sache zum Glück für Baiern sich zerschlagen haben. So rückte auch diesmal Oesterreich noch nicht nach Baiern vor; wohl aber mag die Idee, sich in Schwaben und Franken abzurunden und die kleinen Territorien des Reiches zu verschlingen, bei den bairischen Staatsmännern nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen sein.

Die bairische Politik war um diese Zeit in einer Wandlung begriffen, die für die Gestaltung der deutschen Dinge im nächsten Jahrzehent von entscheidendem Einfluß gewesen ist: sie hat sich damals zum Rheinbund und dem, was damit zusammenhängt, die Brücke gebaut. Die Bahn, die Kurfürst Maximilian in seiner ersten Regierungszeit eingeschlagen — eifrige Theilnahme am Kriege gegen Frankreich und Empfang britischer Subsidien — hatte trotz der großen Lasten, die das Land trafen, doch gute Früchte getragen; die Freundschaft Pauls I., die man dadurch erwarb, hatte bewirkt, daß die nach dem Lande schon ausgestreckte lüsterne Hand Oesterreichs zurückgezogen werden mußte. Seitdem hatte sich aber die Lage völlig umgestaltet; die große europäische Coalition von 1799 war zerrissen, Frankreich hatte sich einen glänzenden Frieden erobert, Kaiser Paul war unter Mörderhand gefallen. Es war für eine junge Dynastie, die sich im Lande selbst noch nicht fest fühlte und seit zwanzig Jahren sich unzählige Mal von Oesterreichs Haß bedrängt und bedroht wußte, eine sehr natürliche Politik, sich an den Stärkeren anzuschließen. Zudem war Preußen, dessen Königshause der neue Kurfürst befreundet und mannigfach verpflichtet war, diesen Weg vorangegangen; der Berliner Vertrag vom August 1796 war das Vorbild zu dem, welchen Baiern jetzt am 24. August 1801 zu Paris abschloß.

*) S. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege I. 160. 213.

Die bairiſche Dynaſtie, ſeit Rußlands Uebergang zu Frankreich, ſeit Englands Friedensverhandlung allerdings des Rückhaltes beraubt, den bisher die Coalition gegen Oeſterreich gewährt, ſuchte fortan bei Frankreich Schutz; die Ausſaat der Politik Joſephs II. und Thuguts fing an, ihre traurigen Früchte für Deutſchland zu tragen. In dem Vertrage vom 24. Auguſt verzichtete Baiern auf ſeine linksrheiniſchen Beſitzungen; dafür garantirte Frankreich, „überzeugt, daß ihm ſein Intereſſe gebiete, die Schwächung der pfalzbairiſchen Beſitzungen zu hindern, eine Entſchädigung an Land, welche ihm möglichſt wohlgelegen ſei und die Verluſte aller Art, die eine Folge des jetzigen Krieges waren, vollkommen aufwiegen könne.“ Ein in die Bonaparte'ſche Politik tief eingeweihter Mann*) glaubt ausdrücklich verſichern zu müſſen, daß Frankreich mit dieſem Vertrage einen Schlag gegen Oeſterreich führen wollte. Es ſollte durch einen feierlichen Act theils die beſondere Protection für das pfalzbairiſche Haus, theils der feſte Entſchluß kundgegeben werden, allen weltlichen Reichsfürſten eine volle Entſchädigung zuzuwenden. Eine ſolche Lection, verſichert der Bonaparte'ſche Diplomat, ſei dem Wiener Hofe doppelt nothwendig geweſen, einmal wegen der Hinderniſſe, die von dort dem Entſchädigungsgeſchäft bereitet wurden, dann der zudringlichen Anträge wegen, womit man auch jetzt noch Baiern bedrängt habe. Die Rede, mit welcher der Vertreter der franzöſiſchen Regierung die Mittheilung des Vertrags an den geſetzgebenden Körper begleitete, gewährte ein beſonderes Intereſſe, weil ſie den künftigen Imperatorenſtil ankündigte. Es war darin Baiern wie ein Abgefallener behandelt, dem man Verzeihung angedeihen läßt, um ihn durch Großmuth an ſich zu feſſeln. Die franzöſiſche Regierung, hieß es, zog bei dieſer Ausſöhnung nur die Gefühle von Größe und Edelmuth zu Rathe, die ſie immer an den Tag legte, wenn ſie mit einem beſiegten und vornehmlich wenn ſie mit einem ſchwachen Feinde unterhandelte. Auch hier waren die Hindeutungen auf Oeſterreich und ſeine Begehrlichkeit nicht geſpart.

So löſten ſich die Bänder, die Deutſchland noch nothdürftig zuſammengehalten hatten, und wir ſehen aller Orten nur dynaſtiſche oder territoriale Intereſſen der gemeinſten Berechnung

*) Bignon histoire de France depuis le 18. Brumaire II. 19 f.

den unerquicklichen Wettstreit um die schwankenden Reste des herrenlosen Reiches führen. War es nur Baiern, das sich jetzt dem Mächtigen zu Füßen warf, waren es nur die Mittleren und Kleinen, die ihre Franzosenfreundschaft von 1795 und 1796 jetzt wieder aufzufrischen strebten? Alle diese winzigen Gelüste, auf eigene Hand Politik zu machen, entsprangen ja doch nur zum guten Theil aus dem Bedürfniß sich anzulehnen und protegirt zu sein; sie verschwanden an dem Tage, wo die beiden Mächte, deren keine für sich allein, aber die vereint in Mitteleuropa gebieten konnten, in weiser und hochherziger Eintracht zusammenstanden. Wir haben aber eben gesehen, wie es damit bestellt war. Während die Wiener Politik im Reiche und außerhalb gegen Preußens unersättliche Habgier klagte und jede preußische Entschädigung bekämpfte, hatten die Berliner Staatsmänner nichts eifriger zu thun, als Bonaparte vor dem Ehrgeiz der kaiserlichen Politik zu warnen und ihn zu ermuthigen, daß er ja Oesterreich nicht zu viel Quadratmeilen zufallen lasse. Indeß Preußen für seine Beute russische und französische Unterstützung erwartete, war Oesterreich höchstens bekümmert, daß es ihm hier nicht gelingen wollte, einen Vorsprung vor der Berliner Politik zu gewinnen. Die französische wie die russische Einmischung in die deutschen Dinge machte in Wien gleich wenig Bedenken *), wenn man sie nur benutzen konnte; erst wie der Rivale ihre Protection vorweggenommen, nahm man die stolze Miene an, sich über die fremde Intervention zu entrüsten.

Wie leicht war es der Bonaparte'schen Politik gemacht, in diesen zerklüfteten Verhältnissen die Leitung an sich zu nehmen! In dem Augenblicke, wo der Reichstag sieben volle Monate brauchte, um sich nur über die Form der Berathung zu einigen, wo Oesterreich und Preußen, tiefer entzweit als je, um die fremde Einmischung sich im Wettstreit bewarben, alles Uebrige von Baiern an abwärts der neu aufgehenden Sonne des Siegers von Marengo huldigte und in zudringlicher Hast den Mittelpunkt seiner In-

*) Daß der Kaiser mit einer gewissen Leichtfertigkeit die französische Intervention herausforderte, hat oben das Hofdecret vom 26. Juni gezeigt; aus Bignons Mittheilungen (II. 306. 307.) ergibt sich, daß man im Sommer 1801 das Gleiche bei Rußland versucht hat.

tereſſen ſchon in Paris ſuchte, in dieſem Augenblicke war Bonaparte im Begriff, auch mit ſeinem erbittertſten Gegner ſich auszuſöhnen: mit England. Am 1. October 1801 wurden die Präliminarien eines Friedens unterzeichnet, deſſen Dauer dem erſten Conſul das Uebergewicht auf dem Feſtlande hätte ſichern müſſen. Mit Rußland verſprach ſich zugleich das innige Verhältniß neu zu knüpfen, das durch Pauls Tod ſo ungeſtüm zerriſſen war. Kaiſer Alexander nahm zwar eine vorſichtigere Haltung als ſein Vater an, ſöhnte ſich raſch mit England aus und ließ den Plan der bewaffneten Neutralität fallen. Aber auch mit Frankreich, mit dem Rußland ſeltſamer Weiſe trotz alles herzlichen Einverſtändniſſes zwiſchen Paul und Bonaparte rechtlich noch nicht wieder im Frieden war, ward am 8. Oct. der förmliche Friede unterzeichnet. Dem öffentlichen Vertrage folgte drei Tage ſpäter ein geheimer, in welchem die Gedanken einer ruſſiſch-franzöſiſchen Allianz zuerſt einen beſtimmten Ausdruck erhielten. Es war die Politik von Tilſit und Erfurt, die ſich ſchon jetzt ankündigte, wenn gleich das hier geknüpfte Band in kurzer Zeit wieder zerriſſen und erſt nach den blutigen Kämpfen der Jahre 1805—1807 erneuert worden iſt. Außer dem, daß Frankreich und Rußland in Italien wie im Orient gemeinſam zu handeln ſich verpflichteten und den Gedanken der bewaffneten Neutralität leiſe wieder aufnahmen, war darin namentlich auch über die deutſchen Dinge eine inhaltſchwere Verabredung getroffen. Die beiden Cabinete, hieß es in einem geheimen Artikel, verpflichten ſich zu vollkommenem Einverſtändniß, um die intereſſirten Parteien zur Annahme ihrer Pläne zu vermögen, welche die Erhaltung eines richtigen Gleichgewichtes zwiſchen Oeſterreich und Preußen zum unabänderlichen Grundſatz haben werden. Weiter war dann für die Fürſtenhäuſer in Baiern, Würtemberg und Baden eine beſonders günſtige Entſchädigung verabredet; Rußland ließ ſich hier aus Rückſichten dynaſtiſcher Freundſchaft und Verwandtſchaft etwas verſprechen, das zwar auch den politiſchen Ueberlieferungen Rußlands, aber in noch viel höherem Grade den intimſten Intereſſen der Bonaparte'ſchen Politik entſprach.

So war, als ſich das Jahr zu Ende neigte, in der Frage deutſcher Zukunft vorerſt noch nichts Sicheres entſchieden, als — die franzöſiſch-ruſſiſche Intervention. In Deutſchland ſelbſt befand

ſich Alles in dem Schwanken ungewiſſer Zuſtände, und Niemand wollte des theuer erkauften Friedens recht froh werden. Die materielle Bedrängniß und die Stockung des Verkehrs, wie ſie der Krieg verurſacht, dauerte auch ſeit dem Frieden noch fort; der Handel am Rhein lag völlig darnieder und die Unnatur der neuen Gränze machte ſich in hundert kleinen Quälereien fühlbar. Dazu kam, daß ſich in Folge der vieljährigen Kämpfe am Rhein, am Main, an der Lahn Zuſtände der Verwilderung einſtellten, die faſt an die Zeit des dreißigjährigen Krieges erinnerten. Es trieben ſich zwei Räuberbanden dort umher, die wie eine bittere Parodie der franzöſiſchen Kriegführung ausſahen. Banden von mehreren hundert Mann, wohl bewaffnet, theilweiſe beritten und mit einer Feldmuſik verſehen, raubten und plünderten, ſchrieben Requiſitionen aus und ertheilten Sicherheitspäſſe, ohne daß die vielköpfige Kleinſtaaterei oder die in der jüngſten Zeit vollends verfallene Kreisordnung im Stande war, dem Unfug zu ſteuern. Auf franzöſiſche Anregung — ſo erſtarrt und hülflos waren die alten Formen des Reiches geworden — traten eine Anzahl Stände des ober- und kurrheiniſchen Kreiſes im Frühjahr 1801 zu Wetzlar zuſammen, um gemeinſame Maßregeln der Sicherheit zu verabreden, und es mußte ein kleines Truppencorps aufgeboten werden, um auf offener Heerſtraße wieder einige Ordnung herzuſtellen*). Bei der allgemeinen Ungewißheit über die künftige territoriale Geſtalt und die Verfaſſung Deutſchlands war aber nicht daran zu denken, daß ſo bald geordnete und regelmäßige Zuſtände zurückkehren würden.

In dem ruſſiſch-franzöſiſchen Bunde und in den Verträgen, durch die ſich Frankreich vorweg die deutſchen Fürſten dienſtbar machte, ward zur Entſcheidung der künftigen Dinge der Grund gelegt; das Reich und ſeine Deputation ſpielten daneben eine ziemlich paſſive Rolle. Die Deputation, das einzige Ergebniß, wozu es der Reichstag im Jahre 1801 gebracht, konnte aus der unfreiwilligen Muße, in der ſie die erſten Monate ihres Daſeins verbrachte, ſelber entnehmen, wie wenig ſie bei der Feſtſtellung der

*) S. Häberlin VI. 39 ff. Vgl. IX. 387 ff.

deutschen Dinge in der That mitzusprechen hatte. Ebenso unfruchtbar saß in Regensburg der Rumpf des Reichstages beisammen und nährte sich von den Gerüchten, die ihm bald von dieser, bald von jener Seite zukamen, und in denen er so gut und so schlecht bedient war, wie jeder andere Zeitungsleser. Allmälig dämmerte denn auch hier die Einsicht auf, daß der Mittelpunkt der Dinge ganz wo anders als zu Regensburg lag. „Man fängt an, mit vieler Wahrscheinlichkeit zu glauben, schreibt eine Reichstagscorrespondenz vom 18. Januar 1802, daß das Hauptgeschäft wird in Paris berichtigt werden, während die Reichsdeputation sich weder mit der Würdigung der Schäden, noch der Zuerkennung der Entschädigung wird zu befassen, sondern höchstens den vorgelegten Plan zu genehmigen haben. Ihre übrige Beschäftigung wird wahrscheinlich in Erörterung und Vorbereitung derjenigen Veränderungen der Reichs- und Kreisverfassung bestehen, welche durch die Säcularisationen und Arrondirungen herbeigeführt werden."

Mehrere der angesehensten Gesandten waren abgereist, und die Reichstagsgeschäfte ruhten völlig; der zurückgebliebene Rest verbrachte seine Zeit damit, theils die wunderbar wechselnden Gerüchte des Tages zu erörtern, theils die politischen Schriften zu lesen, an denen, wie immer in Deutschland, die Discussion sehr fruchtbar war. Eine Schrift, die man Dalberg zuschrieb, focht abermals den Satz durch, daß das ganze Reich zur Entschädigung verpflichtet, und auch zu Rastatt nicht die Vernichtung der geistlichen Stifter, sondern lediglich beschlossen worden sei, das entbehrliche Kirchengut der katholischen und protestantischen Stiftungen als Mittel der Entschädigung zu verwenden. Eine andere Darlegung, ebenfalls von geistlicher Seite, schlug eine Entschädigungscasse vor, wozu jährlich zwei bis drei Millionen Gulden beigesteuert würden, während der Ritter von Lang, damals noch Kriegsrath, ausrechnete, daß fast die ganze Summe der geistlichen Gebiete, wenn man nicht lediglich nach Quadratmeilen, sondern auch nach der Bevölkerung und der Ertragsfähigkeit urtheile, nöthig sei, um eine wirkliche Entschädigung der weltlichen Verluste herzustellen*)

*) Die Schrift, die Dalberg zugeschrieben ward, war betitelt: „Ueber Bestimmung der Entschädigungsmittel für die Erbfürsten"; die andere: „Beden-

Auch die deutsche Verfassung, deren künftige Form allerdings wesentlich von dem Ausgang der Entschädigungssache abhing, fuhr fort die Federn zu beschäftigen. Auf der einen Seite schlug man kurzweg die Umwandlung des Kaiserthums in eine erbliche Monarchie vor, die den Staat nach demokratischen Grundsätzen regiere; von der anderen wurde die Herstellung einer dritten, zwischen Oesterreich und Preußen neutralen Staatengruppe, also die deutsche Trias verlangt. Ja es ist damals auch ein wunderliches Product zu Tage gekommen, worin alte Gedanken des französischen Directoriums wieder aufgewärmt und der verspätete Vorschlag gemacht ward, aus den Gebieten vom Oberrhein bis nach Salzburg eine süddeutsche Republik herzustellen.*)

Während so die Körperschaft, die Deutschland officiell vertrat, in Ermangelung wichtigerer Geschäfte sich mit der Lectüre politischer Brochüren abgab, stand auch der Kaiser der eigentlichen Entscheidung fern genug. Ihm hätte es vielleicht durch Geschick und Energie früher gelingen können, sich der Leitung der Dinge zu bemächtigen; aber das mußte gleich nach dem Luneviller Frieden geschehen. Damals war Bonaparte mit England noch im Krieg, sein Verhältniß zu Rußland durch Pauls Tod erschüttert, die Mittleren und Kleineren, z. B. Baiern, noch nicht von Frankreich gewonnen, auch Preußen mit der bonapartisch-russischen Politik noch nicht wie nachher verflochten. Allein wir haben gesehen, wie unsicher die Haltung der kaiserlichen Diplomatie auf dem Reichstage war; sie temporisirte, wo Eile Noth that, sie zögerte und schmollte, wo es galt rasch zuzugreifen, und wechselte dann plötzlich ihre Taktik in einem Momente, wo es der Reichstag am wenigsten erwartete. So hatte das Jahr, in dem der Friede von Luneville geschlossen war, mit dem bescheidenen Ergebniß geendet,

---

ken über das Entschädigungssystem, besonders für weltliche Fürsten." Lang hat seine Erörterungen im Häberlinschen Staatsarchiv VI. S. 89 ff. niedergelegt.

*) S. die Schrift: „Keine Säcularisation der geistlichen Reichsstände, sondern eine Modification des ganzen Reiches," worin die demokratische Monarchie gefordert ist; die Trias ist in dem Aufsatz des Staatsarchivs Bd. VII. 81 ff. besprochen; den republikanischen Vorschlag findet man in der Schrift: „Ueber das mittägige Deutschland. Zuschrift der süddeutschen Bürger an die französische Regierung. Nach dem französ. Original." 1801. Das letztere war schon 1800 unter dem Titel: Sur l'Allemagne méridionale erschienen.

daß man eine Reichsdeputation wählte und der Kaiſer ſich ſeine weiteren Rechte und Entſchließungen vorbehielt. Indeſſen hatte Bonaparte ſeine großen Schachzüge gethan, Preußen, Baiern und die Kleineren an ſich geknüpft, mit Rußland ſich verſtändigt, mit England Frieden geſchloſſen. Seit dieſes letzte wichtigſte Ziel durch den Abſchluß von Amiens erreicht war (März 1802), hinderte nichts mehr den erſten Conſul, auch in Deutſchland das Schiedsrichteramt zu übernehmen.

Wir können ihn darum nicht tadeln; er hatte dem deutſchen Reiche ein volles Jahr Zeit gelaſſen, mit ſich ins Reine zu kommen, und es hatte ſich in dieſem Jahre nur eben die unzweifelhafte Thatſache herausgeſtellt, daß das Reich nicht im Stande war, mit ſich ſelber fertig zu werden.*) Die Paſſivität des Kaiſers und Reichstags, das Buhlen der Meiſten um franzöſiſche Gunſt mußte ja die fremde Einmiſchung herausfordern, ſchon weil in dieſem krauſen Wirrwarr ohne fremde Dränger ſich kein Ende abſehen ließ. Ein franzöſiſcher Geſchichtſchreiber Bonaparte'ſcher Färbung hat nicht Unrecht, wenn er dieſe hülfloſe und verworrene Lage des Reiches verſpottet. Preußen und Oeſterreich, ſagt er, die das Reich in Krieg geſtürzt, wollten nun ihre Verwandten aus Italien oder Holland auf Koſten eben dieſes Reiches entſchädigen, ja was noch ſeltſamer war, im Namen ihrer Verwandten ſich ſelber vergrößern, immer auf Koſten dieſes Reiches, das ſie compromittirt hatten. Und wo ſuchten ſie dieſe Entſchädigungen? In den Gütern der Kirche! Dieſe Vertheidiger von Thron und Altar, die ausgezogen waren, um die bedrohte Kirche gegen die Revolution zu ſchützen, ahmten nun gerade darin die Revolution nach. Und ſie verlangten von dem ſiegreichen Vertreter dieſer Revolution, er ſolle dieſe Beute des Altars unter ſie vertheilen, da ſie ſelber mit der Theilung nicht fertig zu werden wußten!

Es konnte in der That von einer aufgedrungenen Einmi-

*) Inſofern hatte Talleyrand Recht, wenn er in ſeinem „Bericht an den Senat“ (d. d. 20. Auguſt 1802) äußerte: Ce fut donc uniquement pour mettre le sceau à la pacification de l'Empire, et pour en garantir la stabilité que le premier consul et S. M. l'Empereur de Russie se déterminèrent d'un commun accord à intrevenir dans les affaires d'Allemagne, pour effectuer par leur médiation ce qu'on aurait vainement attendu des déliberations intérieures du Corps Germanique.

ſchung Bonaparte's kaum die Rede ſein, wo die Zudringlichkeit ſo ganz auf unſerer Seite war. Der erſte Conſul ließ vielmehr die deutſchen Reichsſtände an ſich herankommen, hörte ihre Beſchwerden und Forderungen und ward ſo allmälig von ſelber der Richter, vor deſſen Stuhl Alle ihre Klagen brachten. Wohl kam ſeit dem Vertrag vom October 1801 auch Rußland ein Antheil an dieſen Dingen zu, allein es war Bonaparte's Virtuoſität, es dahin zu bringen, daß der Czar nur dem zuſtimmte, was er eingeleitet, und noch dazu nicht ſelten das als eine Conceſſion für Rußland aufnahm, was nur den dringendſten Intereſſen franzöſiſcher Politik entſprach. Welches die eigentlichen Hintergedanken dieſer Politik waren, darüber haben ſich franzöſiſche Darſtellungen ſelber mit einer gewiſſen Offenheit ausgeſprochen. Bei der ſchwankenden Freundſchaft mit England, wie ſie eben nothdürftig hergeſtellt war, bedurfte Bonaparte einer feſten Stütze auf dem Continent; die ſollte durch Deutſchland geſchaffen werden. Dem preußiſchen Staate war die Rolle eines Alliirten Frankreichs zugedacht, zu welcher er ſich ſeit 1795 vorbereitet; ihm ſollten daher auch größere Entſchädigungen zufallen, als ſeine Verluſte betrugen. Doch war es die Abſicht nicht, Preußen etwa die Herrſchaft in Deutſchland zu überlaſſen. Weder die kleinen Reichsfürſten, „die alten Freunde Frankreichs", noch ſelbſt alle geiſtlichen Staaten, ihrer Natur nach ungefährliche Nachbarn, noch auch die freien Städte ſollten ohne Weiteres Preußen in den Schooß geworfen werden. Das hieß ja, ſagt ein Bewunderer Bonaparte's, von dem man wohl ſagen darf, daß er ſeinen Helden verſtanden hat*), das hieß ja jene deutſche Einheit begünſtigen, die, wenn ſie ſich jemals herſtellte, dem europäiſchen Gleichgewichte gefährlicher werden müßte, als es jemals die Macht Oeſterreichs war; nein, es ſollte die Wagſchale nach der preußiſchen Seite hin nur geneigt, nicht umgeſtürzt, ein mächtiger Feind nicht durch einen anderen erſetzt und für die einſt drohende habsburgiſche Macht eine ebenſo bedenkliche hohenzollernſche als Erbe und Nachfolger hergeſtellt werden. Der franzöſiſchen Politik ſchwebte alſo auch jetzt das als Ziel vor, was einzig und allein ihren Ueberlieferungen entſprach: ein dreigetheiltes

*) Thiers hist. du Consulat et de l'Empire IV. 69. Vgl. Lefebvre I. 231 und Bignon II. 309.

Deutschland, Oesterreich und Preußen nicht nur durch das traditionelle Mißtrauen, sondern auch durch eine dritte, an Frankreich geknüpfte Gruppe geschieden und entzweit.

Wir haben früher des ekeln Schauspiels gedacht, welches die deutschen Reichsstände in Paris aufführten. Der Markt, auf dem die Güter des deutschen Clerus vertheilt werden sollten, wurde, wie eine französische Quelle sagt, öffentlich zu Paris gehalten und alle Mitglieder des Reichs, Fürsten, Ritter, freie Städte eilten selbst herbei oder schickten ihre Vertreter, um der Macht des ersten Consuls zu schmeicheln und sich die priesterlichen Spolien streitig zu machen. Intriguen, Eidschwüre, Versprechungen gränzenloser Ergebenheit, trügerische Berechnungen, Gold mit Verschwendung ausgestreut, Alles wurde versucht, um sich die Unterstützung der Mitglieder der französischen Regierung zu erwerben. Man hatte nicht die Absicht, spottet ein anderer Bericht, den wirklichen Verlust als Grundlage der Entschädigungen gelten zu lassen, man berechnete nur in ungeheuern Ziffern die Einbuße, die man erlitten, um ihren Umfang möglichst zu vergrößern. Der Boden, die Bevölkerung, Alles wurde berechnet; es war der Triumph einer ganz neuen Arithmetik, und niemals war die Statistik Deutschlands nach so wenig übereinstimmenden Grundlagen behandelt, niemals widersprechendere Schätzungen gemacht worden. Von allen Seiten entwarf man die umfangreichsten Denkschriften, die nach Petersburg zur Berathung, nach Paris zur Entscheidung geschickt wurden; für alle Reclamanten war das Tuilerienschloß der delphische Tempel; von dort erwartete man seine Orakelsprüche.

So spotten die Vertrauten und Eingeweihten der Bonaparteschen Politik, und wer wollte es ihnen verargen, daß sie es thun? Gewiß, der spätere Imperator hat die Deutschen nur eben genommen, wie sie sich ihm gegeben haben, und die Jahre des Druckes und der Schmach, die gefolgt sind, waren nur die verdiente Züchtigung für unsere eignen Thaten.

Es ließ sich ungefähr erwarten, welche Aufnahme die Forderungen der einzelnen deutschen Höfe, am Maßstabe des französischen Interesses gemessen, in Paris finden würden. Was Oesterreich wollte, ließ sich aus dem früher erwähnten Vorschlag an Baiern entnehmen. Für den Großherzog von Toscana, das hieß für Oesterreich selbst, sollten außer Salzburg und Berchtesgaden

die Hochſtifter Paſſau und wo möglich auch Augsburg, die Grafſchaft Werdenfels und die Abtei Kempten erlangt, das bairiſche Haus nach Schwaben und Franken hin geſchoben und ihm dort zur Abrundung eine Anzahl Reichsgrafen, Städte und Ritter geopfert werden. Die preußiſche Entſchädigung durfte nach Anſicht des Wiener Cabinets höchſtens im Bisthum Paderborn und allenfalls den Abteien Eſſen und Werden beſtehen; Württemberg, Baden und Heſſen ſollten mit einigen Abfällen nur eben entſchädigt und aus dem immer noch anſehnlichen Ueberreſt der Entſchädigungsmaſſe die Exiſtenz der drei geiſtlichen Kurſtaaten erhalten werden. Gelang dieſer Plan, dann hatte Oeſterreich ſeine liebſten Wünſche erreicht; das unbequeme Baiern war unſchädlich gemacht und nur ein ſchmaler Streif trennte dann noch die Beſitzungen des Hauſes Oeſterreich am Inn und der Iſar von denen in Oberſchwaben und dem Breisgau; Preußen und die franzöſiſche Clientel im Südweſten wurden nicht verſtärkt und die Reichsverfaſſung ſo weit erhalten, als ſie dem Intereſſe der kaiſerlichen Politik entſprach. Aber es war keine Ausſicht, daß dieſe kühnen Wünſche Oeſterreichs ihr Ziel erreichten. Baiern ſah in dem Vorſchlag nur eine neue Auflage der berüchtigten Projecte von 1778 und 1784; Preußen, an das ſich in der Noth das Wiener Cabinet ebenfalls wandte, ſetzte dieſer Vertheilung ſeinen ganzen Widerſtand entgegen und traf darin mit Bonaparte zuſammen, der weder Baiern geſchwächt und ſeine ſüddeutſchen Schützlinge ſo karg ausgeſtattet, noch die Reichsverfaſſung zu Gunſten des öſterreichiſchen Einfluſſes erhalten wiſſen wollte. So ſah ſich die kaiſerliche Politik von Baiern und Preußen abgewieſen, von Bonaparte nicht unterſtützt; ſie hatte jetzt ihre Hoffnung noch auf die Fürſprache Rußlands geſtellt.

Preußen ſah die Abtretung von Salzburg und Berchtesgaden als vollkommen genügend für Oeſterreich an, übertraf aber noch in der Schätzung des eignen Verluſtes die Ziffern, die Oeſterreich für ſich aufſtellte. Von dem richtigen Inſtinct geleitet, daß es weſentlich darauf ankomme, Preußens Macht nach Süden hin zu erweitern, hatte man in Berlin anfangs ſeine Blicke auf die Stifter Würzburg und Bamberg gerichtet, durch welche der Beſitz der fränkiſchen Fürſtenthümer erſt ſeinen rechten Werth bekam. Allein das Intereſſe Frankreichs, das ſich in einer zärtlichen Fürſorge für

Baiern kundgab, war dem entschieden entgegen; Preußen mußte davon abstehen. Indessen, was es weiter ansprach, stand zu seinem Verlust, dem Stück Cleve, Geldern, Meurs und einigen Enclaven auf dem linken Rheinufer, immer noch außer Verhältniß. Die Stifter Münster, Paderborn, Osnabrück, Hildesheim, das Eichsfeld und Erfurt, dann in Franken die Stadt Nürnberg und das Bisthum Eichstädt, das war mehr eine Eroberung als eine Entschädigung zu nennen. Die Taktik Oesterreichs nachahmend, suchte Preußen außerdem durch die Forderung für Oranien sich zu vergrößern. Das Herzogthum Westfalen, die Reste der Stifter Cöln und Trier, an den Erbstatthalter abgetreten, hätten den neuen Besitz Preußens zwischen der Weser und dem Rhein ähnlich abgerundet, wie Oesterreich sich im Namen Toscana's durch Salzburg, Berchtesgaden, Passau und Augsburg zu vervollständigen dachte. Auch Preußen konnte freilich nur, so weit die französischen Interessen mit den seinigen ganz zusammenstimmten, auf Bonaparte's volle Unterstützung rechnen; was darüber hinausging, blieben fromme Wünsche. Indessen hatte es die Brücken hinter sich abgebrochen und mußte gewärtig sein, was ihm die französische Freundschaft wollte zukommen lassen; mit Oesterreich entzweit, konnte es selbst bei einem freundlichen Einvernehmen mit Rußland nur durch Bonaparte's Hülfe eine reiche Beute zu gewinnen hoffen. Drum hat denn auch die preußische Staatskunst jener Tage nichts gespart, um durch bereitwillige Hingebung an Frankreich sich das mächtige Wohlwollen Bonaparte's zu erwerben. Sie beeilte sich, die Veränderungen in Italien, die Bildung des Königreichs Etrurien, die Bonapartisirung der italienischen Republik, die Einschmelzung Piemonts gutzuheißen; wie Bonaparte sich ein lebenslängliches Consulat schuf, richtete Graf Haugwitz die wärmsten Glückwünsche an den französischen Gesandten und Preußen schien, wenn man ihn hörte, nur zu bedauern, daß Bonaparte nicht gleich die erbliche Monarchie hergestellt hatte. Auch Lucchesini arbeitete zu Paris in diesem Sinne, wenn gleich kleine Indiscretionen, sein zudringlicher Eifer und die angeborne Neigung zur Intrigue die Franzosen gegen ihn vorsichtig machten und man hier, wie früher in Wien, ihn mehr beobachtete, als ihm vertraute. Man konnte nach dem Allem in Paris über Preußen jetzt unbesorgt sein. Wir wollen, äußerte einer der Berliner Staats-

männer, jede Gelegenheit des Streites mit einer Macht wie Frankreich, mit der wir stets in Frieden bleiben wollen, vermeiden; selbst das Opfer von Wesel wäre uns nicht zu groß gewesen, wenn wir dafür einen hinreichenden Ersatz an der Weser erhielten.

Bonaparte's Taktik ergab sich danach von selber. Die kleineren Fürsten durch Verträge an sich knüpfen, Preußen, so weit es der eigene Vortheil zuließ, befriedigen, Rußland unter dem Scheine der Mitwirkung ins Schlepptau nehmen, das war der sichere Weg, Oesterreich so zu isoliren, daß es die französischen Vorschläge wie Dictate anzunehmen gezwungen war. Ueber die Art der Theilung hatte sich der Consul einen Plan entworfen, der nicht ganz so, wie er ihn faßte, verwirklicht worden, wohl aber in späteren Schöpfungen des napoleonischen Kaiserreichs wieder zu erkennen ist. Oesterreich sollte den Inn als Gränze bekommen, mit den Stiftern Brixen und Trient, dafür aber seine schwäbischen und oberrheinischen Besitzungen aufgeben; er wollte es in ähnlicher Weise nach Osten zurückdrängen, wie es 1805 und 1809 geschehen ist. Baiern sollte die nahgelegenen Stifter erhalten und sich durch Würzburg, Bamberg und die fränkischen Fürstenthümer arrondiren; es wäre damit ungefähr das Baiern der ersten Rheinbundszeit hergestellt worden. Wie Oesterreich durch den Verlust seiner schwäbischen und rheinischen Lande, so sollte Preußen durch die Abtretung von Ansbach und Baireuth aus dem deutschen Süden entfernt werden, dafür die Hochstifter in Westfalen und im Nordosten Mecklenburg, erlangen. Aus dem Rest der Besitzungen am rechten Ufer des Niederrheins, den Trümmern von Mainz, Trier und Cöln, aus Fulda und aus den kleinen weltlichen und geistlichen Reichsständen wäre dann ungefähr so viel geblieben, daß man die Häuser Mecklenburg und Oranien, Württemberg, Baden und Hessen absand, auch wohl einen und den andern geistlichen Fürsten in der Weise fortvegetiren ließ, wie später Dalberg als Kurerzkanzler und Fürst Primas sein Dasein gefristet hat. Die Franzosen Bonaparteſcher Ansicht bewundern diesen Plan als eine tiefsinnige Combination, die Deutschland und seine Verfassung nur wohlthätig hätte umgestalten können. Im französischen Sinne allerdings; Oesterreich wie Preußen waren nach Osten zurückgeschoben, ihr Einfluß auf Süd- und Westdeutschland gebrochen und zwischen sie jene dritte Macht gelegt,

die, zu den beiden deutschen Großmächten in natürlichem Gegensatz geschaffen, nicht mächtig genug war, auf eigenen Füßen zu stehen und doch schon aus geographischen Gründen nur einen Beschützer suchen konnte — Frankreich. Es war die deutsche Trias, wie sie 1806 aus den Ruinen des Reiches erstand, die Bonaparte schon jetzt als Ziel vorschwebte: Oesterreich nach Südosten, Preußen nach dem baltischen Meere hingedrängt, beide entzweit, der Rheinbund die Brücke französischer Herrschaft in Deutschland.

Um diesen Plan unverändert durchzuführen, bedurfte es der Einwilligung der mecklenburgischen Fürsten, deren Wollen oder Nichtwollen der russischen Verwandtschaft wegen Rücksicht verdiente. Sie lehnten indessen, ungeachtet der Fürsprache Preußens, den Vorschlag ab. Es waren daher Modificationen nothwendig, auch wenn man die Grundlage des Planes niemals aufgab. Preußen fing aber an, ungeduldig zu werden. Wir verlangten Bamberg und Würzburg — klagten die Berliner Staatsmänner — das wollt Ihr Baiern geben; handelt es sich um Münster, so wollt Ihr die Berührung zwischen uns und der batavischen Republik hindern. Bei Mecklenburg stößt man auf russische, bei Osnabrück und Hildesheim auf englisch-hannöversche Opposition; wollen wir einen Tausch mit Hannover vornehmen, so widersetzt sich Dänemark; wir können nicht die Hand ausstrecken, ohne auf Hindernisse zu stoßen. Diese Schwierigkeiten zu besiegen, that Preußen einen weiteren Schritt der Annäherung an Rußland. Es war zwar bekannt, daß der russische Minister Panin den preußischen Ansprüchen entgegen war und der Gesandte in Paris, Markof, wie der größte Theil des russischen Adels, entschieden zu Oesterreich und der Coalitionspolitik neigte; auch hatte Oesterreich selbst wiederholte Anstrengungen gemacht, sich in seiner Isolirung wenigstens des russischen Beistandes zu versichern. Allein ein Wechsel im Ministerium beseitigte den antipreußischen Einfluß, die Haltung Markofs war zu unvorsichtig, um gefährlich zu sein, und die Thätigkeit des Wiener Hofes zu Petersburg war durch Bonaparte und seine Diplomatie im Schach gehalten. Preußen war daher der Weg gebahnt, zumal sich seit dem Thronwechsel in Rußland auch ein persönlich sehr verbindliches Verhältniß zwischen beiden Monarchen hergestellt hatte. Ohne daß Haugwitz eingeweiht war, hatte sich zwischen Alexander und Friedrich Wilhelm III. ein eigenhändiger

Briefwechsel entsponnen, den Hardenberg und Graf Goltz, der Gesandte in Petersburg, vermittelten. So kam es zu der persönlichen Zusammenkunft beider Monarchen, die seit dem 10. Juni zu Memel stattfand; Alexander war zwar hier, wie immer, mehr in den Formen geschmeidig als in Thaten freigebig und wußte bestimmten Zusagen geschickt auszuweichen; aber es war doch das preußisch-russische Einverständniß öffentlich besiegelt und die österreichische Politik beim Czaren aus dem Feld geschlagen.

Aus dem letzten Grunde war auch Bonaparte diese Annäherung der beiden östlichen Höfe erwünscht, nur dachte er nicht daran, der russisch-preußischen Freundschaft einen thätigen Einfluß auf die Entscheidung der Dinge zu gestatten. Eben in den Tagen, wo die beiden Monarchen sich zum Congresse nach Memel aufmachten, hatte der erste Consul den Meisterstreich geführt, der ihn zum Schiedsrichter in den deutschen Angelegenheiten machte. Er hatte Preußen, Baiern und Rußland selbst durch einzelne Verträge an sich geknüpft und dadurch seinem Entschädigungsplane den Erfolg gesichert. Eine geheime Uebereinkunft, die am 23. Mai 1802 geschlossen ward *), verhieß Preußen als Entschädigung die Bisthümer Paderborn und Hildesheim, einen Theil von Münster, das Eichsfeld, Erfurt und die Abteien Elten, Essen und Werden, allerdings weniger, als die preußischen Staatsmänner verlangt, aber immerhin viel mehr, als Preußen an Gebiet und Einkünften verloren hatte. Zu gleicher Zeit waren dem Hause Oranien das Bisthum Fulda, die Abteien Corvey und Weingarten, Dortmund und einige

*) Die genauesten Angaben über die zum Theil noch nicht veröffentlichten Verträge finden wir bei Lefebvre I. 235 f. woraus sich die Mittheilungen bei Martens supplément au recueil III. 219 f. nothdürftig ergänzen lassen. In Bezug auf den bairischen Vertrag weichen Lefebvre und Thiers (IV. 75.) einmal in Bezug auf das Datum ab, indem jener den 24., dieser den 23. Mai angibt, dann auch in Bezug auf einzelne Bedingungen. Es erklärt sich das wohl dadurch, daß Manches, was in diesen Verträgen festgestellt war, bald nachher wieder kurzweg geändert worden ist. In dem preußischen Vertrage bildete die Garantie für Italien, nach Lefebvre und Bignon, der den Satz wörtlich anführt, den dreizehnten, die Bestimmung über die sofortige Besitznahme (s. Bignon II. 324.) den vierzehnten Artikel. Wir haben es, bei der Abweichung der einzelnen Angaben, die indessen nur Nebenpunkte trifft, für das Passendste gehalten, die Thatsachen im Texte nach dem bald nachher überreichten Entschädigungsplan festzustellen.

andere Reichsſtädte in Schwaben, die ſpäter an Baiern fielen, zugeſagt, natürlich mit der Bedingung, daß die Beſitzungen im Falle des Ausſterbens der Oranier auf Preußen übergehen ſollten. Dafür erkannte der ehemalige Erbſtatthalter die bataviſche Republik, Preußen die Veränderungen in Italien an. Um ſeiner Beute ganz ſicher zu ſein, ließ ſich Preußen außerdem von Frankreich ermächtigen, die neuen Gebiete in Beſitz zu nehmen, bevor noch die letzte Entſcheidung vom Reichstag gegeben war. Der Vertrag mit Baiern, der am 24. Mai geſchloſſen ward, verhieß dem bairiſchen Kurfürſten die Stifter Würzburg, Bamberg, Freiſingen, Augsburg, Eichſtädt, die Abtei Kempten, die Grafſchaft Werdenfels, einen Theil des Bisthums und die Stadt Paſſau, außerdem eine Anzahl Reichsſtädte und Abteien in Schwaben und Franken, mithin eine Entſchädigung, die durch Umfang und geographiſche Lage den Verluſt mehr als erſetzte und wozu Oeſterreich wie Preußen einen guten Theil ihrer Wünſche hatten opfern müſſen. Es folgten dieſem Vertrage ähnliche Abkommen mit Württemberg, Baden und Heſſen, in denen, jedoch ohne ins Detail einzugehen, nur im Allgemeinen reiche Entſchädigungen verſprochen waren.

So hatte ſich Bonaparte mit vier von den acht Mitgliedern der außerordentlichen Reichsdeputation „verſtändigt"; Oeſterreich war auf ſeine hülfloſe Clientel von geiſtlichen Herren beſchränkt, es galt jetzt nur noch, ſich auch Rußlands zu verſichern. Bonaparte hatte den Abſchluß jener Verträge ſchnell nach Memel melden laſſen und dort erwünſchte Aufnahme gefunden; indeſſen wurde der ruſſiſche Geſandte in Paris gedrängt, auch im Namen ſeines Kaiſers raſch zu unterzeichnen. Es ward ihm, auf Grund der einzelnen Verträge und Verabredungen, ein Entſchädigungsplan vorgelegt, worin, ſcheinbar Rußland zu Liebe, ein guter Theil der Beute, die früher Toscana hatte erhalten ſollen, den verwandten ſüddeutſchen Fürſten zugewieſen war. Markof ſah die Dinge aber anders an, als der Petersburger Hof; mit ſeiner ganzen Sympathie den Mächten der Coalition zugethan, betrachtete er die Vergrößerung der verwandten Höfe als eine gleichgültige Sache und hätte gern die Erhaltung wenigſtens eines Theils der geiſtlichen Staaten geſichert. Doch gab er dem Drängen Talleyrands am Ende nach und unterzeichnete am 3. Juni das Abkommen, welches den Entſchädigungsplan, wie ihn Frankreich vorgelegt, gut-

hieß und zugleich die französisch-russische Vermittlung in den deutschen Wirren verabredete. Der Czar hatte auf diesem letzten Punkte ausdrücklich bestanden; er mochte sich davon vielen Einfluß versprechen, während diese Vermittlung nur die Wirkung hatte, daß seitdem das Geld der deutschen Fürsten auch den russischen Unterhändlern zufloß *). In dem Entschädigungsplane **) waren für Toscana Salzburg, Berchtesgaden, Briren, Trient und ein Theil von Passau, für Baiern und Preußen ungefähr das in den Verträgen Versprochene festgesetzt; Hannover sollte Osnabrück erhalten, für Baden waren das Bisthum Constanz, die Reste der Stifter Speyer, Straßburg, Basel, die Neckarpfalz, Lahr, die Grafschaft Lichtenberg, dann die Reichsstädte Offenburg, Zell, Gengenbach, Ueberlingen, Biberach, Pfullendorf, Wimpfen und die Abteien Schwarzach, Frauenalb, Allerheiligen, Lichtenthal, Gengenbach, Ettenheimmünster, Petershausen und Salmansweiler bestimmt; Württemberg sollte die Propstei Ellwangen, die Abtei Zwiefalten, die Reichsstädte Weil, Reutlingen, Eßlingen, Rotweil, Giengen, Aalen, Hall, Gmünd und Heilbronn bekommen. Weiter waren dem Landgrafen von Hessen-Cassel für den Verlust von St. Goar und Rheinfels die mainzischen Enclaven Amöneburg, Fritzlar und Holzhausen zugewiesen, während Hessen-Darmstadt für die Einbuße der Grafschaft Lichtenberg mit den Aemtern Lindenfels, Otzberg und dem Rest des Amtes Oppenheim, mit dem Herzogthum Westfalen, den mainzischen Aemtern Gernsheim, Bensheim, Heppenheim, dem Reste des Bisthums Worms und der Stadt Friedberg entschädigt werden sollte. Württemberg, Baden und Hessen-Cassel sollten zu Kurfürstenthümern erhoben werden, von den geistlichen Kurwürden nur eine, die kurmainzische, in der Weise erhalten werden, daß der Kurfürst, mit Aschaffenburg und einigen Abteien dotirt, die Würde eines Reichserzkanzlers mit der Leitung der Reichstagsangelegenheiten fortführen und seinen Sitz in Regensburg nehmen sollte. Es war wohl weniger die Fürsorge für die hierarchische Ordnung der katholischen Kirche in Deutschland, die allerdings wenigstens einen Erzbischof wünschenswerth machte, oder die Rücksicht auf die Reichsverfassung, was Kurmainz jetzt noch

*) S. Pertz Leben Steins I. 228.
**) S. Martens Suppl. III. 238 f.

das Leben gefristet hat, als vielmehr ein ganz persönlicher Beweggrund; der Mainzer Coadjutor Karl Theodor von Dalberg, dessen flackernder Enthusiasmus und literarisches Mäcenatenthum ihm ebenso sehr wie sein unruhiger Ehrgeiz ein gewisses Renommée in Deutschland erworben hatte, wurde schon damals von Bonaparte's Scharfblick als ein sehr brauchbares Werkzeug für die französische Politik erkannt, und darum vorerst ihm noch die Leitung der deutschen Reichstagsgeschäfte zugewiesen *). Es folgten dann weiter die Entschädigungen für Oldenburg, die nassauischen Linien, Taxis, Löwenstein, Solms, Hohenlohe, Isenburg und eine Anzahl noch kleinerer fürstlicher und gräflicher Häuser. Eine andere Gestaltung des Reichstages ergab sich danach von selber. Es traten drei neue weltliche und protestantische Kurfürsten ein; Nassau-Usingen und Weilburg, Salm-Salm, Salm-Kyrburg, Leiningen und Aremberg kamen mit Virilstimmen in den Fürstenrath, das städtische Collegium war auf Hamburg, Lübeck, Bremen, Wetzlar, Frankfurt, Nürnberg, Augsburg und Regensburg zusammengeschmolzen.

Dies waren die Grundzüge des Planes, zu dessen Annahme Bonaparte jetzt Rußland drängte. Es war kein Zweifel, wenn der Czar diesen Entwurf adoptirte, so half er bereitwillig französische Gedanken und Interessen durchführen, obwol der Schein gewahrt war, als sei dem russischen Kaiser durch die reiche Dotirung seiner Verwandten und die Anerkennung seiner schiedsrichterlichen Stellung im deutschen Reich eine wichtige Concession gemacht. Diesen Schein zu wahren, war aber Bonaparte aufs eifrigste bemüht; er kannte Alexanders Ehrgeiz, dessen Ungeduld, eine Rolle zu spielen, und baute darauf die Hoffnung, den Czaren im Gewande gleicher Berechtigung zum Gehülfen seiner Politik zu machen. In Petersburg war man gegen die wahre Lage nicht völlig getäuscht; es erhoben sich wohl Stimmen im Rathe des Kaisers, daß Rußland unter schmeichelhafter Außenseite nur zum Werkzeug Bonaparte'scher Politik werde; allein diese Bedenken schwiegen. Alexander fühlte sich doch angezogen von der Rolle eines Schiedsrichters in Deutschland, die, von Katharina II. ver-

*) Kurfürst Friedrich Karl Joseph starb wenige Wochen später am 25. Juli zu Aschaffenburg.

geblich angestrebt, ihm nun in den Schooß geworfen ward; die Frauen am Hofe, die Mutter wie die Gemahlin des Kaisers, eifrige Fürsprecherinnen des württembergischen und badischen Hauses, dem sie angehörten, auch Preußens Verwendung, das Alles wirkte mit, den leisen Widerstand Alexanders zu überwinden. Er bestätigte den Vertrag vom 3. Juni; durch eine Modification in der Form und einige Wünsche zu Gunsten der oldenburgischen und mecklenburgischen Verwandtschaft wahrte er sich den Schein unabhängigen und selbständigen Handelns.

Das Werk Bonapartes konnte damit als vollendet gelten; denn es war nicht zu besorgen, daß der von Frankreich und Rußland eingebrachte Entwurf, für den die Mehrzahl der bedeutendsten Reichsfürsten gewonnen war, etwa am deutschen Reichstage scheiterte. Oesterreich war jetzt völlig bei Seite gedrängt; seine Gesandten in Paris und Petersburg, der Graf Philipp Cobenzl und Saurau erfuhren die letzten Verabredungen erst, als es zu spät war, sie zu hindern. Grollend schrieb man ihnen zu Wien die Schuld dieser Niederlage zu und kaum ward der Gesandte in Paris durch seinen einflußreichen Vetter vor der Ungnade geschützt, der Graf Saurau ward für das angebliche Versäumniß mit der Abberufung bestraft. Am Reichstag war man natürlich nicht besser unterrichtet, als die beiden kaiserlichen Diplomaten; wir sehen aus der Correspondenz von Regensburg, daß man sich dort noch zu Anfang Juli auf die allgemeinsten Zeitungsgerüchte beschränkt sah. Es tauchte sogar damals der Vorschlag auf, längere Ferien zu machen, und nur auf die bestimmte Einsprache des französischen und preußischen Geschäftsträgers, welcher sich Baiern und Baden anschlossen, fiel der Antrag. Diese Einsprache war aber der erste Fingerzeig, daß eine nahe Entscheidung bevorstand, wenn gleich die meisten Herren vom Reichstag selbst noch völlig im Dunkeln tappten. Die Taktik des österreichischen Gesandten, den geistlichen Ständen eine nur sehr beschränkte Säcularisation in Aussicht zu stellen und die weltlichen der Nachgiebigkeit des kaiserlichen Hofes zu versichern, erweckte in Regensburg die irrige Meinung, der Kaiser sei mit Bonaparte, Rußland und Preußen völlig einig *). Erst ein Rescript des kaiserlichen Hofes an seine Gesandten in Deutschland lüftete den

*) Reichstagscorresp. d. d. 26. Juli 1802.

Schleier. Der Kaiser, hieß es darin, habe zur Regelung der Entschädigungssache den von den Reichsständen beliebten Weg einer Reichsdeputation mit Vergnügen gutgeheißen; wie darauf die angesehensten Betheiligten einen Aufschub veranlaßt und sich an Rußland und Frankreich gewandt hätten, habe auch der Kaiser sich bereit erklärt, an der von Rußland vorgeschlagenen gemeinschaftlichen Unterhandlung Theil zu nehmen. Man habe ihn indessen nicht zugezogen; dagegen erkläre jetzt Frankreich, es wünsche in Uebereinstimmung mit Rußland die Berichtigung der Entschädigungssache in reichsgesetzmäßigem Wege vorzunehmen. Der Kaiser wolle daher Alles vorkehren, wodurch die ungesäumte Eröffnung der Reichsdeputation bewirkt werden möge; sein Absehen sei dabei besonders darauf gerichtet, die Erhaltung der Reichsverfassung mit der Erfüllung der vom Kaiser und Reich zu Luneville übernommenen Verbindlichkeiten so viel wie möglich zu vereinigen. Außerdem sei der Kaiser überzeugt, daß die Ruhe und Wohlfahrt des deutschen Vaterlandes einmal davon abhänge, daß die Berichtigung der Entschädigungen mit der erwünschtesten Eintracht und wechselseitigen Rücksicht erfolge, dann die Ausführung des „von Kaiser und Reich mit Beistimmung Rußlands und Frankreichs festzustellenden Planes in keinem andern als gesetzmäßigen Wege vor sich gehe und alle eigennützigen Schritte und Gewaltthätigkeiten, durch die man auch die Mäßigsten zwingen werde, gleiche Wege einzuschlagen, fern gehalten würden."

Die Unbefangenen, die von einem Einverständniß Oesterreichs mit Bonaparte und seinem Schweife träumten oder die da glaubten, es sei die Zeit für Reichstagsferien gekommen, wurden unsanft aus dem Schlummer geweckt. Seit Juli waren in Preußen und Pfalzbaiern Truppenmassen in Bewegung, offenbar um einstweilen wegzunehmen, was an Entschädigungen verheißen war; wenigstens ließ man sich durch die Abmahnung des kaiserlichen Rundschreibens gewiß nicht irre machen. Am 3. August, dem Geburtstag des Königs, erfolgten in der That die preußischen Occupationen; zu Hildesheim, zu Münster u. s. w. ward die Huldigung eingenommen. Ein königliches Patent vom 6. Juni, also scheinbar gleich nach dem Abschluß der Maiverträge ausgefertigt, verkündigte, daß in Folge getroffener Vereinbarung Preußen diese Gebiete als Entschädigung für seine Verluste am linken

Rheinufer in Besitz nehme. Wohl erklärte die preußische Regierung, als Antwort auf das kaiserliche Rundschreiben, man sehe diese Besetzung nur als eine vorläufige Maßregel an, aber dem widersprach die Thatsache, daß man überall in den occupirten Gebieten Commissionen zur Organisation einsetzte und überhaupt Alles sichtbar auf einen dauernden Besitz einrichtete.

Das Zeichen zur Selbsthülfe war gegeben; nun zögerte auch der Kaiser nicht mehr, seine in dem Rundschreiben ausgesprochene Drohung zu vollziehen. Das Bisthum Passau, erinnern wir uns, war in dem Entschädigungsplane in zwei Stücke zerrissen; die Stadt, um ihrer Lage willen allerdings sehr wichtig, war nebst einem Theil des Stiftes an Baiern, das Uebrige an Toscana zugesagt. Es gab demnach keinen geeigneteren Anlaß für die österreichische Politik, Vergeltungsrecht zu üben für die Occupationen der Andern, als Passau, dessen Besitz den Weg nach Baiern öffnete. Nun lieh zudem die bairische Politik selber den Vorwand dazu. Sie hatte das frühere Ansinnen des Kaisers, überhaupt nichts zu besetzen, abgelehnt und zog jetzt Truppen in der Nähe des Inn zusammen. Wie diese sich der bischöflichen Residenz näherten, rückten, vom Fürstbischof gerufen, auch von der andern Seite die Kaiserlichen heran; eine Besprechung zwischen den Führern beider Colonnen hatte keinen Erfolg, vielmehr besetzten in der Nacht vom 16. zum 17. August die Oesterreicher die Stadt und pflanzten ihre Kanonen gegen die Stellung der Baiern auf. Die Baiern setzten sich dann in dem noch ledigen Theile des Bisthums fest und es hätte nur irgend einer kleinen Unvorsichtigkeit bedurft, so gab es zwischen Deutschen und Deutschen hier blutige Händel! Wir hatten es jetzt wirklich so weit gebracht, daß wir noch dankbar sein mußten, wenn die Franzosen und Russen durch ihr Machtwort die Ruhe unter uns herstellten!

Der Vorfall zu Passau war im Ganzen nicht greller, als was Preußen und Baiern an andern Stellen thaten; beide Theile fielen vor beendigtem Proceß über den streitigen Gegenstand her, nur that das Oesterreich auf eigene Faust, die Andern mit französischer Ermächtigung. Aber der Eindruck war größer, einmal weil die Ueberrumpelung Passaus zuerst die weite Kluft zwischen Oesterreich und Frankreich, zwischen dem Kaiser und den weltlichen Reichsständen aufdeckte, dann weil damit der französisch-

ruſſiſchen Intervention und ihrem Entwurfe deutlich der Handſchuh hingeworfen war. Schon faßten die zum Opfer beſtimmten Stände friſchen Muth; ſie träumten von einem neuen Aufſchwung der kaiſerlichen Politik, die das Gewebe der bonapartiſch-preußiſch-bairiſchen Machinationen mit einem kräftigen Schlage zerhauen werde. Eben darum nahm man auch auf der andern Seite die Sache ernſter und Bonaparte insbeſondere war entſchloſſen, dieſem erſten Verſuche offenen Widerſtandes gegen ſeinen Theilungsplan mit aller Macht zu begegnen. Er hatte noch kurz zuvor in Wien einen vertraulichen Schritt gethan, den Entſchädigungsentwurf mitzutheilen und dabei die Andeutung fallen laſſen, daß, wenn der Kaiſer ſich ſonſt nachgiebig zeige, das noch nicht Frankreichs letztes Wort ſein werde. Darauf erſchien nun der Einfall in Paſſau faſt wie eine Antwort; wenigſtens faßte Bonaparte den Vorgang ſo auf und nahm ſich vor, ihn entſprechend zu erwiedern. Wir werden ſpäter davon hören.

Jetzt endlich, nachdem das Ausland die Looſe der Theilung beſtimmt und die Vollziehung ſchon begonnen hatte, gaben auch das officielle Reich und ſeine Deputation ein Lebenszeichen von ſich *). Ein kaiſerliches Decret vom 2. Auguſt hatte dieſelbe „zur ſchließlichen Berichtigung des Friedensgeſchäftes" nach Regensburg einberufen. Im Laufe des Monats trafen die Mitglieder der Deputation dort ein; Baron Hügel als kaiſerlicher Bevollmächtigter, Freiherr von Albini für Kurmainz, der Reichshofrath von Schraut für die böhmiſche, von Globig für die ſächſiſche Stimme. Kurbrandenburg war durch den uns wohlbekannten Grafen Görtz vertreten und ihm wegen der fränkiſchen Beſitzthümer der Directorialgeſandte beim fränkiſchen Kreiſe Hänlein, beigegeben; für Baiern erſchien Rechberg, für Württemberg Normann, für Heſſencaſſel Günderrode, die Stimme des Deutſchmeiſters war von dem Freiherrn von Rabenau geführt. Von den vermittelnden Mächten waren ein Herr von Bühler und Klüpfel als Vertreter Rußlands, Laforeſt, der bisherige Geſchäftsträger in München, als Geſandter Frank-

*) Ueber das Folgende ſind außer der früher angeführten Reichstagscorreſpondenz und den politiſchen Zeitſchriften der Zeit die franzöſiſchen Quellen und die Bücher von Gaspari (der Reichsdeputationshauptſchluß. 1803. 2 Bde.) und v. Hoff (das deutſche Reich vor der franzöſiſchen Revolution und nach dem Frieden von Luneville. 2 Bde. 1805.) benutzt worden.

reichs bevollmächtigt. Das Uebergewicht Frankreichs war auch in diesem persönlichen Verhältniß ausgeprägt. Denn die beiden ziemlich nichtssagenden Repräsentanten Rußlands wurden von dem feinen und gewandten Laforest, der noch zur Unterstützung den durchtriebenen Mathieu in seinem Gefolge hatte, vollkommen am Gängelbande geleitet.

Am 24. August ward der Congreß feierlich eröffnet; nach den gewöhnlichen Förmlichkeiten ward eine Erklärung des kaiserlichen Bevollmächtigten verlesen, die halb wie ein Programm, halb wie ein Protest der Wiener Politik lautete. Die Schuld der Verzögerung war darin mit dürren Worten Frankreich Schuld gegeben, auch Klage geführt, daß die Unterhandlungen, die der Kaiser mit den vermittelnden Mächten angeknüpft, ohne Erfolg gewesen, und der Deputation nachdrücklich ihre Aufgabe und Pflicht ans Herz gelegt. Die Entschädigungen, hieß es, sollten mit Gerechtigkeit abgewogen, nicht unter dem Vorwande eines angeblichen Gleichgewichtes vertheilt, und die Verfassung des deutschen Reiches, „das Resultat gereifter Erfahrungen vieler Jahrhunderte," in jeder Hinsicht erhalten werden. Nun folgte die Uebergabe der Declaration der vermittelnden Mächte mit dem Entschädigungsplan, der schon einige Tage zuvor vertraulich dem kaiserlichen und dem mainzischen Bevollmächtigten war mitgetheilt worden; über diesen Plan, lautete gebieterisch der Schluß der Erklärung, sollten die schleunigsten und ernsthaftesten Berathungen angestellt und im Interesse Deutschlands wie des europäischen Friedens Alles, was die Entschädigungen betreffe, binnen zwei Monaten erledigt sein. So kündigte sich die fremde Einmischung nicht mehr im Tone der Vermittlung, sondern des Befehles an und im ganzen Kreise des Reichstages zuckte auch kein Laut der Scham und des Unwillens über diese Erniedrigung auf! Nur der Kaiser suchte, freilich zu spät, in einem Rescript an den böhmischen Vertreter, dem deutschen Reiche die unmittelbare Behandlung und Berichtigung der Entschädigungssache vorzubehalten und sprach die Erwartung aus, daß die beiden auswärtigen Mächte diese „erste und höchste aller Befugnisse eines unabhängigen Staates" nicht verkümmern würden.

Schon die zweite Sitzung der Reichsdeputation (31. August) zeigte das Uebergewicht der mit Frankreich und Rußland verbundenen Reichsstände. Während die böhmische Stimme sich im Sinne des eben erwähnten kaiserlichen Rescripts aussprach, erklärte sich

Brandenburg dafür, daß man durch ein vorläufiges Concluſum den Plan im Ganzen annehme, ſich aber in Betreff der zu erwartenden Reclamationen und der Aenderungen, die ſich daraus ergeben würden, das Gehörige vorbehalte. Baiern, Württemberg, Heſſencaſſel waren natürlich ebenfalls für dieſe vorgeſchlagene Annahme en bloc. Die Stimme des Deutſchmeiſters meinte, die Deputation könne die Erklärung allerdings annehmen und den Vermittlern für ihre Verwendung danken, aber ſie ſolle zugleich gemäß ihrer Befugniß jeden einzelnen Verluſt in eigene Erwägung ziehen, die dafür zu gewährende Entſchädigung erörtern, damit dann die Declaration vergleichen und über die etwa ſich ergebenden Anſtände mit den Bevollmächtigten der Vermittler Rückſprache pflegen. Dieſe Meinung des Wiener Hofes, die dem Geſandten des Deutſchmeiſters in den Mund gelegt ward, hatte aber außer dieſem in der Deputation nur noch die böhmiſche Stimme für ſich; Sachſen behielt ſich ſein Votum vor, Kurmainz gab eine Erklärung ab, die ein getreuer Ausdruck der ſchillernden und lavirenden Politik Dalbergs war. Innerlich bereits mit dem franzöſiſch-ruſſiſchen Projekt einverſtanden, bemühte ſich der künftige Kurerzkanzler doch den Schein zu wahren, als nehme er eine ſelbſtändige Haltung ein und als ſuche er aus dem großen Schiffbruch von der alten Ordnung und dem Kirchenſtaat des heiligen römiſchen Reiches noch zu retten, was zu retten ſei. Man müſſe, hieß es in der Erklärung, die Albini abgab, in der Declaration der Mächte zweierlei unterſcheiden; einmal die Entſchädigungen und dann eine Reihe von andern Beſtimmungen, die ſich daraus ergäben; unter den letzteren ſei Einzelnes allerdings mit jenem erſten eng verflochten und bedürfe einer raſchen Erledigung, z. B. der ſtandesgemäße Unterhalt der Säculariſirten und das Schulden- und Penſionsweſen der eingeſchmolzenen geiſtlichen Gebiete. Bei den Entſchädigungen hätten ſich die vermittelnden Mächte allerdings nicht immer an den Buchſtaben des Luneviller Friedens halten können, ſeien aber auch wohl trotz des beſten Willens nicht überall mit der genaueſten Kenntniß der Verhältniſſe ausgerüſtet geweſen; es ſei daher um ſo mehr die heilige Pflicht der Deputation, die Berathung auf's gründlichſte vorzunehmen. Mit dem Bedauern, daß die Säculariſation ſo weit gehen ſolle, verband der Abgeſandte zugleich die Verſicherung, daß Kurmainz ſich auf's eifrigſte bemühen

werde, ſich ſowol des ganzen Reichs wie aller einzelnen Individuen nach allen Kräften anzunehmen. Mit dieſem Votum hoffte Dalberg nach allen Seiten hin zu genügen; den Geiſtlichen war darin ein dürftiger Troſt zugeworfen, mit der vorgeſchlagenen „gründlichen" Prüfung dem Kaiſer eine ſcheinbare Conceſſion gemacht und doch konnte durch die Art, wie das Ganze begründet und die Entſchädigungen ſtillſchweigend als abgemachte Thatſache angenommen waren, auch Bonaparte und was ihm anhing ſich befriedigt finden. Es war Alles ſo geſtellt, daß Kurmainz bei einer nächſten Abſtimmung, ohne einen zu grellen Sprung zu machen, mit Preußen, Baiern und den Andern ſich für die Annahme en bloc erklären konnte, zumal da die franzöſiſche Geſandtſchaft ſüße und herbe Mittel nicht ſparte. Falls die Sache ſcheiterte, war das Schlimmſte in Ausſicht geſtellt; wenn dagegen Mainz hübſch geſchmeidig war, ſollten ihm ſeine Entſchädigungen in Grund und Boden angewieſen werden. Schon in der dritten Sitzung am 8. September erfolgte dieſe Wendung, wie eine gut einſtudirte Komödie vorbereitet. Die böhmiſche Stimme kam noch einmal darauf zurück, daß man den Entwurf Punkt für Punkt in Erwägung ziehen ſolle, ſtand aber auch jetzt mit dem Vertreter des Deutſchmeiſters allein; Kurſachſen, als das einzige Mitglied der Deputation, das in dieſem Schiffbruch nicht auf Beute angewieſen war, nahm eine mittlere Stellung ein, Kurmainz bahnte ſich die Brücke zum Einverſtändniß mit den Andern. Indem dieſe ſich bereit erklärten, in Betreff des Unterhaltes der Geiſtlichen und der Schulden der ſäculariſirten Gebiete den von Albini früher geäußerten Wünſchen zu genügen, gaben ſie dem Vertreter Dalbergs den erwünſchten Vorwand, auch ſeinerſeits einen Schritt der Annäherung zu thun. Es ſei, äußerte er, binnen zwei Monaten doch nicht möglich, von allen Beſchädigten förmliche Berechnung ihrer Verluſte einzuholen und ſie zu prüfen; der Reclamationen ſeien zudem ſchon jetzt ſo viele, daß man ſich kaum ſchmeicheln könne, von den zur Entſchädigungsmaſſe beſtimmten Stiftern und Reichsſtädten noch etwas zu retten. Es bleibe daher praktiſch kaum etwas Anderes übrig, als die gegen den Plan einkommenden dringenden Reclamationen in Erwägung zu ziehen und ſich über die Gründe und Berechnungen des vorgelegten Entwurfs von den Mächten die nöthigen Erläuterungen auszubitten. Der Antrag,

womit dieſe Begründung ſchloß, lautete dahin: den Entſchädigungsplan im Allgemeinen anzunehmen und die Aenderungen, die durch begründete Reclamationen veranlaßt würden, ſich vorzubehalten. Natürlich traten Brandenburg, Baiern, Württemberg und Heſſen-Caſſel dem bei; auch Sachſen ſchloß ſich zögernd an und das Mainzer Votum ward zum Beſchluß der Deputation erhoben.

Von dem kaiſerlichen Bevollmächtigten ward er aber verworfen. Derſelbe wies in der Sitzung vom 14. September die Deputation wiederholt auf den Luneviller Frieden als die Grundlage aller Berathungen hin und verlangte demzufolge eine pflichtmäßige Prüfung aller Theile des Planes. Da gegründete Einſprachen gegen den Entwurf vorhanden ſeien, ſo könne man ihn nicht ſchon jetzt im Allgemeinen annehmen. Es ſei unvereinbar, ſich Erinnerungen vorzubehalten und zugleich ſich die Mittel der Befriedigung zu entziehen, indem nach dem vorgelegten Plane die Entſchädigungsmaſſe dergeſtalt erſchöpft ſei, daß für ſpätere Befriedigung gerechter Reclamationen nichts mehr übrig bleibe.

Es hätte dieſes Widerſpruches nicht bedurft, um den Zorn Bonaparte's herauszufordern. Schon daß ſein Verſuch, die Oppoſition Oeſterreichs durch begütigende Vorſtellungen zu beſchwichtigen, geſcheitert war, hatte den Conſul verſtimmt; die Beſetzung von Paſſau, die erſten Erklärungen Oeſterreichs in der Deputation, die Verwahrung für die Selbſtändigkeit des Reiches und die unverblümten Vorwürfe gegen die fremden Vermittler erregten ſeine ganze Erbitterung. Hatte der Moniteur bisher die Miene annehmen müſſen, als ſei man mit Oeſterreich vollkommen einig, ſo wurde jetzt der trotzig einſchüchternde Ton von früher wieder angeſchlagen. In der nämlichen Sitzung vom 14. September, wo der kaiſerliche Bevollmächtigte den Beſchluß der Deputation verwarf, ward eine franzöſiſche Note, der ſich natürlich Rußland anſchloß, verleſen, die wie ein feindliches Manifeſt gegen die kaiſerliche Politik klang. Die Entwürfe des Wiener Hofes, hieß es darin, hätten darauf abgezielt, ſein Gebiet bis an den Lech zu erweitern, und würden die Wirkung gehabt haben, Baiern aus der Zahl der Mächte ganz auszuſtreichen. Das Gleichgewicht Europa's verlange aber eben ſo ſehr die Exiſtenz Baierns wie die Macht Oeſterreichs. Die Inſinuationen des Wiener Hofes ſeien zu Petersburg wie zu Paris geſcheitert; denn Baiern ſtehe unter

dem Schutz der vermittelnden Mächte und der erste Consul werde niemals zugeben, daß Passau in den Händen der Oesterreicher verbleibe oder ihnen ein Theil von dem Gebiet zufalle, das Baiern am rechten Innufer besitze.

Auf einen solchen Ausfall konnte Oesterreich nicht schweigen; es suchte in einer Note vom 26. September durch genauere Darlegung des Sachverhaltes die Vorwürfe zu entkräften. Nach den Andeutungen einer hochgestellten Persönlichkeit in Baiern habe man zu Wien glauben müssen, es liege in den freiwilligen Wünschen des Kurfürsten von Pfalzbaiern, einen Tausch mit Toscana einzugehen. In München und bei den beiden vermittelnden Mächten seien darüber Eröffnungen gemacht worden, es sei aber niemals die Absicht gewesen, Baiern zu verschlingen, sondern nur die an Salzburg angränzenden Gebiete Baierns gegen schwäbische Besitzungen einzutauschen.

Gegenüber dem Beschluß der Reichsdeputation verharrte aber der Kaiser in seiner verneinenden Stellung. Derselbe blieb zunächst ohne Folge und man war bis Ende September zu keinem weiteren Resultate gelangt, als daß sich die Situation der Parteien schärfer geklärt hatte. Denn das war jetzt offenbar, daß Oesterreich wenigstens versuchen wollte, so lange es ging, die Erledigung der Angelegenheit zu verzögern, nicht sowol aus uneigennütziger Sorge für die Reichsverfassung oder für die geistlichen Stände, als in der Hoffnung, durch seinen Widerstand ein besseres Loos für Toscana und eine seinem Einflusse günstigere Lösung der Entschädigungssache zu erlangen. Bonaparte war aber auf diese Taktik gefaßt; der österreichischen Weigerung wurde in Regensburg die zäheste Unnachgiebigkeit entgegengesetzt, und indeß die kaiserliche Diplomatie vertraulich fallen ließ, auch ein kleines Opfer werde sie befriedigen, wurde auch dies kleinste von dem französischen Bevollmächtigten trocken verweigert. Man solle sich, rieth er, nach Paris wenden; vielleicht seien dort bessere Bedingungen zu erlangen.

Die Reichsdeputation blieb indessen nicht unbeschäftigt; sie ward mit Reclamationen aller Art wahrhaft bestürmt. Nicht nur Oesterreich für Toscana, auch Hessencassel, Löwenstein, Salm, Aremberg, Oettingen-Wallerstein, der deutsche Orden, die westfälischen Grafen, die schwäbischen Reichsstädte, die Ritterschaft und

eine Menge von andern, Entschädigten und Nichtentschädigten, drängten sich mit umfangreichen Beschwerdeschriften und Berechnungen nach Regensburg. Da erhob z. B. Neuwied Anspruch auf kurkölnische und kurtrierische Bezirke, Sachsen-Meiningen auf die Grafschaft Sayn-Altenkirchen, Hohenlohe reclamirte wegen seines ungefähr fünfhundert Gulden betragenden Antheils an dem Rheinzolle zu Boppard, und die rheinische Reichsritterschaft forderte theils Entschädigung wegen des Verlustes an Zehnten und Gerichtsgefällen am linken Rheinufer, den der ober- und niederrheinische Canton auf 213,022 Gulden jährlich anschlug, theils Aufhebung der Beschlagnahme, womit auch ihre Privatgüter dort getroffen worden waren. Hier sollten die Personen, die durch die bevorstehende Revolution ihre Stellen verloren, versorgt, dort das Landes- und Kreisschuldenwesen geordnet werden. Da war kaum Einer, der nicht enormen Verlust und eine viel zu geringe Entschädigung vorzurechnen wußte. Selbst Modena kam und legte in großen Tabellen seine italienischen Einkünfte dem Reichstag vor, um zu zeigen, welch ungenügender Ersatz dafür der Breisgau und die Ortenau wären. Von den zahllosen Reclamationen fanden wohl einzelne eine Berücksichtigung; andere wurden einfach zu den Acten gelegt oder die Reichsdeputation hatte höchstens den Trost bereit, den sie den Rittern gab: „so sehr auch die Reichsritterschaft zu bedauern sei, die Deputation finde sich gleichwol nicht im Stande, ihr eine Entschädigung zu verschaffen.“ Und die Ritterschaft gehörte zu den am schwersten Getroffenen; ihre reichsunmittelbaren Besitzungen am linken Rheinufer waren verloren und von einem Ersatz keine Rede, ihre Privatgüter waren unter Sequester gelegt worden und die Franzosen zeigten keine Neigung, diese ebenso harte wie ungerechte Maßregel zurückzunehmen.

Auch die mit der Einschmelzung bedrohten Reichsstände verloren die Geduld noch nicht, zu reclamiren; Trier z. B. war unter den ersten Beschwerdeführern und verlangte die Wiederherstellung des Kurstaates. Von Interesse war eine Vorstellung der meisten Hochstifter in Franken, Baiern und am Rhein, die sich zur Säcularisation bestimmt sahen und diesem Loose sich mit Resignation fügen wollten. Aber sie forderten eine standesgemäße Entschädigung für die Fürstbischöfe wie ihre Coadjutoren; sie wollten nach dem Beispiel des westfälischen Friedens auf bestimmte Aemter an-

gewiesen werden, die Wahl ihres Wohnsitzes sollte ihnen freigestellt, wenn sie es verlangten auch das Verbleiben in ihren bisherigen Besitzungen, natürlich mit den nöthigen Bedürfnissen einer standesmäßigen Wohnung gestattet werden. Die abgetretenen geistlichen Gebiete sollten in ihrem Verhältniß zu Kaiser und Reich erhalten, der innere Zustand nicht umgestaltet werden. Sie verstanden darunter einmal die Erhaltung der Erzbischöfe und Bischöfe in ihrem bisherigen fürstlichen Rang und den Fortgenuß des Rechtes, Pfarreien und sonstige Beneficien zu besetzen; dann wünschten sie die Belassung der Domcapitel in den bisherigen Rechten, die Aufrechterhaltung der Seminarien, Erziehungsanstalten, milden Stiftungen und ihre verfassungsmäßige Verwaltung durch einen völkerrechtlichen Vertrag sichergestellt. Neben diesen eignen Interessen vergaßen sie doch auch ihrer bisherigen Unterthanen nicht. Die Bewohner der geistlichen Staaten, sagten sie, hätten ein wohlerworbenes Recht auf eine eingeschränkte Regierung, besonders wo es sich um die Erhebung der Steuern, die Contrahirung der Schulden und die Veräußerung von Domainen handelte; auch diese politische Verfassung wollten die Bischöfe sichergestellt, die Domcapitel in die Landstände aufgenommen und überhaupt die Länder bei dem Inbegriffe ihrer Gesetze und Gewohnheiten erhalten wissen.

Die Reichsstädte waren in einer Situation, die mit der Lage der geistlichen Stände manche Aehnlichkeit hatte; nur waren sie nicht so eifrig von Oesterreich unterstützt. Der Kaiser selbst war ja unter den ersten gewesen, der sie sich als Entschädigungsobjecte für Toscana ausgesucht, und nicht mit Unrecht erinnerten die erbfürstlichen Mitglieder der Deputation daran, so oft die österreichischen Stimmen sich auf den Frieden von Luneville als die unverbrüchliche Grundlage beriefen. Der Friede von Luneville, hieß es dann, ist ja zuerst vom kaiserlichen Hofe selber angetastet worden, und es war dies ein erwünschter Anlaß, die unbequeme Fessel jenes Friedens vollends abzuschütteln. Hatten die Städte im Kaiser ihren natürlichen Beschützer verloren, so waren darum die Landesfürsten nicht etwa an dessen Stelle getreten; wenn diese ihres Looses auch in scheinbarer Theilnahme gedachten, so geschah es nur, um dahinter einen Vorwurf gegen Oesterreich zu verstecken. Die Städte sahen das auch ein und waren zum größten Theil auf den Verlust ihrer Reichsunmittel-

barkeit gefaßt. Doch machten die in Franken und Schwaben, gleich den Biſchöfen, wenigſtens den Verſuch, gewiſſe Rechte der Selbſtregierung für die Zukunft ſich zu retten. Die Erörterungen, die darüber in der Deputation ſtattfanden, gaben freilich wenig Ausſicht auf die Erfüllung dieſer Wünſche. Die böhmiſche Stimme war wohl der Meinung, daß man die Reichsſtädte, wenn ſie mediatiſirt würden, den begünſtigtſten Municipalſtädten gleichſtellen und ihnen ihre grundherrlichen Rechte vorbehalten ſolle; aber die brandenburgiſche hielt es für bedenklich, den künftigen Landesherren im Voraus bindende Regeln für die Ausübung ihrer Landeshoheit vorſchreiben zu wollen, und es war natürlich, daß dieſe Auffaſſung im Kreiſe der weltlichen Fürſten Anklang fand; allein man mochte doch die Ungerechtigkeit fühlen, die darin lag, dieſen Theil der Reichsſtände, ohne daß es der Friede von Luneville beſtimmte, ja ohne daß in der Deputation auch nur über das Recht dazu verhandelt ward, kurzweg zu mediatiſiren, und es wurde ſpäter doch beſchloſſen, ihnen die angeführten Vergünſtigungen zu verbürgen.

Eine ergiebige Quelle von Reclamationen war die gewaltſame militäriſche Beſetzung der Entſchädigungslande. Bairiſche Truppen hatten z. B. das Bisthum Würzburg occupirt, dicht gedrängte Einquartierungen, Ausſtellung von Piketen zu Pferd und zu Fuß, nächtliche Beiwachten und andere kriegeriſche Vorkehrungen wurden dort getroffen, obgleich ſich die Einwohner in beſcheidenſter Ruhe hielten. Es kam auch wohl vor, daß die Beſetzung eines ſolchen Gebietes von zwei Seiten verſucht ward. In der Stadt Volkmarſen im Herzogthum Weſtfalen hatte Darmſtadt durch eine kleine Truppenabtheilung ſchon Beſitz ergriffen, als der kaſſeler Landgraf ein paar Bataillone und eine Schwadron hinſchickte, um ſie hinauszudrängen; das gab natürlich neuen Stoff für Regensburg! In der Regel erfolgte die Occupation ohne Widerſtand; nur hie und da ward ein Proteſt eingelegt. Da die Kirchengüter einmal für vogelfrei erkannt waren, ſo beeilten ſich ſelbſt diejenigen, die Hand drauſzulegen, deren politiſche Exiſtenz nicht viel feſter ſtand, als die der geiſtlichen Fürſten. In Frankfurt a. M. wurden zum Beiſpiel — natürlich mit franzöſiſcher Zuſtimmung — die drei Stifter St. Bartholomä, Liebfrauen und St. Leonhard nebſt einigen andern kirchlichen Gütern und Stiftungen von Staatswegen in Beſitz genommen.

Wer ſich der auswärtigen Protection erfreute, glaubte ſich Alles erlauben zu dürfen, zumal dieſer Schutz nicht wohlfeil erworben war. Denn neben der demüthigen Hingebung an die fremde Politik und ihre Intereſſen wurde zugleich die Beſtechung ärger als je fortgeſetzt. Ein Mathieu und ſeine Genoſſen trieben den Länder- und Menſchenſchacher auf eine ſo ſchamloſe Weiſe, daß ſelbſt ein Geſchichtſchreiber wie Thiers nicht umhin kann, ihr Verfahren als höchſt ſcandalös zu bezeichnen.

Den öffentlichen Reclamationen, womit die Reichsdeputation behelligt ward, lief eine Reihe von andern zur Seite, welche die Oeffentlichkeit nicht gut ertrugen. Sie gingen vorzugsweiſe von den ſchon begünſtigten weltlichen Reichsſtänden aus und wurden nicht an die Deputation, ſondern an die vermittelnden Mächte gerichtet. Da ſuchten Preußen und Baiern ſich der Auflage zu entledigen, die auf einen Theil der ihnen zugeſagten Stifter gelegt werden ſollte: den Unterhalt und die Penſionen der Säculariſirten zu beſtreiten. Oder Heſſen-Caſſel fand ſich im Vergleich mit Darmſtadt benachtheiligt; ja das Haus Oranien hatte die Naivetät, ſich neben Toscana gekränkt zu finden. Da waren Baden und Baiern über die Kunſtſchätze in Mannheim hinter einander gekommen, die der bisherige Beſitzer mitnehmen, der neue nicht verlieren wollte. Selbſt Rußland hielt, „wo Alles bettelte, auch ſeinerſeits den Hut auf" und ſuchte für ſeine mecklenburgiſchen Verwandten die Kurwürde zu erlangen.

Ueber dieſen Reclamationen waren mehrere Wochen verſtrichen und der Termin von zwei Monaten, den die fremden Schiedsrichter geſtellt, bald abgelaufen. Noch ſtand man auf demſelben Punkte, wie im Anfang September; die Reichsdeputation hatte den Entſchädigungsentwurf vorläufig angenommen, aber der kaiſerliche Bevollmächtigte weigerte ſich, dieſem Beſchluſſe zuzuſtimmen. Doch hatten ſich die Dinge ſo gewendet, daß aller Vorausſicht nach der Widerſtand Oeſterreichs nicht mehr lange fortdauern konnte.

Der Schlag, den der Kaiſer durch die Beſetzung von Paſſau zu führen glaubte, hatte ſich gegen ihn ſelber gewendet. Preußen und Baiern ſchloſſen ſich jetzt nur enger an Frankreich an und

was ein Schreckſchuß hatte ſein ſollen, war für Oeſterreich nur eine Quelle eigner Verlegenheiten geworden. Wir haben ſchon oben erfahren, in welch herbem Tone Bonaparte durch die Erklärung vom 14. September die öſterreichiſche Oppoſition in Regensburg erwiederte; jene Erklärung war aber zugleich durch einen weiteren Schritt unterſtützt, der Oeſterreich vollends iſolirte. Gleich nach dem Paſſauer Vorgang hatte Bonaparte den preußiſchen und bairiſchen Geſandten in Paris zu einer Uebereinkunft (5. Sept.) bewogen, worin Preußen und Baiern die Verpflichtung eingingen, gemeinſam mit Frankreich auf die unveränderte Annahme des Entſchädigungsentwurfs hinzuwirken und dem Kurfürſten von Baiern die Erhaltung der verſprochenen Gebiete am rechten Innufer, namentlich die Stadt Paſſau zu verbürgen.*) Sollte, hieß es in dem Vertrag, der Kaiſer gegen Erwarten ſich weigern, binnen ſechszig Tagen Paſſau zu räumen, ſo verpflichten ſich Frankreich und Preußen, ihre Streitkräfte mit den bairiſchen zu vereinigen, um Baiern ſowol die Erhaltung ſeiner alten Beſitzungen am rechten Ufer des Inn, als den Beſitz von Paſſau zu verſichern. Luccheſini hatte nach ſeiner Weiſe, leichtfertig und in übergroßer Bereitwilligkeit, das Abkommen unterzeichnet, zu dem ihn nichts ermächtigte; in Berlin war man auch darüber ſichtbar verſtimmt, ſich eine ſo widerwärtige Verpflichtung auferlegt zu ſehen. Aber es gab Mittel, dieſe üble Laune zu beſchwichtigen; Bonaparte lohnte Preußen mit dem Verſprechen, daß ſeine neuen Erwerbungen nicht von dem Entſchädigungsplan und der Genehmigung des Reichstages abhängig ſein, ſondern als eine Folge des Vertrages vom 23. Mai betrachtet werden, alſo in jedem Falle ſchon eine definitive Gültigkeit haben ſollten. Auch Rußland ward von Bonaparte beſtimmt, das Uebereinkommen vom 5. September zu billigen. Um der Sache noch mehr Nachdruck zu geben, richtete der Conſul an den Kurfürſten Max Joſeph ein Handſchreiben, das er durch einen ſeiner Adjutanten, Lauriſton, überbringen ließ. Darin war die Hülfe Frankreichs von Neuem verſichert und, im Fall Oeſterreich ſich weigere, der nahe Einmarſch franzöſiſcher Truppen drohend verkündigt. Der Inhalt des Briefes ſollte nicht geheim bleiben und blieb es auch nicht; Lauriſton reiſte mit berechnetem

*) S. Martens suppl. III. 226 f.

Eclat durch Deutschland, begab sich nach dem Inn, als wenn er die Stellungen der Oesterreicher recognoseiren wollte, und zeigte sich zu Regensburg und an mehreren Höfen gleichsam als der leibhaftige Vorbote der bevorstehenden bewaffneten Intervention der Franzosen.

Vergebens suchte Oesterreich, indem es nun gelindere Saiten anschlug, durch Unterhandlung bessere Bedingungen zu erlangen. Seine Forderungen — die Kurwürde für Toscana und den Deutschmeister, der Inn als Gränze und etwa Augsburg nebst andern schwäbischen Bruchstücken als Ersatz für Baiern — waren immer noch zu hoch für das französische Interesse; Bonaparte antwortete verneinend und schien höchstens bereit, etwa das Bisthum Eichstädt von der bairischen Entschädigungsliste auf die österreichische zu übertragen.

Die Lage Oesterreichs war also, fünf bis sechs Wochen nach Eröffnung der Reichsdeputation, viel ungünstiger geworden als zuvor. In diesem Augenblick sollte der Entschädigungsentwurf in einer neuen Redaction zur Berathung kommen. Denn während die Reichsdeputation Beschwerden empfing und den kaiserlichen Commissär zur Nachgiebigkeit zu stimmen suchte, war die französisch-russische Diplomatie in Regensburg nicht unthätig gewesen. Für die höheren politischen Gesichtspunkte war der Gesandte Bonaparte's, Laforest, einer seiner gewandtesten Diplomaten, dem wir noch mehrfach begegnen werden, der eigentliche Leiter; den niederen Menschen- und Länderhandel leitete Mathieu und mit ihm Bacher; die beiden Vertreter Rußlands hatten nur Ja zu sagen zu den Vorschlägen, die von Laforest oder Mathieu vorbereitet waren. Nun war die Stellung dieser diplomatischen Commission von Anfang an keine vermittelnde, sondern sie entschied wie in höherer Instanz; die Reichsdeputation selbst bereitete für sie höchstens das Material vor. Indem sie die Reclamationen entgegennahm und an die fremden Vermittler übergab, ging sie anfangs von der Voraussetzung aus, daß von diesen die Entscheidung nur auf Grund ihrer Vorlagen erfolge, allein es wurde eine Menge von Beschwerden geradezu an Laforest und an Mathieu gerichtet, oder auch in Paris selbst das verfolgt, was man in Regensburg nicht glaubte erreichen zu können. Und welche schmutzige Mittel waren dabei mit Eifer und Erfolg gebraucht worden! So war es

denn auch eine ganz eigene Ueberraschung für die Reichsdeputation, als der modificirte Entschädigungsentwurf jetzt wieder an sie kam; die von ihr an die fremde Diplomatie übergebenen Reclamationen waren darin zwar zum Theil erledigt, aber es waren auch andere berücksichtigt, deren Beweggründe sich in den Acten der Deputation wenigstens nicht vorfanden, ja die einzelnen von ihr aufgestellten Grundsätzen offen widersprachen.

Am 9. October ward diese Arbeit vorgelegt; abermals mahnten die auswärtigen Gesandten, indem sie die Acte übergaben, an die zweimonatliche Frist, die, wenn man vom Tage der Vorlage des ersten Entwurfes an rechnete, spätestens am 24. October abgelaufen war. Binnen vierzehn Tagen sollte also Alles im Reinen sein!

In diesem modificirten Entwurfe waren die Forderungen Oesterreichs für Toscana so wenig wie früher bewilligt, dagegen eine Anzahl untergeordneter Herren, wie die Grafen von Looz und Corswarem, der Herzog von Croy, die Grafen von Limburg-Styrum, Salm-Reiffenscheid und ähnliche mit Entschädigungen bedacht. Zugleich waren alle Ansprüche und Rechte Dritter an die zur Entschädigung bestimmten Gebiete aufgehoben und die darüber aufgestellten Grundsätze lediglich ignorirt. Württemberg, Baden und Hessen erhielten verstärkte Zeichen der Gunst, in welcher sie bei den Machthabern standen; Löwenstein-Wertheim erlangte durch die Gewandtheit seiner Unterhändler gleiche Vortheile, seine und die salm'schen Entschädigungen wurden sogar auf Kosten des sonst vorzugsweise begünstigten Baierns ausgemittelt. Dagegen ward die Entschädigung des Fürsten von Leiningen und des Grafen von Solms vermindert, die der Grafen von Sickingen und von der Leyen gestrichen. Durch den russischen Einfluß erhielten Oldenburg und Mecklenburg-Schwerin eine größere Beute, auch für einige andere fielen noch kleine Brocken ab. Die Dotation von Kurmainz blieb auf eine Million Gulden Einkünfte festgesetzt; außer Aschaffenburg, Regensburg und Wetzlar sollte das noch Fehlende durch Anweisungen auf verschiedene geistliche Besitzthümer aufgebracht werden. Dem Johanniterorden waren die Grafschaft Bonndorf, mehrere Abteien auf dem Schwarzwald und einige mittelbare Stifter im Breisgau zugewiesen, der deutsche Orden wurde, ohne Oesterreich darüber zu fragen, mit Klöstern entschädigt, die in den kaiserlichen Erblanden lagen. Auch der Ritter-

schaft, für die man eine Entschädigung kaum erwartet, war ein Ersatz auf diesem Wege versprochen. Unter den Reichsstädten waren Frankfurt und die hanseatischen sichtbar begünstigt; es galt freilich in Regensburg für ausgemacht*), daß ihre Unterhändler in Paris durch beträchtliche Geldspenden dies Resultat erwirkt hatten. Das verarmte Nürnberg, das nichts bieten konnte, ging leer aus und sein Schicksal war den ferneren Unterhandlungen überlassen; Hamburg, Bremen und Lübeck erhielten dagegen eine Entschädigung, die von Seiten Hannovers und Holsteins Reclamationen hervorrief. Auch Augsburg schien mit Regensburg und Wetzlar das Schicksal Nürnbergs theilen zu müssen, als jetzt auf unmittelbaren Befehl von Paris die geistlichen Güter und Einkünfte des Gebietes, zur unangenehmen Ueberraschung Baierns und des Kurfürsten von Trier, der Stadt zugewiesen wurden. In den Fürstenrath auf dem Reichstage waren außer den schon im ersten Plane erwähnten sechs neue Stimmen eingeführt, zwei für Kurbrandenburg, zwei für Hessen-Cassel und eine für Solms-Braunfels. Es war um die Virilstimmen auf dem Reichstage ein ähnlicher Wettlauf entstanden, wie um die Gebietsvergrößerung und es galt als eine bekannte Sache, daß um den Preis von ungefähr zweihundert Louisdor bei den Franzosen eine Virilstimme feil war, ja die Franzosen kamen auf den Gedanken, die noch fehlende Summe an der kurmainzer Entschädigung dadurch beizubringen, daß man jede neue Virilstimme mit einer förmlichen Abgabe belege! Das städtische Collegium sollte in Zukunft nur noch aus sechs Reichsstädten bestehen: aus Hamburg, Bremen, Lübeck, Frankfurt, Nürnberg und Augsburg. Eine französische Quelle versichert**), Preußen habe das ganze Collegium aufheben und mit dem fürstlichen vereinigen wollen, sei aber durch Bonaparte's Widerstand gehindert worden.

Dieselben Stimmen, welche den Plan in seiner ersten Form vom August gutgeheißen hatten, waren natürlich auch für die Annahme dieser neuen Redaction; Kurbrandenburg, Baiern, Württemberg, Hessen erklärten dies sofort, Kurmainz ließ sich in weitläufiger Rede darüber aus, daß „das vollbracht werden müsse,

*) Reichstagscorrespondenz d. d. 18. October.

**) Thiers IV. 109.

was nicht mehr zu ändern sei." Auf der andern Seite fehlte es auch jetzt nicht an Nachträgen von Seiten der fremden Schiedsrichter und an Einsprachen der Betheiligten. Hannover und Holstein glaubten sich durch die hanseatische Entschädigung verkürzt, die Hansestädte selbst traten mit neuen Wünschen hervor. Sie verlangten für den Fall künftiger Kriege vollkommene Neutralität ihrer Städte und Häfen, wollten von jeder Beisteuer und Kriegslast ausgenommen sein und wünschten, daß ihr Seehandel von den europäischen Mächten nach dem Grundsatz: „frei Schiff frei Gut" behandelt werden möge. Im Kreise der Deputation war man nicht ganz abgeneigt, diese Forderungen zu unterstützen, doch nur wenn von den Städten ein Gegendienst geleistet ward. Der Antrag Preußens, den drei Hansestädten und Augsburg eine jährliche Steuer von je fünfzigtausend Gulden aufzulegen, woraus der noch fehlende Rest der kurmainzischen Entschädigungssumme bestritten worden wäre, ward angenommen und ungeachtet der Einsprache der Städte aufrecht erhalten; aber dieselben wandten sich an ihre auswärtigen Beschützer und setzten es durch, daß auf Frankreichs und Rußlands Gebot die drohende Auflage abgewendet ward.

Mit der Entschädigungsangelegenheit hing eine Reihe von anderen Fragen zusammen, die noch ihre Erledigung erwarteten, namentlich die politische Verfassung der säcularisirten Gebiete, ihr Schuldenwesen, die Ansprüche, die an den Entschädigungslanden hafteten, die Versorgung der Geistlichen und Beamten in den ehemals geistlichen Staaten. Die Rheinzölle und der Unterhalt des Reichskammergerichts gehörten ebenfalls dahin. Auch in diese rein inneren Angelegenheiten mischten sich die ausländischen Schiedsrichter ein, obwol über diese Fragen innerhalb der Deputation die Verständigung rascher erfolgte, als da, wo es sich um Quadratmeilen und Köpfe handelte. Das Meiste von dem, was darüber verhandelt worden ist, hat nachher in dem „Hauptschlusse" der Reichsdeputation seine Stelle gefunden und wir werden dort darauf zurückkommen*). Manches ist indessen auch nur frommer

*) Ueber den Unterhalt der Geistlichen sind die später in den Reichsdeputationsreceß (§. 47—76.) übergegangenen Bestimmungen einstimmig beschlossen und damit wenigstens ein großer Theil der Wünsche befriedigt worden, welche

Wunsch geblieben. So hielten die österreichischen Stimmen und auch die sächsische nachdrücklich darauf, daß die neuen Besitzer lediglich als die Nachfolger der alten anzusehen seien und die Verfassung der Länder wie die Rechte der Unterthanen möglichst aufrecht erhalten werden müßten. Besonders bestimmt hielt der Vertreter des Deutschmeisters diesen Gesichtspunkt fest. Er gab zu, daß in der Verwaltung den neuen Regenten ein freierer Spielraum zu gestatten sei, aber die verfassungsmäßigen Rechte der Unterthanen sollten durch einen völkerrechtlichen Act sichergestellt, die Rechte der Landstände ausdrücklich verbürgt werden und, wie im westfälischen Frieden, den Unterthanen gestattet sein, binnen eines Termines von etwa zwei Jahren, frei und ungehindert abzuziehen, wohin sie wollten. Auf der anderen Seite ward von den weltlichen Mitgliedern der Deputation, Brandenburg voran, ebenso nachdrücklich die kirchliche Toleranz empfohlen. Je mehr bisher, hieß es in einer brandenburgischen Abstimmung, die Religions- und Kirchenverfassung in vielen Ländern den Vorwand abgegeben, um gegen jede andere Religionspartei als die sogenannte herrschende die auffallendste Intoleranz zu beweisen und deren Mitgliedern nicht allein die ihnen eigene Religionsübung zu verwehren, sondern dieselben von allen Gewerben, bürgerlichen Nahrungszweigen und Rechten auszuschließen, desto lauter fordert es der Geist und die Ehre des gegenwärtigen Zeitalters, keine beschränkende Vorschrift zu sanctioniren, die einem vernünftigen Toleranzsystem und einer freien Religionsübung im Wege stehen könnte. Wir werden später sehen, weder die eine, noch die andere Forderung ist in dieser Ausdehnung zur Geltung gelangt, doch sind in dem später gefaßten Hauptschlusse wenigstens die Spuren dieser Wünsche wieder zu erkennen*).

---

die geistlichen Fürsten in der früher angeführten Eingabe kundgegeben hatten. Unerfüllt blieb hauptsächlich das Verlangen, den geistlichen Fürsten den Genuß der Domänen, den Domcapiteln ihre Güter und Einkünfte erhalten und die Dotationen der künftigen Bischöfe und Capitel auf liegende Gründe angewiesen zu sehen.

*) Die Verfassung sollte nach dem Reichsdeputationsrecess ungestört erhalten, jedoch „in demjenigen, was zur Civil- und Militäradministration und deren Verbesserung und Vereinfachung gehört, dem neuen Landesherrn freie Hand gelassen werden." Die bisherige Religionsübung sollte bestehen bleiben,

Indessen drängte die französische Diplomatie ungeduldig zum Abschlusse. Man war in der Berathung der einzelnen Punkte so weit vorgeschritten, daß im Nothfalle beinahe zu dem festgesetzten Termine zwar nicht die endgültige Redaction, aber doch die Annahme der gesammten Beschlüsse über die Entschädigungen wie über die daraus folgenden Regeln und Zusätze fertig werden konnte. Noch suchte freilich Oesterreich Zeit zu gewinnen und die einzelnen Stimmen, namentlich Kurmainz, im Sinne der Verzögerung zu bearbeiten, aber die drängende und gebieterische Taktik der auswärtigen Schiedsrichter behielt auch diesmal die Oberhand. Wie diese es wünschten, ward auf den 21. October die entscheidende Berathung über die Annahme des modificirten Entwurfs festgesetzt. Die beiden österreichischen Stimmen bekämpften auch jetzt die Fassung eines endgültigen Beschlusses. Sie bestritten der Deputation das Recht, so lange Toscana noch nicht eingewilligt in die ihm zugewiesene Entschädigung, zu einem definitiven Beschlusse zu schreiten, und hielten es für unbedenklich, noch so lange zu warten, bis die letzten Schwierigkeiten geebnet seien. Die Mehrheit war jedoch entschlossen, zum Ende zu kommen; auch Sachsen trat den fünf anderen Stimmen bei. So ward (21. Oct.) der Beschluß gefaßt, mit „verbindlichstem Danke" für die Bemühungen der auswärtigen Gesandten, den Entwurf in seiner modificirten Gestalt anzunehmen; man werde über die noch unerledigten Punkte unverzüglich das Nöthige feststellen und dann Alles in eine Urkunde zusammenfassen, um es den Ministern der vermittelnden Mächte mittheilen zu können.

Wenige Tage nach diesem Beschlusse, am 26. October, ward eine Erklärung des Königs von Schweden überreicht, die, wie Alles, was dieser Monarch in den Wirren jener Zeit unternommen hat, aus ehrenwerthen Motiven entsprang; es verfehlte nur meistens seinen Zweck, weil es nicht sowol geschickt und klug angelegt war, als vielmehr wie ein treuer Ausdruck der redlichen, aber bizarren Persönlichkeit des Königs erschien. Gustav IV. beklagte es, daß sich die Mitglieder des Reiches nicht mit ihrem Oberhaupte vereinigt hätten, um die Selbständigkeit zu behaupten, ohne welche

---

jedoch dem Landesherrn „freistehen," andere Religionsverwandte zu dulden und ihnen den vollen Genuß bürgerlicher Rechte zu gestatten.

keine dauerhafte Ruhe und Sicherheit Deutschlands begründet werden könnte. Er sehe, daß fremde Mächte sich in die inneren Angelegenheiten des Reiches eingemischt hätten, und glaube als Reichsfürst und Bürge des westfälischen Friedens ein näheres Recht zur Theilnahme an den Berathungen darüber zu haben. Auch er gebe die Nothwendigkeit von Veränderungen in Folge der Entschädigungen zu, allein es müsse nach den Grundsätzen der Billigkeit und Gerechtigkeit verfahren und nichts weiter als Ersatz für die Verluste geleistet werden. Durch die militärische Besetzung von Gebieten, deren Besitz noch nicht zuerkannt sei, habe man ein gefährliches und gesetzwidriges Beispiel gegeben. Diese Kundgebung hatte natürlich jetzt durchaus keine weitere Folge; sie war nur darum merkwürdig, weil ein Reichsstand, der eine auswärtige Krone trug, gerade der einzige war, der den Standpunkt des Rechtes und der patriotischen Uneigennützigkeit geltend machte.

Indessen fing Oesterreichs Widerstand an, zu ermatten; am nämlichen Tage, wo die schwedische Erklärung übergeben ward, zeigte Baron Hügel an, der Kaiser habe nun nach Beseitigung der Hindernisse, die bisher einer Unterhandlung in Paris im Wege gestanden, die von der französischen Regierung angebotene Vergrößerung des toscanischen Looses als Grundlage einer Uebereinkunft angenommen, deren Abschluß wohl in Kurzem zu erwarten sei. Nun schritt die Deputation rasch zum Ziele. Die Fragen, welche das Schuldenwesen, die Stellung der säcularisirten Herren und ihrer Diener, die Verfassungen der abgetretenen Lande und das Reichskammergericht betrafen, wurden in den nächsten Tagen erledigt. Einzelne Einsprachen und kleine Modificationen abgerechnet, die noch einen Notenwechsel mit den fremden Gesandten veranlaßten, waren die meisten Aufstellungen bald gemacht. Lebhaftere Verhandlung verursachte nur noch Eines: die leidige Angelegenheit der zweimalhunderttausend Gulden Renten, welche die Deputation auf die vier Reichsstädte anweisen wollte. Preußen namentlich beharrte auf diesem Vorschlage, und man erzählte von Haugwitz, er habe die frivole Aeußerung gethan: man wird um der 200,000 Gulden willen keinen Krieg anfangen. Allein das paßte nicht in die Berechnungen der französischen Politik, sie nahm eifrig Partei für die Städte, hetzte die Kleineren gegen die preußische „Habsucht" auf und nahm die Miene an, sittlich ent-

rüstet zu sein über dies unpassende Benehmen der preußischen Politik. Die Städte selbst aber zeigten sich äußerst geschäftig, durch die fremde Protection sich die angesonnene Geldauflage fernzuhalten. So endete die peinliche Verhandlung mit der gebieterischen Erklärung der französisch-russischen Diplomatie, daß der Beschluß über die vier Städte den Grundsätzen, welche die Vermittler geleitet hätten, geradezu entgegenstehe. Die Auskunft, die getroffen ward, fiel dann, wie gewöhnlich, der Gesammtheit zur Last; es ward, um die fehlende Entschädigungssumme zu beschaffen, ein Rheinoctroi eingeführt, dessen Verwaltung Kurmainz im Einklange mit Frankreich besorgen sollte; damit war die Last dem deutschen Verkehr aufgebürdet und der Erzkanzler des Reiches durch einen Theil seines Einkommens zu noch größerer Abhängigkeit gegen die französische Politik verpflichtet.

Durch das Drängen der französischen Diplomatie zur Eile angespornt, legte die Reichsdeputation am 23. November ihren „Hauptschluß" vor; es war die dritte Redaction des französisch-russischen Entwurfes vom 18. August. Als ganz abgeschlossen war freilich auch jetzt noch die Arbeit nicht zu betrachten; einmal brachten die Vermittler selbst noch Nachträge, die rasch dem Werke einverleibt wurden, dann fehlte noch die kaiserliche Zustimmung, ohne die nach den Formen der Reichsverfassung der Entwurf der Deputation dem Reichstage nicht vorgelegt werden konnte. Vorerst, so lautete die Erklärung des kaiserlichen Bevollmächtigten, sei er noch außer Stande, dem ganzen Inhalte zuzustimmen; doch habe er die angenehme Hoffnung, daß durch das Ergebniß der Unterhandlung zu Paris die Anstände beseitigt würden. Natürlich verursachte das formelle Hinderniß der Reichsverfassung der französisch-russischen Diplomatie keine Bedenklichkeiten; wollte der Kaiser den Hauptschluß der Deputation dem Reichstage nicht überreichen, so nahmen sie es selbst auf sich. Am Abend des 6. December empfing der Reichstag aus den Händen der beiden auswärtigen Gesandten den Deputationshauptschluß, mit dem Ersuchen, das Werk in schleunigste Erwägung zu ziehen. Zugleich übergaben dieselben eine Erklärung, welche die Art der Abstimmung auf dem Reichstage betraf. Es sei, meinten sie, nicht mehr passend, im Kurfürsten- und Fürstenrathe diejenigen Stimmen zur Abstimmung zuzulassen, deren Gebiete an Frankreich abgetreten, oder die, wie

die geiſtlichen Stände und die Reichsſtädte, völlig geſtrichen ſeien. Aus „reinem Zartgefühl" wolle man den Letzteren die peinliche Lage erſparen, an Berathungen Theil zu nehmen, die über ihre politiſche Exiſtenz die Entſcheidung geben ſollten. Eine Liſte, die ſie beilegten, enthielt die genauere Aufſtellung; danach waren die Stimmen der abgetretenen weltlichen und geiſtlichen Reichslande geſtrichen, die neu ereirten Virilſtimmen proviſoriſch zugelaſſen, die ſäculariſirten Stifter und mediatiſirten Städte ſollten vorläufig ſuspendirt bleiben. Von den geiſtlichen Fürſten war nur noch der von Mainz in ſeiner neuen Geſtalt als Erzkanzler erhalten; er war es auch, der den Franzoſen die neue Aufſtellung hatte entwerfen helfen. Ließ ſich das Reich die neue Abſtimmungsweiſe gefallen, ſo war die Annahme des Hauptſchluſſes durch den Reichstag geſichert; die Widerſtrebenden waren ausgeſchloſſen, dafür andere, deren Intereſſe mit der neuen Revolution innig verknüpft war, zugelaſſen. Noch immer hatten einzelne der als Opfer bezeichneten Stände eine leiſe Hoffnung gehegt, das fertige Werk im letzten Augenblicke ſcheitern zu machen; die neue Abſtimmungsart ließ auch den letzten Schein dieſer Hoffnung verſchwinden. Zwar ſtieß das Anſinnen noch auf den Widerſtand des Kaiſers; allein auch der war zu überwinden, wenn ſich nur eine Form fand, welche die Nachgiebigkeit in der Sache einigermaßen milderte. Die kaiſerliche Politik hat nachher den Ausweg ergriffen, daß die geſtrichenen Stimmen zwar aufgerufen, aber für abweſend erklärt wurden; ein leerer Schein, bei dem ſich natürlich auch die fremden Schiedsrichter beruhigen konnten.

Sonſt deutete Alles darauf hin, daß auch Oeſterreich allmälig ſeinen Widerſtand aufgeben wollte. Am 4. December gab die böhmiſche Stimme die Erklärung ab, daß der Erzherzog Anton auf ſeine Rechte in Cöln und Münſter verzichte und der Kaiſer, wenn auch nur unter dem ausdrücklichen Vorbehalte ſeiner noch unerledigten Anſprüche, dem Hauptſchluſſe der Reichsdeputation ſeine Zuſtimmung gebe. Es wurde dabei einmal auf die noch unbeendigten Verhandlungen in Paris hingewieſen, dann aber an die Reichsdeputation ſelber der Wunſch gerichtet, daß der Großherzog von Toscana und der Hoch- und Deutſchmeiſter zur Kurwürde erhoben und im Fürſtenrath die Zahl der katholiſchen Stimmen vermehrt werden möchte. Dieſe, wenn auch nur bedingte,

Zustimmung deutete doch auf einen günstigen Gang der Pariser Unterhandlungen. In der That zeigte Bonaparte dort eine größere Nachgiebigkeit, als sich nach den Regensburger Vorgängen erwarten ließ. Das gespannte Verhältniß zu Großbritannien, mit dem ein neuer Krieg bevorstand, und die Rücksicht auf Rußland machten es räthlich, mildere Saiten anzuschlagen. In Rußland war am 20. September ein Ministerwechsel eingetreten, in Folge dessen Fürst Alexander Kurakin und Graf Kotschubey von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zurücktraten und Graf Alexander Woronzoff dieses Departement übernahm. Bonaparte sah in dieser Veränderung eine leise Annäherung an die Politik der Coalition, für deren Anhänger der neue Minister galt; auch ließ sich aus Einzelnem entnehmen, daß der Czar selbst nicht mehr mit der Hingebung, wie früher, der französischen Politik diente, sondern allmälig zu der Einsicht kam, daß er von Bonaparte als Werkzeug seiner Interessen gebraucht worden war. Dies Alles machte eine Verständigung mit Oesterreich wünschenswerth, bevor ein neuer Bruch des europäischen Friedens erfolgte.

So ward denn am 26. December zu Paris ein Vertrag unterzeichnet, welcher Oesterreich und seinen Agnaten hauptsächlich auf Kosten Baierns eine etwas ausgedehntere Entschädigung gewährte. Indem der Kaiser dem Herzog von Modena außer dem Breisgau auch die Ortenau einräumte, erhielt er dafür die Bisthümer Briren und Trient; dem Großherzog von Toscana ward zu den früheren Gebieten auch der Theil des Bisthums Eichstädt, der Baiern versprochen, aber noch nicht in Besitz genommen war, bewilligt und für den Rest eine Geldsumme von Baiern zugesagt. Auch versprach Frankreich, sich für die Ertheilung der Kurwürde an das toscanische Haus zu verwenden. Dabei beruhigte sich der Kaiser; außerdem, daß er in einem besonderen Vertrage die in Italien neuerlich getroffenen Veränderungen guthieß, versprach er zugleich Passau sofort zu räumen und für die ungesäumte Annahme und Bestätigung des Hauptschlusses der Reichsdeputation sich zu verwenden*).

*) Doch war diese Zusage nur bedingt. Der Artikel IV. lautete: En conséquence et sous la reserve des stipulations précédentes, ainsi que des droits de propriété et autres qui compètent à S. M. l'Empereur et

Schon einige Tage vor diesem Vertrag hatte der Kaiser sich dazu verstanden (23. Dec.), den Hauptschluß der Reichsversammlung vorzulegen, die darüber am 7. Januar 1803 ihre Berathungen begann. Der Reichstag, ohnedies schon längst verfallen, machte nun einen vollends verödeten Eindruck, da neben der ansehnlichen Zahl derer, die nicht instruirt waren, alle säcularisirten Stifter und alle mediatisirten Reichsstädte zwar der Form wegen aufgerufen, aber als abwesend bezeichnet wurden. Bei den ersten Umfragen waren es im Kurfürstenrath nur Sachsen und Brandenburg, im Fürstenrath nur Magdeburg, Weimar, Gotha, Braunschweig, Baden, Lübeck, beide Hessen, Anhalt, Nassau und die wetterauischen Grafen, die, mit Instructionen versehen, dem Entwurf ihre unbedingte Zustimmung ertheilten. Das Eine war freilich nicht zweifelhaft, daß dieser Rumpfreichstag, von dem fast alle unbequemen Elemente ausgemerzt waren, den Hauptschluß, wie er vorlag, gutheißen würde. Indessen vorerst mußte mit der weiteren Berathung noch inne gehalten werden.

Denn, wie Alles in dieser Verhandlung ungewöhnlich und formlos erschien, so war es auch die Art des Geschäftsganges. Während der Reichstag in Berathung über den Plan trat, war der Plan selbst noch nicht einmal fertig und die Deputation fuhr fort, neue Zusätze und Modificationen zu verhandeln. Auch jetzt fehlte es natürlich nicht an Reclamationen; schon der jüngste Vertrag mit Oesterreich gab ja Baiern Anlaß, gegründete Beschwerde zu erheben. Dann war die Entschädigung für Kurtrier, Lüttich und einige andere geistliche Herren festzustellen, auch die

---

Roi comme souverain des états héréditaires d'Autriche et Chef suprème de l'Empire, compatibles avec l'exécution du plan d'indemnités, sa dite M. s'engage, d'employer son influence, pour que le plan général d'indemnisation, arrêté par la deputation de l'Empire dans sa séance du 23. Novembre, soit adopté et ratifié par la diète de l'Empire, sauf les modifications contenues dans la présente convention, et à y donner ensuite, dans le plus court délai, sa propre ratification Impériale. (So lautet der Abdruck in der officiellen Mittheilung, welche der angeführten Reichstagscorrespondenz beigelegt ist, während Martens a. a. O. offenbar nur eine Rückübersetzung einer deutschen Version gibt.) Der Kaiser versprach also nur, für den am 23. November vorgelegten Entwurf zu wirken, und behielt sich außerdem alle seine Rechte als Kaiser und Erbfürst ausdrücklich vor. Wir werden sehen, welche Bedeutung nachher dieser Vorbehalt erhielt.

Vertheilung der Stimmen im Reichsfürstenrath und die Errichtung des Rheinoctrois war noch nicht erledigt. Es waren im Ganzen noch gegen vierzig einzelne Veränderungen von größerem oder geringerem Belang, welche der Hauptschluß vom 23. Nov. zu erfahren hatte.

Das Wichtigste darunter war die neue Feststellung der Virilstimmen, von welcher zum guten Theil die künftige Physiognomie des Reichstages abhing. Um den österreichischen Einfluß fernzuhalten, erniedrigte man sich auch hier durch die Bitte um fremde Intervention. Die beiden Gesandten Frankreichs und Rußlands schienen anfangs nur über die neue Gestalt des Fürstenrathes Anträge stellen zu wollen, aber Mainz, Baiern und Brandenburg drangen darauf, daß sie ersucht werden sollten, einen Vorschlag über die Sitz- und Stimmordnung des Fürstenrathes vorzulegen. Das Gesuch ward (1. Februar) erfüllt; die fremden Schiedsrichter legten erst einen Entwurf der neuen Organisation des Fürstenrathes vor und forderten dann, daß derselbe dem Hauptschluß als integrirender Theil einverleibt werde. Ohne Widerspruch ließ man sich auch diese Demüthigung, die freilich durchaus provocirt war, gefallen und nahm das französisch-russische Dictat in das künftige Reichsgesetz auf. Der Entwurf beruhte auf dem Grundsatze: daß die Stimmen der säcularisirten Lande ihre alten Plätze auch bei den neuen Besitzern behalten und für die verlorenen Gebiete am linken Rheinufer die entschädigten Fürsten ebenso viel neue Stimmen, als sie verloren hatten, erhalten sollten. Bei den neuen Stimmen war das Alter der Reichsstandschaft und der Fürstenwürde als Maßstab für die Rangordnung angenommen.

In diesem Augenblick gab der kaiserliche Bevollmächtigte seine Zustimmung zu dem Hauptschlusse der Deputation „sammt allen Abänderungen und Zusätzen, welche sich aus der Convention vom 26. December ergeben haben." Dieser Nachsatz deutete an, daß die Zustimmung des Kaisers noch immer keine ganz unbeschränkte war. In der That folgten denn auch noch einige Bedenken, die schon früher von österreichischer Seite angeregt, aber nicht erledigt worden waren. Dahin gehörte die ausdrückliche Bestätigung des westfälischen und der späteren Friedensschlüsse, die Sicherstellung der verfassungsmäßigen Rechte der Ritterschaft und die Vertheilung und Anordnung der Virilstimmen, worüber, wie es in einer Note an die vermittelnden Mächte hieß, die Erkennt-

niß lediglich dem Kaiſer und Reich anheim zu ſtellen ſei. Dieſe Vorbehalte konnten indeſſen nur den Sinn einer Verwahrung haben. Die Sache ſelbſt war eben jetzt in der Deputation zum endlichen Ziele gediehen. Der Entſchädigungsentwurf, den die fremden Mächte am 24. Auguſt übergeben, den die Deputation am 8. September angenommen hatte, der dann in einer neuen Geſtalt am 9. Oct. wieder vorgelegt und mit weſentlichen Zuſätzen und Veränderungen am 23. November zur Annahme gelangt war, dieſer dreifach modificirte Plan ward jetzt am 25. Februar 1803 in ſeiner vierten Redaction von der Reichsdeputation zum Abſchluß gebracht und dem Reichstag zur Genehmigung vorgelegt. Es iſt dies der eigentliche Reichsdeputations-Hauptſchluß oder Receß, der nachher durch Kaiſer und Reich zum Geſetz erhoben worden iſt.

Jetzt erſt nahm die Reichsverſammlung ihre im Januar unterbrochenen Berathungen wieder auf. Im Kurfürſtenrath gab am 28. Februar zuerſt Brandenburg dem Entwurfe in ſeiner jetzigen Geſtalt die Zuſtimmung; es ſprach über den Vertrag vom 26. December, über die Baiern in Ausſicht geſtellte Entſchädigung für Eichſtädt und über die jetzt vervollſtändigte Dotation des Erzkanzlers ſeine beſondere Befriedigung aus. Daß, wie man es von kaiſerlicher Seite wünſchte, der Ritterſchaft noch beſondere Erwähnung geſchehe, ſchien der brandenburgiſchen Stimme nicht nothwendig. „Die deutſche Verfaſſung bleibe ja, ſoweit ſie durch das Entſchädigungswerk nicht umgeſtaltet werde, in allen übrigen Punkten unverändert ſtehen, mit ihr auch die rechtmäßigen Verhältniſſe der Ritterſchaft; doch müſſe es jedem ritterſchaftlichen Gutsbeſitzer unbenommen bleiben, mit dem Landesherrn, in deſſen Umfange ſeine Beſitzungen liegen, ſich gütlich zu verſtändigen.“ Kurböhmen, das am 7. März votirte, äußerte ſich nicht in ſo befriedigtem Tone. Es rühmte die eigne Mäßigung, wollte aber eben darum nicht zugeben, daß ſein beſcheidener Erſatz ihm noch weiter vermindert werde. Es waren verſchiedene Punkte, namentlich auch

*) Baiern hatte in der Sitzung vom 3. Febr. eine ausführliche Vorſtellung wegen der Entziehung von Eichſtädt eingereicht; es ward darüber kein Beſchluß von der Deputation gefaßt, aber ihr Inhalt den fremden Miniſtern mitgetheilt und dieſe fügten dann dem §. 2. den Zuſatz bei: „wobei der fernere

die Entschädigung für Baiern*), welche anstößig schienen. Die Vertheilung der Stimmen im Fürstenrathe betrachtete die böhmische Stimme als eine Sache, die mit dem eigentlichen Entschädigungsgeschäft gar nicht zusammenhänge; in jedem Falle sei es für Oesterreich Pflicht, auf möglichstes Gleichgewicht beider Religionstheile hinzuwirken. Indem Kurböhmen mit diesen Bemerkungen dem Receſſe beitrat, fügte es zugleich für die Einschaltung der früheren Friedensschlüsse, die Rechte der Ritterschaft und des Deutschordens seinen ausdrücklichen Vorbehalt bei.

Am 14. März ließ sich die pfalzbairische Kurstimme vernehmen; wie sich denken läßt, sehr verschieden von der vorausgegangenen. Pfalzbaiern, indem es dem Receſſe seine Zustimmung gab, betonte ausdrücklich die ihm zustehende Entschädigung für das verlorene Eichstädt und wollte nichts wissen von Clauseln zu Gunsten der Ritterschaft. Verfassungsmäßige und anerkannte Rechte blieben ja unerschüttert; für solche, die bestritten seien oder mit den Rechten Anderer collidirten, sei aber keinerlei Vorbehalt zulässig. Dagegen näherte sich Kurbraunschweig der österreichischen Auffassung. Es stimmte dem Hauptschlusse auch bei, aber es wünschte, wie Kurböhmen, die innern Verfassungsfragen dem Reiche vorbehalten, auch sollten die Rechte der deutschen Reichsverfassung für Alle, Kurfürsten, Fürsten und Stände, wie für Reichsritterschaft ausdrücklich verwahrt und die älteren Friedensschlüsse zugleich erwähnt werden. Wie gewöhnlich sehr wortreich und salbungsvoll ließ sich Kurmainz vernehmen. Es rühmte die Dienste der Deputation, die das unter den Umständen Mögliche geleistet habe, es bedauerte die Unterlegenen, es dankte sämmtlichen Betheiligten, dem Kaiser wie den fremden Schiedsrichtern und schloß mit dem frommen Wunsche: „daß hiernächst durch Eintracht und Gemeingeist unter göttlichem Segen das Wohl des deutschen Vaterlandes befestigt werden möge.“ Ueber die Bestätigung der älteren Verträge und die Vorbehalte zu Gunsten der Ritterschaft und der beiden geistlichen Orden theilte Kurmainz die österreichische Ansicht. In ähnlichem Sinne, doch mit dem Wunsche, daß „dadurch weder

*) Bedacht auf einen Territorialersatz dessen, was dem Kurfürsten von Pfalzbaiern noch für das ihm vorhin angewiesene Bisthum Eichstädt abgeht, vorbehalten wird.“

der bisherige Besitzstand verändert, noch streitige Ansprüche entschieden würden," gab auch Kursachsen am 21. März dem Receße seine Genehmigung.

Lebhafter war die Verhandlung im Collegium der Reichsfürsten, wo sie eöenfalls am 28. Februar begann. Die preußische Stimme, im Uebrigen mit dem im Kurfürstenrath abgegebenen Votum Brandenburgs übereinstimmend, nahm hier zugleich Anlaß, den in der bekannten schwedischen Note hingeworfenen Handschuh aufzunehmen. In einer Zeit, so äußerte sich Magdeburg, wo Preußen und das deutsche Reich die eigenen schwedischen Besitzungen vor einem verheerenden Kriege bewahrt, habe Schweden für gut befunden, daran keinen Antheil zu nehmen; darum müsse es sehr befremden, wenn es jetzt das mißbillige, was nur eine Folge seines eigenen Verhaltens sei, und die Vermittlung zweier angesehenen Mächte angreife, „denen jeder Patriot, dem die künftige Sicherheit, Ruhe und Wohlfahrt des deutschen Reiches am Herzen liege", nur danken könne. Der vorpommersche Gesandte erwiederte darauf, daß Schweden nicht als souveraine Macht, sondern nur in seiner Eigenschaft als Reichsstand gesprochen und dabei lediglich den von jedem Unparteiischen nicht zu verkennenden Zweck im Auge gehabt habe, die Ruhe und Selbständigkeit des deutschen Reiches anfrecht zu erhalten. Im Uebrigen stimmte Vorpommern für die Annahme des Entwurfes; es wünschte nur die früheren Verträge erwähnt und die Rechte der Ritterschaft gewahrt. Aehnlich äußerte sich Baden, Sachsen-Weimar wiederholte seine schon im Januar ausgesprochene Beistimmung, das bremische Votum war mit dem kurhannoverschen gleichlautend, Nassau war für Genehmigung.

Als am 7. März die Verhandlung fortgesetzt ward, erfolgte zuerst das Votum von Oesterreich; es stimmte wörtlich mit dem überein, das am nämlichen Tage Kurböhmen im Kurfürstenrath abgab. Nur wurde es dort ziemlich ruhig aufgenommen, während sich hier im Fürsteneollegium darüber ein lebhafter Zank entspann. Preußen und Baiern fuhren dagegen auf; sie fanden es, abgesehen von dem Inhalt, durchaus unzulässig, daß Oesterreich das Entschädigungsgeschäft und die Vertheilung der Virilstimmen als zwei verschiedene Dinge trennen wolle; der Vorschlag sei vom Reichstagsdirectorium als ein Ganzes eingebracht worden und es

stehe dem Directorium des Fürstenrathes nicht zu, einen eigenen abweichenden Antrag an die Stelle zu setzen.*) Auch Kurmainz fand seine Rechte dadurch beeinträchtigt und die vermittelnden Mächte säumten nicht, zwei Tage später in einer Note ausdrücklich zu erklären: es handle sich nicht um eine neue Unterhandlung, sondern um die vollständige Ratification des Ganzen, von der man sich durch keine abweichende Ansicht solle abwenden lassen. Die Discussion darüber zog sich noch in die nächste Sitzung hinüber, jedoch wurde die Abstimmung fortgesetzt. Während die bekannte österreichische Clientel, Dietrichstein, Auersberg, Lobkowitz und Liechtenstein, der kaiserlichen Auffassung beipflichtete, gaben Württemberg, Mecklenburg, beide Hessen dem Hauptschlusse ihre unbedingte Genehmigung, die Letzteren, indem sie die Garantie der ritterschaftlichen Rechte im Sinne der preußischen Abstimmungen ausdrücklich ablehnten. Einzelne persönliche Anliegen ausgenommen, drehte sich dann die übrige Abstimmung am 11., 14. und 21. März lediglich um die eine Verschiedenheit, ob die Genehmigung im Sinne der preußisch-bairischen Ansicht unbedingt ertheilt war oder ob ihr die bekannten österreichischen Clauseln zu Gunsten der früheren Verträge, der Reichsritterschaft und der Ritterorden angehängt wurden. Die große Mehrzahl that das Letztere. Nur Baiern, Salm, Braunschweig-Wolfenbüttel und Schwarzburg stimmten ohne Clausel zu; Lübeck-Oldenburg, Aremberg, Schwarzenberg, der Johannitermeister, die Grafencollegien, Regensburg, der Hoch- und Deutschmeister, Holstein-Glückstadt, Hohenzollern, die thüringischen Stimmen und Fürstenberg gaben ihre Genehmigung zugleich mit den österreichischen Zusätzen. So fiel denn auch die große Mehrheit des Fürstencollegiums in diesem Sinne aus: der Reichsdeputationshauptschluß war in seiner Gesammtheit angenommen; doch sollten die früheren Friedensschlüsse erwähnt und die Rechte der beiden Ritterorden und der Reichsritterschaft ausdrücklich bestätigt werden. Eine ähnliche Meinung war auch in dem kurfürstlichen Collegium zur Mehrheit gelangt; die sechs Stimmen des städtischen waren ohne Clausel für die Genehmigung. Das Reichsgutachten, wie es am 24. März nach der

*) Nach der Wahlcapitulation Kaiser Franz des Zweiten (Art. XIII. 5. 8) war es allerdings ein Eingriff in die Rechte des Reichstagsdirectoriums.

Meinung der drei Räthe abgefaßt ward, schloß sich der Ansicht an, welche im Fürstencollegium obgesiegt hatte: es beantragte beim Kaiser — mit den bekannten Zusätzen — die volle Genehmigung des Reichsdeputationshauptschlusses.

Diese Genehmigung verursachte noch ein kurzes Nachspiel, in welchem wieder die alten Parteigegensätze unversöhnt einander gegenübertraten. Das kaiserliche Ratificationsdecret, das am 27. April eintraf, ertheilte zwar dem Entschädigungsplane im Allgemeinen die Sanction, aber keineswegs unbedingt, vielmehr mit einem ausdrücklichen Veto gegen einen wesentlichen Theil des Recesses. Der Kaiser verlangte nämlich einmal, daß der Pariser Vertrag und namentlich dessen vierter Artikel, worin sich der Kaiser seine Rechte ausdrücklich vorbehalten, aufrecht und ihm die Ausübung dieser Rechte sowol jetzt als in Zukunft ungeschmälert bleibe, dann daß die Bestätigung der früheren Friedensschlüsse und die Verwahrung der deutschen Reichsverfassung in „wirkliche Ausführung und Handhabung übergehe", auch in Ansehung derjenigen Punkte, deren Erörterung noch künftigen Unterhandlungen zu unterliegen habe*), dem Kaiser und dem Reiche die „gebührende Einschreitung vorbehalten" bleibe. Unter diesen Bedingungen war dem Entschädigungswerke im Ganzen die Bestätigung ertheilt; versagt war dieselbe ausdrücklich den Bestimmungen, welche die neue Vertheilung der Virilstimmen im Fürstenrath betrafen. „Der Kaiser, hieß es, sehe sich durch seine für die Erhaltung der Reichsverfassung und die Beschützung der katholischen Religion heilig beschworenen Pflichten gemüßigt, seine Ratification über diesen Gegenstand einstweilen zu suspendiren und sich vorzubehalten, ein Reichsgutachten zu dem Ende zu verlangen, daß, nachdem dem protestantischen Religionstheile schon in dem kurfürstlichen und reichsstädtischen Collegium eine so entschiedene Mehrheit zugefallen, die hergebrachten Verhältnisse der zwei Religionstheile nicht auch in dem fürstlichen Collegium bis zur wesentlichen Ueberschreitung der Stimmen-Parität abgeändert würden."**)

---

*) Das bezog sich besonders auf den im §. 2. niedergelegten Vorbehalt einer bairischen Entschädigung für Eichstädt und auf die Bestimmungen wegen des Rheinoctrois (§. 39).

**) Ueber die folgenden Vorgänge verweisen wir, neben der mehrfach an-

Die neue Gestaltung des Fürstenraths, wie sie nach französisch-russischer Anordnung war beschlossen worden, gab allerdings dem kaiserlichen Einflusse auf dem Reichstage den letzten tödtlichen Stoß. Vor der jüngsten Umwälzung standen sich im Fürstencollegium fünfundfunfzig katholische und fünfundvierzig protestantische Stimmen gegenüber, oder wenn nach dem herkömmlichen Turnus das Stift Osnabrück und die westfälischen Grafen noch auf jene Seite fielen, waren es siebenundfunfzig katholische, d. h. zum größten Theil dem Kaiser ergebene Stimmen, gegen nur 43 protestantische. Nach der neuen Eintheilung blieben auf katholischer Seite nur 53, höchstens beim Wechsel der westfälischen Grafen vierundfunfzig übrig, während das protestantische Reichsfürstenthum über 77—78 Stimmen verfügte. Es war also wesentlich die Frage des österreichischen Einflusses, die hier auf dem Spiele stand, und um sie war der Kaiser entschlossen, noch einen letzten Versuch des Widerstandes zu wagen.

Es konnte darüber kein Zweifel bestehen, daß der Kaiser zu einem solchen Veto, wie er es einlegte, berechtigt war; es lagen, was auch die Gegner sagen mochten, Beispiele genug vor, daß das kaiserliche Veto nicht nur gegen einen Beschluß im Ganzen, sondern auch gegen dessen einzelne Theile geübt worden war. Vergebens beriefen sich die Andern auf den vierten Artikel des Vertrages vom 26. December, worin der Kaiser zugesagt, dem Deputationsschlusse seine Genehmigung zu ertheilen; denn in eben jenem Artikel hatte er sich seine Rechte ausdrücklich vorbehalten und zudem nur dem Hauptschlusse beizustimmen versprochen, wie er am 23. November 1802 von der Deputation des Reiches gefaßt war. Darin war aber die neue Gestaltung des Fürstenraths noch nicht enthalten. Die kaiserlichen Kronjuristen spielten indessen den Streit auf ein Gebiet, wo der begründetste Widerspruch nicht ausbleiben konnte; sie erfanden die neue Theorie und suchten sie mit handgreiflicher Sophistik durchzufechten: daß nach dem Sinne des westfälischen Friedens eine volle Stimmengleichheit beider Confessionen geboten sei*), und der Kaiser darum die Pflicht habe, diese gesetzliche Ordnung aufrecht zu halten. Auch mit der Hinweisung

geführten Reichstagscorrespondenz besonders auf die gediegene Schrift von K. L. Aegidi, der Fürstenrath nach dem Luneviller Frieden. Berlin 1853.

*) S. darüber die Ausführung bei Aegidi S. 42—100.

auf die Pflichten gegen die römiſche Kirche war es inſofern eine mißliche Sache, als der Kaiſer den größten und folgenreichſten Schlag gegen das römiſche Kirchenthum in Deutſchland — die Säculariſationen — in eben dem Decret vom 27. April guthieß und die neue Vertheilung der Stimmen im Fürſtenrathe doch nur eben eine unvermeidliche Folge davon war.

Wohl lagen aber die politiſchen Verhältniſſe nicht ungünſtig für die Erneuerung des kaiſerlichen Widerſtandes. Die auswärtigen Schiedsrichter hielten ihre Arbeit für beendet und waren kaum geneigt, ſich in den endloſen Streit um die verwickelten Rechtsfragen der deutſchen Reichsverfaſſung noch tiefer einzulaſſen. Wer wußte überhaupt, wie weit Frankreich und Rußland noch einig waren! Wenigſtens deutete Manches ſchon darauf hin, daß das herzliche Einverſtändniß der beiden Vermittler erſchüttert war. Frankreich ſtand aber am Eingange eines neuen großen Krieges mit England; ſchwerlich ſchlug es in einem ſolchen Augenblicke für ein paar proteſtantiſche Stimmen im Fürſtenrath das gute Einvernehmen mit Oeſterreich in die Schanze. So wagte denn der Kaiſer im nämlichen Augenblicke noch einen weiteren Schritt: er nahm alle die Klöſter und Stifter in Beſchlag, die den ſäculariſirten Kirchenſtaaten gehört hatten und in den öſterreichiſchen Erblanden lagen, obwol damit die neuen weltlichen Beſitzer, namentlich Baiern, um ein Capital von ungefähr fünfzehn Millionen verkürzt wurden, auf das ſie ſicher gerechnet hatten*).

Die kaiſerliche Politik irrte nicht, wenn ſie auf die Gleichgültigkeit der fremden Vermittler zählte. Die brandenburgiſchen und bairiſchen Geſandten hatten alsbald nach dem Decret vom

*) Der Kaiſer gründete ſein Verfahren (in einem Reſcript der geheimen Hof- und Staatscanzlei an die Geſandten in Regensburg d. d. 19. Mai 1803) auf das Heimfallsrecht, das in ähnlichen Fällen immer geübt worden ſei und das er ſich im Art. IV. des Vertrages vom 26. Dec. unter den „droits de propriété et autres qui compètent à S. M. l'Empereur comme souverain des Etats héréditaires d'Autriche“ ausdrücklich vorbehalten habe. Dagegen ergab ſich aus den Verhandlungen der Deputation, daß dieſelbe niemals auch nur verſucht war, ſolchen Prätenſionen Raum zu geben; ihr Receß beſtimmte auch §. 36: die eingezogenen Stifter gehen an „ihre neuen Beſitzer mit allen Gütern, Rechten, Capitalien und Einkünften über, wo ſie auch immer gelegen ſind.“ Ueber den Umfang der öſterreich. Reunionen ſ. Hoff, das deutſche Reich II. 299 ff.

27. April ihren Anhang aufgeboten und waren in der Wohnung des franzöſiſchen Geſandten zu einer vertraulichen Conferenz der Eingeweihten zuſammengetreten (3. Mai), um ſich der Hülfe der fremden Diplomatie zu verſichern. Wie unangenehm waren ſie aber überraſcht, als ihnen Laforeſt trocken erklärte: „die zur Entſchädigung berechtigten Fürſten hätten genug erhalten und es ſcheine ihm, da die Hauptgegenſtände des Reichsgutachtens ratificirt ſeien, bedenklich, wegen einiger Incidenzpunkte mit Beſchwerden hervorzutreten. Die gegenwärtige Kriſis ſei nicht ſo beſchaffen, daß man unbedeutender Urſachen wegen den Krieg erneuern könne"*). Vergebens waren die Bemühungen, den franzöſiſchen Diplomaten auf andere Gedanken zu bringen; am 9. Mai reichten die Geſandten der beiden vermittelnden Mächte eine Note ein, worin ſie wie nach vollſtändig vollbrachter Arbeit Abſchied nahmen, dem deutſchen Reichskörper die fernere Erledigung der inneren Anordnungen überließen und nur gegen die kaiſerlichen Beſchlagnahmen eine verblümte Abmahnung einflochten**). Zum lebhaften Verdruß des preußiſch-bairiſchen Anhanges reiſten die Geſandten wirklich ab, und der Kaiſer löſte (10. Mai), da das Geſchäft nun erledigt ſei, die Reichsdeputation auf. Es war alſo dem Kaiſer und Reiche, zunächſt ohne fremde Einmiſchung, überlaſſen, die neuen Ordnungen aufzuſtellen, die ſich aus dem Receß vom

*) „Dieſe mit einem dem franzöſiſchen Miniſter ganz eigenen Nachdruck geführte Sprache ſoll eben ſo viel Befremden als Unzufriedenheit veranlaßt haben und die Conferenz, bei welcher der Freiherr von Bühler und Freiherr von Albini zwar gegenwärtig geweſen, doch kein Wort geſprochen haben, hat ſich ohne ein zu faſſendes Reſultat geendigt." Reichstagscorreſpondenz d. d. 5. Mai.

**) S'il arrivait cependant, hieß es in der Note, que dans la nouveauté de tant d'arrangements divers un des Etats de l'Empire se trouvât conduit à lever par méprise les droits d'un autre, la justice et la bonne foi auront promptement réparé l'erreur que des mesures de rétorsion aggraveraient au contraire. Sa Maj. l'Empereur de toutes les Russies et le Premier Consul sont intimément convaincus au reste qu'aucun mauvais exemple ne sera donné et bien moins encore imité. — Nach der Reichstagscorreſpondenz d. d. 23. Mai hatte der franzöſiſche Geſandte geäußert, die franzöſ. Regierung habe zwar keine Urſache, mit dem Decret zufrieden zu ſein, bei dem jedoch beſtehenden guten Einverſtändniß zwiſchen Oeſterreich und Frankreich verdiene dieſer Gegenſtand nicht, daß man ſich mit Discuſſionen darüber vorzüglich beſchäftige, zumal in einem Augenblicke, wo man mit weit wichtigeren Angelegenheiten zu thun habe.

25. Februar ergaben. Dahin gehörte neben der Reform der Kreisverfassung und der Unterhaltung des Reichskammergerichtes vor Allem die neue Organisation des Reichsfürstenraths. Bevor freilich die Deutschen unter sich selber darüber einig wurden, war der schwer erschütterte Bau des heil. römischen Reiches vollends zusammengebrochen.

Während man sich in Regensburg noch um einzelne Abschnitte zankte, ward der Hauptschluß der Reichsdeputation zum größten Theil in Vollziehung gesetzt und damit die alten Ordnungen des Reiches für immer aufgelöst. Wir wollen zunächst die Gebietsveränderungen, wie die ersten dreißig Paragraphen des Recesses sie feststellten, genauer ins Auge fassen; dieselben enthalten neben den Grundlagen der territorialen Gestaltung Deutschlands, wie sie zum guten Theil noch heute fortbestehen, auch die Anfänge einer neuen Politik. Der revolutionäre und rechtlose Charakter dieser Zeiten gibt sich in wenig Erscheinungen so prägnant kund, wie in dieser neuen Vertheilung Deutschlands.

Die Entschädigung des Kaisers und seiner Verwandten aus Toscana und Modena war, wie wir uns erinnern, die große Schwierigkeit gewesen, die den Abschluß so lange verzögert; erst in dem Vertrage vom 26. December war die endliche Lösung gefunden worden. Dessen Bestimmungen sind denn auch meist wörtlich in den Recess übergegangen, namentlich jener vielbesprochene Vorbehalt kaiserlicher und erbfürstlicher Rechte, den sich Oesterreich im vierten Artikel jenes Vertrages ausbedungen hatte. Der Ersatz Oesterreichs für die Ortenau, womit es die modenesische Entschädigung durch den Breisgau noch vergrößerte, bestand in den Bisthümern Briren und Trient „mit ihren sämmtlichen Gütern, Einkünften, Besitzungen, Rechten und Vorrechten." Stand diese Entschädigung mit denen der übrigen weltlichen Fürsten, die bisweilen das Doppelte und Dreifache des Verlustes betrugen, zwar außer Verhältniß, so war es doch ein voller Ersatz des Verlorenen. An Quadratmeilen und Einwohnerzahl kamen die beiden Bisthümer dem Breisgau und der Ortenau nicht ganz gleich, aber sie gaben einen reicheren Ertrag und schlossen sich besser an den Kern der österreichischen Erblande an, als die ferngelegenen Enclaven

am Oberrhein. Toscana ward mit dem Erzbisthum Salzburg (nur das Amt Mühldorf und den auf dem linken Innufer gelegenen Theil der Grafschaft Neuburg ausgenommen, die an Baiern fielen), mit der Propstei Berchtesgaden, dem östlich von Ilz und Inn gelegenen Theile des Hochstiftes Passau und dem Bisthume Eichstädt abgefunden; vom letzteren verblieben nur die im Ansbach'schen und Baireuth'schen gelegenen Enclaven bei Baiern, das jedoch dafür eine Entschädigung in Geld zu leisten hatte; in gleicher Weise sollte für die von Salzburg losgerissenen Bezirke aus in Oesterreich gelegenen Einkünften des Stiftes Freisingen Ersatz gegeben werden. Weder diese Gebiete, noch das, was Modena am Breisgau und der Ortenau erhielt, konnten als eine volle Entschädigung gelten*), und die Verwandten des Kaiserhauses hatten Recht, wenn sie sich im Vergleich mit ihren Besitzungen in Italien für sehr verkürzt hielten; gegen Deutschland war aber auch diese unzulängliche Abfindung ausländischer Dynastien ein schmachvolles Unrecht.

Nächst der österreichischen Entschädigung hatte die mit ihr vielfach verflochtene bairische die größte Schwierigkeit verursacht. Der Verlust Baierns gehörte unzweifelhaft zu den größten, die in der Revolution erlitten worden waren. Durch die Friedensschlüsse zu Campo Formio und Luneville verlor die bairische Dynastie außer ihrem ererbten zweibrückischen Fürstenthume die kurpfälzischen Besitzungen links vom Rhein, die Fürstenthümer Simmern, Lautern und Veldenz, das Fürstenthum Jülich, den pfälzischen Antheil an Sponheim und einige niederländische Herrschaften; nach dem neuen Theilungsplane selbst hatte es auch seine pfälzischen Aemter am rechten Rheinufer an Baden, Hessen, Nassau und Lei-

*) Die Berechnungen des damaligen Ertrages schwanken außerordentlich und werden wohl kaum genau zu ermitteln sein. Während auf österreichischer Seite für Toscana kaum anderthalb Millionen Gulden Entschädigung (gegen etwa vier Millionen Verlust) herausgerechnet wurden, ward von Anderen der Gesammtertrag des toscanischen Ersatzes auf mehr als zwei Millionen berechnet, und die einzelnen Angaben gehen so weit auseinander, daß sie sich nicht vereinigen lassen. S. Gaspari II. 15 ff. Hoff II. 165 ff. Nur das steht fest, daß die österreichischen Berechnungen bei Toscana wie bei Modena zu niedrig, die der Gegner häufig zu hoch sind, und in jedem Falle der Ersatz beträchtlich hinter dem Verluste zurückblieb.

ningen abzugeben. Waren auch die Berechnungen, die Baiern selbst von diesem Verluste gab, etwas zu hoch gegriffen, so belief er sich doch auf beinahe zweihundert Quadratmeilen sehr schönen und fruchtbaren Gebietes, das im Ganzen von nahezu 600,000 Menschen bewohnt war und dessen Revenuen man wohl nicht übertrieben auf mehr als vier Millionen Gulden berechnen durfte*). Dafür erhielt das pfalzbairische Haus an geistlichen Gütern den größten Theil des Bisthums Würzburg, die Hochstifter Bamberg, Freisingen, Augsburg und den Rest von Passau, die Propstei Kempten und die Abteien Waldsassen, Ebrach, Irsee, Wengen, Söfflingen, Elchingen, Ursberg, Roggenburg, Wettenhausen, Ottobeuern, Kaisersheim, St. Ulrich, so wie auch das, was an geistlichen Rechten und Einkünften in der Stadt und Gemarkung Augsburg lag und nicht schon dieser selbst zugewiesen war. Von den Reichsstädten und Reichsdörfern in Franken und Schwaben fielen an Baiern: Rothenburg, Weißenburg, Windsheim, Schweinfurt, Gochsheim, Sennfeld, Kempten, Kaufbeuern, Memmingen, Dinkelsbühl, Nördlingen, Ulm, Bopfingen, Buchhorn, Wangen, Leutkirch und Ravensburg; auch war die viel besprochene Entschädigung für Eichstädt zugesagt. Daß diese Erwerbungen an Umfang und Bevölkerung die verlorenen Gebiete beträchtlich überragten, war gewiß und wurde auch von Baiern selbst nicht bestritten; nur an Einkünften wollte es noch einen Verlust erleiden**). Wäre

*) Baiern gab 220 Quadratmeilen mit 780,000 Einwohnern und 5,870,000 Gulden Revenuen Verlust an, während die Berechnungen der gleichzeitigen Statistiker nur 186½ Quadratmeilen mit 580,000 E. und 4,250,000 Gulden Einkünften nachwiesen. Die Differenz erklärt sich dadurch, daß die bairische Zählung zugleich alle mittelbaren Besitzungen des Hauses, die im Elsaß und in Belgien gelegen waren, und den Ersatz der in den letzten acht Jahren verlorenen Einkünfte mit in Anschlag brachte, während es durchgängige Regel war, bei den Entschädigungsansprüchen nur den Verlust an reichsunmittelbarem Lande, nicht aber die Einbuße an sonstigen Besitzungen, den Kriegsschaden und Aehnliches mit in die Rechnungen aufzunehmen.

**) Die Berechnungen über den Umfang und die Bevölkerung der Entschädigungslande weichen im Ganzen wenig von einander ab. In den Angaben der Zeitgenossen über die großen Stifter herrscht ziemliche Uebereinstimmung und auch die schwierigere Berechnung über den Umfang und Werth der einzelnen Abteien und Reichsstädte differirt im Ganzen nur um ein Weniges. S. Gaspari II. 26 ff. Hoff II. 124 ff. Danach betrug der Ersatz Baierns un-

dem auch wirklich so gewesen, wie gewichtig waren dagegen die Vortheile, die das kurfürstliche Haus durch die neuen Erwerbungen erhielt! Für den Verlust der allerdings schönen und fruchtbaren Gebiete am Rhein bekam es die ergiebigsten und bestangebauten Landschaften, die außerdem in Süddeutschland existirten, lauter fruchtbare und gewerbsame Länder mit einer intelligenten und regsamen Bevölkerung; selbst unter seinen neuen geistlichen Erwerbungen befanden sich gerade die cultivirtesten und bestregierten, die Deutschland vor der Revolution besaß. Man durfte behaupten: erst jetzt waren zu einer politischen Entwickelung Baierns die Bedingungen gegeben. Statt der weit entlegenen Besitzungen am Rhein tauschte der Kurfürst Gebiete ein, die seinem Besitz zwischen Lech und Inn erst die rechte Abrundung gaben und den Grund zu der Mittelmacht legten, die sich im Laufe der nächsten Jahre ausgebildet hat. Gegen die österreichischen Gelüste, Baiern zu verschlingen oder die Dynastie anderswohin zu verpflanzen, war kein stärkerer Damm aufzurichten, als die Ausbreitung Baierns von der tiroler Gränze bis zum Main, der inneren Entwickelung des neuen Staates kein besserer Sporn zu geben, als diese Verbindung der starren, schwerbeweglichen altbairischen Gebiete mit dem viel regeren und entwickelteren Stoff der neuen fränkischen und schwäbischen Erwerbungen. Die selbstgenügsame Absperrung des altbairischen Wesens gegen das übrige Deutschland konnte erst jetzt überwunden werden.

Preußen hatte durch die Abtretung des linken Rheinufers an Reichslanden nur einen Theil von Cleve und das Fürstenthum Meurs, außerdem Geldern und einige Parcellen an der holländischen Gränze eingebüßt; das gesammte Gebiet von ungefähr 48 Quadratmeilen und 127,000 Einwohnern ertrug sammt den einträglichen Rhein- und Maaszöllen gegen anderthalb Millionen Gulden. Es handelte sich hier vom Anfange an nicht sowol um einen Ersatz für diese Einbuße, als um eine Vergrößerung; darum hatte

---

gefähr 290 Quadratmeilen mit 854,000 Einwohnern und 6,607,000 Gulden Einkünften. Zur besseren Arrondirung schloß der Kurfürst am 30. Juni 1803 einen Tauschvertrag mit Preußen, wonach dieses eine Anzahl Aemter und Orte im Ansbach'schen und Baireuth'schen an Baiern abtrat und dafür Entschädigungen aus würzburgischen, bambergischen und eichstädtischen Gebieten nebst den Städten Weißenburg, Dinkelsbühl und Windsheim erhielt.

Oeſterreich ſchon zu Campo Formio und Raſtatt die einfache Zurückgabe der verlorenen Gebiete betrieben, Preußen ſeit 1795 und 1796 das linke Rheinufer bereitwillig aufgegeben und durch ſeine Fügſamkeit gegen die franzöſiſche Politik möglichſt reichen Erſatz rechts vom Rheine zu erlangen geſucht. Es war nicht der ganze Preis dieſer Anſtrengungen erreicht, aber doch eine Entſchädigung gewonnen worden, die mehr einer Eroberung, als einem Aequivalent des Verlorenen ähnlich ſah. Preußen erhielt die Bisthümer Hildesheim und Paderborn, den beſten Theil des Hochſtiftes Münſter mit der Stadt ſelbſt, Erfurt und die kurmainziſchen Beſitzungen und Rechte in Thüringen, das Eichsfeld, die Abteien Herford, Quedlinburg, Elten, Eſſen, Werden und Cappenberg und die Reichsſtädte Mühlhauſen, Nordhauſen und Goslar — zuſammen einen Beſitz, der über 230 Quadratmeilen groß war, mehr als eine halbe Million Bewohner zählte und deſſen Einkünfte nach mäßiger Berechnung nahezu vier Millionen Gulden betrugen. An Umfang und Bevölkerung war es das Dreifache, an Einkünften beinahe das Vierfache des Verluſtes*). Die Gebiete gaben zwar keine reine Abrundung des preußiſchen Gebietes, aber ſie verzweigten den Einfluß Preußens über ganz Mittel- und Norddeutſchland. Es waren lauter fruchtbare und einträgliche Erwerbungen, von denen das Stift Hildesheim und Goslar ſich an Halberſtadt anſchloß, die Beſitzungen in Thüringen Preußen eine Poſition inmitten der ſächſiſchen Herzogthümer ſchufen, der Theil von Münſter und das Stift Paderborn die älteren weſtfäliſchen Beſitzungen, Cleve, die Grafſchaft Mark, Minden, Ravensberg und Lingen gut ergänzte und abrundete. Kurhannover ausgenommen blieben jetzt zwiſchen der Elbe und dem Rhein nur noch kleinere Gebiete übrig, welche den Zuſammenhang des preußiſchen Beſitzes in Norddeutſchland fortan unterbrachen.

Der Reſt des Hochſtiftes Münſter ward an eine Anzahl kleiner Dynaſten vertheilt, deren Anrecht auf Entſchädigung nicht außer Zweifel ſtand, die aber zum Theil durch einflußreiche Verbindungen ſich einen Antheil an der großen Beute ſicherten. Die

*) Den geſammten Betrag der neuen Erwerbungen genau zu beſtimmen, war wegen der Mannigfaltigkeit der einzelnen Theile nicht leicht; doch ſind, wie die Berechnung bei Gaspari II. 47—54 zeigt, die Ziffern eher zu niedrig, als zu hoch gegriffen.

Häuſer Croy und Looz hatten auf dem abgetretenen Gebiete des linken Rheinufers keine oder nur zweifelhafte reichsunmittelbare Beſitzungen gehabt; jenes erhielt das münſterſche Amt Dülmen, dieſes die Reſte der Aemter Bewergern und Wolbeck. Aremberg bekam für den Verluſt ſeiner links vom Rhein gelegenen Lande das münſterſche Amt Meppen und die ehemals kurkölniſche Grafſchaft Recklinghauſen, was für ſeine verlorenen reichsunmittelbaren Lande jedenfalls einen zureichenden Erſatz gab. Die münſterſchen Aemter Bocholt, Ahaus, Horſtmar fielen an das rheingräfliche ſalm'ſche Haus, während die niederſalm'ſche oder reifferſcheid'ſche Linie auf das mainziſche Amt Krautheim und die Einkünfte einiger geiſtlichen Güter in Oberdeutſchland angewieſen ward.

Das Haus Braunſchweig hatte durch die Friedensſchlüſſe von 1797 und 1801 nichts eingebüßt, ſondern nur in Folge des Theilungsplanes ſelbſt einzelne Beſitzthümer und Rechte freiwillig abgetreten. So hatte Hannover ſeinen Anſpruch auf die Grafſchaft Sayn-Altenkirchen an Naſſau, das Amt Wildeshauſen an Oldenburg überlaſſen und auf die Rechte und Einkünfte, die der Kurfürſt als Herzog von Bremen im Namen des Domcapitels in der Stadt und dem Gebiete von Hamburg und Bremen beſaß, verzichtet. Auch die weniger bedeutenden Rechte alter Schutzherrlichkeit auf Hildesheim, Corvey und Hörter waren aufgegeben worden. Für dieſe zum Theil werthloſen, zum Theil unbeträchtlichen Abtretungen erhielt der Kurfürſt reichen Erſatz in dem Bisthum Osnabrück, das den Verluſt um das Fünf- bis Sechsfache überſtieg und den Kurlanden eine zuſammenhängende Vergrößerung nach Weſten hin ſchuf. Die herzoglich braunſchweigiſche Linie, die nichts verloren, ward Eigenthümerin der Abteien Gandersheim und Helmſtädt.

Die freigebigſten Entſchädigungen erhielt Baden. Für ſeine Verluſte auf dem linken Rheinufer, die aus dem badiſchen Antheil an Sponheim, einer Enclave in der Rheinpfalz, aus ritterſchaftlichen Gütern im Elſaß und einigen Herrſchaften in den Niederlanden beſtanden, erhielt der neue Kurfürſt: das Bisthum Conſtanz, die rechts vom Rhein gelegenen Reſte der Hochſtifter Speyer, Straßburg und Baſel, die pfälziſchen Aemter Ladenburg, Bretten und Heidelberg mit den ehemaligen Hauptſtädten der Pfalz, Heidelberg und Mannheim, dann die Herrſchaft Lahr, die gegenüber von

Straßburg gelegenen heſſiſchen Aemter Lichtenau und Willſtett, ferner die Abteien Schwarzach, Frauenalb, Allerheiligen, Lichtenthal, Gengenbach, Ettenheimmünſter, Petershauſen, Reichenau, Oehningen, die Propſtei Odenheim und die Reichsſtädte Offenburg, Zell, Gengenbach, Ueberlingen, Biberach, Pfullendorf und Wimpfen. Der Verluſt überſtieg nicht 8 Quadratmeilen reichsunmittelbaren Gebietes mit 25,500 Einwohnern und ward auf 240,000 Gulden Einkünfte geſchätzt; der Erſatz belief ſich auf 59 ¾ Quadratmeilen, mit 237,000 Einwohnern und über anderthalb Millionen Einkünfte. Allerdings gaben dieſe Erwerbungen ein ſehr wenig arrondirtes Ganze; das neue Kurfürſtenthum zog ſich vorerſt nur wie ein ſchmaler, vielfach durchbrochener Gränzſtreif von der Neckarmündung bis zur Schweizergränze, aber die badiſche Entſchädigung war darum doch, im Verhältniß zum Verluſte, die größte von allen. Die Urſache dieſer Freigebigkeit konnte nicht in den Verdienſten liegen, die ſich Baden ſeit 1796 um Frankreich erworben, vielmehr hätten dann andere Reichsſtände, namentlich Preußen, viel höhere Anſprüche an Dank gehabt; noch weniger waren wohl, wie Bonaparte vorgab, „die Regententugenden des Markgrafen Karl Friedrich, die ihm ſeit lange die Achtung Europas erwarben", für die franzöſiſche Politik ein entſcheidender Beweggrund. Die Wünſche Kaiſer Alexanders für die Verwandten ſeiner Gemahlin und Mutter und das Intereſſe Frankreichs, im deutſchen Südweſten jene dritte Mittelmacht im Reich zu gründen, wirkten hier zuſammen, um bei der Theilung Baden, Baiern, Württemberg und Heſſen vorzugsweiſe günſtig zu bedenken; daß unter dieſen Baden wieder weitaus am reichlichſten ausgeſtattet ward, erklärte ſich aus dem Mißverhältniß zwiſchen dem bisherigen Beſitz des neuen Kurfürſten und der ihm zugedachten politiſchen Stellung.

Nicht ſo groß, aber immer noch reich genug, war die Entſchädigung Württembergs, das für den Verluſt von Mömpelgard (7 Quadratmeilen mit 14,000 Einwohnern) und die Einbuße verſchiedener Einkünfte, deren Summe auf 336,000 Gulden angeſchlagen war, die Propſtei Ellwangen, die Abteien und Klöſter Zwiefalten, Schönthal, Comburg, Rotenmünſter, Heiligenkreuzthal, Oberſtenfeld, Margarethenhauſen und die Reichsſtädte Weil, Reutlingen, Eßlingen, Rotweil, Giengen, Aalen, Hall, Gmünd, Heil-

bronn nebſt dem Dorfe Dürrenmettſtetten erhielt *). Der Erſatz, auf 29 ¼ Quadratmeilen, 110,000 Einwohner und 700,000 Gulden Einkünfte angeſchlagen, blieb zwar hinter dem Looſe des Nachbarn zurück, betrug aber doch immer an Umfang und Bevölkerung mehr als das Vierfache des Verluſtes und hatte vor den badiſchen Erwerbungen den Vortheil einer trefflichen Arrondirung des neuen Gebietes voraus. — Mit dieſen Vergrößerungen verglichen, nahm ſich allerdings der heſſencaſſelſche Antheil an der großen Beute ziemlich beſcheiden aus; für den Verluſt von St. Goar, Rheinfels und den Verzicht ſeiner Anſprüche auf Corvey, im Ganzen nicht eine Quadratmeile groß und etwa 30,000 Gulden Einkünfte tragend, erhielt zwar der neue Kurfürſt von Heſſen durch die mainziſchen Aemter Fritzlar, Naumburg, Neuſtadt und Amöneburg, dann die Stadt Gelnhauſen und das Reichsdorf Holzhauſen einen Erſatz, der die Einbuße weit überſtieg, aber er fand ſich doch verkürzt und war unzufrieden. Warum denn, fragte eine caſſelſche Beſchwerde, gerade das kurheſſiſche Haus unter den größeren Fürſtenhäuſern allein ſich ſeine Entſchädigung nach dem wirklichen Verluſt berechnen laſſen ſolle, ſtatt nach den politiſchen Machtverhältniſſen wie die Andern bedacht zu werden? Der geizige Kurfürſt war ſelber Schuld; er hatte, wie es heißt **), den Fehler begangen, den Franzoſen nur zwanzigtauſend Louisd'or anzubieten, „die mit Verachtung zurückgewieſen wurden." Glücklicher war die darmſtädter Linie, die denn freilich auch das Geld nicht geſpart hat. Dieſelbe hatte durch die Friedensſchlüſſe die im Elſaß gelegene Grafſchaft Hanau-Lichtenberg eingebüßt und auf dem rechten Rheinufer zur Abfindung Badens und Naſſau's eine Anzahl Aemter (Lichtenau, Wilſtett, Katzenelnbogen, Braubach, Ems, Kleeberg, Eppſtein) freiwillig abgetreten, im Ganzen eine Verminderung von 13 Quadratmeilen mit 40,000 Seelen und ungefähr 400,000 Gulden Einkünften. Dafür war aber dem Landgrafen eine ſehr reiche Entſchädigung zugefallen: das ehemals kölniſche Herzogthum Weſtfalen, die mainziſchen Aemter Gernsheim, Bensheim, Heppenheim, Lorſch,

*) Die ſechs Abteien und das Dorf waren im zweiten Entſchädigungsplan hinzugefügt worden, als Erſatz für verſchiedene Renten im Geſammtbetrag von 88,000 Gulden, die Württemberg an Hohenlohe-Waldenburg, Salm, Reifferſcheid, Limburg-Styrum u. A. zu bezahlen hatte.

**) Lang Memoiren II. 53.

Fürth, Steinheim, Alzenau, Vilbel, Rockenburg, Haßloch, Astheim, Hirschhorn, die pfälzischen Aemter Lindenfels, Umstadt, und Otzberg mit den Resten von Alzei und Oppenheim, ebenso der Ueberrest des Wormser Bisthums, die Abteien Seligenstadt und Marienschloß, die Propstei Wimpfen und die Reichsstadt Friedberg. Zwar lastete auf diesen Erwerbungen die Verpflichtung einer Rente an den Fürsten von Wittgenstein-Berleburg und eine Erhöhung der hessen-homburgischen Deputatgelder, aber der Gewinn blieb gleichwol bedeutend genug. Statt dreizehn Quadratmeilen hatte Darmstadt gegen hundert eingetauscht, deren Bevölkerung mehr als das Dreifache, deren Einkünfte mehr als das Doppelte des Verlustes einbrachten.

Zu dieser begünstigten Gruppe der künftigen Rheinbundstaaten zählte auch Nassau. Die (im Jahre 1816 erloschene) Linie Usingen erhielt für die am linken Rheinufer verlorene Grafschaft Saarbrücken, für zwei Drittheile von Saarwerden, für Ottweiler und für die an Baden abgetretene Herrschaft Lahr, im Ganzen etwa 20 Quadratmeilen mit sechszigtausend Einwohnern, die mainzischen Aemter Königstein, Höchst, Kronenburg, Rüdesheim, Oberlahnstein, Eltville, Harheim, Castel, die Besitzungen des Domcapitels am rechten Mainufer, namentlich Hochheim, das pfälzische Amt Kaub, den Rest des Kurfürstenthums Cöln, die obgenannten darmstädtischen Aemter, einige Frankfurter Dörfer, unter denen das Bad Soden die schätzbarste Erwerbung war, die Grafschaft Sayn-Altenkirchen und die Capitel und Abteien Limburg, Rummersdorf, Bleidenstadt und Sayn. Die Entschädigungen, wenn auch an Umfang nicht viel größer als das Verlorene, waren alle zur Abrundung des Gebietes sehr gut gelegen, enthielten eine Reihe von fruchtbaren und reichen Besitzungen und boten durch ihren Ertrag für die Einbuße einen reichen Ersatz. Die Linie Weilburg (die gegenwärtig regierende) war noch besser bedacht; sie hatte ein Drittel der Grafschaft Saarwerden und die Herrschaft Kirchheimbolanden am linken Rheinufer, im Ganzen etwa 6 Quadratmeilen, eingebüßt; sie erhielt dafür die Reste des Trierer Kurstaates, also die Aemter Ehrenbreitstein und Bergpflege, den größten Theil der Grafschaft Nieder-Isenburg, die Aemter Hammerstein, Boppard, Welmich, Montabaur, Limburg, Camberg und Wehrheim, einen Theil von Münzfelden und außerdem die Abteien Arnstein, Schönau und Marienstadt —

im Ganzen beinahe das Dreifache des Verlustes *). Für die Dillenburg'sche Linie oder das Haus Nassau-Oranien hatte, wie wir uns erinnern, Preußen sich eifrig bemüht und es auch durchgesetzt, daß diese, Deutschland seit dritthalb Jahrhunderten fremdgewordene Dynastie, die so wenig wie Toscana oder Modena ein Recht hatte, auf deutsche Kosten versorgt zu werden, eine ansehnliche Entschädigung erhielt. Aus den Bisthümern Fulda und Corvey, der Reichsstadt Dortmund und einigen Stiftern, unter denen die berühmte Benedictinerabtei Weingarten in Oberschwaben das bedeutendste war, wurde ein oranisches Fürstenthum von etwa 46 Quadratmeilen und einer Million Einkünfte zugeschnitten.

An diese Reihe von reichen Dotirungen, womit *größtentheils* spätere Rheinbundsfürsten ausgestattet wurden, schließen sich andere, die mehr den Charakter von wirklichen Entschädigungen an sich tragen und unter denen nur hier und da eine durch Gunst und besondere Verhältnisse ergiebiger ausgefallen ist. So hatte auf den Antrieb Bremens Oldenburg sich dazu verstehen müssen, den sehr einträglichen Elsflether Zoll nach Ablauf der nächsten zehn Jahre aufzuheben, und erhielt für diese Einbuße und die Abtretung einiger kleineren Besitzungen das bisher schon besessene Bisthum Lübeck zum erblichen Eigenthum, dann das hannoversche Amt Wildeshausen und vom ehemaligen Bisthum Münster die Aemter Vechta und Kloppenburg. Mecklenburg-Schwerin, das auf zwei erbliche Domherrnstellen im Stift Straßburg und einen kleinen Landstrich, den an Lübeck, hatte verzichten müssen, ward mit einigen Lübeck'schen Dörfern und einer Anweisung auf das Rheinoctroi abgefunden; der Wunsch, eine Kurwürde zu erlangen, war trotz Rußlands Fürsprache unerfüllt geblieben. Die beiden hohenzollernschen Linien in Schwaben hatten an reichsunmittelbarem Gebiet nichts verloren; die mächtige preußische Verwandtschaft hatte es aber dahin gebracht, daß sie ausnahmsweise auch für ihre verlorenen Lehenseinkünfte mit einigen schwäbischen Herrschaften und Klöstern entschädigt wurden. Dietrichstein erhielt für die an Bündten abgetretene Herrschaft Tarasp die Herrschaft Neu-Ra-

*) Doch hieß es, die ursprüngliche, noch größere Entschädigung sei verkürzt worden, weil Weilburg anfangs den Franzosen 600,000 fl. versprach und dann nur zwei Drittheile bezahlte.

vensburg; der Fürst von Ligne für die verlorene Grafschaft Fagnolles im Lütticher Gebiet die Abtei Edelstetten im schwäbischen Donaugebiet; dem Hause Thurn und Taxis, das in solchen Unterhandlungen meistens mit erfolgreicher Freigebigkeit agirte, wurden für seine verlorenen Posteinkünfte am linken Rheinufer Besitzungen in Schwaben, z. B. das Stift und die Stadt Buchau, die reichen Abteien Marchthal und Neresheim nebst einigen weltlichen Herrschaften zugeworfen und zugleich die Fortdauer seines Privilegiums im Reiche ausdrücklich garantirt. Das Haus Löwenstein-Wertheim, mit den Menschen- und Ländermäklern in enger, vertraulicher Verbindung, ward für einige verlorene Herrschaften am linken Rheinufer, unter denen nur die Grafschaft Virneburg reichsunmittelbares Land war, mit Aemtern und Stiftern aus den Spolien von Würzburg und Mainz abgefunden. Oettingen-Wallerstein erhielt für die in den Friedensschlüssen abgetretene Herrschaft Dachstuhl zwei schwäbische Abteien und einige im eigenen Gebiet gelegene Klöster; in ähnlicher Weise wurden den Fürsten und Grafen zu Solms ihre jenseits des Rheins verlorenen Güter ersetzt; das Haus Stolberg mußte sich dagegen für seine verlorene Grafschaft Rochefort mit einer Anweisung auf die Rheinzölle begnügen. Hohenlohe-Bartenstein wurde für die im Elsaß gelegene Herrschaft Oberbronn mit würzburg'schen Aemtern und Einkünften größtentheils an der Jart mehr als hinreichend entschädigt; auch die Ingelfinger und Oehringer Linie erhielt für bestrittene Ansprüche und einen an die Bartensteiner abgetretenen Landstrich genügenden Ersatz an Grund und Boden; nur Hohenlohe-Waldenburg mußte sich für seinen Antheil am Bopparder Zoll mit einer Rente begnügen. Der Fürst von Isenburg ward für die Abtretung eines Dorfes an Nassau mit zwei anderen mainzischen Dörfern und den Resten einer Abtei abgefunden. Der Fürstin wurde für einige verlorene Herrschaften, die ihr zugehört hatten, eine Rente auf den Rheinoctroi angewiesen. Für die Fürsten von Leiningen, welche die reichsunmittelbare Grafschaft dieses Namens, die Grafschaft Darburg und die Herrschaft Weihersheim am linken Rheinufer verloren hatten, wurde aus mainzischen, würzburgischen und pfälzischen Aemtern ein schönes kleines Fürstenthum zwischen Main und Neckar gebildet; die Kurmainzer Hinterlassenschaft gab dazu die Aemter Miltenberg, Buchen, Seligenthal, Amorbach und Tauberbischofs-

heim, Würzburg die Bezirke Grünsfeld, Lauda, Hardheim und Rippberg, Pfalzbaiern die Aemter Borberg und Mosbach, wozu noch die Abteien Gerlachsheim und Amorbach kamen. Wohl hafteten auf diesen Erwerbungen eine immerwährende Rente und eine nicht unbedeutende Schuldenlast, aber der Verlust der überrheinischen Besitzungen war durch dies wohl arrondirte Fürstenthum von mehr als 27 Quadratmeilen reichlich ersetzt. Das hoben auch die gräflichen Linien in ihren Reclamationen hervor; sie waren so reich nicht bedacht worden. Leiningen-Guntersblum mußte sich für seine verlorenen Ansprüche mit der mainzischen Kellerei Billigheim und einer Rente, die auf das Rheinoctroi angewiesen war, begnügen; die Heidesheimer Linie erhielt eine gleiche Rente und die mainzer Kellerei Neudenau; die Westerburger Grafen, früher am linken Rheinufer in Grünstadt und der Umgegend ansehnlich begütert, wurden karg genug mit einigen Abteien in der Wetterau und ähnlichen Renten abgefunden. Sie hatten, wie es scheint, in den Unterhandlungen nicht das Geschick und wohl auch nicht die Freigebigkeit bewiesen, wie andere weniger Berechtigte unter den reichsfürstlichen Familien.

Der Fürst von Wiedrunkel empfing für die an Frankreich übergegangene Grafschaft Krichingen zwei kölnische Aemter und die Kellerei Vilmar; der Fürst von Bretzenheim ward für zwei verlorene Herrschaften mit der Stadt Lindau und dem dortigen Stift entschädigt; dem wittgenstein'schen Hause wurden für seine theils durch die Friedensschlüsse, theils durch freiwilligen Verzicht verlorenen Besitzungen Geldrenten zugewiesen. Besondere Schwierigkeiten bot die Entschädigung der Reichsgrafen. Nicht wenige von ihnen hatten ihr ganzes Besitzthum verloren, andere waren durch die Abtretung des linken Rheinufers wenigstens um einen großen Theil ihrer reichsunmittelbaren Lande, namentlich diejenigen gekommen, an denen die Reichsstandschaft haftete. Die verschiedenen Verhältnisse dieser Körperschaft von den auf Kreis- und Reichstagen Berechtigten an bis zu den blos mit ritterschaftlichen Gütern Dotirten herab, die nur als Grafen charakterisirt waren, machten an sich schon eine gerechte Abfindung nicht leicht; nun fehlten aber auch die Mittel, ihren Schaden nur einigermaßen zu decken. Ein zuerst für sie bestimmtes Gebiet war zum Theil anders verwendet, zum Theil an Begünstigte verschwendet worden; es blieb

nun nichts mehr übrig, als eine kleine Anzahl Stifter aus der Erbschaft der schwäbischen Prälatenbank*), die nicht entfernt hinreichten, die lange Reihe dieser reichsgräflichen Familien zu dotiren. Es ward eine besondere Commission gebildet, die mit löblichem Eifer das verwickelte Geschäft zu lösen suchte, indessen sie war außer Stande, das Deficit der Mittel zu überwinden. In Regensburg und Paris drängten sich aber natürlich andere Interessen in den Vordergrund, als die der armen Reichsgrafen; es war vorauszusehen, daß die Deputation suchen würde, so rasch als möglich über diese Angelegenheit hinwegzukommen. Man zerstückelte die einzelnen Kirchengüter, welche die bescheidene Entschädigungsmasse bildeten; man half sich mit Geldrenten, die auf die Stifter angewiesen wurden, aber es blieb immer noch eine sehr beträchtliche Lücke übrig. Kaum konnten die am ersten zum Ersatz Berechtigten, an deren verlorene Güter die Theilnahme an Kreis- und Reichstagen geknüpft war, noch nothdürftig entschädigt werden; was hinter ihnen stand und Güter ohne diese Rechte oder überhaupt ohne Reichsunmittelbarkeit eingebüßt hatte, bekam entweder kaum die Hälfte oder auch geradezu nichts. Die Leyen, Halberg, Aspremont, Bassenheim, Beutheim, Metternich, Nesselrode, Ostein, Schaesberg, Sickingen, Sternberg und Törring gehörten dazu; unter ihnen verrechnete z. B. der Graf von Leyen seinen Verlust mit 248,781 Gulden jährlicher Einkünfte, der von Sickingen mit 116,000 — und dafür wurde nicht ein Heller Entschädigung bezahlt. Wohl deutete der Artikel, der sie betraf, auf die „nunmehr zu erwartende Aufhebung des Sequesters", das auf diesen Gütern lag, und wies sie auf Einkünfte, „welche noch zu einer weiteren Bestimmung übrig bleiben dürften", aber wer wollte davon etwas erwarten! Es lautete vielmehr wie bittere Ironie, wenn Brandenburg in der Deputationssitzung vom 12. Februar 1803, wo die Sache der Reichsgrafen entschieden ward, „eine vollkommene trostvolle Beruhigung in der im Luneviller Frieden stipulirten und von Frankreich feierlich zugesagten Aufhebung des Sequesters" erblicken wollte und sich einen Erfolg davon versprach,

*) Es waren die Abteien und Klöster Ochsenhausen, Münchroth, Schussenried, Guttenzell, Hegbach, Baindt, Burheim, Weißenau und Isny, wozu noch die Reichsstadt Isny kam.

daß man die Erfüllung dieser Zusage „mit ebensoviel Wärme als Zuversicht reclamirte". Es hat das natürlich nie eine Folge gehabt.

Von geistlichen Fürsten und Körperschaften war, wie wir uns erinnern, nur der Kurerzkanzler und die beiden Ritterorden übrig geblieben. Der erzbischöfliche Stuhl von Mainz ward auf die Domkirche von Regensburg übertragen und die Würde „eines Kurfürsten, Reichserzkanzlers, Metropolitan-Erzbischofs und Primas von Deutschland" sollte auf ewige Zeiten damit vereinigt bleiben. Seine auf eine Million Gulden festgesetzte Dotation ward gebildet: aus dem Fürstenthum Aschaffenburg, wie man das alte mainzische Oberamt dieses Namens sammt den Aemtern Aufenau, Lohr, Orb, Prozelten, Klingenberg und Aurach jetzt bezeichnete, dann aus dem Fürstenthum Regensburg, das hieß der Stadt und ihren Stiftern, der Grafschaft Wetzlar, wie man die Reichsstadt mit ihrem Gebiet nun nannte, und den noch übrigen Bruchstücken vom alten Eigenthum des Mainzer Domcapitels. Die Summe dieser Einkünfte war auf ungefähr 600,000 Gulden angeschlagen; die übrigen viermalhunderttausend sollten durch das Rheinschifffahrtsoctroi beigebracht werden. Der Kurfürst-Erzkanzler sollte auch fernerhin nach den Statuten seiner alten Metropolitankirche gewählt, den Städten Regensburg und Wetzlar, als den Sitzen des Reichstages und Reichskammergerichtes, eine immerwährende Neutralität zugesichert werden. Der deutsche Orden sollte die mittelbaren Stifter, Abteien und Klöster im Vorarlberg, im österreichischen Schwaben und überhaupt alle mittelbaren Klöster der Augsburger und Constanzer Diöcesen in Schwaben, worüber nicht schon disponirt war, erhalten, mit Ausnahme der im Breisgau gelegenen; der Hoch- und Deutschmeister, Erzherzog Karl, nahm indessen nur die in solchen Gebieten gelegenen Güter an, die selbst in die Entschädigungsmasse gezogen waren, und verzichtete auf die ihm in den Erblanden angewiesenen. Der Johanniterorden ward mit der Grafschaft Bonndorf im Schwarzwald, den Abteien St. Blasien, St. Trudpert, Schuttern, St. Peter, Thenenbach und allen Stiftern, Abteien und Klöstern, die im Breisgau lagen, dotirt; der Verpflichtung, die persönlichen Schulden der Bischöfe von Basel und Lüttich zu bezahlen, entledigte sich der Ordensmeister durch eine vertragsmäßig festgesetzte Summe, die sich für beide Bischöfe auf 1,100,000 Gulden belief.

Die sechs Reichsstädte, die noch übrig blieben, gingen zum größten Theil nicht leer aus; manche erfreuten sich sogar einer sichtbaren Begünstigung. Es ward ihnen allen einmal die volle Landeshoheit und Gerichtsbarkeit in ihren Gebieten zugesagt, dann die verlangte Neutralität in allen Reichskriegen gewährt. Außerdem wurden einzelne von ihnen freigebig genug bedacht. Augsburg erhielt die Gebäude und Renten der geistlichen Stifter in seinem Gebiet; Lübeck ward für einige Abtretungen an Mecklenburg mit den in der Stadt gelegenen Gebäuden und Einkünften des Bisthums und dem sogenannten Travemünder Winkel entschädigt; Frankfurt empfing als Ersatz für die abgetretenen Dörfer Soden und Sulzbach alle innerhalb seines Umkreises gelegenen Stifter, Abteien und Klöster (nur das an den Erzkanzler überlassene Compostell ausgenommen) und mußte dafür an die Familien Salm-Reiferscheid und Stadion eine Rente entrichten; Bremen ward vom Elsflether Zoll befreit und ihm eine Anzahl Besitzungen in der Stadt und deren Gebiet, die bis jetzt noch Kurhannover zugestanden hatten, eingeräumt; ebenso erhielt Hamburg die in der Stadt und dem Gebiet noch übrigen Rechte des Bremer Domcapitels; nur Nürnberg ging leer aus. Den mediatisirten Städten ward die Zusicherung gegeben, daß ihre neuen Landesherren sie „in Bezug auf ihre Municipalverfassung und ihr Eigenthum auf dem Fuß der in jedem der verschiedenen Lande am meisten privilegirten Städte behandeln sollten, so weit es die Landesorganisation und die zum allgemeinen Besten nöthigen Verfügungen gestatteten." Insbesondere ward ihnen die freie Ausübung ihrer Religion und der ruhige Besitz aller ihrer zu kirchlichen und milden Stiftungen gehörigen Güter und Einkünfte gesichert.

Die Reichsritterschaft mußte sich mit einem Versprechen von sehr zweifelhafter Aussicht begnügen. Die Entschädigungen, hieß es im §. 28, welche etwa einzelnen Mitgliedern der Reichsritterschaft gebühren dürften, werden, sowie die Indemnisationsergänzung der Reichsgrafen, im Verhältniß ihrer rechtmäßigen Ansprüche, in so weit sie nicht durch die nunmehr zu erwartende Aufhebung des Sequesters bewirkt werden, in immerwährenden Renten auf jene Einkünfte angewiesen, welche zu einer weiteren Bestimmung übrig bleiben dürften. Wir haben oben gesehen, was es mit der Entschädigung der Grafen für eine Bewandtniß

hatte; es war aller Voraussicht nach mit dem, was die Ritter zu erwarten hatten, nicht besser bestellt. Vielmehr zeigte sich bald, daß sie, statt entschädigt zu werden, mit zum Opfer dieser großen Fürstenrevolution ausersehen waren.

Mit den Entschädigungen in Land und Einkünften hing die Ertheilung neuer fürstlicher Würden und Stimmrechte eng zusammen. Während die Kurfürsten von Cöln und Trier verschwanden, wurden Baden, Württemberg und Hessen-Cassel zu Kurfürsten erhoben und nach dem jüngsten österreichisch-französischen Vertrage erhielt auch Salzburg diese Würde; mit dem Erzkanzler und den alten kurfürstlichen Stimmen von Böhmen, Pfalzbaiern, Sachsen, Brandenburg und Braunschweig-Lüneburg bestand also der Kurfürstenrath in Zukunft aus zehn Mitgliedern.

Eine durchgreifende Wirkung dieser Revolution zeigte die Neugestaltung des Fürstenrathes. Die fremden Schiedsrichter hatten auf das Andringen der landesfürstlichen Partei eine neue Vertheilung der Virilstimmen entworfen, die natürlich in derselben politischen Berechnung wie die Entschädigungen selber ausgedacht war. Es wurden auch dieselben Künste dabei angewandt; man nannte die Summen, die eine Virilstimme kostete, und mehr als ein deutscher Reichsfürst suchte in Paris persönlich bei Bonaparte um eine nach. Zufolge des französisch-russischen Planes hätten zu ihren schon vorhandenen Stimmen Oesterreich und Pfalzbaiern noch vier, Sachsen und Württemberg noch je drei, Preußen, Baden, Darmstadt, Cassel, Modena je zwei weitere Stimmen erhalten. Mit je einer neuen Stimme waren bedacht: der Erzkanzler, Sachsen abwechselnd mit Weimar und Gotha, Hannover, Braunschweig, Holstein, Mecklenburg-Strelitz, Aremberg, Salm-Salm, Nassau-Usingen, Nassau-Weilburg, Sigmaringen, Salm-Kyrburg, Fürstenberg, Schwarzenberg, Thurn und Taxis, Waldeck, Löwenstein, Oettingen-Spielberg, Oettingen-Wallerstein, Solms-Braunfels, Hohenlohe-Neuenstein, Hohenlohe-Waldenburg, Hohenlohe-Bartenstein, Isenburg-Birstein, Kaunitz, Reuß-Greitz, Leiningen, Ligne und Looz. Ebenso hatte die fremde Diplomatie über die Ordnung des Aufrufes verfügt.

Wir haben aber oben erfahren, daß der Kaiser gegen diesen Theil des Reichsdeputationshauptschlusses sein Veto einlegte und es sind darum diese Bestimmungen niemals in Wirksamkeit ge-

treten. Allein es gelang dem Kaiser doch auch nicht, wie er wollte, die Vertheilung der Virilstimmen im Fürstenrathe in seinem Sinne zu leiten. Vielmehr konnte er gesetzlich nicht hindern*), daß die weltlichen Fürsten von den Stimmen Gebrauch machten, die ihnen mit den säculariſirten Stiftern zugefallen waren. So blieb zwar der Rahmen der alten Ordnung bestehen; aber der Ausfall einer Reihe von Stimmen, die Uebertragung geistlicher Fürstenthümer auf weltliche Herren, die daraus sich ergebende Gruppirung des Stimmverhältnisses gestalteten doch den Fürstenrath der alten Reichsverfassung wesentlich um, ohne daß der kaiserliche Einfluß dem zu begegnen vermochte.

Von den hundert Stimmen des bisherigen Reichstages waren durch die Abtretung des linken Rheinufers Burgund, Pfalz-Lautern, Pfalz-Simmern, Zweibrücken, Pfalz-Veldenz, die Bisthümer Worms, Basel, Lüttich und Chur, die Fürstabteien Weißenburg, Prüm, Stablo, die Fürstenthümer Nomeny und Mömpelgard beseitigt; die schon lange nur dem Namen nach vorhandenen zwei Stimmen Bisanz und Savoyen verschwanden nun auch, und die beiden Curiatstimmen der schwäbischen und rheinischen Prälaten waren durch die Säculariſation aufgehoben. Der Fürstenrath zählte also nach dem Wegfall dieser achtzehn nur noch 82 Stimmen. Aber auch unter diesen übrigbleibenden hatten sich vielfache Veränderungen ergeben. Oesterreich hatte zwar wie bisher drei Stimmen im Fürstenrathe, indem es die erzherzogliche behielt und statt Burgund und Nomeny die von Brixen und Trient antrat; ja es erschien verstärkt, da die jüngere Linie des Hauses, Toscana-Salzburg, mit drei Virilstimmen (Salzburg, Eichstädt, Berchtesgaden) ihm nun zur Seite stand. Allein die Reihen der Opposition gegen Oesterreich hatten doch einen ganz andern Zuwachs erhalten. Preußen, bisher (für Magdeburg, Ansbach, Culmbach, Halberstadt, Pommern, Minden, Camin und Ostfriesland) mit acht Stimmen im Fürstenrath vertreten, war durch die von Hildesheim, Paderborn und Münster auf eilf gestiegen; Baiern, bisher mit sechs ausgestattet, erhielt nun neun, da ihm statt der verlorenen drei (Lautern, Simmern, Veldenz) sechs neue geistliche (Bamberg, Würzburg, Augsburg, Freisingen, Passau, Kempten)

*) S. die oben angeführte Schrift von Aegidi S. 260 f. 298 f.

zufielen und drei von seinen früheren (Baiern, Neuburg, Leuchtenberg) ihm verblieben. Hannover erhielt zu seinen sechs Virilstimmen (Bremen, Celle, Calenberg, Grubenhagen, Verden, Lauenburg) mit Osnabrück eine siebente; Baden, bisher für die Linien Baden, Durlach und Hochberg mit drei Stimmen versehen, erhielt mit den Bisthümern Speyer (Bruchsal), Straßburg (Ettenheim) und Constanz noch drei weitere. Das ernestinische Sachsen behielt seine sechs (Weimar, Eisenach, Coburg, Gotha, Altenburg, Hennenberg), Mecklenburg-Schwerin seine drei, Württemberg seine zwei Stimmen, indem es statt Mömpelgard die von Ellwangen erwarb, auch Hessen-Cassel hatte wie bisher für Cassel und Hersfeld seine doppelte Stimme. Dagegen wuchs das Haus Nassau, bisher nur mit den Virilstimmen von Hadamar und Dillenburg berechtigt, durch Fulda und Corvey auf vier und Oldenburg erhielt durch Lübeck die Verstärkung einer zweiten erblichen Stimme. Alle übrigen Reichsstände des Fürstenrathes hatten je eine Virilstimme*).

Es fällt in die Augen, wie sehr sich dieser neue Fürstenrath vom alten unterscheidet. Die weltliche Bank, schon bisher überwiegend protestantisch, war zwar durch die abgetretenen Gebiete von 63 Stimmen auf 56 vermindert, dagegen zählte die geistliche Bank statt 37 nur noch 26 Stimmen und auch dieser Rest hatte als geistliche Bank seine Bedeutung ganz verloren, da fast alle auf weltliche, zum Theil protestantische Fürsten übergegangen und im strengen Sinne des Wortes nur noch drei geistliche Stimmen erhalten waren**). Der Fürstenrath, bisher, je nachdem der Turnus des Stifts Osnabrück und der westfälischen Grafen katholisch oder evangelisch war, aus 55—57 katholischen und 43—45 pro-

*) Es waren also noch folgende vierundzwanzig: der Hoch- und Deutschmeister, Braunschweig-Wolfenbüttel, der Erzkanzler für Regensburg, Schweden für Vorpommern, der Johannitermeister, Hessen-Darmstadt, Holstein-Glückstadt, Anhalt, Ratzeburg, Aremberg, Hohenzollern, Lobkowitz, Salm, Dietrichstein, Auersberg, Fürstenberg, Schwarzenberg, Liechtenstein, Thurn und Taxis, Schwarzburg und die vier Grafencollegien.

**) Der Hoch- und Deutschmeister, Regensburg und der Johannitermeister. Katholische Stimmen der geistlichen Bank, die auf protestantische Fürsten übergingen, waren: Bruchsal, Ettenheim, Constanz, die Baden erhielt; Hildesheim, Paderborn und Münster, die an Preußen kamen, Fulda und Corvey, die Oranien, Ellwangen, das Württemberg übernahm.

testantischen Stimmen zusammengesetzt, enthielt fortan auf 52—53 protestantische nur noch 29—30 katholische Virilstimmen. In dem von den Vermittlern vorgeschlagenen Entwurfe, den der Kaiser zurückgewiesen hatte, war das confessionelle Verhältniß nicht ungünstiger für die Katholiken gewesen *). Der österreichische Einfluß im Fürstenrathe, bisher mit der von Preußen angeführten Opposition wenigstens im Gleichgewicht, war fortan in entschiedener Minderheit. Zu den zwanzig Stimmen, die Preußen und Baiern führten, konnte man mit Sicherheit Baden, Württemberg, beide Hessen, das ernestinische Sachsen, Nassau, Braunschweig und Mecklenburg zählen; das war aber, wenn auch alle andern zu Oesterreich standen, die Majorität im Fürstencollegium.

Die übrigen Bestimmungen des Reichsdeputationshauptschlusses betrafen eine Reihe von Verhältnissen, die sich als Folgen der neuen Ländervertheilung ergaben: darunter namentlich die Feststellungen über die Art der Ausführung, die Zeit der Besitznahme, die künftige Bestimmung der eingezogenen Kirchengüter, die Entschädigung der Säcularisirten und ihrer Diener, die politischen und religiösen Rechte der bisher geistlichen Lande, das Lehens- und Schuldenwesen.

Für den Genuß der Entschädigungslande war der 1. Dec. 1802 als Anfangstermin festgestellt; acht Tage zuvor begann der „Civilbesitz", d. h. von dem, was vor dieser Zeit nur militärisch besetzt worden war, stand die Nutznießung noch den alten Eigenthümern zu, ausgenommen wenn die Betheiligten darüber bereits besondere Verabredungen getroffen hatten — eine Clausel, die freilich den früheren Besitzern nachtheilig genug war. Zugleich waren alle Veräußerungen von Entschädigungslanden, die nach der Ueberreichung des Entwurfs vom August 1802 stattgefunden hatten (mehrere schwäbische Stifter hatten sich auf diese Weise noch zu helfen gesucht), für ungültig erklärt. Ueber die Art der Besitznahme der geistlichen Hochstifter war verfügt, daß die Güter der Domcapitel und ihrer Würdenträger den Domänen der Bischöfe einverleibt sein und mit den Bisthümern auf die Fürsten übergehen sollten, denen sie angewiesen seien. Hart war die Bestimmung,

*) Es standen unter den dort projectirten 131 Stimmen 78—79 evangelische gegen 52—53 katholische.

daß die wissenschaftlichen Anstalten, namentlich die Universitäten, die bisher auf beiden Ufern des Rheins begütert waren und die ihre Besitzungen auf dem linken Ufer ohnedies verloren, auch von dem, was auf dem rechten Ufer lag, nur solche Güter behalten sollten, die nicht in den Gebieten entschädigter Fürsten lagen. Aber am auffallendsten erschien ein Paragraph, der zu Gunsten der landesherrlichen Allmacht auch die mittelbaren Stifter, protestantische wie katholische, in das allgemeine Schicksal der Einschmelzung verflocht. Alle Güter der fundirten Stifter, Abteien und Klöster, hieß es im §. 35, in den alten sowol als in den neuen Besitzungen, katholischer als augsburgischer Confessionsverwandten, mittelbarer sowol als unmittelbarer, deren Verwendung in den vorhergehenden Anordnungen nicht förmlich festgesetzt worden ist, werden der freien und vollen Disposition der respectiven Landesherren, sowol zum Behuf des Aufwandes für Gottesdienst, Unterrichts- und andere Anstalten, als zur Erleichterung der Finanzen überlassen. Das ging selbst über den Sinn der Säcularisation hinaus und war ein weiterer Gewaltstreich zu Gunsten der landesherrlichen Fiscalität. Sonderbar war dann wieder der Satz, wonach die Säcularisation der Frauenklöster nur im Einverständniß mit dem Diöcesanbischof erfolgen, die Mannsklöster dagegen der freien Verfügung der Landesherren oder neuen Besitzer unterworfen sein sollten. Neben der Regulirung des Lehens- und Schuldenwesens, das wir hier übergehen dürfen, fanden sich hier auch die Bestimmungen über das neue Rheinoctroi, das an der Stelle der alten Rheinzölle aufgerichtet werden und einen Theil der noch unvollständigen Dotation, namentlich die kurmainzische bestreiten sollte. Die besondere Führung war gemeinsam Frankreich und dem Kurerzkanzler überlassen; der Leiter des deutschen Reichstages war also durch einen Theil seines Einkommens an den guten Willen der Franzosen geknüpft und es hätte nach dieser Bestimmung nicht einmal des wandelbaren Dalberg bedurft, um den Reichserzkanzler unter Bonapartesche Botmäßigkeit zu bringen. — Ein schwieriges Geschäft war die Versorgung der durch die Säcularisation aus ihrem Besitz gesetzten Personen. Die Regenten der geistlichen Staaten selbst, ihre Beamten und Diener, die Mitglieder des Domcapitels, die Weihbischöfe, die Conventualen der Prälaturen, die Mitglieder der Rit-

terstifter, die Vorsteher und Glieder der mittelbaren Stifter und Klöster, deren Aufhebung in dem Belieben der neuen Landesherren stand, die auf solche Einkünfte angewiesenen Personen, wie die Coadjutoren, die sogenannten Preciſten und andere mehr hatten eine Sicherstellung ihrer persönlichen Existenz zu fordern. Nach der gewaltthätigen und revolutionären Art, in der das deutsche Fürstenthum bei dieser Katastrophe verfuhr, ließ sich kaum etwas Gutes erwarten, und wenn gegen die Betroffenen nicht mehr Gerechtigkeit geübt ward, als z. B. bei der Entschädigung der Reichsgrafen und Ritter, so konnten sie auf das Aergste gefaßt sein. Indessen machte der Receß diesmal eine Ausnahme; die umfassenden Bestimmungen über dies Verhältniß suchten den Interessen aller Einzelnen, so gut es möglich war, zu entsprechen. Es wurde schon früher erwähnt, daß allen geistlichen Regenten ihre Reichsunmittelbarkeit, ihre Würde und ihr früherer Rang gesichert blieb. Außerdem war nicht nur für die Fürstbischöfe, deren Lande ganz oder zum größten Theil an weltliche Regenten übergingen, wo also die Mittel leichter zu schaffen waren, ein Einkommen festgesetzt, dessen Minimum zwanzig-, dessen Maximum sechszigtausend Gulden betrug, auch für die übrigen, deren Besitzthum zerstückelt und durch die Abtretung zum größten Theil oder ganz verloren war, wurde eine gleiche Anordnung getroffen. Der einzige geistliche Kurfürst, der noch zu versorgen war, der Trierer, erhielt hunderttausend Gulden, die Bischöfe von Lüttich und Basel zwanzigtausend, auch diese, obwol es die einfachste Billigkeit erforderte, daß Frankreich sie versorgte, auf deutsche Kosten. Die gefürsteten Aebte und Pröpste ersten Ranges sollten durchgängig zwanzigtausend, die übrigen zwischen sechs- und zwölftausend, die gefürsteten Aebtissinnen zwischen drei und sechstausend, die Reichsprälaten, Aebtissinnen und unmittelbaren Aebte zwischen zwei- und achttausend Gulden jährlicher Revenuen erhalten. Dem Coadjutor von Bamberg, dem einzigen, der damals vorhanden war, wurden dreißigtausend Gulden ausgesetzt. Den Bepfründeten der Hochstifter, Ritter- und Damenstifter war der lebenslängliche Genuß ihrer Capitelwohnungen und neun Zehntheile ihres bisherigen Einkommens zugesichert; die Vicarien behielten das Ganze. In ähnlicher Weise war dann für die Conventualen der unmittelbaren und mittelbaren Abteien, die Laienbrüder und Novizen nicht ausgenommen, überhaupt für alle

zu geistlichen Revenuen Berechtigte Sorge getragen; die geistliche und weltliche Dienerschaft konnte mit unverkürztem Einkommen in den Dienst des neuen Landesherrn treten; zog sie die Pensionirung vor, so gab eine fünfzehnjährige Dienstzeit Anspruch auf den vollen Gehalt, eine zehnjährige auf zwei Drittheile desselben, eine noch kürzere auf die Hälfte.

In Bezug auf die Verfassung der säculariſirten Gebiete ward die schon früher besprochene Bestimmung getroffen, daß dieselbe, soweit sie auf gültigen Verträgen und reichsgesetzlichen Normen beruhe, ungestört erhalten, aber doch in demjenigen, was zur Civil- und Militäradministration und deren Verbesserung und Vereinfachung gehöre, dem neuen Landesherrn freie Hand gelassen werden solle. Die erzbischöflichen und bischöflichen Diöcesen sollten in ihrem bisherigen Zustande bleiben, bis eine andere Diöcesaneinrichtung auf reichsgesetzliche Art getroffen sei. Die bisherige Religionsübung eines jeden Landes sollte gegen Aufhebung und Kränkung aller Art geschützt sein, insbesondere jeder Religion der Besitz und ungestörte Genuß ihres eigenthümlichen Kirchengutes und Schulfonds, nach der Vorschrift des westfälischen Friedens, ungestört verbleiben; dem Landesherrn stand es jedoch frei, andere Religionsverwandte zu dulden und ihnen den Vollgenuß bürgerlicher Rechte zu gestatten.

Auch das Reichskammergericht war schließlich nicht vergessen, indem bestimmt ward, daß die auf die Entschädigungslande fallenden Kammerzieler, mochten sie im Ganzen oder stückweise an neue Besitzer kommen, je nach dem Verhältniß der Erwerbung nach wie vor fortbezahlt werden sollten.

Es war eine gewaltige Revolution aller öffentlichen Verhältnisse in Deutschland; hatte doch weder die Reformation, noch der westfälische Friede den mittelalterlichen Bau des Reiches so mächtig erschüttert! Das „heilige römische Reich deutscher Nation," in seiner Verflechtung weltlicher und geistlicher Formen und in seinem Verhältniß zur römischen Kirche, hatte von dem Tage an, wo die neuen Ordnungen des Recesses in Wirksamkeit traten, in der That aufgehört zu existiren. Wohl war noch der Kaiser dem Namen nach als Schirmvogt der römischen Kirche übrig geblie-

ben und sein Krönungseid wie seine Wahlcapitulation, die ihn als „Advocaten des römischen Stuhles und der päpstlichen Heiligkeit" bezeichnete, war noch nicht aufgehoben; auch ein geistlicher Kurfürst und zwei Ritterorden hatten aus dem großen Schiffbruche noch eine ephemere Existenz gerettet. Aber das waren doch nur unvollkommene Bruchstücke der alten Ordnung, die inmitten der allgemeinen Verwüstung nur um so einsamer und zusammenhangloser erschienen. Der mittelalterliche Kaiser und Schirmvogt der Kirche sah sich von einem protestantischen Kurcollegium, von einem protestantischen Fürstenrathe umgeben, und das geistliche Fürstenthum, der recht bezeichnende Ausdruck der staatlich-kirchlichen Ordnung des alten Reiches, war bis auf kümmerliche Reste verschwunden. Auch diese Reste waren nur um zufälliger, persönlicher Ursachen willen vorerst noch erhalten worden; die tiefere Wurzel ihres Daseins war zerschnitten, oder was wollten diese alterthümlichen Reliquien noch bedeuten inmitten der neuen Gewalten und Ordnungen, wie die jüngste Revolution sie geboren? Schon die nächste Zeit mußte auch sie hinwegnehmen; das Kaiserthum, das letzte geistliche Kurfürstenthum, der deutsche und der Johanniterorden, das hatte fortan keinen Sinn mehr, auch wenn die alten Namen noch ein paar Jahre lang fortvegetirten.

Wie sich das völkerrechtliche Verhältniß, in welchem das heil. römische Reich zu den Staaten und der Kirche Europa's bisher stand, fortan umgestalten mußte, so war auch die föderative Ordnung, welche diese mannigfaltigen Gebiete, freilich locker genug, bis hieher noch zusammengehalten, in Zukunft nicht mehr zu behaupten. Der feudale Verband zwischen Kaiser und Reichsfürsten löste sich nun vollends; die Institute, welche als Gegengewicht gegen die Einzelsouverainetät wirken sollten, wie z. B. die Kreisordnung, waren mit der neuen Ordnung kaum vereinbar. Oesterreich war nach Osten zurückgeschoben und dort arrondirt, Preußen im Norden vergrößert, der Süden und Westen Deutschlands in besondere Staatengruppen formirt, deren Lage und Interesse sie mit Frankreich eng verknüpfte: wie hätte die schon so lose und schwache Form der alten Föderation des Reiches stark genug sein sollen, diese neuen, vielfach sich zuwiderlaufenden Interessen in einer Einheit zusammenzufassen? Hatten bis jetzt schon die einheitlichen Gewalten — Kaiserthum, Reichstag und Reichskammergericht —

nur eine unzulängliche Macht behaupten können, was wollten sie fernerhin bedeuten, nachdem ihr letzter natürlicher Anhang, die Geistlichen, die Kleinen und die Schwachen, zum größten Theil verschlungen waren und die neuen landesherrlichen Gewalten, vergrößert und verstärkt, ja schon mit den meisten Mitteln voller Selbstherrlichkeit ausgerüstet, sich überall siegreich Raum geschafft hatten? Die Versammlung zu Regensburg und das höchste Gericht in Wetzlar konnten, ähnlich wie der Kaiser, noch einen kurzen Zeitraum ihre äußere Existenz fristen, aber ohne irgend in die vorhandenen Entwickelungen des öffentlichen Lebens thätig und fruchtbar einzugreifen. Der Tag konnte nicht mehr fern sein, wo auch für sie dies siechе und kümmerliche Dasein ganz erlosch.

Wir haben uns im Laufe der früheren Ereignisse vielfach überzeugen können, wie gering im deutschen Volke die Empfänglichkeit für die Erschütterung von 1789 gewesen ist; die ganz vereinzelten Episoden am linken Rheinufer ausgenommen, verhielt es sich gegen die ersten Berührungen der Revolution durchaus mehr abwehrend, als entgegenkommend. Der erste große Riß in die alten Verhältnisse des Reiches, der als eine Rückwirkung der Revolution gelten konnte, erfolgte erst jetzt, und zwar ging der Anstoß dazu nicht von den Massen, sondern von den fürstlichen Dynastien aus. Sie waren es, die jetzt die revolutionären Ideen gewaltsamer Abrundung und Gleichmacherei, welche das feudale Frankreich seit 1789 umgestaltet, auch auf die deutschen Verhältnisse übertrugen. Wie dort die Revolution in die feudale Mannigfaltigkeit nivellirend und uniformirend eingriff und ein Staatswesen gleichartiger Prägung daraus machte, so wurden hier, gleichsam nach denselben physikalischen Gesetzen, die feudalen Staatenbildungen eingeschmolzen, zwar nicht, wie in Frankreich, eine große und gleiche Masse daraus gebildet, aber doch gruppenweise in kleinerem Maßstabe ein ähnliches Ziel erstrebt. Hier wie dort geschah das gewaltthätig, wie es die Art der Revolutionen ist, und eine Menge besonderer Rechte mußten sich beugen vor der neuen Staatsraison der allgemeinen Wohlfahrt, aber hier wie dort wurde auch Ungesundes und Ausgelebtes genug beseitigt, die Zerstückelung in winzige, lebensunfähige Körper vermindert, der gesunde Blutumlauf, den die kleinstaatliche Parcellirung hundertfach unterbrach, vielfach gefördert. In den neuen, arrondirten und vergrößerten

Staatsgruppen, wie die jüngste Umwälzung sie schuf, kam denn auch eine ganz ähnliche Staatspraxis auf, wie in Frankreich. Jene rührige, ordnungssüchtige, auf Gleichheit und Einheit hinstrebende Verwaltung, die in Frankreich am Ruder stand, ward jetzt auch in vielen deutschen Territorien heimisch; eben so eifrig, unermüdet und befehlerisch, so revolutionär und ohne Pietät für Geschichtliches und Ueberliefertes, so ganz erfüllt von den Gedanken der Staatsallmacht und mit den gleichen nivellirenden Neigungen, wie die Bonaparte'sche Bureaukratie in Frankreich, so ist auch in Deutschland die neue Richtung seitdem hervorgetreten.

Diese neue Staatspraxis schaffte sich nun überall Raum auf den Trümmern der gewesenen Ordnung, während die Körperschaften und Stände des alten Reiches verfielen. Denn nicht nur das, was von der Reichsverfassung noch übrig geblieben, erhielt nun eine ganz andere Gestalt, seitdem der Kaiser seine natürlichsten Stützen im Reiche verlor, seit am Reichstage ein überwiegend protestantisches und antiösterreichisches Kurfürstencollegium und ein gleichgesinnter Fürstenrath ihn umgab, seit die geistlichen Reichsstände verschwunden, die Städte bis auf sechs vermindert, die Ritterschaft bald schutzlos den Verschmelzungstendenzen der neuen Staatsmacht preisgegeben war; auch innerhalb der einzelnen Stände und Classen der Nation mußte sich eine umfassende Veränderung vorbereiten.

Dem römischen Kirchenthum und dem katholischen Clerus hatte selbst die Reformation keinen so entscheidenden politischen Stoß gegeben, wie die jüngste Umwälzung. Geistliche Kurstaaten, Fürstenthümer, Stifter und Klöster waren in Masse verschwunden und weltlichen Regierungen verfallen, die, ob sie katholisch oder protestantisch waren, übereinstimmend nach den neuen Staatsmaximen des achtzehnten Jahrhunderts und der Revolution verfuhren. Der Clerus, bisher der erste Stand im Reiche, ward nun unterthan wie alle anderen; die Stellung der deutschen katholischen Kirche als einer organisirten Macht war verloren, ihr großer weitverbreiteter Besitz außerordentlich vermindert, der Einfluß auf Schule und Erziehung dem Clerus vollends entwunden, auch in der Leitung der eigenen kirchlichen Angelegenheiten die Einmischung der neuen Staatsgewalten unabwendbar geworden. Das fühlte man nirgends tiefer als in Rom selbst. Schon im October 1802 hatte

Papst Pius VII. in einem Schreiben an den Erzkanzler seinen Kummer über die Umwälzung ausgedrückt, womit man die katholische Kirchenmacht in Deutschland bedrohe; er legte es dem letzten geistlichen Kurfürsten ernstlich ans Herz, aus allen Kräften dahin zu arbeiten, daß für die Angelegenheiten der Kirche, „zu deren Hütern wir von Gott gesetzt sind," mit allem Fleiße gesorgt und die Kirche bei den Rechten, der Freiheit und Sicherheit erhalten werde, deren sie bis auf diese Zeit genossen habe. „Sollte dieser entgegen etwas geschehen, so kann solches auf keine Weise von uns gebilligt werden*)." Indessen geschah das Unvermeidliche. Nicht nur der weltliche Besitz erhielt einen furchtbaren Stoß, auch die ganze geistliche Autonomie der Kirche drohte verloren zu gehen. Die Verfügung über die geistlichen Körperschaften und Stiftungen wurde den neuen Landesherren überlassen, die Aufhebung der Mönchsklöster ihnen freigestellt, die Erlaubniß, neue Novizen aufzunehmen, vom Belieben der weltlichen, zum Theil protestantischen Gewalten abhängig gemacht, wegen der künftigen Diöcesaneinrichtung auf die „reichsgesetzliche," nicht auf kirchliche Anordnungen verwiesen. Soviel setzte schon der Reichsdeputationsreceß fest; es war nicht zu zweifeln, daß noch Anderes folgen werde. In Schriften der Zeit, welche mit den Gedanken der regierenden Kreise zusammenstimmen, ward verlangt, daß die päpstlichen Bullen und Breven dem landesherrlichen Placet unterworfen, die päpstliche Vergebung der Beneficien abgestellt, die Bischöfe von den Landesherren ernannt und ihnen für alle Handlungen verantwortlich, auch alle geistliche Personen der weltlichen Gerichtsbarkeit unterstellt werden sollten**). Diese Wendung der Dinge vermochte den Papst zu einem merkwürdigen Schritte. Er schrieb in schmeichelhaftem Tone einen Brief an den ersten Consul***) und klagte ihm, daß man in Deutschland, nachdem die zeitlichen Güter auf eine bejammernswerthe Weise verloren seien, nun auch die geistigen antaste. „Da Du bei der Wiederherstellung der Religion in

*) S. polit. Journal II. S. 704 f.

**) S. Deutschlands neueste Staats- und Kirchenveränderungen, historisch, politisch, staats- und kirchenrechtlich entwickelt. [Von Harl.] Berlin 1804. S. 165 ff.

***) S. denselben d. d. 4. Juni 1803 in Häberlins Staatsarchiv XI. S. 337 f.

Frankreich uns so eifrig unterstützt hast, daß wir nächst Gott Dir am meisten Dank schulden für Alles, was dort nach den furchtbaren Erschütterungen zum Besten der Religion ist aufgerichtet worden, so wollen wir Dir diese neue Gelegenheit geben, Deinen Eifer für die katholische Religion zu bewahren und zugleich Deinen Ruhm zu verherrlichen. In der festen Ueberzeugung, daß Du auf unsere Bitte der katholischen Religion diesen Dienst leisten und uns mit allem Beistand und Eifer unterstützen wirst, ertheilen wir Dir, geliebter Sohn in Christo, voll Liebe unseren apostolischen Segen." Der Papst wandte sich also nicht mehr an den Kaiser; er gab den bisherigen Schirmherrn der Kirche, der sich freilich selbst mit ihren Spolien bereichert, stillschweigend auf und suchte, wie einst die Päpste des achten Jahrhunderts bei Pipin, Hülfe bei dem künftigen Gründer des neukarolingischen Kaiserthumes. In der That legte der französische Gesandte in Regensburg (Januar 1804) eine Fürsprache für den römischen Stuhl ein, in welcher es hieß, der erste Consul wünsche, daß man bei den neuen Einrichtungen gemäßigte und billige Grundsätze annehme, und daß sie auf keinen Fall Veranlassung zu Bekümmernissen Sr. päpstlichen Heiligkeit geben würden. In jedem anderen Falle wäre ein solches Wort nicht verloren gewesen; hier waren aber die Maximen der Staatseinheit und Staatsallmacht, die von den Regierungen gehandhabt, von der Wissenschaft verfochten, von der Bevölkerung ertragen, zum Theil gewünscht wurden, mächtiger als das Fürwort des Consuls, zumal dessen eigene Praxis mit seiner kirchenfreundlichen Verwendung zu Regensburg in grellem Gegensatze stand.

Mit der politischen Auflösung des deutschen Kirchenstaates hing das Schicksal des Adels am innigsten zusammen. Man rechnete über 700 Mitglieder der Domstifter, die durch die große Umwälzung ihre Stellen verloren; so viel Angehörige des stiftsfähigen Adels blieben also in Zukunft unversorgt; es läßt sich danach ermessen, welch ein Schlag nicht blos der ökonomischen Existenz des Adels, sondern auch seinem moralischen Ansehen dadurch versetzt ward. Dazu kam dann die schmerzliche Verkürzung, durch die bei dem Theilungsgeschäft die Reichsgrafen und die Ritterschaft betroffen wurden, der Gewaltthätigkeiten nicht zu gedenken, womit bald nachher die neue Landesherrlichkeit insbesondere die Ritter heimgesucht hat. Die in alter Zeit bitter verfein-

deten Gegner, Adel und ſtädtiſches Bürgerthum, wurden jetzt in ein gleiches Schickſal verflochten. Wir reden nicht von den zahlreichen Hof- und Reſidenzſtädten, denen durch die Säculariſation ihre künſtlichen Hülfsquellen abgeſchnitten wurden, auch das reichsunmittelbare Bürgerthum verſchwand beinahe durch die Mediatiſirung von 45 Reichsſtädten. Auch aus dieſem Kreiſe hörte man Klagende genug, welche die vormalige Blüthe und Macht dieſer bürgerlichen Sitze des Handels und der Induſtrie mit der künſtlich getriebenen Exiſtenz der fürſtlichen Städte verglichen. Aber es waren doch nur Einzelne, die ſich dieſes Vorzuges noch als eines gegenwärtigen berühmen konnten; die Mehrzahl war verfallen, und hie und da pries man ſich ſogar glücklich, aus dem alten, unheilbaren Wuſte in eine neue Lage verſetzt zu werden, die auf thätige und friſche Förderung des gemeinen Wohls mehr Hoffnung gab, als der Schatten der alten Freiheit.

Ward ſo eine Reihe von einzelnen Intereſſen aufs ſchmerzlichſte gekränkt, ſo war doch der allgemeine Eindruck dieſer Vorgänge keineswegs ſo groß, wie es die gewaltſame und tief einſchneidende Macht der Ereigniſſe erwarten ließ. Die Geiſtlichkeit, der Adel, einzelne Städte klagten über die Umwälzung, die ſie getroffen; das weltliche Fürſtenthum und ſeine Beamten prieſen die Revolution als einen großen Umſchwung zum Beſſeren, die Maſſe der Nation nahm ſie gleichgültig oder mit unverkennbarer Billigung auf. Eine ſolche Erſcheinung läßt ſich aus der politiſchen Apathie unſeres Volkes und aus der Erſchlaffung der Geiſter allein nicht erklären; ſie wird erſt dann recht begreiflich, wenn man an die Verfallenheit denkt, welche das kleinſtaatliche Leben geiſtlicher, gräflicher, ſtädtiſcher und ritterſchaftlicher Gebiete ſchon vor der Revolution betroffen hatte.

Wir haben früher die innere Zerrüttung dieſer kleinen Staatengruppen geſchildert*). In den geiſtlichen Landen ſahen wir ein läſſiges und ſchlaffes Regiment ſo tief eingewurzelt, daß ſelbſt Regenten, voll des beſten Eifers, nicht im Stande waren, einen dauernden Umſchwung hervorzurufen. Wir fanden dort einen Stiftsadel, der, zum großen Theil dem Lande und ſeinen Intereſſen fremd, nur auf deſſen Ausbeutung angewieſen war, ein ſorgloſes,

*) Band I. 123 ff. 138 ff. 142 ff. 155 ff.

oft käufliches Beamtenthum, eine träge Verwaltung und eine schlechte Justiz; in der Bevölkerung fehlte ein frischer, aufstrebender Geist und dessen Frucht, ein selbsterworbener Wohlstand, wohl aber standen überall geistlicher Müßiggang, Nepotismus, Sinecuren und Bettel in voller Blüthe. Tüchtige Persönlichkeiten an der Spitze, an denen gerade die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts nicht arm war, konnten im Einzelnen mildern und bessern, aber die allgemeine Verfallenheit und Mißachtung des geistlichen Staatenthums nicht aufhalten. Wie hätte vollends die Unnatur und Verderbtheit der kleinfürstlichen und reichsgräflichen Zwergstaaten, in denen noch der ganze Wust alter Mißbräuche im Stile des siècle de Louis XIV. fortwucherte, oder die Verkommenheit ritterschaftlicher und reichsstädtischer Gebiete dem Sturme einer neuen Zeit trotzen sollen? Das letzte Jahrzehent hatte in diesen Sphären nichts gebessert; einen großen Theil der Ritterschaft hatte die Revolution vollends ökonomisch ruinirt, in den Reichsstädten gab sich die Verfallenheit theils in der Stockung alles öffentlichen und bürgerlichen Lebens, theils in gährenden Ausbrüchen gegen das alte Regiment kund. Wie tief war z. B. Nürnberg herabgekommen, wie erschlafft war das einst so stolze und blühende Ulm, wie widerwärtig waren die inneren Händel und Zänkereien, welche während der neunziger Jahre Reutlingen und Dinkelsbühl bewegten! War vielleicht unter den kleineren noch hie und da eine zu nennen, die sich in leidlicher Ordnung und im Gedeihen erhalten hatte, das reichsstädtische Wesen in seiner Gesammtheit hatte sich, wie wir früher sahen, überlebt, bevor noch die Revolution an unsere Pforten schlug. Wie grell und unerträglich war aber das Gebahren vieler kleinen fürstlichen und reichsgräflichen Herren, selbst mitten unter den Eindrücken und Lehren der Revolution! Ein paar Beispiele werden genügen. Der Fürst von Wied, offenbar mehr für das Irrenhaus reif, als zum Throne geboren, ließ sich von einem verdächtigen und unsauberen französischen Vagabunden, der sich einen Comte de la Ville sur Illon nennen ließ, auf das schamloseste beherrschen und ausbeuten; die Fürstin stand in einer Art von Gefangenschaft, die fürstlichen Kinder unter moralischem Zwange, ganz Neuwied gerieth darüber in Gährung; vom Fürsten wurde dann militärische Hülfe requirirt, von der bedrängten Familie aber und den Unterthanen

Schutz in Regensburg gesucht; gleichwol dauerte das frevelhafte Spiel Jahre lang ungestört fort, das ein frecher Abenteurer im Namen eines verrückten Fürsten in einem deutschen Lande treiben konnte. Wer von der Verwirrung der einfachsten Rechtsbegriffe im Kreise solcher kleinen Sultane eine Vorstellung haben will, der muß ein denkwürdiges Rescript der regierenden Grafen von Isenburg-Wächtersbach (vom Dec. 1800) lesen, worin dieser Besitzer einer reichsunmittelbaren Viertelsgrafschaft die Rechtsgründe auseinandersetzt, aus denen er, „um sich durch die gelindesten Mittel zu Wohnungen für die unentbehrlichste Staatsdienerschaft zu verhelfen," Privatleute aus ihrem ererbten Besitz vertrieb. Oder um sich von der Rechtspflege dieser Gebiete einen Begriff zu machen, darf man nur das Protocoll der erbach-schönberg'schen Regierung vom 10. April 1802 vergleichen, wonach dermalen „kein Bogen Papier mehr auf der Canzlei vorhanden und auch alle übrigen Schreibmaterialien gänzlich ermangelten, die Papierfabrikanten in hiesiger Gegend aber so wenig, als die Schreibmaterialienhändler zu Frankfurt die Erfordernisse auf Credit verabfolgen ließen, weil die vorigen ansehnlichen Conti bis jetzt unberichtigt geblieben seien." Die würdige Behörde resolvirte sich, mit einem „gänzlichen Stillstand der Geschäfte" zu drohen, falls ihr nicht schleunigst das nöthige Schreibmaterial geliefert würde; vorher aber hatten schon die Parteien selbst, weil sie es auch in den kleinsten Rechtshändeln zu keiner Entscheidung bringen konnten, sich erboten, „den Betrag der bedürfenden Schreibmaterialien vorzuschießen, wenn deren Mangel die fortdauernde Ursache des bisherigen Verzuges sein sollte." Oder ein anderes Beispiel. Gegen das jetzt auch der Säcularisation verfallene Domcapitel in Osnabrück war in seinen tiefzerrütteten Schuldverhältnissen ein rechtsgültiges Urtheil verschiedener Instanzen, auch des Reichshofrathes, ergangen; das Capitel beschloß aber am 26. Oct. 1802, daß es dem reichsrichterlichen Urtheile keine Folge leisten werde. Wo sich der Bankerott so augenscheinlich kundgab, da konnte auch die Demoralisation nicht ausbleiben. In der That haben denn auch diese reichsgräflichen Kreise ihre eigene Criminalstatistik. Wir haben früher einmal der Processe gedacht*), die noch Joseph II. gegen ein paar wirkliche Verbrecher

*) Band I. S. 142.

unter den regierenden Herren dieser Art einleiten ließ; auch jetzt schwebte wieder gegen einen Fürsten von Salm-Kyrburg eine Untersuchung wegen falscher Banknoten, deren Verfertigung er angeklagt war*).

Wir müssen uns diese jetzt verblaßten Eindrücke kleinstaatlichen Unwesens vor Augen halten, um zu begreifen, warum die große Masse der Bevölkerung die sogenannte gute alte Zeit ohne Bedauern scheiden sah und in den neuen Zuständen eine entschiedene Wendung zum Besseren erblickte. Das neue Regiment der künftigen Rheinbundsregierungen zerstörte wohl mit dem alten Wuste auch manchen guten Keim; es wollte überall gleichmachen, uniformiren und verfuhr darum gegen Alles, was an persönliche, communale oder körperschaftliche Freiheit erinnerte, mit der gleichen Feindseligkeit, wie gegen die übeln Auswüchse der feudalen Anarchie. Sie verwalteten überwiegend aus dem Bureau, nach Akten, auch wohl nach selbstgemachten Doctrinen, die man dann gern Principien nannte, sie brachten häufig französische Vielregiererei, Fiscalität und Militärlast, aber alle diese Schattenseiten des rheinbündisch-bonaparteschen Bureaukratismus, die man wohl auch damals schon empfand, traten doch in den Hintergrund neben den Wohlthaten eines geordneten und rührigen Regiments, die man in vielen Gebieten Deutschlands vorher noch niemals hatte kennen lernen. Es kam doch statt des alten Wustes eine Art von Gesetzlichkeit und Gleichheit vor dem Gesetze zur Geltung, es wurde eine bessere Rechtspflege eingerichtet, die Erblichkeit und Käuflichkeit der Stellen abgeschafft, der Industrie und dem Verkehr, die ganz daniederlagen, neue Anregung gegeben, dem Bauer manche Erleichterung geschaffen, das schädliche Uebermaß mönchischen und geistlichen Nichtsthuns beseitigt, überhaupt das allgemeine Wohl rüh-

*) Ueber die Neuwied'sche Sache s. die Schrift: „Unglückliche Ereigniſſe in einem deutschen Fürstenhause", und die Vertheidigung des Fürsten: „Schreiben Sr. Durchl. des regierenden Herrn Fürsten zu Wied-Neuwied an Ihren Agenten zu Regensburg", beide dem Reichstage übergeben. Die Isenburg'sche Verordnung steht in Häberlins Staatsarchiv IX. 103 ff., das Erbach'sche Rescript ebendas. VIII. 305 f., der Osnabrückische Beschluß IX. 420 ff. In Betreff des Fürsten Salm s. ebendas. IX. 333. Es ließe sich noch manche ähnliche Probe dieses Treibens verzeichnen, da die Freunde der Säcularisation und Mediatisirung es sich angelegen sein ließen, alle Actenstücke sorgfältig zu sammeln, welche die Verfallenheit des kleinstaatlichen Wesens darlegen konnten.

riger und erfolgreicher gefördert, als es in den verrotteten kleinen Gebieten irgendwo auch nur versucht worden war. Gewaltthätig und brutal hat man, wie bei allen Revolutionen, auch hier vielfach verfahren; die Gleichmacherei, der grobe Nützlichkeitseifer, die Leidenschaft, Alles vom Schreibtische aus zu reguliren, die Abneigung gegen das Geschichtliche und Ueberlieferte, der Vandalismus selbst gegen die künstlerischen Symbole und Denkmale der alten Zeit, das Alles ist jetzt und nachher in der rheinbündischen Epoche grell genug hervorgetreten. Gleichwol war die Auflösung des Alten unvermeidlich und selbst diese gewaltthätige Periode des Uebergangs hat eine Menge Fesseln gesprengt und eine Fülle von Lebenskeimen zu wecken angefangen, die bisher in kleinstaatlicher und kleinbürgerlicher Misère gebunden lagen.

Am sprechendsten läßt sich der Gegensatz des Alten und Neuen in Baiern veranschaulichen. Hier brachte es einmal die Ausdehnung der neuerworbenen geistlichen und städtischen Gebiete schon mit sich, daß eine große Veränderung aller Zustände eintrat, dann war der Kern der alten Besitzungen selber in einem Zustande, der eine Umwälzung unvermeidlich machte. Von den unter Franz Ludwig so tüchtig regierten fränkischen Bisthümern gar nicht zu reden, war gewiß auch unter den übrigen neu erworbenen Stiftslanden keines, dessen öffentliche Zustände auf tieferer Linie standen, als die von Altbaiern selber. Die vorige Regierung hatte alle Untugenden einer schlaffen und herabgewürdigten Hof- und Maitressenwirthschaft mit mönchischer Bigotterie und Unwissenheit vereinigt; es war in der That schwer zu sagen, was in der letzten Zeit Karl Theodors abschreckender war, die Frivolität der oberen oder die Trägheit und die Lähmung der unteren Schichten des Volkes. Die Zeitgenossen wissen uns nicht lebhaft genug zu schildern, wie mächtig Bigotterie und Unwissenheit das Land überzogen, wie schlecht die Schulen, wie roh die Volkserziehung war, welch krasser Aberglaube hier noch dominirte, wie tief aller öffentliche Wohlstand daniederlag, wie verschwenderisch Geistlichkeit und Mönchthum vom Lande zehrten, wie tief der Staatshaushalt ökonomisch zerrüttet war. Man zählte in Baiern, der Oberpfalz und Neuburg auf eine Million und 250,000 Seelen nicht weniger als 7544 Geistliche, unter denen 3281 Mönche und 1238 Nonnen; dagegen waren die Steuerkräfte des Volkes äußerst angespannt,

das Land von einer unverhältnißmäßigen Schuldenlast überbürdet. Die neue Regierung klagte selber in einem öffentlichen Erlasse, daß sie weder eine eigentliche Verwaltung noch eine ordentliche Justiz vorgefunden, daß alle Industrie erstickt, aller Verkehr gelähmt, die Anhäufung des nationalen Reichthums durch Monopole und Privilegien gehemmt worden, die Erziehung des Volkes „ganz vernachlässigt" gewesen sei.*) „Se. kurf. Durchlaucht, hieß es in einer anderen Veröffentlichung jener Tage, haben die Staatskassen nicht allein ausgeleert, sondern überdies noch mit vielen bisher unbekannten Schulden belastet angetroffen". Dazu kamen die Kriegslasten und die Occupation mit fremden Truppen während des Feldzuges von 1799—1800.

Der neue Kurfürst Maximilian Joseph mit seinem leichtblütigen pfälzer Naturell und seinen ganz modernen Lebensansichten kam denn allerdings wie ein Fremdling in diese altbairische Welt. So sehr die Bevölkerung des Regimentes Karl Theodors satt war, sie sah doch mit Schrecken an seiner Seite eine ketzerische Kurfürstin, die sich in Nymphenburg ein lutherisches Bethaus errichtete und einen protestantischen Hofprediger mitbrachte. Zum Glück, sagt ein Zeitgenosse, sind die Münchner ein guter Schlag Menschen, zu Meutereien nicht aufgelegt und ihrem Landesfürsten anhänglich; sonst hätte die Errichtung eines protestantischen Bethauses in Baiern ohne Ausschweifungen von Seiten des Pöbels kaum ablaufen können.

Unter den Räthen des neuen Landesherrn war die bedeutendste Persönlichkeit Baron Montgelas, schon unter Karl Theodor mit der Illuminatenopposition eng verflochten, dann im Dienst des Zweibrücker Pfalzgrafen durch eifrige und glückliche Thätigkeit für die Erhaltung der bedrohten Erblande ausgezeichnet. Montgelas stammte aus einer savoyischen Familie, hatte die Lebensansicht und Bildung eines vornehmen Herrn aus der Schule französischer Aufklärung im achtzehnten Jahrhundert, aber auch die Geschmeidigkeit, das diplomatische Geschick und die rührige Vielseitigkeit eines altfranzösischen Cavaliers. Deutschen Patriotismus konnte man bei diesem Manne nicht erwarten, am wenigsten in einer Zeit, wo diese Gesinnung unter den deutsch geborenen und erzogenen Staatsmännern so selten war; er suchte, wie alle andern, nur

*) S. Staatsarchiv VI. 20. 21. Vgl. VIII. 185. 186. Reuß Staatscanzlei 1800. II. 21 ff.

glücklicher und geſchickter als die meiſten, aus dem deutſchen Schiffbruch für ſeinen Herrn zu retten, was zu retten war. Voll regen Eifers für die Macht des kurfürſtlichen Hauſes und die Vergrößerung Baierns, von begründetem Mißtrauen gegen Oeſterreich beſeelt, in ſeinen Mitteln nicht immer wähleriſch, aber wachſam, thätig, ſchlau, und wenn es ſein mußte, durchgreifend und gewaltthätig, war er für Max Joſeph der geeignetſte Mann, um einmal gegen das alte prieſterliche und feudale Weſen in Baiern einen entſcheidenden Kampf zu führen, dann durch geſchicktes Anſchmiegen an den Stärkeren, mochte es Rußland oder Bonaparte ſein, die neue wohlarrondirte Macht eines bairiſchen Staates zu ſchaffen.

Mit joſephiniſcher Haſt, aber zäher und nachhaltiger, als der Sohn Maria Thereſia's war, wurde von ihm die Auflöſung des Alten und die Begründung neuer Zuſtände ins Werk geſetzt. Eine ganz neue Organiſation der Regierung, die Verſchmelzung der verſchiedenen Herzogthümer zu einem Ganzen, die Verbeſſerung der Finanzen, die Herſtellung des Credits, die Einführung eines neuen Steuer- und Zollſyſtems, die Umgeſtaltung des Heerweſens, die Verbeſſerung des öffentlichen Unterrichts, der Juſtiz und Polizei, Beſchränkung der grundherrlichen Befugniſſe, Erleichterung des Bauernſtandes, Milderung der Cenſur, Beſchränkung des prieſterlichen Einfluſſes, Einführung der kirchlichen Toleranz — das Alles ſollte in möglichſt kurzer Friſt durchgeſetzt werden und wie zu Joſephs II. Zeiten drängten ſich in bunter Folge neue Organiſationen und Verordnungen. Wie damals wurde nicht nur die ganze Adminiſtration neu geſchaffen, ſondern auch in allen Gebieten des öffentlichen Lebens im Geiſte der aufgeklärten Despotie des verfloſſenen Jahrhunderts thätig vorgeſchritten. Nur war der Widerſtand geringer, als in der bunt zuſammengeſetzten öſterreichiſchen Monarchie; die Oppoſition hatte im Grunde nur in den alten Feudalſtänden und ihrem Ausſchuſſe eine nennenswerthe Stütze. Hier erregte es freilich den lebhafteſten Widerwillen, als der Kurfürſt damit begann (Sept. 1800), den Proteſtanten Duldung zu gewähren, ſie im Beſitz und Genuß liegender Güter den Katholiken gleichzuſtellen und die Anſäſſigkeit von dem katholiſchen Bekenntniß unabhängig zu machen. Eine landſchaftliche Vorſtellung (Aug. 1801) erhob Beſchwerde gegen dieſe Neuerungen. Sie berief ſich auf die alten Geſetze und Rechte, auf die Befugniß

landſtändiſcher Mitwirkung und beharrte eifrig auf der Erhaltung des ausſchließlichen Katholicismus. „Wenn Einheit Staatsgrundſatz iſt, ſagte der landſtändiſche Ausſchuß, warum ſoll in Hinſicht auf Religion eine Ausnahme beſtehen? Baiern genoß dieſe Einheit in Ruhe; mit der Vervielfältigung jetzt Trennung einführen, kann keine überwiegenden Vortheile gewähren. Dieſe uneingeſchränkte Aufnahme fremder Religionsverwandten iſt eine Quelle gefährlicher Spaltungen, die Grundurſache einer fortwährenden Entſtehung entgegengeſetzter Parteien; Einheit der Religion hingegen iſt ein geheiligtes Band, welches durch die Identität der Geſinnungen und die Uebereinſtimmung der religiöſen Handlungen mehr denn ein anderes Mittel die Ordnung und Ruhe im Staate befeſtigen kann." Die Antwort des Kurfürſten ſagte: unſere landesväterliche Abſicht iſt, durch Anſiedelung fremder Religionsverwandten den vielen noch öde liegenden Ländereien fleißige Anbauer, den Producten geſchickte Verarbeiter, dem Handel thätige Unternehmer zu verſchaffen und auf ſolche Art die phyſiſchen und moraliſchen Kräfte unſerer Erbſtaaten zu vermehren. Wir haben hierin nach einer vernünftigen Staatspolizei und nach den weiſen Beiſpielen anderer Regenten gehandelt. Der Kurfürſt verwies hier auf Joſeph II., auf Preußen, auf Hannover; Einheit des Glaubens ſei zur Stärke ſo wenig nothwendig, als die volle Uebereinſtimmung aller Staatsbürger in ihren Meinungen über wiſſenſchaftliche Gegenſtände. „Was haben die Stände gewonnen, welche der Alleinherrſchaft ihrer Kirche, der Einheit ihrer Religion Alles aufopferten? Man vergleiche ihren Wohlſtand mit jenem ſolcher Staaten, welche ohne Rückſicht auf Religion fremder Induſtrie und Cultur offen ſtehen und wo man dieſe durch Aufnahme ſolcher nützlichen Fremden einheimiſch zu machen weiß."*)

Die Regierung ſchritt unverdroſſen weiter. Eine Inſtruction vom 25. Januar 1802 führte einen entſcheidenden Schlag gegen das Mönchsweſen, indem fortan die Franziscaner- und Kapuzinerorden nur noch bis zum Ausſterben der gegenwärtigen Mitglieder geduldet, neue Mitglieder nicht aufgenommen, das Terminiren verboten, eine Reihe von Klöſtern anderer Orden theils vereinigt, theils aufgehoben wurden. Den Weltgeiſtlichen ward an-

*) S. Staatsarchiv VIII. 98. 99. 102—104. 107. 108. 111 ff. 313 ff.

befohlen (März 1802), „ihren Beruf nicht blos auf den weniger mühſamen Theil deſſelben, nämlich auf den eigentlichen Opfer- und Altardienſt oder die Beobachtung äußerlicher Gebräuche zu beſchränken, ſondern ihn vielmehr auf alle gerechte, vernünftige Forderungen ihrer Gemeinde auszudehnen und ſich als eigentliche Volkslehrer und Erzieher zu betrachten, deren Händen die religiöſe und ſittliche Bildung einer ganzen Nation größtentheils anvertraut iſt.“ Eine Verordnung vom 6. October 1802 löſte dann auch den „geiſtlichen Rath“ auf und vereinigte die ganze Oberaufſicht über das Kirchenweſen, die milden Stiftungen und die Schulen in den Händen politiſcher Verwaltungsbehörden.*)

Der ſtändiſche Widerſtand war zu ſchwach, dies zu hindern. Im Volke zeigte ſich, einzelne Exceſſe ausgenommen, kein beſonderer Eifer für die Erhaltung des Alten; die Weltgeiſtlichkeit äußerte, wie von ultramontaner Seite eingeräumt wird**), nicht nur keine Trauer über die Aufhebung der Klöſter, ſondern ein Theil des Clerus freute ſich ſelbſt darüber, wie über den Anfang einer beſſeren Aera. Wohl klagten die Gegner nicht mit Unrecht über die rohe Art der Ausführung, über den Beamtenvandalismus, über die leichtfertige Verſchleuderung der vielen Millionen, die man aus den eingezogenen Stiftern und Klöſtern gewann; aber es blieb doch eine unbeſtrittene Thatſache, daß in dem Augenblicke, wo die prieſterliche Eigenmacht gebrochen, der mönchiſchen Indolenz und Unwiſſenheit der Krieg erklärt, die Thätigkeit und Erziehung des Volkes gefördert ward, erſt das Fundament eines bairiſchen Staates gelegt worden iſt. Zwar wandten ſich die Betroffenen, als ihre Vorſtellungen beim Kurfürſten fruchtlos waren, nach Rom und der Papſt ſäumte nicht, ſich über die bairiſche Kirchenpolitik lebhaft zu beſchweren***), allein weder die Verhältniſſe noch die Perſonen waren von der Art, daß dieſe Einſprache der begonnenen Umwälzung hätte Einhalt thun können.

Während ſich ſo in einzelnen bisher erſtarrten Gebieten Deutſchlands eine neue Thätigkeit und Bewegung ankündigte, war die Ordnung des geſammten Reiches durch die letzte Umgeſtaltung

*) S. Staatsarchiv IX. 287 ff.

**) S. die Schrift: Concordat und Conſtitutionseid der Katholiken in Baiern. Augsburg 1847. S. 3. 4.

***) S. ebendaſ. S. 177 ff.

vollends gelähmt. Der Kaiser und Reichstag existirten mehr dem Namen als der That nach, die Kreisordnung war aufgelöst, dem Reichsgericht, das schon längst in Agonie lag, war durch die freigebige Ertheilung des jus de non appellando, womit auch in dem jüngsten Receſſe wieder mehrere Fürsten dotirt worden, sein Wirkungskreis schon so gut wie entzogen. So völlig war aber selbst im Laufe der anderthalb Jahrhunderte, die vorangegangen, der Nationalgeist nicht gebrochen worden, daß diese Lücke ganz ungefühlt hätte vorübergehen sollen. Diese Formen waren wohl verfallen und ausgelebt, aber es waren doch die letzten gewesen, die Deutschland noch als eine Gesammtheit hatten erscheinen lassen. Der selbstsüchtige Sondergeist der Fürsten und Regierungen, der Einfluß des Auslandes, die politische Entnervung und Thatlosigkeit im Volke, die kosmopolitische Zerfahrenheit in der Literatur reichte doch nicht hin, die Erkenntniß von der inhaltschweren Krisis, die über Deutschland lag, ganz und gar zu erdrücken. Die Einschmelzung der winzigen Staatsgruppen in etwas größere, die Verminderung der Territorien von einigen hunderten auf eine geringere Zahl, die Vernichtung geistlicher Kleinstaaterei, die Montgelas'schen Aufklärungsexperimente, so wirksam das Alles in den einzelnen Kreisen war, vermochten doch nicht, die Lücke, welche die Einsichtigen im Volke fühlten, vergessen zu machen. Es ging die trübe Ahnung durch die Gemüther und ward auch offen ausgesprochen, daß der deutsche Süden und Westen fortan Bonaparte und dem französischen Einflusse widerstandlos preisgegeben sei*); es wurden auch fromme Wünsche laut, wie dem Mangel abzuhelfen sei.

Schon vor dem Luneviller Frieden war der Vorschlag gemacht worden, mit der Säcularisation der geistlichen zugleich die Mediatisirung der weltlichen Kleinstaaten zu verbinden, namentlich den schwachen, schutzlosen und zerrissenen Südwesten Deutschlands zu theilen; es war in anderer Form das Projekt eines deutschen Dualismus, der das ganze Kleinstaatenthum mit einem Male verschlingen sollte. Jetzt, nach dem Reichsdeputationsreceß, tauchte der Gedanke auf, außer Oesterreich und Preußen nur noch zwölf weltliche Fürsten übrig zu lassen, deren Gebiete, durch die Mediatisirung der übrigen vergrößert und arrondirt, eine kräftigere Föderation bilden sollten, als die bunte Mischung von großen, mitt-

*) S. polit. Journ. 1803. I. 31.

lern und kleinen Fürſten, Reichsgrafen, Rittern und Städten. Auch der Gedanke einer bundesſtaatlichen Organiſation des Reiches fand ſchon ſeine Verfechter. Es ſollte eine Reichsregierung mit concentrirter Gewalt erſchaffen, die einzelnen Kreiſe zu größeren Verbänden vereinigt, die kleineren zur eigenen Vertheidigung ohnmächtigen Gebiete den größeren einverleibt werden *).

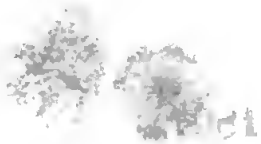
Es war nicht zu denken, daß ſolche und ähnliche Wünſche fortan verſtummten; vielmehr war die Auflöſung der alten Ordnung erſt die fruchtbare Quelle dafür geworden. Die Vorgänge von 1802—1803 hatten mit revolutionärer Gewalt den alten geſchichtlichen Zuſammenhang zerſtört, ohne etwas Anderes an die Stelle zu ſetzen. Das war zugleich unter Umſtänden geſchehen, die ihren Eindruck auf die Nation nicht verfehlten. Das revolutionäre Gebahren der dynaſtiſchen Politik erſchütterte den Glauben an den Beſtand der Gewalten und den Nimbus des Fürſtenthums mächtiger, als es die Ideen von 1789 bis jetzt gethan hatten. Die Nation hatte einen tiefen Blick in die Immoralität der Wege und Mittel gethan und es war davon ein Stachel zurückgeblieben, deſſen bittern Eindruck die Dinge, die nothwendig folgen mußten, am wenigſten vergeſſen machen konnten. Die weltlichen Fürſten waren in ihrer Habſucht zu ungeduldig und verblendet, um einzuſehen, daß dieſelbe Theorie und Praxis, die ſie jetzt gegen die geiſtlichen Fürſten ins Werk ſetzten, einſt gegen ſie gebraucht werden könne.

Indem man der Nation den geſchichtlichen Boden entzog, mußte ſich ihre Betrachtung ſelber naturgemäß auf revolutionäre Wege wenden. Die alte Form war ungenügend; aber es war doch die alte eingewohnte Form; das Neue zerſtörte dieſe überlieferte Art des politiſchen Daſeins, ohne etwas Genügendes an die Stelle zu ſetzen. Auf dieſem zerrütteten Boden mußten ſich die durchgreifend reformirenden und radicalen Ideen einer deutſchen Umgeſtaltung, welche die nächſten Generationen ans Licht brachten, nothwendig anſetzen; ſie ſind nicht aus den Theorien von 1789 erwachſen, ſie haben an dem Tage Wurzel und Lebenskraft gewonnen, wo die deutſchen Dynaſtien die alte Form des Reiches mit revolutionärer Gewalt zerſchlagen haben.

*) S. über dieſe Vorſchläge Häberlins Staatsarchiv VII. 360 ff. VI. 94 ff. VIII. 14 ff.

Viertes Buch.

Die Zeit deutſcher Erniedrigung (—1807).



Erſter Abſchnitt.

Deutſchland im Jahre 1803.

Unglückliche Kriege und ruhmloſe Friedensverträge hatte Deutſchland im Laufe der letzten Jahrhunderte mehr als einen erlebt, aber wie wenig wollte das bedeuten gegen die Erniedrigung dieſer Tage! Alles, was eine Nation demüthigen kann, Einmiſchung übermüthiger Nachbarn, Zwietracht der eigenen Gewalten, Rechtloſigkeit und Zerrüttung auf allen Seiten, das drängte ſich hier in einen Moment zuſammen. War der neue Theilungsplan des alten Reiches ein Werk revolutionärer Gewaltthat geweſen, ſo war es die Durchführung nicht minder. Allenthalben ward das Recht der Stärkeren, wie es der Reichsdeputationsreceß ſanctionirt, von den Begünſtigten und Mächtigen in willkürlichſter Weiſe ausgebeutet und erweitert; wo nicht die Theilenden unter ſich ſelber über die Beute haderten, mußten die Kleinen und Machtloſen die Schärfe des neuen Staats- und Völkerrechts empfinden. Hier drohten in der Markgrafſchaft Burgau öſterreichiſche und bairiſche Truppen handgemein zu werden oder führte Darmſtadt mit Naſſau-Uſingen eine Raub- und Fauſtrechtsfehde, dort fiel die ganze Wucht rechtloſer Zuſtände auch auf diejenigen, die der Theilungsplan vorerſt noch geſchont hatte. Oder während die Größeren, mit franzöſiſcher Einwilligung, ihre Politik revolutionärer Arrondirung rückſichtslos durchführten, eilten die Kleineren perſönlich nach Paris, um für die genoſſene Protection Bonaparte demüthig zu danken, neue Begünſtigungen zu erbitten.*)

*) S. polit. Journ. 1803. II. 381. 785. 887. 1211. 1239.

Dieſe innere Zerrüttung war in vollem Gang, als eine neue beiſpielloſe Demüthigung Deutſchland überraſchte. Der Friede, den ſich England hatte aufdringen laſſen, erwies ſich als unhaltbar; er hatte höchſtens den Zweck erreicht, auch die Friedliebenden in Großbritannien ſelber von der Nothwendigkeit eines fortgeſetzten Kampfes gegen Bonaparte zu überzeugen. Den Uebergriffen der franzöſiſchen Gewalt gegenüber hatte die britiſche Politik die Pfänder in Händen behalten, deren Rückgabe ihr der Vertrag von Amiens auferlegte; perſönliche Erbitterung des erſten Conſuls trug dann mit dazu bei, den kaum geſchloſſenen, auf keiner Seite aufrichtigen Friedensbund raſch wieder zu löſen. Brach, wie ſich ſeit Anfang des Jahres 1803 erwarten ließ, der Krieg von Neuem aus, ſo hatte dieſer Kampf das Eigenthümliche, daß keiner der kämpfenden Theile in der Lage war, dem andern beizukommen; Englands maritime Alleinherrſchaft gab ihm ſo wenig die Mittel, ohne Bündniſſe auf dem Feſtlande Frankreich wirkſam anzugreifen, als die continentale Uebermacht Bonaparte's ihn in den Stand ſetzte, die Stärke der britiſchen Politik zu erſchüttern. Zwar ſtand das Kurfürſtenthum Hannover in einer zufälligen und äußerlichen Verknüpfung mit England, inſofern der britiſche Monarch zugleich Kurfürſt in Hannover war; aber es war eine bisher ganz anerkannte Sache, daß die Händel der engliſchen Politik das deutſche Reichsland nicht berührten. Es fehlte zwar bei der Schwäche des Reiches nicht an Beiſpielen, daß ſolche Verhältniſſe gewaltſam verletzt worden waren, aber für Hannover ſelbſt hatte im öſterreichiſchen Erbfolgekriege, wo der König von England ſogar eine Armee gegen die Franzoſen in Deutſchland commandirte, die Neutralität ihre Geltung behalten; das Gleiche war in den jüngſten Kriegen geſchehen, als Hannover ſich der norddeutſchen Neutralität anſchloß, Großbritannien ſeinen Krieg fortſetzte. Aber freilich, wer wollte in dieſer Zeit auf völkerrechtliche Garantien vertrauen! Lag doch für einen Mann wie Bonaparte die Verſuchung zu nahe, an dem ſchwachen Hannover den Groll auszulaſſen, der gegen die meerumgürtete britiſche Inſel machtlos war. Schon beſchäftigte ihn der Gedanke, durch Verſperrung der feſtländiſchen Flüſſe und Häfen einen wirkſamen Krieg gegen den engliſchen Handel zu führen. So hatte denn auch Talleyrand ſchon am 11. März 1803 dem britiſchen Geſandten unverblümt zu verſtehen gegeben,

daß die Fortdauer der englischen Rüstungen Truppenbewegungen nach Holland und „an die hannover'sche Gränze" zur Folge haben werde.

Hannover stand unter einer patriarchalen Aristokratie, die das Land nicht hart und gewaltsam regierte, ihm nur mäßige Steuerlasten auferlegte, aber auch alle Untugenden eines solchen Regiments an sich trug. Ein adeliges Geheimrathscollegium regierte ziemlich unumschränkt und unverantwortlich; nur in wichtigeren Fällen ward die Genehmigung des Königs und des neben ihm in London stehenden hannover'schen Ministers eingeholt. Obwol Georg III. das Land nicht betrat, bestand doch ein Hofstaat, dessen Stellen einträgliche Sinecuren für den Adel waren. Ihm gehörten auch die wichtigsten Aemter in der Verwaltung, der Justiz, dem Finanzwesen; zur Seite stand ihm eine bürgerlich gelehrte Beamtenhierarchie, die mit ihren Kenntnissen und ihrem Fleiß das Regiment der vornehmen Herren stützen half. Die unteren Stellen der Verwaltung waren an die Begünstigten der großen Familien überlassen. Es war der guten Art des Landes und Volkes zuzurechnen, daß die Zustände unter dieser Verwaltung nicht schlimmer wurden, als sie gewesen sind; Familiengeist, Nepotismus und Protectionswesen waren freilich unvermeidliche Uebel. Der Bürger und Bauer war niedergehalten und fühlte sich in kurzsichtiger Selbstsucht zufrieden, daß man ihm bis jetzt den Krieg abgewehrt; selbständige Talente konnten sich nur ausnahmsweise Bahn brechen, ein gesunder öffentlicher Geist vermochte sich hier so wenig auszubilden, als kühner Muth und opferfähige Thatkraft zu den Eigenschaften einer adeligen Kastenregierung gehören.

Neben den hochgebornen Mitgliedern der hannover'schen Verwaltung, dem Grafen Kielmannsegge und den Herren von Arnswaldt und von der Decken, wirkte zu jener Zeit als bürgerlicher Arbeiter und juristische Autorität der Geh. Cabinetsrath Rudloff, der im Lande selbst für das einflußreichste Mitglied der Regierung galt. In der That scheint dieser Bureaukrat alten Schlages neben den harmlosen Nullitäten aus dem Adel die erste Rolle im obersten Collegium gespielt zu haben, und gegen ihn hat sich auch, wie es das Schicksal solcher beneideten Emporkömmlinge aus dem Bürgerstande ist, nach der Katastrophe der lauteste Zorn entladen; ihm ward die wesentliche Schuld an dem Bankerott der Adels-

oligarchie aufgebürdet. Wie ſich in ſolch einem Kopfe die neue Zeit ausnahm, davon hat dieſer hannover'ſche Cabinetsrath ein denkwürdiges Beiſpiel gegeben. Es war Rudloff nicht verborgen, daß ſich etwas gegen Hannover vorbereite, er war von Paris und London aus gewarnt, er ſah, wie die franzöſiſchen Truppen aus Holland ſich dem hannover'ſchen Gebiete näherten, aber er blieb in argloſer Sicherheit, denn — ſo beruhigte ſich der Reichsjuriſt — das heil. römiſche Reich konnte es nie und nimmer zugeben, daß Hannover von den Franzoſen occupirt ward! Dies Reich, um deſſen Spolien eben die fremden und einheimiſchen Kriegsknechte würfelten, von dem ſich Hannover ſelbſt in der jüngſten Kriegsnoth als einer der erſten ſelbſtſüchtig abgeſondert, ſollte das Land jetzt vor Bonaparte'ſcher Gewaltthat ſchützen!

Hannover gehörte zu den Reichslanden, deren militäriſche Rüſtung im Vergleich mit den meiſten andern in gutem Rufe ſtand. Zwar war die Armee nach dem Eintritt in die Neutralität auf etwa 15,000 Mann vermindert*), und durch manches ſparſame Experiment der Regierung die Ausrüſtung erſchwert, auch manche Untugend einer Friedens-Armee dadurch genährt worden, allein es war doch kein Zweifel, daß, wenn man die Beurlaubten einberief und auch nur die Stärke der fünfzehntauſend Mann aufbrachte, dies hingereicht hätte, das gleich ſtarke franzöſiſche Corps, das ſich den Gränzen näherte, zurückzuweiſen. Wohl konnte Hannover, wie damals die feige Weisheit des Tages von allen Dächern predigte, ſich nicht allein in einen Krieg mit der Bonaparteſchen Macht ſtürzen, aber es vermochte einen ungerechten und zudem leichtſinnig unternommenen Angriff auf ſein Gebiet abzuwehren, es vermochte durch ſeinen muthigen Widerſtand die Größeren aufzurichten und vielleicht den Anſtoß zu einem neuen Weltkriege gegen Bonaparte zu geben, der doch nicht mehr lange abzuwenden war. Selbſt wenn aber Alles vergeblich war, konnte das Land

*) So gibt das officielle Exposé des Staatsminiſters von Lenthe die Stärke ſelbſt an. Daſſelbe findet ſich in der angeführten Reichstagscorreſpondenz und iſt auch in dem vaterländ. Archiv des hiſt. Vereins für Niederſachſen Jahrg. 1838 S. 87 ff. veröffentlicht worden. Damit iſt zu vergleichen der Bericht des Majors von Ramdohr, im Niederſ. Archiv Jahrg. 1846 S. 30. 31, wo die einzelnen Reductionen der kriegeriſchen Macht des Landes angeführt und beurtheilt ſind.

kaum größeren Druck gewärtigen, als ihm nach der widerstandlosen Unterwerfung auferlegt ward, und die härtere Last der Schande hätte es sich erspart. Allein die Entnervung hatte das gesammte deutsche Leben ergriffen, überall behielt die muthlose Klugheit noch die Oberhand, die statt der sicheren kleineren Uebel die unberechenbaren größeren wählt, die, weil sie ein Ende mit Schrecken fürchtet, lieber Schrecken ohne Ende erduldet.

Schon im Frühjahr 1803 ließ König Georg III. die hannover'sche Regierung vor den Gefahren warnen, die der neue Ausbruch des Krieges wahrscheinlich über das Land verhängen werde. Seinem Sohne, dem Herzog von Cambridge, der, ohne Mitglied der Regierung zu sein, als Generallieutenant in der hannover'schen Armee diente, ließ er durch einen Adjutanten sagen: man möge zuerst den Beistand Preußens nachsuchen, und falls dies fruchtlos sei, das Heer nach Stade führen, um es, wenn ein wirksamer Widerstand gegen den Feind nicht möglich sei, nach England zu bringen. *) Allerdings war Preußen bei einer Besetzung der Weser- und Elbgebiete durch die Franzosen nicht weniger betheiligt, als Hannover selbst; seine Ehre wie seine eigene Sicherheit, die Ueberlieferungen seiner Politik, von denen es selbst nach dem Baseler Frieden nicht abgewichen war, wie seine materiellen Interessen legten ihm in gleichem Maße die Pflicht auf, die Bonaparte'schen Truppen aus Norddeutschland fernzuhalten. Es hatte zwei Jahre früher, weil eine solche Gefahr drohte, Hannover besetzt und ohne Zweifel recht daran gethan. Selbst die Lüsternheit nach dem Besitze dieses Landes, die man den Preußen gern und mit Grund vorwarf, mußte dazu drängen; denn wenn Hannover je erlangt werden sollte, so war es doch besser und ehrenvoller, Preußen hatte sich durch die Beschützung des Landes den Anspruch darauf erworben, als daß es sich von Bonaparte zum Lohn des Abfalls von den deutschen Interessen die welfischen Erblande schenken ließ.

Die Franzosen selber tadeln es als den größten Mißgriff der preußischen Neutralitätspolitik, daß sie sich damals nicht zu einem raschen Entschlusse ermannt und die Bonaparte'sche Invasion von der Weser und Elbe ferngehalten hat. Ein Krieg, ist ihre Meinung, wäre darüber nicht entstanden; Rußland hätte es ungern

*) S. Beamish Gesch. der königlich deutschen Legion. I. S. 4.

gesehen, aber nicht zu den Waffen gegriffen; Bonaparte hätte gezürnt, aber sich am Ende beruhigt. Die preußische Neutralität erschien dann zum ersten Mal als etwas Thatkräftiges und Wohlthätiges; sie konnte sich rühmen, den deutschen Norden in einem Augenblick, wo das Reich dazu die Macht nicht mehr besaß, vor fremden Eindringlingen zu beschützen. Bonaparte selbst schien nach einer Mittheilung von Haugwitz*) die Dinge kaum anders anzusehen. Sie wollten sich, äußerte er im December 1805, der Occupation mit bewaffneter Hand widersetzen; ich mache Ihnen darüber keinen Vorwurf, Sie hatten Recht. Auch in Preußen ist man bald zu der Einsicht gekommen, daß dies eine Nachgiebigkeit war, die noch über die Gränzen der Politik des Baseler Friedens hinausging, und in dem bekannten Manifest von 1806 war offen zugestanden, daß man damit einen folgenschweren Mißgriff begangen hatte. Haugwitz rühmte sich, gleich jetzt dies eingesehen und zum Widerstande gerathen zu haben; danach hätte er wenigstens in zwei wichtigen Momenten der preußischen Geschichte, im Sommer 1799 und 1803, den rechten Instinct gehabt. Aber sein Rath ward jetzt so wenig wie damals befolgt, schwerlich darum, weil, wie Lombard andeutet, man durch die eigene frühere Besetzung Hannovers den Franzosen glaubte das Recht zu gleichem Verfahren geliehen zu haben, als weil überhaupt jeder Entschluß zu handeln an den leitenden Persönlichkeiten in Preußen scheiterte. „Ich möchte wohl wissen, äußerte sich im October 1806 Lombard gegen Gentz**), was Sie in meiner Lage gethan hätten, um einen Krieg zu beginnen unter den Augen eines Königs, der Kriegsgedanken haßt und zudem auch die Mittel nicht in Händen zu haben glaubt, sich auf einen Krieg füglich einlassen zu können." So kam es denn wieder zu halben Maßregeln. Erst erbot sich Preußen, das Land zu besetzen, wenn England die preußischen Schiffe von dem Durchsuchungsrecht befreie — ein Antrag, für den damals wohl Bonaparte's Zustimmung, aber nicht die der Engländer zu erwarten war — dann, wie dies abgelehnt, der rechte Zeitpunkt unwiederbringlich versäumt, Hannover in den Händen der Franzosen war, wurde der unglückliche Versuch gemacht, durch freundliche

*) Fragment des mémoires inédits. Jena 1837. S. 26.

**) Gentz Schriften herausg. von Schlesier II. 249.

Vorstellungen bei Bonaparte das Pfand den Händen des fremden Eroberers zu entwinden.

Mit der Botschaft, daß Preußen die Intervention verweigere, kam im Mai der Adjutant des Herzogs von Cambridge von seiner Berliner Sendung nach Hannover zurück; ein gleichzeitiger Bescheid von London gab ebenso wenig Trost für das bedrohte Land. Baron von Lenthe ertheilte am 13. Mai den zweideutigen Rath: wenn man das Land vor einer Invasion schützen könne, so sei Alles daran zu setzen; müsse man sich aber darauf beschränken, Material und Truppen zu retten, so seien die Maßregeln danach einzurichten und man solle das Land nicht zu Opfern veranlassen, die seine unglückliche Lage nur steigern könnten.*)

So war die Regierung im Augenblicke der Gefahr sich selbst überlassen; während der geschraubte Bescheid von London unterwegs war, die Ablehnung in Berlin sich erwarten ließ, war der französische General Mortier mit seinem Truppencorps von Nymwegen aufgebrochen, hatte (17—19. Mai) die Waal überschritten und stand jetzt bei Coeverden, dicht an der deutschen Gränze. Man mußte sich also entschließen, irgend etwas zu thun. Baron Lenthe, dessen zögernde und diplomatisirende Taktik sonst zur Rathlosigkeit der Herren in Hannover ihr gutes Theil beitrug, hatte doch wenigstens im Anfang April den Oberbefehlshaber der hannover'schen Armee, den Feldmarschall Grafen von Wallmoden-Gimborn, aufgefordert, die Beurlaubten einzuziehen und die Regimenter zu sammeln, damit man sie nicht in ihren zerstreuten Aufstellungen überraschen könne. Der Feldmarschall hatte sich in ähnlichem Sinne an die Regierung gewendet. Dieselbe gab (22. April) die denkwürdige Antwort, daß man zwar die Willensmeinung des Königs erfüllen, aber doch zugleich „Alles zu vermeiden suchen müsse, was Ombrage und Aufsehen erregen könne." Es ist dieser Bescheid nur durch die Weisung überboten worden, welche die Regierung nach glaubwürdigen Aussagen nachher dem Feldmarschall zugehen ließ: „den Truppen nicht zu gestatten zu feuern und nur im dringendsten Nothfalle das Bajonnet mit Moderation zu gebrauchen."**)

Wallmoden bemühte sich indessen, wenigstens das zu ordnen,

*) S. das Lenthe'sche Exposé im Nieders. Archiv 1838. S. 91.

**) S. Beamish I. 8. 9.

worin man ihn nicht hindern konnte. Er recognoscirte, ergänzte die Feldausrüstung und ließ die Festung Hameln ausbessern. Mehr war nicht zu thun; die Chefs der Regimenter und Compagnien blieben selber über das, was beabsichtigt ward, völlig im Unklaren und erhielten erst, als der Feind schon an der Gränze stand, die unbestimmte Weisung, daß wahrscheinlich ihre Truppen zusammengezogen werden würden.*) Im Anfang Mai wandte sich dann Wallmoden von Neuem an die Regenten mit der Erklärung: zufolge des Befehls, alle Maßregeln, welche Ombrage erregen könnten, zu vermeiden, sehe er sich jetzt außer Stande, weitere Schritte zur Vertheidigung des Landes zu thun. Sein Drängen um bestimmtere Schritte, namentlich die Ergänzung der Mannschaft, traf mit dem Moment zusammen, wo die Franzosen sich in Bewegung setzten und weder von London noch von Berlin trostvolle Bescheide zu erwarten waren. Es gebricht uns, sagte der Feldmarschall, nicht an Waffen und Munition; wir bedürfen nur Streiter. Wenn wir auch nicht im Stande sein sollten, eine Macht wie diejenige, welche wir während des siebenjährigen Krieges in das Feld stellten, zusammenzubringen, so können wir doch in Kurzem 28 bis 30,000 Mann versammeln. Mit einem solchen Corps kann man schon auf eine wirksame Vertheidigung denken und selbst im Falle eines unglücklichen Ausgangs eine billige und nicht schimpfliche Capitulation erlangen. Aehnlich äußerte sich der Herzog von Cambridge; auch die Calenberger Landstände stimmten jetzt noch für Vertheidigungsmaßregeln.

So mußten sich denn die regierenden Herren doch zu Schritten entschließen, die „Ombrage erregen" konnten! Das merkwürdige Ergebniß ihrer Berathungen war ein Aufruf vom 16. Mai, worin sämmtliche Landesunterthanen aufgefordert wurden: „im eintretenden Nothfalle zur Rettung und Vertheidigung des Vaterlandes sich unverweigerlich stellen zu wollen. Sollten wider besseres Verhoffen Einzelne durch die Flucht der Landesvertheidigung zu entgehen suchen, so soll ein solcher unwürdiger Unterthan unausbleiblich und ohne alle zu hoffende Begnadigung seines *sämmtlichen Vermögens und etwa noch zu hoffenden Erbtheils für verlustig erklärt werden.*"

*) Niedersächs. Archiv 1846. S. 32.

Es ist nicht mit Gewißheit zu sagen, wie groß der freiwillige Eifer im Volke von Anfang an war, und die Berichte der Zeitgenossen weichen darüber ab; nur das Eine ist ganz unzweifelhaft, daß mit einem so absurden Machwerk, wie der Aufruf vom 16. Mai war, der Enthusiasmus eher niedergeschlagen, als geweckt werden mußte. Der Eindruck dieser bei Strafe der Confiscation anbefohlenen Vaterlandsvertheidigung war denn auch so schlecht wie möglich; ganze Bezirke weigerten sich, der Anordnung zu folgen, die Eltern sendeten ihre waffenfähigen Söhne aus dem Lande, um sie dem drohenden Massenaufgebote zu entziehen. Darauf erließ die Regierung am 24. Mai eine zweite Proclamation, worin sie sich gegen den Verdacht verwahrte, einen Landsturm aufrufen zu wollen; es handele sich nur um die Verstärkung der regulären Truppen, zu deren Ergänzung die aufgebotene Mannschaft einzig und allein gebraucht werden sollte.

Viel war allerdings in diesem Augenblicke nicht mehr zu thun; schon näherten sich die Franzosen den Landesgränzen. Es war der Moment, wo die Bescheide aus Berlin und London eintrafen, welche die Hannoveraner ihrer eigenen Rathlosigkeit überließen. Doch sollten jetzt die Regimenter durch Aushebung ergänzt, ein Schützencorps gebildet, die Pferde für die Reiterei requirirt und Hameln in Vertheidigungsstand gesetzt werden. Die Aushebung war so unglücklich, wie Alles, was diese unfähige Regierung begann. Nachdem man durch den Aufruf vom 16. Mai einen Theil der waffenfähigen Mannschaft aus dem Lande gescheucht, fehlte es in vielen Gemeinden an der nöthigen Rekrutenzahl; man griff zu unbärtigen Knaben und Familienvätern. Darüber entstand denn offene Unzufriedenheit; die Behörden wurden mißhandelt, die Ausgehobenen gewaltsam befreit. Die Truppen, statt sich gegen den Feind zusammenzuziehen, durchstreiften in einzelnen Abtheilungen das Land, um die fahnenflüchtigen Rekruten einzufangen. Zugleich beschwerten sich die Bauern über die angesonnene Lieferung von Pferden, und die Regierung berieth, wie im tiefsten Frieden*), gemächlich und weitläufig über die an sie

*) So theilt auch Pertz (Leben Steins I. 249.) einen charakteristischen Zug mit. Als der Feldmarschall am Abend einen Courier vom Commandanten in Bentheim mit der Nachricht vom Einbruche der Franzosen erhielt und die

gelangten Eingaben, bis man denn doch im letzten Augenblicke der Noth kurzweg die Pferde requirirte, wie man ſie eben bekommen konnte.

Die Franzoſen näherten ſich indeſſen dem hannover'ſchen Gebiete. Es waren nur ungefähr 12,000 Mann, die Mortier mit ſich führte, ſie waren mit wenig Gepäck verſehen, hatten keine Zelte, es fehlte an Vorſorge für Verpflegung, ſelbſt an der nöthigen Artillerie. Der Marſch durch die Haiden und Moräſte hatte bei den anhaltenden Regengüſſen im Mai und Juni ſeine Beſchwerden und Gefahren, und ſelbſt eine mäßige Rüſtung hätte hingereicht, das ganze Corps zurückzuwerfen. Aber die Franzoſen kannten die Rathloſigkeit der Machthaber in Hannover; ihre ganze Expedition war darauf berechnet, daß nichts zur Gegenwehr vorbereitet ſei. In raſchen Märſchen zogen ſie vorwärts und begannen ihre Feindſeligkeiten, indem ſie eine hannover'ſche Beſatzung auf dem Schloſſe zu Bentheim, welche aus einem Officier und 36 Mann beſtand, gefangen nahmen. In den letzten Tagen des Mai betraten ſie das osnabrückiſche Gebiet; es konnte alſo fortan kein Zweifel mehr darüber aufkommen, was der Plan war; die hannover'ſchen Regenten hatten ſich noch mit der Illuſion eingeſchläfert, daß die Franzoſen an den Gränzen ſtehen bleiben oder doch nur ſo langſam vorrücken würden, wie ſie ſelber rüſteten; jetzt überzeugten ſie ſich vom Gegentheil. Sie entſchloſſen ſich nun — nicht etwa ein paar Regimenter, ſondern eine Deputation an den Feind zu ſchicken, um mit Berufung auf Völkerrecht und Friedensverträge die Neutralität des Landes zu erwirken*). Aber die Herren hatten ſich um das Dringendſte ſo wenig bekümmert, daß ſie nicht einmal wußten, in welcher Richtung der Feind herankam. Ihre Deputation, der Hofrichter von Bremer und der Obriſtlieutenant von Bock, denen ſich der Cabinetsrath Brandes anſchloß,

---

Miniſter zu einer ſofortigen Verſammlung aufforderte, ſoll ihm erwiedert worden ſein: die Glocke habe ſchon zehn geſchlagen, man müſſe die Zuſammenkunft auf den nächſten Morgen verſchieben.

*) Wie das Lenthe'ſche Exposé ſagt, „pour déclarer la Neutralité parfaite de l'Electorat, qui par le Traité de Luneville était en profonde paix avec la France et qui n'étant lié ni par les lois, ni par les traités de la Grande Bretagne avait de tout temps et récemment par la République elle même été reconnu comme un état entièrement séparé.

reisten umher, um den Feind aufzufinden, der zu ihrer lebhaften Ueberraschung ganz wo anders als dort, wo sie ihn suchten, nämlich zwischen Quakenbrück und Diepholz stand.

Freilich waren jetzt alle militärischen Maßregeln halb und unfertig, weil zu spät damit begonnen war. Die Truppen aus der Hauptstadt zogen nach dem rechten Weserufer gegen Nienburg; eben dahin wurden auch die Rekruten geführt und es schien Wallmodens Absicht, zwischen der Weser und Aller eine feste Stellung zu nehmen. Das Commando über die bei Nienburg versammelten Truppen, höchstens 4000 Mann, führte der Herzog von Cambridge (1. Juni). Ueber die Weser vorgeschoben und bei Suhlingen vereinigt standen vier Bataillone Fußvolk, zwei Reiterregimenter und eine Batterie; sie waren von den Generalen Hammerstein und Linsingen angeführt*). Ein guter Theil der Streitkräfte war noch nicht in Bewegung; drei Regimenter standen noch ruhig in ihren Quartieren, zerstreute Bataillone lagen zu Harburg, Ratzeburg und Eimbeck. In dem Augenblicke, wo die Regierung ihre Deputation absandte (29. Mai), hatten sich die französischen Vorposten zwischen Diepholz und Suhlingen den ersten hannover'schen Stellungen schon genähert; das wäre nun der Augenblick gewesen, den Feind mit Gewalt aufzuhalten. Es war auch nicht sowol die Unzulänglichkeit der Kräfte, was die hannover'schen Führer bewog, in den letzten Tagen des Mai und am 1. Juni den Franzosen auszuweichen und sich gegen Suhlingen zurückzuziehen; wohl aber lag über Allen ein lähmender Mißmuth und ein Mangel an Entschlossenheit, der lieber die Kräfte des Gegners überschätzte, nur um die Zumuthung raschen Handelns von sich abwehren zu können**). Jetzt war die bevorstehende Unterhandlung der erwünschte Anlaß, jeder Action auszuweichen; der Herzog von Cambridge wies Linsingen und Hammerstein an, sich hinter die Weser zurückzuziehen, und bedeutete ihnen: „es sei wegen der entamirten Unterhandlungen mit den Franzosen der Grundsatz etablirt, keine Feindseligkeiten zu erwiedern, sondern solchen möglichst auszuweichen." Ganz sollte diese friedfertige Politik doch nicht gelingen. Hammerstein hatte sein Corps nach Nienburg zurückgeführt, Lin-

*) S. Niedersächs. Archiv 1846. S. 34 ff.
**) S. Niedersächs. Archiv 1816. S. 37 ff.

fingen folgte ihm (2. Juni), schon drängte aber der Feind auf dem Fuße nach. Vergebens ging der Führer einer Feldwache als Parlamentär hinüber, um die Franzosen an die begonnenen Unterhandlungen zu erinnern; sie behielten ihn als Gefangenen zurück und machten mit zwei bis dreihundert Reitern einen Angriff auf zwei nahestehende Reiterabtheilungen, die zusammen einige sechszig Pferde zählten. Ein lebhaftes Gefecht, in dem die Hannoveraner durch das Terrain begünstigt und durch rechtzeitigen Succurs unterstützt wurden, endete mit dem Rückzuge der Franzosen; auf deutscher Seite zählte man nur einen Todten und neun Verwundete, die Franzosen hatten etwa dreißig Leute verloren*).

Die Regierungsdeputation hatte indessen auf ihrer Irrfahrt das feindliche Hauptquartier gefunden, aber es war ihr wenig Trost geworden. Am Tage, wo bei Nienburg der Zusammenstoß erfolgte, kam sie mit dem Bescheid nach Hannover zurück, daß Mortier verlange, die ganze hannover'sche Armee solle sich kriegsgefangen ergeben; Frankreich wolle sie als Repressalien gegen die von den Engländern gefangenen Franzosen. Der französische General verlangte ungesäumte Antwort; leiste man Widerstand, fügte er hinzu, oder habe er einmal die Weser überschritten, so werde er sich durch die früher gemachten Anerbieten nicht mehr für gebunden halten. Es bedurfte kaum dieser trotzigen Weise, um die Herren in Hannover zur unbedingten Nachgiebigkeit zu vermögen. Sie eilten, die Deputation von Neuem mit den weitesten Vollmachten an Mortier zu senden, und riefen den Herzog von Cambridge von Nienburg herbei, um ihn von der Lage der Dinge zu benachrichtigen. Als er hörte, daß unter den Bedingungen, wozu die Unterhändler ermächtigt waren, sich auch die befand, daß die hannover'schen Truppen während der Dauer des Krieges nicht gegen Frankreich fechten sollten, gab er seine Entlassung ein und begab sich nach England.

Am 3. Juni ward dann im französischen Hauptquartiere zu Suhlingen die Unterwerfung Hannovers unterzeichnet. Die Truppen sollten sich hinter die Elbe zurückziehen und sich auf ihr Ehrenwort verpflichten, während des Krieges nicht gegen Frankreich die Waffen zu tragen, ausgenommen wenn sie gegen eine gleiche Zahl

*) S. Niedersächs. Archiv 1838. S. 94., 1846. S. 39. Beamish I. 26. 27.

französischer Truppen, die etwa in englische Gefangenschaft geriethen, ausgewechselt wären. Das Land und die Festungen wurden den Franzosen geöffnet, alle Geschütze, Waffen, Vorräthe, alles königliche Eigenthum, Domainen und öffentlichen Einkünfte wurden den Franzosen zur Verfügung gestellt, die französische Cavallerie sollte auf hannover'sche Kosten remontirt werden, das Land für Sold, Bekleidung und Unterhalt der Franzosen sorgen. Der commandirende französische General behielt sich außerdem vor, in der Regierung und den Behörden Aenderungen vorzunehmen, wie sie ihm zweckmäßig schienen, und solche Contributionen zu erheben, welche er zur Befriedigung der Bedürfnisse der Armee für nöthig erachten werde. Für den ganzen Vertrag war die Genehmigung des ersten Consuls vorbehalten.

An dem Tage, wo diese Capitulation geschlossen war, begab sich der hannover'sche Feldmarschall nach Celle, um nun selbst das Commando der Armee zu übernehmen. Dort traf am Tage darauf einer der Unterhändler von Suhlingen bei ihm ein und setzte ihn vom Abschlusse in Kenntniß, verbarg ihm aber, daß die Gültigkeit des ganzen Vertrages noch von der Genehmigung des ersten Consuls abhänge! Es war das wohl nicht absichtlicher Verrath, sondern wieder nur ein Zug jener sich selbst sehr pfiffig dünkenden Kurzsichtigkeit muthloser Menschen, an denen die Geschichte jener Tage so reich ist. Wallmoden, in der guten Meinung, einen gültigen Vertrag vor sich zu haben, war nun mit gewissenhafter Eile bemüht, die Bedingungen zu vollziehen. Er ließ die Festung Hameln, die Artillerie, die Pontons an die Franzosen übergeben, selbst die schon nach Lauenburg gebrachten Vorräthe der Zeughäuser von Stade und Harburg wurden wieder zurückgeholt. Die Truppen traten ihren Marsch durch die Lüneburger Haide nach der Elbe an; für ihre Verpflegung war nur mangelhafte Sorge getragen, der Bauer mißmuthig und widerwillig, auch in der Bevölkerung überwog nun bei jedem Einzelnen immer mehr die gemeine Selbstsucht; das Treiben der Regierung hatte natürlich eine ansteckende Macht. Auch in den Truppen war an einzelnen Zügen die demoralisirende Wirkung solch eines Regimentes zu erkennen. Selbst die besten Soldaten mußten widerspenstig werden, wenn sie, wie es jetzt geschah, durch einen schimpflichen Vertrag aus dem Lande getrieben, ohne Sorge für Verpflegung, in unanständiger

Hast nach der Elbe gehetzt wurden und, wie es in Lüneburg der Fall war, die Franzosen im Widerspruche mit der Capitulation schon in einen Stadttheil ihnen nachdrängten, während sie im anderen noch Rast machten. Am 9. Juni schlug Wallmoden sein Hauptquartier in Lauenburg auf, im Laufe der nächsten Tage ward der Uebergang des gesammten Heeres über die Elbe ausgeführt.

Erst jetzt, nachdem das Land, seine Waffen, Vorräthe und Einkünfte in den Händen der Franzosen waren, enthüllte sich die ganze Perfidie der Bonaparte'schen Politik. Als die Convention abgeschlossen war, ließ der erste Consul dem englischen Ministerium erklären, er werde dieselbe nur dann ratificiren, wenn auch der britische Monarch das Gleiche thue und also zulasse, daß die hannover'sche Armee als Tauschobject für die von den Engländern gemachten französischen Gefangenen angesehen werde. Geschähe das nicht, so sehe man sich genöthigt, das Land nach der Strenge der Kriegsgesetze zu behandeln. Es war nun klar, was Bonaparte wollte. Der Artikel über die Armee, den die hannover'schen Unterhändler zu Suhlingen in ihrem Unverstande bewilligt, sollte als Handhabe gebraucht werden, um den Engländern die Zumuthung zu machen, ihre Gefangenen gegen die Hannoveraner auszuwechseln, und wenn, wie sich voraussehen ließ, die britische Regierung dies mit dem Bemerken verweigerte, daß Hannover sie nichts anginge, so hatte dann Bonaparte einen Vorwand, auch die lockere Fessel des Vertrages vom 3. Juni vollends abzuschütteln und ganz nach Willkür zu verfahren. Das englische Cabinet suchte diesem Kniffe dadurch zu begegnen, daß es auf der einen Seite zwar die Trennung zwischen der britischen Krone und der hannover'schen Kurwürde streng festhielt, also auch den König von England den hannover'schen Vertrag nicht ratificiren ließ, aber zugleich die ausdrückliche Erklärung abgab, daß der König als Kurfürst von Hannover sich vorerst jeder Handlung enthalten werde, welche den Bestimmungen des Vertrages vom 3. Juni zuwiderlaufe. Aber die Bonaparte'sche Politik erröthete freilich nicht, nun laut zu erklären, England habe die Ratification verweigert, also sehe sich auch Frankreich nicht mehr als gebunden an. Das Land und seine Hülfsquellen hatte man in Folge des Vertrages in Besitz genommen, den Vertrag selber aber als nicht mehr bindend verworfen!

Das war die Nachricht, die einer der Suhlinger Unterhändler dem hannover'ſchen Feldmarſchall nach Lauenburg überbrachte; bald darauf (30. Juni) ſchickte Mortier den Chef ſeines Generalſtabes hinüber, um über ein neues Abkommen zu verhandeln. Dies neue Abkommen ſollte die Auflöſung der hannover'ſchen Armee bewirken. Die Soldaten, war Mortiers Vorſchlag, ſollten kriegsgefangen nach Frankreich abgeführt werden, die Officiere ſollten ihren Wohnort auf dem Continent wählen dürfen, wo ſie wollten. In dem gewohnten kategoriſchen Tone ward eine Antwort binnen 24 Stunden gefordert. Nun regte ſich doch in Wallmoden der Unmuth des alten Soldaten über dieſe Kette von Treuloſigkeiten und Entwürdigungen, wozu ſeine eigene Argloſigkeit mißbraucht worden war. Er war entſchloſſen, lieber das Aeußerſte zu verſuchen, als die Zuſtimmung zu geben zur Auflöſung der Armee. Er ließ Mortier ſagen, daß er ſeine Officiere erſt hören wolle, hielt dann am 1. Juli zu Gülzow einen Kriegsrath und machte dort die franzöſiſchen Zumuthungen bekannt; ſie wurden, wie zu erwarten war, einſtimmig verworfen. Mortier machte einen etwas milderen Antrag, der nur die Auflöſung des Heeres, aber nicht die Kriegsgefangenſchaft forderte, und Herr von Bock, der Suhlinger Unterhändler, ſpielte den geſchäftigen Vermittler zwiſchen beiden Lagern, aber auch dieſer Vorſchlag ward zurückgewieſen. In dieſem Augenblicke erſchienen der Landſchaftsdirector von Lenthe und der Generalmajor von Wangenheim als Abgeordnete der Celle-Calenberg'ſchen Landſtände mit dem denkwürdigen Auftrage: wenn die Truppen ſich nicht vertheidigten, ſondern die Waffen niederlegten, Pferde und Kanonen abgäben, ſo wolle die Landſchaft für ihren Unterhalt ſorgen; wenn ſie ſich aber vertheidigten und dadurch Unglück über das Land brächten oder unterlägen, ſo würden ſie auch nichts vom Lande zu erwarten haben!

Es ſchien, als ſollten die Rathſchläge der Feigheit für diesmal ohne Wirkung bleiben. Zwar waren die Truppen, im Ganzen etwa 10,000 Mann, ſchlecht einquartiert und mangelhaft verpflegt und die Deſertion fing an einzureißen, auch hatten ſie nur auf ein paar Tage Munition und wenig Geſchütz, aber der Feind war nicht ſo überlegen und die Stellung im Lauenburgiſchen nicht ſo ungünſtig, um allen Muth ſinken zu laſſen. Hatten doch die Officiere um die Mitte des Monats noch eine Deputation an

Hammerſtein geſchickt mit dem Verlangen, über die Elbe zurückkehren und mit ein paar Reiterregimentern den Feind verjagen zu dürfen*). Das Alles deutete auf einen muthigen letzten Entſchluß; Wallmoden traf denn auch am 2. und 3. Juli Anordnungen wie zu einem bevorſtehenden Kampfe.

Zu wundern war es freilich nicht, wenn der Soldat anfing ſchwierig zu werden. Nach allen den Erfahrungen, wie die regierende Ariſtokratie in den letzten Wochen das Land preisgegeben hatte, konnte der gemeine Mann wenig Neigung fühlen, ſich für ſie aufzuopfern. Der materielle Zuſtand der Truppen ließ Behagen und Zuverſicht nicht aufkommen. Geſchäftige Hände wußten auch das Anerbieten Mortiers, die Soldaten kriegsgefangen abzuführen, die Officiere freizulaſſen, im Heere zu verbreiten; es war nach Allem, was vorausging, ganz natürlich, daß ſich der Soldat von Mißtrauen gegen die vornehmen Herren ergriffen fühlte und ſich ſelber zu ihren Gunſten verrathen glaubte. Ohne Wirkung blieb aber gewiß der ſchamloſe Auftrag der Herren von der Landſchaft nicht, der dem gemeinen Manne nur die Wahl zwiſchen Unterwerfung und Hunger ließ. So regte ſich in dem Augenblicke, wo Wallmoden die Truppen marſchfertig machen wollte (3. 4. Juli), in einzelnen Regimentern der Ungehorſam. Sie wollten, erklärten die Reiter von der Garde und vom zweiten Dragonerregiment, erſt wiſſen, wofür ſie ſich todtſchlagen laſſen ſollten. Warum man die Armee hier in einen Winkel eingeſperrt habe, ſtatt ſie das Land ſelbſt vertheidigen zu laſſen? Wer, nachdem das Land dem Feinde überlaſſen ſei, für ſie ſorgen würde, wenn ſie zu Krüppeln geſchoſſen wären? Das Einſchreiten einzelner Officiere gegen die Mißvergnügten führte zu offener Meuterei und auch als am anderen Morgen der Feldmarſchall ſeit ſechs Wochen zum erſten Male vor der Front erſchien, um ſie an Pflicht und Ehre zu erinnern, empfingen ſie ihn mit düſterem Schweigen; doch ward der Gehorſam wiederhergeſtellt und das zweite Dragonerregiment ſelbſt, das ſich am gröbſten vergangen, zeigte ſich bereit, zum Kampfe gegen den Feind geführt zu werden.**)

*) Niederſächſ. Archiv 1846. S. 50.

**) S. die Angaben bei Beamiſh S. 53. 58 ff. Vgl. auch den Bericht in Archenholz Minerva 1803. IV. 318 ff.

Aber diese Vorgänge reichten doch hin, die noch einmal aufflackernde Neigung zur entschlossenen That wieder herabzustimmen. Man würde Wallmoden und den ihm zunächst stehenden Officieren Unrecht thun, wenn man sie mit den Herren von Bock, von Bremer, von Lenthe, von Wangenheim und wie sie alle hießen in eine Kategorie werfen wollte, aber die rechte Kühnheit des Entschlusses war doch auch bei ihnen zu vermissen, sie waren wie alle anderen bis zum gemeinen Soldaten herab von der epidemischen Lähmung ergriffen. Drum machten die erwähnten Auftritte tieferen Eindruck auf sie, als es wohl sonst der Fall gewesen wäre. Es mochte wohl auch bei manchen der Leiter ein Trost darin liegen, mit einigem Schein die Schuld des schmachvollen Ausgangs der Meuterei der Soldaten zurechnen zu dürfen! Man konnte sich nun mit großer Entrüstung über die freche Insubordination des gemeinen Mannes auslassen und darüber vielleicht den Verrath aus Unfähigkeit, dessen sich die vornehmen Herren schuldig gemacht, in Vergessenheit bringen.*)

Die Herren von der Landschaft, welche geschäftig die Boten für Mortier machten, hatten sich zweimal mit ihren Anträgen von Wallmoden abgewiesen gesehen; sie trafen ihn nun, als sie mit einem dritten Entwurfe kamen, günstiger gestimmt. Noch am Mittag des 4. Juli fand ein Kriegsrath statt, worin Wallmoden das Project den versammelten Generalen vorlegte und ihre einmüthige Zustimmung erhielt. Am anderen Tage ward dann nicht weit von Artlenburg auf einem Boote, das in der Elbe festgeankert war, die letzte Verhandlung mit den Franzosen gepflogen und die neue Convention unterzeichnet. Darin war die Auflösung

*) Der angeführte Bericht des Majors von Ramdohr (Nieders. Arch. 1846. S. 56 f.), der allerdings darin von den meisten zeitgenössischen Quellen abweicht, ist ein Zeugniß für diese Stimmungen. Dort wird Alles, was die Herren von der Regierung und der Landschaft gesündigt, sehr schonend behandelt, dagegen die Meuterei als der entscheidende Grund der Convention vom 5. Juli hervorgehoben. Daß die ehrlosen Zumuthungen der landschaftlichen Deputation auf die Stimmung der Soldaten gewirkt, wird als „beleidigend" zurückgewiesen; der „Geist des Frevels und der Frechheit, der in den Ideen von Freiheit und Gleichheit aufgekeimt war", trug darnach die Hauptschuld. Es ist dies die alte und doch immer wieder neue Taktik, womit bei jeder ungewöhnlichen Krise die kopf- und herzlose Feigheit der Gewalten bemäntelt werden soll.

und Entwaffnung der Armee wie in dem früheren Entwurfe eingeräumt, nur die Ausführung ſchien gemildert. Die hannover'ſche Regierung ſelbſt nahm es auf ſich, die Truppen zu entwaffnen, Waffen, Pferde und Geſchütz dem Feinde auszuliefern. Die Soldaten kehrten in ihre Heimath zurück und verſprachen, ſo lange nicht gegen Frankreich und ſeine Verbündeten zu fechten, bis ſie von den Engländern gegen franzöſiſche Kriegsgefangene ausgewechſelt würden. Die Officiere durften Degen, Pferde und Gepäck behalten; nur ſollten ſie das Feſtland nicht verlaſſen. In der Hauptſache hatte alſo Bonaparte Alles erreicht, was er durch die Verwerfung des Suhlinger Vertrages bezweckt hatte.

Die Auflöſung der Armee ward unverzüglich vorgenommen; Commiſſarien der Landſchaft nahmen die Waffen, Kanonen und Pferde in Empfang, um ſie an den Feind zu überliefern; um Mitte Juli gab es kein hannover'ſches Heer mehr. In die Heimath zurückgekehrt, konnte der Einzelne erſt das Unheil und die Schmach überſehen, die man dem Lande und den Truppen bereitet. Eine übermüthige Fremdherrſchaft laſtete mit ihrem ganzen Druck auf dem Lande, das dem entlaſſenen einheimiſchen Soldaten nur eine kümmerliche Exiſtenz gab. Natürlich mußte die Sehnſucht erwachen, dieſen unerträglichen Zuſtand mit einem beſſeren zu vertauſchen. In England war es immer die Abſicht geweſen, wenn Hannover nicht vor der Invaſion geſchützt werden könne, wenigſtens die Armee zu retten; zweimal waren die Schiffe bereit, ſie hinüberzubringen, erſt hatte die Suhlinger, dann die Elb-Convention die Ausführung des Planes gehindert. Doch ward der Gedanke, aus den aufgelöſten Truppen ein eigenes Corps zu bilden, neu aufgegriffen. Die Bedingungen des Vertrages vom 5. Juli konnten kaum im Wege ſtehen. In der Ungeduld, ſich der Waffen und Pferde zu bemächtigen, hatte man dem Heere nicht einmal den Vertrag förmlich mitgetheilt, viel weniger den Soldaten das Ehrenwort abgenommen, nicht gegen Frankreich zu dienen. Zum Ueberfluß entband ſie noch ein Manifeſt Georgs III. von jeder Verbindlichkeit gegenüber ſolchen Bedingungen, die ohne die königliche Genehmigung ſtipulirt ſeien. So ſuchten bald Hunderte durch Holſtein nach England zu entkommen, anfangs von den Franzoſen kaum gehindert, dann durch die angedrohte Todesſtrafe nicht eingeſchüchtert. Noch im Laufe des Jahres 1803 bildeten

sich jenseits des Canals die ersten Corps, die den Kern der bald berühmten „königlich deutschen Legion" bildeten. In dieser neuen Gestalt haben die braven Truppen im tapferen Kampfe gegen die Bonaparte'sche Zwingherrschaft die Scharte rühmlichst ausgewetzt, die nicht sie selber, sondern eine unfähige Regierung verschuldet hatte.

Hannover war das erste deutsche Gebiet, das jene Bonaparte'sche Gewaltherrschaft kennen lernte, die nachher Jahre lang über den größten Theil von Deutschland geschaltet hat. Wie beschämend war der Zustand für die kurzsichtige Klugheit derer, die zur Unterwerfung gedrängt; wie fanden sich die Furchtsamen betrogen, die durch schmachvolle Nachgiebigkeit dem Lande die Uebel feindlicher Ausbeutung zu ersparen meinten! Die Franzosen hatten eine Executivcommission von fünf Mitgliedern eingesetzt, die natürlich nur die Befehle Mortiers und seines Schwagers Dürbach vollzog; diese beiden Fremden waren die eigentlichen Landesregenten. Auch das Landesdeputationscollegium, welches die alte Regierung vor ihrem Rücktritt noch gebildet, stand den Franzosen in ähnlicher Weise zur Verfügung. Die alten Verwaltungsbeamten blieben; sie waren der neuen Gewalt so brauchbare Werkzeuge wie der alten. In harmlosen Dingen konnte diese althannover'sche Bureaukratie, mit der auch die Mitglieder der verdrängten Regierung noch in Berührung standen, wohl hie und da selbständig eingreifen; bei allen wesentlichen Sachen war sie an das Dictat der Franzosen gebunden. Da es den Letzteren wesentlich mehr um die Ausbeutung als um die Regierung des Landes zu thun war, so mußte der Hauptdienst der hannover'schen Beamten darin bestehen, die fast unerschwinglichen Mittel herbeizuschaffen, welche der fremde Gebieter requirirte. Die Franzosen begnügten sich nicht, ihre ausgehungerten und abgerissenen Truppen zu nähren und zu kleiden, ihre Cavallerie auf hannover'sche Kosten beritten zu machen, sie plünderten die Schlösser wie die Zeughäuser aus; selbst die Marmorbüsten im Gartensaal zu Herrenhausen und die schönsten Hirsche aus dem Deisterwalde wurden als Trophäen mitgeschleppt.

In dem kurzen Zeitraume vom 5. Juli bis zum 23. Decbr. 1803 wurde lediglich für Sold, Lieferungen, Pferde und Equipirung der Franzosen eine Summe von siebzehn und einer halben

Million Franken von den Hannoveranern erpreßt*), ohne die Einquartierungslast und die kostspielige Verpflegung der Officiere, die den Einzelnen zur Last fiel. Der mäßigste Anschlag für den Tisch eines Officiers betrug einen Thaler täglich; es gab aber Viele, die das Zwei- und Dreifache kosteten. Der Brigadegeneral Pacthod z. B. war berüchtigt durch die Sultanslaunen, denen er auf Kosten der armen Bewohner fröhnte; manche kleine Stadt, die von der Einquartierung heimgesucht war, hat sich in eine Schuldenlast verstrickt, die ihren ökonomischen Ruin nach sich zog. Die Schulden des Landes selbst nahmen in den ersten fünf Monaten um mehr als sechszehn Millionen Franken zu. Außerdem mußte man die Wälder lichten, eine außerordentliche Kriegssteuer einführen und, wie auch dies nicht reichte, mit Defensions-, Personen- und Pferdesteuern das schon ausgesogene Land bedrängen. Noch ehe das Jahr zu Ende war, hatte man schon zwei Gesandtschaften an Bonaparte geschickt und um Erleichterung gebeten; es waren auch schöne Worte von ihm gespendet worden**), aber die Verminderung des Occupationscorps abgerechnet blieben die Dinge wie sie waren. Der Nachfolger Mortiers, Bernadotte, der im Juni 1804 das Commando in Hannover übernahm, zeigte mehr guten Willen, grobe Mißbräuche zu beseitigen, die Ueppigkeit seiner Officiere in Schranken zu halten und das Einquartierungswesen besser zu ordnen***); aber dies hinderte eben nur, daß das Land unter der Wucht von Lasten, die man ihm aufgebürdet, nicht geradezu zusammenbrach. Ueberschlug man, was auch nach diesen Erleichterungen an Sold, Nahrung, Kleidung, Pferden, Zwangsfuhren, Einquartierung, Bauten und unter einer Menge von andern Rubriken vom Lande geleistet ward, so erscheint die Berechnung nicht zu hoch, wonach die 26 Monate französischer Occupation über sechsundzwanzig Millionen Thaler gekostet haben, während man die jährlichen Einkünfte des Landes damals höchstens zu fünf Millionen Thaler anschlug†). Der Zustand war so mitleiderre-

*) S. den amtlichen Bericht in Archenholz Minerva 1804. I. 499 ff.

**) Je ne veux pas, sagte er, que le peuple hanovrien soit percé, je veux que le nom français soit aimé chez vous.

***) S. „Das Kurfürstenthum Hannover unter den Franzosen in den Jahren 1803, 1804, 1805. Von einem Augenzeugen." 1806. S. 58. 59.

†) S. die angeführte Schrift S. 45.

gend, daß die Nachbarn Hannovers, die Hansestädte und selbst der Kurfürst von Hessen, unter der Form eines Anlehens dem Lande eine Beisteuer zusammenbrachten, die sich auf mehr als zwei Millionen Thaler belief, aber doch nur einen kleinen Theil des Bedürfnisses deckte. Es war schwer zu sagen, welch größeren Druck man hätte fürchten müssen, wenn man sich den Franzosen gewaltsam widersetzte und als Ueberwundener nach der Strenge des Kriegsgesetzes behandelt ward?

Nicht die finanzielle Ausbeutung des Landes allein, auch das ganze übrige Regiment gab einen treuen Vorgeschmack künftiger Bonaparte'scher Zwingherrschaft. Hannover ward jetzt mit einer Menge von Polizeierfindungen französischen Ursprungs bekannt, die bald ihren Weg durch Deutschland machten. Alte Gebräuche, wie das Freischießen und ähnliche Volksfeste, wurden verboten, strenge Fremdenüberwachung eingeführt, militärische Specialgerichte und Standrecht hergestellt. Die Spionage und geheime Polizeispürerei tauchte ebenfalls schon auf, die Presse in Norddeutschland stand bereits völlig unter französischem Einflusse *); eines der angesehensten Blätter jener Zeit, der Hamburger unparteiische Correspondent, konnte schon als ein mittelbares Organ der französischen Politik gelten. Kurz, in Allem waren Umrisse der künftigen Bonaparte'schen Glückseligkeit zu erkennen. Auch die Ungunst, womit jede deutsche Eigenthümlichkeit behandelt ward, die frechen Störungen häuslichen Friedens und altväterischer Sitte erschienen wie Vorboten der Zeiten, die seit Oesterreichs und Preußens Niederlagen über Deutschland verhängt wurden.

Es schien in dem Willen der Vorsicht zu liegen, daß auf diesem Wege die überlieferte Stumpfheit und der träge enge Sinn, der sich im deutschen Leben eingebürgert, endlich gebrochen ward. Der patriarchale, landesväterlich bevormundende oder durch Cabinetsordres aufklärende Absolutismus der vorangegangenen Zeit hätte das nie vermocht; nur eine Despotie, die jeden Einzelnen beraubte, seine Lieblingsgewohnheiten dreist und willkürlich störte, seine Sprache und sein Wesen verachtete, mit rohen, soldatisch-revolutionären Mitteln sich Gehorsam erzwang, in Haus und Familie ihre Frechheit und ihren Schmutz hineintrug, auch den

*) S. a. a. O. 112. 113. 146.

Ruhigſten und Geduldigſten nicht mehr an ſeiner alten Stelle ließ — nur einer ſolchen Despotie konnte es mit der Zeit gelingen, den ehernen Bann zu brechen, in welchem der Volksgeiſt und die Thatkraft der Deutſchen gefeſſelt lag.

Als die Beſetzung Hannovers begann, waren die ſcharfſichtigen Publiciſten jener Tage noch der Meinung, daß das Einſchreiten Preußens nur als ein „großes, unberechenbares Unglück für Norddeutſchland zu betrachten wäre.“ Wozu, hieß es, ſich für England opfern? Das Syſtem des Baſeler Friedens habe ſich ja ſo trefflich bewährt. „Wer kann das leugnen, rief einer dieſer Auguren drei Jahre vor Jena und Auerſtädt aus, wo die Erfahrung ſo laut ſpricht? Welche Unweisheit! Die Franzoſen, die keinen Feind auf dem ganzen feſten Lande von Europa haben, vorſätzlich zu reizen und ſie ohne alle Veranlaſſung blos aus eingebildeter Furcht bekriegen zu wollen*)!“ Solche Anſchauungen fielen noch immer in der Bevölkerung auf fruchtbaren Boden. Der Mittelſtand, immer noch zufrieden, ſo lange die Wucht der neuen Weltdictatur nicht unmittelbar auf ſeinen Heerd drückte, freute ſich dieſes und jenes kleinen Vortheils, den ihm die Conjuncturen der Zeit in den Schooß warfen, und blieb verſtockt gegen die Einſicht, daß die Grundlage alles Wohlſtandes, die Unabhängigkeit, verloren ging. In den Hanſeſtädten z. B., unter denen namentlich Hamburg während des Krieges einträgliche Geſchäfte getrieben, machte ſich nach dem Zeugniſſe einſichtiger Zeitgenoſſen**) jenes kurzſichtige materielle Behagen recht breit, das, der Mahner und Warner ſpottend, den betäubenden Erwerb und Genuß des Augenblickes mit vielen Jahren der Noth und Reue zu erkaufen pflegt.

Eine Störung in dieſen ruheſeligen Stimmungen erfolgte zuerſt jetzt, als die Franzoſen auch Lauenburg und Curhaven beſetzten und die Elbſchifffahrt zu hindern ſuchten, um die erſte Probe einer Continentalſperre gegen den britiſchen Handel zu machen. Der Zweck ward inſofern verfehlt, als die Rührigkeit der Engländer bald neue Wege fand und ſie den franzöſiſchen Verſuch, die

*) Archenholz in der Minerva 1803. II. 524 f.

**) S. Friedrich Perthes' Leben von C. Th. Perthes. I. 110 f. Steffens H., Was ich erlebte. III. 140.

Elbe zu beherrschen, damit erwiederten, durch ein paar Fregatten die Elbe und Weser wirklich zu sperren. Das griff denn schon fühlbarer in die materiellen Interessen ein. Bremen zwar suchte sich zu helfen, indem es sich den Verkehr mit England durch die Jahde vermittelte, Ostfriesland und Emden hatten vorübergehend große Vortheile, aber der Elbverkehr erhielt einen furchtbaren Stoß; alle rückwärts liegenden Gebiete wurden davon betroffen, am härtesten Schlesien und sein Leinwandhandel.

Nachdem Preußen einmal den Augenblick verscherzt, wo es durch einen raschen und muthigen Schritt dies Alles hätte abwehren können, war es freilich sehr schwer, eine Aenderung zu bewirken. Doch mußte etwas geschehen. In Norddeutschland wurden jetzt Vorwürfe gegen Preußen laut, Rußland, dessen Hingebung an Bonaparte zu erkalten anfing, drängte seinerseits das Berliner Cabinet zum Handeln, und die nächsten eigenen Interessen Preußens mahnten jetzt in fühlbarster Weise an das folgenschwere Versäumniß, dessen sich die leitende Politik schuldig gemacht. So entschloß man sich denn in Berlin, bei Bonaparte friedliche Vorstellungen zu machen. Der Cabinetsrath Lombard, einer der schuldigsten Träger der Staatskunst jener Tage, erhielt die Mission, Bonaparte, der sich Ende Juli nach Belgien begeben, in Brüssel aufzusuchen und ihn zur Nachgiebigkeit zu stimmen. Er sollte Erleichterungen für Hannover und Freigebung der Elbgebiete erlangen. Die Person zu dieser Sendung war ebenso glücklich gewählt, wie dritthalb Jahre später Haugwitz, als er dem siegreichen Imperator am Vorabende der Schlacht von Austerlitz imponiren und den Frieden abtrotzen sollte! Es war ein Leichtes für Bonaparte, den eitlen und windigen Halbfranzosen, der ihm gegenüber die preußische Politik vertrat, so zu stimmen, wie er ihn haben wollte. Er ließ sich anscheinend offen und vertraulich gegen ihn aus, betheuerte, daß er Frankreichs Macht nicht über die Gränzen ausdehnen wolle, welche ihm die Verträge gewährten, und wie es ihm nur darum zu thun sei, die maritime Despotie der Briten, die allen Staaten des Festlandes unerträglich sei, zu unterdrücken. Auch Preußen, fuhr er fort, habe ein Interesse, dazu mitzuwirken; doch reiche dazu die Neutralität nicht hin, es bedürfe vielmehr eines engeren Anschlusses an die französische Politik. Als Preis dieses Anschlusses mag dann dem Unterhändler wohl in der Ferne der

Beſitz von Hannover als Lockſpeiſe gezeigt worden ſein*). Genug, er ging geblendet von der perſönlichen Ueberlegenheit Bonaparte's und für ſeine Gedanken ſo gut wie gewonnen nach Berlin zurück; die Miſſion nach Brüſſel, von der man ſich vielleicht einen Augenblick in Petersburg und London den Anfang eines Widerſtandes gegen die Bonaparte'ſche Politik verſprechen mochte, hatte auch darin mit der Haugwitz'ſchen Sendung von 1805 einige Aehnlichkeit, daß ſie vielmehr die Brücke eines näheren Einverſtändniſſes mit Frankreich zu werden verſprach.

Wenn die am nächſten Betheiligten es ſo ruhig ertrugen, daß Norddeutſchland ausgeplündert und die Mündungen der deutſchen Flüſſe verſperrt wurden, ſo kann uns die ohnmächtige Thatloſigkeit des Regensburger Reichstages nicht befremden. Man erfuhr dort die Beſetzung Hannovers, Lauenburgs, Curhavens; es kamen Beſchwerden und Eröffnungen von dem hannover'ſchen Miniſterium in London, es wurde die Beſorgniß laut, daß auch die Hanſeſtädte von den Franzoſen beſetzt würden, aber in Regensburg war das Gefühl der Nichtigkeit eigener Macht ſo groß, daß man nicht einmal den Schein annahm, die Würde und Integrität des Reiches durch irgend einen Act wahren zu wollen. „Die Abwendung ſolcher Maßregeln, leſen wir in einem Berichte des deutſchen Reichstages**), wäre wohl am erſten von der Dazwiſchenkunft des kaiſerlichen ruſſiſchen Hofes zu erwarten.“ So offenherzig gab ſich das Gefühl eigener Hülfloſigkeit dort kund.

Doch dürfte man nicht glauben, daß die Verhandlungen völlig eingeſchlummert wären. Außer den unvermeidlichen Beſchwerden, die ſich aus dem Deputationsreceß ergaben, außer den Rangſtreitigkeiten zwiſchen den neuen Kurfürſten, die am 22. Auguſt in das Kurcollegium eintraten, außer den flehentlichen Bitten des Reichskammergerichtes, deſſen Noth und Armuth den nahen Ruin

---

*) Ein förmliches Anerbieten iſt, wie Lefebvre I. 335 f. wahrſcheinlich macht, nicht erfolgt; daß Andeutungen gefallen ſein mochten, leugnet auch Lefebvre nicht. Darauf mag ſich dann Bignons Behauptung von einem wirklichen Antrag reduciren.

**) S. die angeführte Comitialcorreſpondenz d. d. 16. Juni.

erwarten ließ, war namentlich noch eine Frage in Regensburg unerledigt: die Feststellung der Virilstimmen im Fürstenrathe. Die Sache erhielt einen neuen Anstoß durch ein kaiserliches Hofdecret vom 30. Juni, das auf der vollen Gleichheit der protestantischen und katholischen Stimmen bestand und zu dem Ende verlangte, daß entweder eine Anzahl neuer katholischer Stimmen in den Fürstenrath zugelassen werde, oder ein Theil der neuen protestantischen Virilstimmen vorerst noch ruhen möge. Diese Eröffnung machte, wie sich denken läßt, Sensation, obwol sie den Eintritt der Virilstimmen nicht zu hindern im Stande war. Denn nach der hergebrachten Ordnung hatte Kurmainz oder jetzt der Kurerzkanzler die Vollmachten der Gesandten, die neu zugelassen werden sollten, zu prüfen und es läßt sich denken, daß von dort kein Widerspruch erhoben ward. Aber die Organisation des Fürstenrathes blieb doch vorerst nur provisorisch, und für die alte Reichsjurisprudenz war durch die Streitfrage ein ungemein ergiebiger Stoff gegeben. So wurde denn noch geraume Zeit in den Reichstagssälen zu Regensburg über die künftige Gestalt des Fürstenrathes mit Eifer und Heftigkeit gestritten, während draußen die Brandung der Zeit mit zerstörender Gewalt an die Ruinen des alten Reiches anschlug und den nahen Tag des Unterganges verkündigte.

Der Standpunkt des kaiserlichen Hofdecretes ward zunächst von Preußen bekämpft. Im westfälischen Frieden, so hieß es dort, allerdings mit den geschichtlichen Vorgängen übereinstimmend *), sei zwar die Religionsparität festgestellt worden, aber nicht die arithmetische Gleichheit der Stimmenzahl, die niemals stattgefunden und auch an sich nicht ausführbar sei. Man müsse daher auf der Vollziehung des §. 32 des Reichsdeputationsrecesses bestehen; doch sei der König nicht abgeneigt, nach erfolgter kaiserlicher Genehmigung sich die „Einführung mehrerer geeigneter fürstlicher Virilstimmen auf beiden Religionsseiten gefallen zu lassen." Aehnlich äußerte sich ein Rescript Hardenbergs vom 26. August. Die Religionsgleichheit bleibe fester Grundsatz, zu dessen Sicherung die itio in partes angeordnet sei und zu dessen noch ängstlicherer Befestigung der gegenwärtige in dem milderen Lichte

*) S. Brandenburg. Instruction d. d. 19. Sept. 1803. (In der Reichstagscorrespondenz.)

der Aufklärung immer weiter schreitende und die Besorgniß unwürdiger Religionsübervortheilungen immer mehr entfernende Geist der Zeit am wenigsten Anlaß gebe. Man müsse daher auf der Ratification bestehen; das Aeußerste, wozu sich Preußen verstehen könne, sei: die im Deputationsrecess neu creirten Stimmen unter Vorbehalt vorerst noch zu suspendiren. Dagegen sei standhaft darauf zu beharren, daß wenigstens die Stimmen der säculariſirten Entschädigungslande von den Landesherren ohne Weiteres geführt würden, indem die Letzteren die Länder mit allen Rechten, welche die vorigen Besitzer gehabt, also auch mit dem reichsständischen Stimmrecht erhalten hätten, und die kaiserliche Ratification in dem Hofdecret vom 27. April nur der Vermehrung der Stimmen versagt sei.

Dieser Auffassung schlossen sich gleich anfangs Baiern, Württemberg und Baden an; erst im November, nachdem die Reichstagsferien vorüber waren, kam es aber zur eigentlichen Verhandlung. Pfalzbaiern bekämpfte (14. Nov.) im Kurfürstenrath besonders die Besorgnisse religiöser Art. Man solle nur allgemeine Religionsfreiheit zum Grundsatze erheben und die Hindernisse wegräumen, die den Landesherrn in der Ausübung seiner Duldungsrechte beschränkten; die Mehrheit der protestantischen Stimmen werde die katholische Kirche so wenig gefährden, wie bisher die katholische Mehrheit am Reichstage dem Protestantismus verderblich geworden sei. Es schloß mit dem Antrage: daß das Reich sich lediglich an den Deputationsschluß halte, es bei demselben auch in Absicht der Stimmen ohne Aenderung belasse und auf dessen vollständige Ausführung in einem wiederholten Reichsgutachten antrage. Die brandenburgische Abstimmung entsprach der oben erwähnten Instruction; Württemberg, Baden und Hessen schlossen sich ihr in der Hauptsache an. Aber auch Kursachsen theilte, obwol in milderer Form, im Ganzen die Auffassung, daß die neue Stimmenvertheilung eben eine Folge der Gebietsveränderungen sei und die religiöse Parität nicht stören werde. In der fortgesetzten Berathung gab dann Kurböhmen (18. Nov.) ein ausführliches Votum ab, dem sich natürlich auch Kursalzburg anschloß. Der Kaiser, hieß es, halte sich als katholischer Reichsstand für verpflichtet, dafür zu sorgen, daß bei der Vertheilung neuer Reichstagsstimmen nichts zum Nachtheile des katholischen Religionstheiles

verfügt werde. Der Kaiser sei nicht abgeneigt, in die Zulassung der im §. 32 des Recesses genannten 27 neuen protestantischen Virilstimmen einzuwilligen, aber er könne die Einführung nicht eher zugeben, als bis zur Beibehaltung der Religionsgleichheit ebensoviel neue katholische Stimmen ausfindig gemacht wären. Um dies zu erreichen, schlug Böhmen vor, sechs neue Stimmen für Oesterreich und noch je eine für den Erzkanzler und für Salzburg in dem Fürstenrathe zuzulassen, ebenso die Häuser Metternich, Fugger, Truchseß, Croy, Colloredo, Khevenhüller mit je einer Virilstimme zu dotiren, an Fürstenberg, Salm-Salm und Liechtenstein eine weitere zu ertheilen, endlich den katholischen Reichsgrafen in Westfalen und Franken eine besondere und dem schwäbischen Grafencollegium eine zweite Curiatstimme zu gewähren.

Die gleichen Abstimmungen fielen im Fürstenrathe. Um Preußen und Baiern gruppirten sich hauptsächlich Baden, Württemberg, Nassau, Holstein, Braunschweig, die thüringischen Fürsten; an Oesterreich schlossen sich Salzburg, Berchtesgaden, Dietrichstein, Schwarzenberg, der Hoch- und Deutschmeister und Liechtenstein. Die Verhandlung war hier lebhafter, weil Oesterreich, in dessen Händen die Leitung des Fürstenrathes war, den Versuch machte, die Führung einzelner der neuen Stimmen zu hindern. So sprach Baden, da es in den Besitz der Reste der Stifter Speyer und Straßburg gelangt war, die Stimmen derselben an und fand sich sowol durch das allgemeine Beispiel, als durch die ausdrückliche Zustimmung besonders Preußens unterstützt. Wie es aber die Stimmen „Bruchsal" und „Ettenheim" führen wollte (14. Nov.), rief das Directorium „cessat" und wollte die Ansicht durchführen, daß die Stimmen der beiden Stifter als erloschen zu betrachten seien. Dies und eine Aeußerung, als könnten die durch Säcularisationen gewonnenen Stimmen ohne förmliche Genehmigung gar nicht geführt werden, veranlaßte sehr lebhafte Auftritte im Fürstenrathe, ohne daß man doch zu einem bestimmten Ergebnisse kam. Vielmehr hatte es durchaus den Anschein, als werde kein Theil seinen Zweck völlig erreichen: dem Kaiser gelang es nicht, die Führung der durch Säcularisation gewonnenen Stimmen zu hindern; die Opposition, die eben dadurch zur Mehrheit gelangt war, vermochte es ihrerseits nicht dahin zu bringen, daß der Kaiser die im Deputationsrecess aufgenommene Ordnung guthieß und in legale Wirk-

ſamkeit ſetzte. So bildete ſich die proviſoriſche neue Ordnung aus, welche noch den kurzen Lebensreſt des heil. röm. Reiches hindurch gedauert hat.

Während der deutſche Nordweſten der fremden Invaſion verfiel, ohne daß ſich ein Arm dagegen regte, der Reichstag ſich in lebhaftem Eifer um die innere Ordnung eines bald zuſammenbrechenden Gebäudes zankte, nahmen im Süden charakteriſtiſche Vorgänge anderer Art die Aufmerkſamkeit in Anſpruch. Die Auflöſung der alten, freilich lange zerrütteten, Ordnungen des Reiches ging dort raſcher und gewaltſamer von Statten, als es ſelbſt der Reichsdeputationsreceß erwarten ließ; die von Frankreich und Rußland begünſtigten Fürſten beſchleunigten den Proceß des allmäligen Abſterbens, um Raum zu ſchaffen für die neue Souveränetät der Rheinbundszeit.

Zunächſt waren die Regierungen eifrig bemüht, die verſchiedenen jüngſt gewonnenen Gebiete durch gleichmäßige Organiſationen zu verſchmelzen; Verwaltung und Rechtspflege ward in der uniformen Weiſe hergeſtellt, wie ſie in Frankreich beſtand, ein einheitlicher Mechanismus von Behörden geſchaffen, das Finanzweſen nach einem Schnitt umgeſtaltet, der Militärſtaat nach franzöſiſchem Vorbild erweitert und reformirt, Geſetze und Verordnungen in reicher Fülle nach allen Richtungen hin ausgeſtreut. Der einzige noch übrig gebliebene geiſtliche Staat des Kurerzkanzlers nahm dies neue Gewand ſo gut an, wie die vergrößerten weltlichen Gebiete im deutſchen Süden und Weſten. Was alle dieſe neuen Staatsſchöpfungen charakteriſirte, war ihre Aehnlichkeit im Kleinen mit den Staatsmarimen, wie ſie Bonaparte jenſeits des Rheines im Großen durchführte: bureaukratiſche Centraliſation, Beamtenregiment, ausgedehnte Polizeigewalt, wachſame Fiscalität in Finanzſachen hatten ſie mit dem franzöſiſchen Weſen völlig gemein. Wie Bonaparte die Anarchie der Factionen überwältigt hatte, ſo wurde hier die Verwirrung, die aus der gränzenloſen territorialen Zerſplitterung entſprang, weſentlich gemildert; wie er ſein neues Reich nach dem Grundſatze der Staatsallmacht einrichtete, es durch ein wohldisciplinirtes Beamtenthum, ergiebige Finanzquellen und ein wohlgerüſtetes Heer zu ſtützen ſuchte, ſo ward das Gleiche, freilich

mit verſchiedenem Glücke, hier im Kleinen verſucht. Ließen ſich die Schattenſeiten dieſes Regimentes nicht verdecken, ſo kam auch manches unzweifelhaft Gute zur Entwickelung, namentlich eine beſſere Verwaltung und Polizei, thätigere Rechtspflege, Beſchränkung des Hofſtaates, ſorgſamere Ordnung des tiefzerrütteten Schuldenweſens. Man empfand es z. B. an dem neuen Dalberg'ſchen Staate allgemein als eine Wohlthat, daß er nicht geiſtlich, ſondern weltlich organiſirt war, daß er das tiefzerrüttete Finanzweſen von Regensburg in leidliche Ordnung brachte, den Volksunterricht und die Rechtspflege, in der Regel die wundeſten Stellen geiſtlicher Gebiete, in wirkſamer Weiſe förderte. Auch der neue badiſche Kurſtaat, deſſen greiſer Regent ſeit einem Menſchenalter auf ſehr beſcheidenem Raume eine muſterhafte Regierung geführt, öffnete dieſer wohlwollenden und ſchöpferiſchen Thätigkeit nun ein größeres Gebiet; faſt das Erſte, was hier geſchah, war die Erneuerung einer der älteſten Hochſchulen, der Heidelberger, die, im letzten Jahrhundert des pfälziſchen Regimentes tief verfallen, in Wahrheit eines zweiten Gründers bedurfte. Dicht daneben, in Würtemberg, ließ dagegen die Perſönlichkeit des Regenten ſchon jetzt mehr die Härten als die Wohlthaten der Umgeſtaltung empfinden; für einen gewaltſamen und finſteren Sinn lag in ſolch einer Zeit freilich auch die Verſuchung zu nahe, die Bonaparte'ſche Cäſarendespotie mit allen Launen und Tücken zu karrikiren. Fortgeſetzte Händel mit der Landſchaft, Entzweiung mit dem eigenen Thronerben, Gewaltthätigkeit gegen Alle, ſie mochten ehemals reichsunmittelbar oder Lehensbauern ſein, Haß gegen jede Selbſtändigkeit kennzeichneten ſchon jetzt das Regiment Friedrichs, der ſeine neue Machtvollkommenheit zunächſt durch Unterdrückung der einzigen größeren Zeitung, die damals in Süddeutſchland erſchien, bethätigte. Dieſen kleinen Zwingherren war es wohl anzuſehen, daß jetzt die Einmiſchung von Kaiſer, Reichstag und Reichsgericht, die denn doch bisweilen noch einmal ausnahmsweiſe eingetreten war, vollends verſchwand und nur eines noch zu fürchten war: das Machtgebot des gewaltigen fremden Schiedsrichters. Durch Gefügigkeit gegen dieſen ließ ſich aber leicht die ſchrankenloſe Machtübung im eigenen Gebiete erkaufen.

Mit der neuen Praxis, auch ſelbſt der milderen, waren aber die Reſte der alten ſtändiſchen Ordnungen ſo wenig verträglich,

als die ſelbſtändige Stellung des Clerus und Reichsadels. Die ſtarren Formen des alten ſtändiſchen Weſens erſchienen nur wie eine Schranke, die zu Gunſten der Privilegirten aufgerichtet war; in der Maſſe der Bevölkerung konnte kein Bedauern erwachen, wenn ſie fielen. Die naſſau-weilburgiſche Regierung war die erſte, welche den ſtändiſchen Einrichtungen, die ſie in den Trierer Kurlanden vorfand, offen den Krieg erklärte. Im grellen Widerſpruche mit dem Reichsdeputationshauptſchluß behauptete ſie die neuen Gebiete mit denſelben Hoheitsrechten zu beſitzen, wie die verlorenen; die unteren Volksklaſſen, fügte ſie hinzu, ſeien zu unfähig, die Bedürfniſſe der Epoche, „worin wir leben, zu erwägen", als daß man aus ihnen ſtändiſche Verſammlungen bilden könne, und überhaupt ſeien die Koſten der landſtändiſchen Einrichtung für das Land zu groß*). Man ſieht, die Staatsſophiſtik jener Tage war von einer faſt naiven, handgreiflichen Einfachheit; die feineren Doctrinen des „Sultanismus", wie man das im vorigen Jahrhundert nannte, waren noch nicht erfunden.

In ihren gewaltſamen und brutalen Handlungen, ſelbſt in Ländern, wo die Regenten perſönlich wohlwollend und mild waren, kündigte ſich dieſe Zeit durchaus als eine revolutionäre an; das Verfahren gegen einzelne Klöſter, wie z. B. gegen das Frauenkloſter zu Herzebroek, das der Graf Bentheim-Tecklenburg widerrechtlich einzog, und aus dem er, als die Inſaſſen ſich weigerten es zu verlaſſen, durch handfeſte Kerle die Nonnen hinausſchaffen ließ, oder der durch ärztliches Zeugniß nachgewieſene Hungertod eines Wormſer Präbendars, dem die Darmſtädter Regierung verſäumt hatte, ſeinen Unterhalt zu reichen**), ſolche Fälle haben ſelbſt in dieſer ſtumpfen Zeit vorübergehend Eindruck gemacht. Aber in keinem Ereigniſſe jener Tage trat die brutale Rechtloſigkeit der Zeiten ſo grell ans Licht, wie in dem Verfahren gegen die Reichsritterſchaft.

Auch die uneigennützigſte Politik wäre wohl nicht im Stande

*) S. Häberlin Staatsarchiv XIII. 183 ff. Ueber die Organiſation des kurerzkanzler. Staates ſ. ebendaſ. X. 378. XI. 91. 177. 225. Die heſſiſche XIII. 114 ff. Ueber das Verbot der allgemeinen Zeitung in Württemberg vgl. die Archenholz'ſche Minerva 1803. IV. 368 f.

**) S. die Actenſtücke bei Häberlin XI. 346 ff. XIII. 180 f. 313 f. XIV. 90 ff.

geweſen, dieſer Corporation und ihrer politiſchen Selbſtändigkeit noch eine lange Lebensdauer zu friſten. Es iſt in einem früheren Abſchnitte geſchildert worden*), wie tief dieſe kleinen ritterſchaftlichen Gruppen in ſich ſelbſt verfallen waren, wie ſehr ſie den geſunden Blutumlauf des größeren Ganzen geſtört haben. Außer den Rittern ſelbſt war ſicherlich im ganzen Reiche Niemand, der Urſache hatte, den Untergang der ritterſchaftlichen Kleinſtaaterei zu beklagen. Nun hatte die Revolution am linken Rheinufer dem dort berechtigten Ritteradel unheilbare ökonomiſche Wunden geſchlagen, und die neue Politik der Abrundung und Nivellirung, die in den Friedensſchlüſſen zur Geltung kam, mußte, wie ſie das geiſtliche Staatsweſen und die Reichsſtädte verſchlang, auch die Ritterſchaft in ihrer Exiſtenz gefährden; dieſer Zwang der Verhältniſſe war mächtiger als der Wortlaut des Reichsdeputationshauptſchluſſes, der den drohenden Sturm vorerſt noch abzuwenden ſchien. Seit faſt zwei Jahrhunderten hatte ſie ſich mit knapper Noth gegen die Uebergriffe der fürſtlichen Landesherren vertheidigt, und nur die überlieferte Politik des Kaiſers, ſie zu beſchützen, hatte noch ihre Unterwerfung und Einſchmelzung gehindert. Die jüngſte Revolution ließ es zweifelhaft, wie weit der Kaiſer den ſchwächeren Elementen des Reiches dieſen Schutz noch geben konnte oder wollte. Drum ſuchten die Ritter, wie alle anderen Stände, Schutz bei der neuen Gewalt, die ſich auf den Trümmern der alten Ordnungen Europa's erhoben hatte. Sie bewarben ſich um die Gunſt der franzöſiſchen Diplomatie, welche das Entſchädigungsgeſchäft zu Regensburg leitete; ſie ſuchten durch unterwürfige Schritte ſich die mächtige Protection Bonaparte's zu erwerben. In der That erlangten ſie auch ſo viel, daß der erſte Conſul im Tone des gnädigen Herrn und Beſchützers ſie ſeines Wohlwollens verſicherte**);

*) S. Band I. S. 142 f.

**) Bonaparte's Schreiben an das Directorium der Ritterſchaft (vom 2. Juni 1803) lautete bezeichnend: J'ai reçu la lettre que vous m'avez fait remettre en date du 12 avril 1803 et qui renferme l'expression de votre reconnaissance de ce que j'ai pu faire en faveur du corps équestre de l'Empire. J'y suis fort sensible et je suis très aisé d'avoir contribué à assurer sa conservation et la continuation de son existence politique. Ne doutez pas, je vous prie, de mes dispositions favorables à votre égard et du désir que j'ai de pouvoir vous être utile.

es war aber kaum zu hoffen, daß er in dem Zwieſpalte zwiſchen ihnen und den künftigen Rheinbundsfürſten die verlaſſen werde, mit deren politiſchem Intereſſe ſein eigenes auf's innigſte verflochten war.

Noch ehe das Fortbeſtehen der Ritterſchaft und ihrer Rechte im Reichsdeputationshauptſchluß zugeſagt und ihnen Bonaparte's Protection verhießen war, hatte Baiern gleichſam die Probe gemacht, wie weit man gegen ſie vorſchreiten könne. Als die Entſchädigungslande im November 1802 beſetzt wurden, ließ das bairiſche Miniſterium zugleich in mehreren ritterſchaftlichen Orten in Franken die Patente ſeiner Beſitznahme verkündigen. Auf die Beſchwerden darüber folgte dann noch der beruhigende Beſcheid, daß ſich dies lediglich auf die Lehensverbindung beziehe, in welcher manche Rittergüter zu den ſäculariſirten Hochſtiftern geſtanden hätten. Aber es dauerte nicht lange, ſo wurde dies oder jenes Recht, das die Ritterſchaft bisher geübt, als zweifelhaft angefochten, die Steuern, welche an die Cantone zu entrichten waren, mit Beſchlag belegt, über einzelne anerkannt unmittelbare Gebiete der Ritter die Landeshoheit ausgeübt, Abgaben gefordert, die kaiſerlichen Werbungen in ritterſchaftlichen Orten unterſagt, die Kanzleien fränkiſcher Ritterſchaftscantone aus Bamberg und Schweinfurt weggewieſen und das Tragen der ritterſchaftlichen Kleidung und Ehrenzeichen verboten.

So folgte im Frühjahr und Sommer 1803 ein Angriff auf den andern, und alle Vorſtellungen und Beſchwerden der Ritter waren der neuen Staatsraiſon gegenüber fruchtlos. Dagegen ließen ſich einzelne Mitglieder, um weiteren Chicanen zu entgehen, dazu herbei, die Landeshoheit anzuerkennen. Ein anderes bedenkliches Zeichen war dann eine Verordnung des fränkiſchen Generalcommiſſariates (Februar 1803), worin eine ſtaatsrechtliche Unterſuchung über die Verhältniſſe der ritterſchaftlichen Beſitzungen angeordnet und den Regierungen zu Bamberg und Würzburg auferlegt ward: „aus den hiſtoriſchen, publiciſtiſchen und politiſchen Daten ein ganzes, auf richtigen Grundſätzen beruhendes Syſtem auszuarbeiten.“ Dabei war zugleich der Wink gegeben, daß ſich durch fleißiges Nachforſchen wohl müſſe zeigen laſſen, daß die Rittergüter noch bis ins 17. Jahrhundert der Landeshoheit unterworfen waren, die Ritter als landſäſſiger Adel auf den Landtagen

erschienen und überhaupt die fürstlichen Lande in früherer Zeit geschlossene Gebiete gewesen seien. Beunruhigend für die Ritter war zugleich die Geschäftigkeit, womit in der Presse das ritterschaftliche Wesen zur Verhandlung gebracht ward. In grellen Zügen ward in einer Reihe von Schriften*) das Unwesen der ritterschaftlichen Kleinstaaterei, ihre schlechte Verwaltung und Rechtspflege, ihre mangelhafte Sicherheitspolizei geschildert, die herabgekommene Lage der Bevölkerung allerdings mit Recht diesem Regiment zur Last geschrieben und daran erinnert, wie diese Gebiete dem Verkehr, dem Handel, der öffentlichen Sicherheit überall im Wege ständen. Es wurden Parallelen zwischen dem untergegangenen geistlichen Staatswesen und den ritterschaftlichen Gebieten gezogen, die entschieden zum Nachtheil der letzteren ausfielen. „Man findet dort, hieß es in einer Schrift der Zeit, nichts als Bettler, Zigeuner, Landsknechte, Betteljuden und Afterärzte" — ein Vorwurf, der allerdings Grund hatte, insofern die ritterschaftlichen Gebiete jetzt fast allein noch das Asyl alles des Gesindels und aller der Wildfänge waren, welche die wachsame Polizei der größeren Territorien fernzuhalten wußte.

Am 9. October 1803 erfolgte denn von Seiten Baierns der entscheidende Schlag, der nach diesen Vorbereitungen lange zu erwarten war. Ein Patent des Kurfürsten, das unter Trompeten-

*) Unter den zahlreichen Schriften, die für und wider damals erschienen, scheinen uns die bemerkenswerthesten: „Staatsrechtl. Verhältnisse der adeligen Gutsbesitzer in den churpfalzbair. Entschädigungslanden." 1803. (Bairische Rechtfertigungsschrift von Gönner.) „Was für Maßregeln hat wohl die Reichsritterschaft jetzt zu ergreifen?" 1803. „Welche Maßregeln kann die Reichsritterschaft jetzt ergreifen?" — „Resultate mit aller Unpartheilichkeit gezogen aus dem Für und Wider die unmittelbare Reichsritterschaft." 1803. „Historische und staatsrechtliche Betrachtungen über die Reichsritterschaft in Franken, Schwaben und am Rhein." Regensb. 1804. „Staatsrechtl. Beleuchtung des wahren Verhältnisses der unmittelbaren Reichsritterschaft zum Fürsten in den Entschädigungslanden." 1804. „Geschichtliche und polit. Betrachtungen über den jetzigen Zustand der fränkischen Ritterschaft." 1804. „Fragmente aus der Geschichte der unmittelbaren Reichsritterschaft in Schwaben, Franken und am Rheinstrom." Nürnb. 1804. „Ueber die Unionen kleinerer Reichsstände. Ein Sendschreiben eines ritterschaftl. Consulenten in Schwaben an seinen Collegen in Franken. Am Bodensee. Jan. 1804." Vgl. auch Häberlin's Staatsarchiv Bd. XI—XIV. und Hoff das deutsche Reich. II. 254 ff.

ſchall durch einen Herold in den fränkiſchen Hauptſtädten verkündet ward, gab die Erklärung: „daß die Ritterſchaft zwar als eine eigene Corporation exiſtirt habe, daß ſie jedoch nur aus urſprünglich landſäſſigen Edelleuten beſtehe, welche ſich der Landeshoheit allmälig und widerrechtlich entzogen hätten. Dadurch ſeien kleine Staaten im Staate entſtanden, welche ſich mit unverjährbaren Regierungsrechten und mit dem Wohl des Staates nicht vertrügen; der Kurfürſt werde daher den reichsunmittelbaren Adel in ſein urſprünglich landſäſſiges Verhältniß zurückführen, wobei er jedoch gern die Meinungen und Wünſche der ritterſchaftlichen Glieder ſelbſt vernehmen wolle.“ Er berief zu dem Ende einen Ausſchuß von fränkiſchen Rittern, die durch ernſte Drohungen angehalten wurden, perſönlich zu erſcheinen, ließ ſich auf den ritterſchaftlichen Gütern als Landesherr proclamiren und den Schultheißen befehlen, ſich in Zukunft vor den kurfürſtlichen Juſtizämtern zu ſtellen, die Ritterſteuern an die Regierungscaſſen abzuliefern und überhaupt alle Verordnungen und Boten der Ritterſchaft abzuweiſen. Dem Ausſchuß, der in Bamberg zuſammentrat, ward dann eröffnet, daß die Ritterſchaft zwar einen eigenen bevorrechteten Körper bilden, aber dem Kurfürſten unterthan ſein ſolle; für ihr Beſteuerungsrecht, das beſtehen blieb, ſollte ein Averſum an den Landesherrn bezahlt, die Charitativſubſidien an den Kaiſer ganz beſeitigt, der Gerichtsſtand verändert werden. Der Ausſchuß willigte in dieſe Vorſchläge, freilich mit der Clauſel, daß ſowol Kaiſer und Reich als die ganze Ritterſchaft gleichfalls zuſtimmen müßten, und Baiern begann die neue Ordnung rückſichtslos ins Werk zu ſetzen.

Es ließ ſich erwarten, daß das Beiſpiel Baierns nicht ohne Nachahmung bleiben werde. Nicht nur beide Heſſen, Meiningen, die naſſauiſchen Häuſer, ſondern ſelbſt Iſenburg, Hohenlohe, Leiningen, Leyen, Salm-Reiferſcheid übten im Kleinen dieſe neue Fauſtrechtspolitik. War zwiſchen einem bairiſchen Herzog und einem Reichsritter ſeit uralter Zeit eine weite Kluft geweſen, ſo konnte man mit Recht fragen, worauf denn eigentlich die höhere geſchichtliche Berechtigung dieſer kleinen Dynaſten gegenüber der Reichsritterſchaft beruhe? Dieſe winzigen Herren ſchienen auch nicht einmal zu ahnen, daß ſolche Fragen bald aufgeworfen werden könnten und dann, wie es 1806 geſchah, mit ihrer Ohnmacht daſſelbe durchgeführt werden würde, was ſie jetzt an den wehrlo-

sen einzelnen Reichsrittern versuchten. In der That ist mitten in diesem Sturme gegen die Ritterschaft, als die Faustrechtspolitik die Nothwendigkeit „einer größeren Consolidirung" im Reiche vorhielt, das Wort schon ausgesprochen worden: zu einer solchen Consolidirung gehört auch die Mediatisirung der kleinen Fürsten und Grafen*). Und gewiß, es war, wenn auch nicht recht, so doch nicht mehr als billig, wenn die neue Staatsraison schon zwei Jahre nachher eine Anzahl der eifrigsten Ritterstürmer dieser Art verschlang.

Im Ganzen bot der Süden und Westen des Reichs, wo die 180 Quadratmeilen ritterschaftlicher Gebiete zerstreut lagen, fast ein ähnliches Bild, wie zur Zeit der alten Selbsthülfe, bevor der ewige Landfriede errichtet war. Fast überall fielen die fürstlichen Dynasten, den Erzkanzler, Sachsen und Baden allein ausgenommen, mit Gewalt über die Ritter her und stritten sich unter einander um die schutzlose Beute. Württemberg ließ im Kraichgau einen Cordon ziehen und die Cent Möckmühl besetzen, worüber es mit hohenloheschen Truppen zum blutigen Zusammenstoß kam; in der Wetterau und im Fulda'schen waren Hessen und Nassau in bittere Händel gerathen. Ueberall waren die kleinen Contingente in Bewegung, häufig waren die armen ritterschaftlichen Dörfer von doppelter und dreifacher Executionsmannschaft heimgesucht. Im Landgericht Krombach hatten kurhessische Truppen Besitzungen des Kurerzkanzlers occupirt und Patente angeschlagen; nun ließ auch der Kurerzkanzler marschiren. In Höchst ward der nassauische, in Hanau der hessische Landsturm aufgeboten. Am grellsten war die Gewaltthat beider Hessen gegen die Burg Friedberg, wo dem Grafen von Waldbott-Bassenheim das Burggrafenamt zustand. Dort war auf das Anheften der Patente ein tückischer Ueberfall gefolgt (Decbr. 1803); die Vertheidiger waren mißhandelt worden, und man verfuhr wie in einem eroberten feindlichen Platze. Erst im folgenden Frühjahr ließen sich die beiden Hessen dazu herbei, wie es der Kaiser und der Reichshofrath geboten, den gewaltsam besetzten Ort zu räumen. Aus einem ähnlichen Anlaß geriethen dann (April 1804) Darmstadt und Isenburg aneinander; bei Sprendlingen kam es zwischen beiden zu einer kleinen Fehde. Nassau-

*) Häberlin Staatsarchiv XI. 324. Anmerk.

Uſingen ſuchte die Grafen Baſſenheim um die Herrſchaft Reiffenberg zu bringen, wie es denn überhaupt an Exempeln nicht fehlte, daß auch Gebiete, die mit der Ritterſchaft nichts gemein hatten, in dieſer allgemeinen Auflöſung der hergebrachten Begriffe von Recht und Eigenthum von gewaltſamen Zugriffen bedroht worden ſind.

Indeſſen war der ganze Angriff doch etwas verfrüht und die Landesherren mußten ſich noch einige Zeit Geduld auferlegen. So ſchutzlos war denn doch die Ritterſchaft nicht, wie es Baiern und ſeine Nachtreter zu glauben ſchienen. Ihr Hülferuf an den Kaiſer war nicht fruchtlos geweſen; von dort war noch im December 1803 durch den Geſandten in München eine ausführliche Vorſtellung überreicht worden, welche das gute Recht der bedrohten Reichsritter mit geſchichtlichen und rechtlichen Gründen darlegte. Der Reichshofrath bereitete ein Mandat gegen die gewaltthätigen Fürſten vor, und ein Reichsſtand, der durch ſeinen ehrlichen, aber unbeſonnenen Eifer für die alten legitimen Ordnungen bekannt war, Guſtav IV. von Schweden, ließ nicht lange auf ſich warten; ſein Geſandter in Regensburg überreichte (Jan. 1804) eine ſehr kräftig abgefaßte Note zur Erhaltung der Reichsverfaſſung gegenüber „den geſetzwidrigen militäriſchen Beſitzergreifungen.“*) Aber auch Frankreich war nicht ſo entſchieden für die bairiſch-heſſiſch-naſſauiſchen Raubzüge, wie man es wohl hätte erwarten können. Die Ritterſchaft, die ſich in ihrer Noth an Bonaparte wandte, fand wenigſtens keine ganz ungünſtige Aufnahme; es ward ihr der Rath gegeben, ſich zu vergleichen, das Vorgehen der Gegner ward wenigſtens nicht unterſtützt. Die allgemeine politiſche Lage machte es der franzöſiſchen Politik wünſchenswerth, für jetzt dieſe deutſchen Wirren geſchlichtet und zu den vorhandenen Verlegenheiten nicht neue hinzukommen zu ſehen.

Jetzt ließ ſich auch Preußen in einer amtlichen Denkſchrift

*) Die drei genannten Actenſtücke, ſowie auch die oben erwähnte preußiſche Denkſchrift ſind abgedruckt in Häberlin's Staatsarchiv XI. 393 ff. 416 ff. 425 ff. Im Uebrigen haben wir für die Darſtellung dieſer Verhältniſſe das vollſtändigſte Material neben den perlodiſchen Schriften und Tagesblättern der Zeit in der mehrfach angeführten Reichstagscorreſpondenz (für 1803 und 1804) gefunden. Vgl. auch (Schellhas) pragmat. Geſchichte der deutſchen Reichstagsverhandlungen. Regensb. 1805. S. 236 ff.

vernehmen, die Graf Görtz (Jan. 1804) in Regensburg überreichte. Darin ward bedauert, daß nicht gleich in dem Reichsdeputationshauptschluß eine bestimmte Norm aufgenommen worden sei, welche die künftigen Verhältnisse der Reichsritterschaft so festgestellt hätte, daß allerseitige Rechte geschont und das Bedürfniß der neuen Lage berücksichtigt worden wäre. Die ritterschaftlichen Rechte waren darin wie ein Vorrecht betrachtet, das sich unter dem nachsichtigen Schutz geistlicher Regierungen über seine ursprünglichen Schranken ausgedehnt habe, das aber jetzt unter den neuen weltlichen Regierungen wieder seine festere Begränzung finden müsse. Wohl ward die „anarchische Krisis" im Reiche beklagt, aber auch das Einschreiten der Reichsgerichte als ein ungenügendes Mittel zurückgewiesen; der König, hieß es, könne sich nicht dabei beruhigen, „daß der Zwiespalt im Reiche processualisch genährt und dabei politische Endzwecke verfolgt würden"; auch werde er nicht zugeben, „daß seine „größeren Mitstände durch rücksichtlose Abziehung der ritterschaftlichen Vasallen und Gutsbesitzer geschwächt würden." Die Denkschrift machte daher den Vorschlag, durch eine ordentliche Berathung des Reichstages die zu beobachtenden allgemeinen Grundsätze festzustellen, wobei „die wesentlichsten Rechte der Interessenten, die neue Lage der Dinge im Reiche und das dringende Bedürfniß einer mehreren Consolidirung seiner inneren Kraft" gleichmäßige Berücksichtigung finden sollten. Zugleich solle bis zur Entscheidung der Statusquo provisorisch erhalten, jedoch die militärischen Commandos zurückgezogen, die Executionsmaßregeln eingestellt und der gegenwärtige Stand zur Vermeidung weiterer Collisionen nicht ausgedehnt werden.

Diese preußische Ansicht, welche die neue Arrondirungspolitik im Grundsatz unverkennbar billigte, nur die Ausführung an bestimmte Normen knüpfen wollte, war eben dem Reichstag eröffnet worden, als ein sogenanntes kaiserliches Conservatorium des Reichshofrathes (vom 23. Jan. 1804) anlangte, das sich entschieden auf die Seite der bedrohten Ritterschaft stellte. Es waren darin, ganz im alten Stil kaiserlicher Machtvollkommenheit, alle im fränkischen und schwäbischen Kreise vorgenommenen Maßregeln für ungültig erklärt und die volle und unbeschränkte Herstellung der Reichsritterschaft in den Zustand geboten, wie er vor den jüngsten Gewaltschritten gewesen war. Der Kurerzkanzler, Baden, Sachsen und

der Kaiser selbst als Erzherzog von Oesterreich waren zugleich zu Conservatoren der reichsritterschaftlichen Rechte bestellt und zögerten nicht, diesem Auftrage zu entsprechen.

Nun fühlte sich Pfalzbaiern doch isolirt. Frankreich war gleichgültig, Preußen, wenn es gleich den Zweck billigte, konnte doch die angewandten Mittel nicht gutheißen, und ein Theil der übrigen Fürsten, die 1801—1803 mit Baiern den gleichen Weg gegangen waren, stand nun auf Seiten des Kaisers. Man wollte in Regensburg für bestimmt wissen, daß der Münchner Hof gleich nach dem Erscheinen des kaiserlichen Decrets Couriere nach Paris und Berlin abgesandt, aber an beiden Stellen keine recht befriedigende Antworten gefunden habe. Frankreich wolle sich nicht einmischen und ermahnte Baiern, es zu keinem entscheidenden Schritt des Kaisers kommen zu lassen; Preußen äußerte sich zwar sehr ungehalten über das kaiserliche Conservatorium, aber, wie ein Regensburger Bericht sagt: es ist sehr glaublich, daß der preußische Hof sich dennoch passiv verhalten werde, sobald man sich auf kaiserlicher Seite ernst und nachdrücklich zeigen werde.

Gewiß war es, daß Baiern die Stimmungen für sich nicht so günstig fand, wie es sie brauchte. Es hob erst den Sequester, den es auf die ritterschaftlichen Güter in Franken gelegt, auf und ließ dann (19. Febr.) dem Reichstag officiell mittheilen, daß der Kurfürst zum Beweise seiner friedliebenden und uneigennützigen Absichten und in Betracht der kaiserlichen Verwendung sich entschlossen hätte, die über die Ritterschaft verhängten Maßregeln zurückzunehmen und den früheren Rechtszustand wiederherzustellen. Diesem Beispiele folgten, wenn auch zögernd, die übrigen Reichsfürsten; doch war, wie sich denken läßt, bei weitem nicht überall und in allen Punkten der Rechtszustand so bald wieder hergestellt. Die vorwiegende Meinung in Regensburg, die namentlich auch der Erzkanzler vertrat, war nun die: daß die interessirten Fürsten, Baiern an der Spitze, ihre Klagen und Beschwerden dort anzubringen, die Ritterschaft sich darüber auszusprechen hätte, so daß es dann dem Reiche möglich würde, allgemeine Grundsätze über das streitige Verhältniß aufzustellen.*)

*) „Wollte man nun hierauf über alle einzelnen Punkte entscheiden, welche zu sehr in individuelle und locale Verhältnisse eingriffen, so würde die Erörte-

So ſchien alſo, in den äußerſten Lebenstagen des Reiches, die kaiſerliche Autorität noch einmal einen vollſtändigen Sieg erfochten zu haben; es war das letzte Mal, daß ein kaiſerliches Mandat in einer wichtigen Sache wenigſtens einzelne Vollzieher fand. Die von Wien beſtellten „Conſervatoren" ſchickten ihre Vertreter nach Regensburg, um die Herſtellung des Rechtszuſtandes innerhalb der Ritterſchaft vorzubereiten. Aller Vorausſicht nach begannen ſie ihr Geſchäft damit, daß ſie die Vollziehung des kaiſerlichen Mandats forderten und an die noch ſäumigen Stände Abmahnungen erließen.*) Eben dieſer unerwartete Erfolg der kaiſerlichen Politik rief aber den Widerſtand der Gegner hervor; Preußen, das zu ſeinem lebhaften Mißvergnügen Baiern, Württemberg u. ſ. w. den Wiener Befehlen gehorchen, Baden ſie mitvollziehen ſah, fühlte ſich durch dieſe Wendung ebenſo beunruhigt, wie Bonaparte. In Paris wie in Berlin entſchloß man ſich daher rechtzeitig, dieſer Befeſtigung öſterreichiſchen Einfluſſes im Reiche zu begegnen; es galt ja in Deutſchland längſt nicht mehr für unſittlich und unpatriotiſch, gegen den Rivalen im Reiche die fremde Einmiſchung herbeizurufen. So ward von dem franzöſiſchen Geſchäftsträger eine Note (10. März) in Regensburg übergeben, deren Inhalt allgemein überraſchte; Frankreich, das bis jetzt geneigt ſchien, den ritterſchaftlichen Wirren fremd zu bleiben, kündigte darin abermals ſeine Einmiſchung an, und zwar, wie die Note verſicherte, auf Veranlaſſung Rußlands.**) Um den Zuſammenhang dieſer neu

---

rung eine unabſehbare Zeit erfordern. Daher dürfte es wohl am beſten ſein (wenn es anders nicht abzuwenden iſt, dieſe Entſcheidung ganz widerrechtlicher Weiſe an den Reichstag zu ziehen), nur einige ſtreitige Rechtsprincipien theils über die wahren Kennzeichen des Landſaſſiats, theils über einige beſondere Vorrechte, welche die Reichsritterſchaft aus ihren Privilegien behauptet, vorzüglich des Retracts und der Collectation, allgemein zu entſcheiden, ſodann aber die Anwendung auf einzelne Fälle, wenn man ſolche den Reichsgerichten zu überlaſſen Bedenken trägt (wozu ſich freilich kein hinreichender Grund finden läßt), einem eigens dazu beſtellten Austrägalgericht zu übertragen." Reichstagscorreſpondenz d. d. 5. März.

*) Reichstagscorreſpondenz d. d. 26. März.

**) S. M. l'Empereur de Russie a fait connoitre au premier consul, qu'elle jugerait utile que les deux puissances, dont la médiation avait préparé la salutaire conclusion des derniers arrangements en Empire, intervinssent de nouveau pour prévenir, notamment en ce qui concerne les privilèges de l'Ordre

angekündigten franzöſiſch-ruſſiſchen Intervention vollends aufzuhellen, kam dann, am 28. März in Regensburg übergeben, eine neue Denkſchrift Preußens, welche den Standpunkt der früheren noch nachdrücklicher geltend machte, die Rechte des Königs gegen das „ſogenannte" Conſervatorium feierlichſt verwahrte und die übrigen Reichsſtände aufforderte, die von den beiden hohen Mächten, Rußland und Frankreich, angebotene Vermittelung vertrauensvoll anzunehmen.

So diente der ritterſchaftliche Streit dazu, die heilloſen Zuſtände des Reiches noch einmal recht charakteriſtiſch zu beleuchten. Vor der fremden Vermittlung verſtummte nun die Thätigkeit der kaiſerlichen Conſervatoren, wenn gleich die äußere Verwicklung der europäiſchen Angelegenheiten es doch auch nicht zuließ, daß die franzöſiſch-ruſſiſche Intervention ins Leben trat. Zwiſchen Frankreich und Rußland drohte ſchon jetzt ein Zerwürfniß; es war alſo an eine gemeinſame Intervention nicht zu denken. Vielmehr blieben die Dinge vor der Hand in dieſem unentſchiedenen Zuſtande; hier war der Rechtszuſtand der Ritterſchaft wiederhergeſtellt, dort waren die gewaltthätigen Verhältniſſe der jüngſten Zeit noch nicht völlig abgethan, da die kaiſerliche Maßregel der Wiederherſtellung nur zum Theil vollzogen worden war; zu einer Feſtſtellung allgemeiner Grundſätze war es nicht gekommen. Wir werden dann ſpäter ſehen, wie die Sache am Reichstage in unrühmlichſter Weiſe begraben ward. Das Eine ergab ſich indeſſen ſchon jetzt, daß das Verfahren gegen die Ritter zu früh kam; ſo unbeliebt die ritterſchaftliche Kleinſtaaterei war, die öffentliche Meinung wandte ſich im Laufe des Streites doch immer entſchiedener den ungerecht Bedrängten zu, zumal ſeit der Freiherr vom Stein, ein Reichsritter im beſten Sinne des Wortes, ſeinem Unwillen über die freche Beraubung, die auch ihn durch Naſſau traf, in einem kraftvollen und beredten Schreiben an den Herzog Worte lieh. Dieſer große Staatsmann, dem Deutſchland einſt zum guten Theil die Wiederherſtellung ſeiner Unabhängigkeit verdanken ſollte,

---

Equestre, les suites fâcheuses que pourraient avoir les différens aujourd'hui subsistans. Le premier Consul a été empressé d'accueillir cette ouverture de S. M. l'Empereur de Russie, et le soussigné est chargé d'en donner la notification à la Diète.

war bis jetzt nur in dem kleineren Kreise, dem seine verwaltende und organisirende Thätigkeit angehörte, um seines geistvollen und segensreichen Wirkens willen gepriesen; durch diesen Brief ward sein Name zuerst auch in weiten Kreisen genannt und gerühmt. Vornehmlich eine Stelle machte auch in dieser öden und zerrütteten Zeit tiefen Eindruck. „Deutschlands Unabhängigkeit und Selbständigkeit," schrieb Stein dem Herzog, „wird durch die Consolidation der wenigen reichsritterschaftlichen Besitzungen mit den sie umgebenden Territorien wenig gewinnen; sollen diese für die Nationen so wohlthätigen großen Zwecke erreicht werden, so müssen diese kleinen Staaten mit den beiden großen Monarchien, von deren Existenz die Fortdauer des deutschen Namens abhängt, vereinigt werden, und die Vorsehung gebe, daß ich dieses glückliche Ereigniß erlebe."

Zweiter Abschnitt.

Das Bonaparte'sche Kaiserthum. 1804.

In dieser jüngsten Verwicklung hatte Bonaparte die Miene angenommen, als bestehe das frühere Verhältniß mit Rußland noch so ungestört fort, daß es ihm nur einen Wink koste, um das französisch-russische Schiedsgericht von 1801—1803 in den deutschen Angelegenheiten zu erneuern. Allein dem war nicht so. Während England sich in neuen Kampf mit Bonaparte begeben, Oesterreich mit mißtrauischer Aufmerksamkeit die französische Politik beobachtete, hatte sich jenes herzliche Einverständniß zwischen dem Czaren und dem ersten Consul gelöst. Schon während der deutschen Entschädigungsarbeiten mochte in Alexander das Gefühl erwacht sein, daß Rußland von Bonaparte düpirt war; die Erneuerung des Krieges mit England, die Occupation Norddeutschlands, die Eingriffe und Uebergriffe Frankreichs auf allen Seiten mußten die Geduld auch eines weniger ehrgeizigen Verbündeten, als Alexander war, ermüden. Er verbarg sein Mißbehagen über den Gang der Bonaparte'schen Politik nicht mehr, und als dann der erste Consul, ihn zu beschwichtigen, ihm die Vermittlung in dem britischen Conflict antrug, zeigten die Vorschläge des Czaren eben nur, daß ihm eine Nachgiebigkeit gegen England weniger bedenklich schien, als das fortdauernde Wachsthum französischer Uebermacht. Von Rathschlägen und Mahnungen kam es zu peinlichen Erörterungen, die das diplomatische Vernehmen zwischen Paris und Petersburg täglich mehr erkälteten, indeß die britische

Politik natürlich Alles aufbot, dieſe ſtille Entzweiung zum offenen Bruch zwiſchen Frankreich und Rußland zu ſteigern.

In dem Augenblick, wo ſich ſo der Knoten eines neuen Continentalkrieges zu ſchürzen begann, ſtand Preußen iſolirt und das ablaufende Jahr 1803 war inſofern durch eine bedeutſame Niederlage bezeichnet, als die Neutralitätspolitik der letzten acht Jahre zuerſt vor aller Welt in ihrer Ohnmacht erſchien. Aller preußiſchen Verwendung zum Trotz dauerte die Ausſaugung Hannovers, die Verſchließung der Elbe und Weſer zum Ruin des preußiſchen Handels fort; nicht nur Hannover, auch die Hanſeſtädte wurden von unverſchämten Zumuthungen Frankreichs heimgeſucht, kaum gelang es dem Kurfürſten von Heſſen, dem gleichfalls unter dem Titel Anlehen ein paar Millionen abgepreßt werden ſollten, ſeinen Beutel vor der franzöſiſchen Zudringlichkeit zu ſchützen. Dieſe Machtloſigkeit preußiſcher Vermittlungspolitik ward in Preußen ſelbſt zum erſten Mal empfunden; man ſuchte aus der Iſolirung herauszukommen und hielt es nicht mehr, wie noch 1799, für das höchſte Maß politiſcher Weisheit, ohne Verbindungen und Verpflichtungen zu ſein. Man ſah ſich vielmehr nach Verbindungen genauer um. Lombards Reiſe nach Brüſſel, die Kunſt, womit ihn Bonaparte behandelt, die Eindrücke, die ihm von dort geblieben, waren darum in dieſem Augenblick nicht ohne Bedeutung; je lebhafter die Vereinzelung Preußens zum erſten Mal in Berlin gefühlt ward, deſto zugänglicher war man jetzt den ſchon im Anfang Juni 1803 von Bonaparte gemachten Allianzanträgen. Die Eindrücke, die Lombard von Brüſſel mitgebracht, blieben nicht unfruchtbar; die preußiſchen Staatsmänner, vor allen Haugwitz, hielten den Moment für gekommen, in ein engeres Verhältniß zu Bonaparte zu treten; wenn die Weſer und Elbe freigegeben, die Occupationsarmee in Hannover zunächſt vermindert, dann vielleicht im Frieden das Land an Preußen überlaſſen ward, ſo war eine franzöſiſche Allianz mit Preußen zu erlangen. Wir werden ſpäter noch veranlaßt ſein, der Verhandlungen, die ſich daraus entſpannen, zu gedenken; führten ſie zwar zunächſt zu keinem beſtimmten Abſchluß, ſo hatte die Brüſſeler Miſſion Lombards doch dazu beigetragen, daß Bonaparte und Preußen ſich einander näherten. Gerade die jüngſten ritterſchaftlichen Händel hatten ja bewieſen, daß Frankreich mit keiner feſtländiſchen Macht ſo ſehr

im Einklang war, wie mit Preußen, und offenbar auf preußische Anregung hatte Bonaparte zuletzt doch seine Einmischung in den deutschen Dingen angekündigt.

Diesem Gefühl der Isolirung, das zur Annäherung an Frankreich trieb, entsprang auch der Gedanke einer engeren Fürstenallianz in Deutschland, der damals flüchtig wieder auftauchte. Der Fürstenbund von 1785 hatte die Erwartungen, die man von ihm gehegt, nicht erfüllt, aber er ließ doch die Wirkung zurück, daß in jedem Momente der Verlegenheit und Bedrängniß die Erinnerung daran wieder lebendig ward und wenigstens da und dort die Neigung erwachte, die deutsche Fürstenunion unter Preußens Leitung zu erneuern. Ein interessanter Entwurf dieser Art liegt uns aus der Zeit kurz vor dem Luneviller Frieden vor; Dohm hat ihn verfaßt*). Es war der Augenblick, wo Oesterreich die neue Waffenruhe vom September 1800 um so hohen Preis erkauft hatte, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach sich der Friedensbedingungen sehr sicher glauben mußte. In diesem Moment, wo der bevorstehende Friede an Frankreich jedenfalls das linke Rheinufer, an Oesterreich vielleicht reiche Entschädigungen am Inn und an der Isar überließ, entwarf Dohm seinen Plan. Er wandte sich an die alten Freunde des Fürstenbundes, an die Herzöge von Braunschweig und Weimar, und schlug ihnen vor, nicht auf dem weitläufigen Wege ministerieller Verhandlung, sondern durch einen Congreß vertrauter, eingeweihter Männer die Bildung einer neuen Fürstenunion vorzubereiten. Vollkommenes gegenseitiges Vertrauen und Entfernung von dem verderblichen Geist der Formalität und kleinlicher Prätensionen müßte in allen Instructionen vorgeschrieben und die Männer, die man gebrauchte, so ausgewählt sein, daß sie die Vorschriften in ihren eigenen Gesinnungen fänden und die Sache mit wahrem Interesse ihres Herzens betrieben.

Die Lage Deutschlands und Preußens schien damals Dohm gleich dringend zu einem solchen Bunde zu mahnen. Preußen dürfe um seiner eigenen Sicherheit willen Deutschland nicht seinem Schicksal überlassen und die übrigen Reichsstände müßten das Bedürfniß fühlen, zur Erhaltung ihrer Existenz sich an Preußen enger anzuschließen. Die deutsche Nation selbst sei wohl leicht

*) Nach den handschriftl. Originalien aus Dohms Feder.

für einen Entwurf zu erwärmen, „der ihr wieder Consistenz, Sicherheit und Ehre verspräche, sobald sie sich überzeugte, daß die verlangte Anstrengung wirklich dazu verwandt werden sollte, um Eigenthum und Ruhe zu sichern." Prophetisch sieht Dohm voraus, was der künftige Friede bringen müsse: die volle Zerrüttung und Ohnmacht Deutschlands, das steigende Uebergewicht Frankreichs, für welches der Krieg mehr und mehr ein Bedürfniß zu werden drohe. Seit zwei Jahrhunderten hätten aber alle Kriege dazu geführt, neue Stücke von Deutschland loszureißen, und zwar wesentlich durch die Schuld seiner Verfassung, die ihm nicht gestatte, als unabhängige Macht zu handeln und die eigenen Interessen zu verfolgen. Diese alte Constitution sei durch die Erschütterungen der jüngsten Zeit aufgelöst; wolle man nicht die innere Anarchie und die auswärtige Einmischung gewärtigen, einen Theil von Deutschland der Gewalt des Stärkeren zur Beute überlassen, so müsse man die verfallene Verfassung durch eine neue ersetzen. Diese neue Ordnung erblickt Dohm in einer deutschen Föderation unter Preußens Leitung. Preußen werde aus solch einem Bunde alle natürlichen Vortheile einer Schutzmacht ziehen, sobald es sich über kleine Prätensionen erhebe und durch Uneigennützigkeit das Vertrauen erhalte, das die Grundlage solcher Verbindungen sei; die isolirten, schutzlosen kleineren Staaten würden dadurch allein vor den Gefahren beschirmt, welche die Auflösung der alten Reichsverfassung nach sich zöge. Um dies zu erreichen, müsse die neue Ordnung in Deutschland auf die Grundsätze eines guten Föderativsystems gebaut, die souverainen Rechte mehr im Bunde concentrirt, überhaupt Alles, was zur gemeinsamen Vertheidigung nothwendig sei, in die Bundesmacht gelegt, alles Uebrige den Einzelstaaten überlassen sein. Könne man nicht ganz Deutschland außer Oesterreich in diese Föderation verknüpfen, so solle man sich mit dem Gebiet bis zur Mainlinie begnügen, Hannover, Sachsen, Hessen ꝛc. müßten aber jedenfalls dazu gehören. Man könne die künftige Union dann in vier Sectionen oder Kreise theilen, deren einer unmittelbar unter Preußen selbst, die anderen unter der Leitung von Hannover, Sachsen und Hessen ständen. Gemeinsame Maßregeln zur Rüstung der Streitkräfte und Herbeischaffung der Geldmittel, Befestigungen, Truppenübungen, gemeinschaftliche Auflagen zur Deckung dieser Bedürfnisse

würden zu den ersten Sorgen dieser Föderation gehören, die allgemeine Ueberwachung, die Vertheilung der Kosten u. s. w. einem Bundesrath überlassen, die oberste Leitung und Initiative aber Preußen in die Hand gelegt werden. Auch die mit der Reichsverfassung verfallene oberste Reichsjustiz könne durch den Bund organisirt werden; die Veränderungen im künftigen Frieden müßten durchaus im Zusammenhang mit dem Ziele des Bundes erfaßt werden; die Säcularisationen z. B. dürften nicht sowol als Entschädigungsmittel gelten, vielmehr als eine große politische Reform, die nothwendig sei, um dem deutschen Körper mehr Sicherheit und Consistenz zu geben. Auch die eigenen Entschädigungen Preußens müßten von diesem Gesichtspunkt aus gewählt werden.

Wir haben die Grundzüge dieses Planes hier kurz erwähnt, weil es uns immerhin von Interesse schien zu zeigen, wie es in dieser allgemeinen Auflösung aller alten Formen doch niemals an bedeutenden Stimmen gefehlt hat, die den wunden Fleck unserer öffentlichen Verhältnisse zu heilen suchten. Die politischen Ereignisse des Luneviller Friedens und seiner Folgen, die ungeduldige Hast der Großen wie der Kleinen, sich durch die Spolien der schutzlosen Beute nach Kräften zu bereichern, die Zerfahrenheit im Reiche und die gebieterische Intervention des Auslandes hat damals, 1800—1801, alle die Entwürfe, die Dohm in patriotischer Vorsorge angeregt, rasch begraben; es war so arg und ärger in Deutschland geworden, als er damals prophezeit hatte.

Jetzt, drei volle Jahre später, wurde unter dem Eindruck der hannover'schen Vorgänge die Erinnerung an solche Vorschläge wieder wach; man mochte sich in Berlin wohl sagen, daß alle die französischen Gewaltschritte in Norddeutschland nicht geschehen wären, wenn man vor dem Luneviller Frieden auch nur einen norddeutschen Bund, wie ihn Dohm damals vorschlug, geschlossen hätte. In den ersten Wochen des Jahres 1804 erschien der Prinz Wilhelm von Braunschweig, der Held von 1809 und 1815, in Weimar, um in preußischem Auftrag den Herzog Karl August, den vielbewährten, eifrigen Freund der preußischen Unionsideen, zu sondiren*). Der König, äußerte er, wolle sich nicht vergrößern;

*) Das Folgende ist aus der handschriftl. geh. Correspondenz des Herzogs Karl August geschöpft.

es ſei nur ſeine Abſicht, alle Reichsfürſten, die ſich an ihn wendeten, zu beſchützen. Es ſollte alſo eine ganz freie Vereinigung ſein; wer ſich ausſchließe, äußerte der Prinz, müſſe freilich gewärtig ſein, daß es ihm ähnlich ergehe wie Hannover. Man ſchien dabei namentlich an Heſſen-Caſſel zu denken. Dort und am Karlsruher Hofe ſollte der braunſchweigiſche Prinz zunächſt die Stimmungen erkunden. Der Bund würde gegen Frankreichs Uebergriffe, aber auch gegen die Tendenzen ruſſiſcher Einmiſchung gerichtet ſein*). Herzog Karl Auguſt, deſſen warmer patriotiſcher Eifer in dieſen Dingen mehrfach gebraucht, aber auch enttäuſcht worden war, fühlte wohl einiges Mißtrauen; ſeine ehrliche Anhänglichkeit an Preußen war es eben, die ihn der herrſchenden Politik ſichtlich entfremdet hatte, drum fühlte er ſich überraſcht und wünſchte genauer zu erfahren, wohin die neueſte Wendung ziele. Der braunſchweigiſche Prinz wußte ihm nichts zu ſagen, als daß der Fürſtenbund von 1785 als Vorbild vorſchwebe. Auch Herzog Karl Wilhelm Ferdinand und Köckeritz, an die ſich Karl Auguſt brieflich wandte, konnten ihm keine beſtimmteren Mittheilungen machen.

Um dieſe Zeit kam Johannes Müller, jetzt noch in kaiſerlichen Dienſten, nach Weimar. Sein näheres Verhältniß zum Herzog hing mit der Stiftung des Fürſtenbundes zuſammen; Müller, damals in Mainz, hatte, wie wir uns erinnern, lebhaften perſönlichen Antheil an den Verhandlungen gehabt, die durch Karl Auguſts Vermittlung mit dem Mainzer Kurhof gepflogen wurden. Auch jetzt verkehrte er eifrig mit dem Herzog, und es war nach der jüngſten Anregung der Unionsentwürfe natürlich, daß ſich ihr Geſpräch bald auf dieſen Gegenſtand wandte. Wir haben uns, ſchrieb Karl Auguſt (8. Fbr.) an den König von Preußen, von Gegenſtänden unterhalten, die ziemlich zu den Wünſchen zu paſſen ſcheinen, die E. M. nach Ausſage des Prinzen Wilhelm hegen. Bei dieſer Gelegenheit wurden zwiſchen uns mancherlei politiſche Gegenſtände verhandelt, und indem ein Wort das andere gab, ſo nahm ich die Gelegenheit wahr, gegen ihn E. M. Gerechtigkeit

*) Der Prinz äußerte, que le Roi ne désirait point que les Russes se mêlassent des affaires de l'Allemagne et que S. M. avait marqué de l'inquiétude sur les projets de la Cour de St. Petersbourg.

und Billigkeit liebende Gesinnungen zu preisen. Müller, dem diese Aeußerungen sehr angenehm zu sein schienen, eröffnete mir darauf, daß er nach Berlin zu reisen gedenke und dort zu erfahren wünsche, ob E. M. keine gänzliche Abneigung bei sich spürten, mit dem kaiserlichen Hofe in ein annäherndes Einverständniß zu treten.

Wir ersehen aus den Mittheilungen, die der Herzog nach Berlin machte, daß Müller nach seiner eigenen Erklärung zwar keine bestimmten Aufträge hatte, „zu denen er sich eigens legitimiren könne," daß ihm aber doch die Weisung gegeben war, in Berlin die Stimmungen gegen Oesterreich zu sondiren. In seinen Gesprächen mit dem Herzog behandelte er es als eine offene Frage, ob Preußen in eine Allianz mit Oesterreich treten oder ein neuer Fürstenbund versucht werden solle, der natürlich diesmal nicht gegen, sondern mit Oesterreich geschlossen worden wäre*).

Das Anziehendste in Müllers Mittheilungen war, was er über die Zustände in Wien dem Herzog erzählte; es ward von diesem mit größter Genauigkeit nach Berlin berichtet. Müller unterschied am Wiener Hofe drei Parteien: die Anhänger der britischen Allianz, deren eifrigster Führer immer noch Thugut war, dann den Kaiser mit seinen Ministern Colloredo und Collenbach, und als dritte Fraction den Erzherzog Karl sammt dem Hofkriegsrath und der Armee. Der Kaiser, erzählte er, wünsche mit seinen beiden Vertrauten den Frieden und neige zum Einverständniß mit Preußen und Rußland; doch stehe er mit Thugut noch fortwährend in Correspondenz, ohne sich freilich allzu leicht dem Drängen zum Anschlusse an die englische Kriegspolitik hinzugeben. Namentlich scheue er durch eine zu ausgesprochene Hinneigung an Thugut den Erzherzog zu verletzen, dessen Haß gegen den ehemaligen Premierminister noch unvermindert sei. Die Armee und die vom

*) „Die Grundsätze einer solchen Vereinigung," so äußerte sich Müller, nachdem er vorher den Werth einer österreichisch-preußischen Allianz hervorgehoben, „möchten nun die des alten Fürstenbundes sein, nämlich: die Vermeidung aller Aggressionen, aber feste Vertheidigung unter einander gegen alle feindlichen Angriffe auf das deutsche Reich, Vermeidung aller Vergrößerungsprojecte von Seiten der Verbündeten, die Erhaltung der Ruhe in Deutschland, gemeinsames Einverständniß und Rücksprache über die Gegenstände, welche von Seiten des Auslandes vorkommen könnten."

Erzherzog abhängenden Kriegsbehörden neigten zum Kriege. Das Vorſchreiten gegen Baiern ſchreibe man vorzugsweiſe dem Erzherzog und ſeinem Anhang zu; das Miniſterium hätte lieber nachgegeben. Offenbar habe der Kurfürſt von Baiern in ſeinem Verfahren gegen die Ritterſchaft ſich zu feſt auf franzöſiſchen Schutz verlaſſen, ſei aber darin für die Abſichten der Franzoſen zu früh vorgeſchritten, woran die Hitze von Montgelas Schuld ſei. Doch hege man in Wien die Ueberzeugung, daß, wenn Baiern in dem ritterſchaftlichen Streite Stand halte, das öſterreichiſche Cabinet zuletzt doch nachgeben werde.

Die Reiſe Müllers nach Berlin hatte zunächſt keine politiſchen Folgen; ſeine Beſprechungen mit dem Herzog von Weimar hatten, wie wir aus der Correſpondenz dieſes Fürſten ſehen, nur die zufällige Wirkung, daß der berühmte Geſchichtſchreiber, den der Herzog dem Berliner Hofe auf's wärmſte empfahl, in Folge dieſer Anknüpfungen den kaiſerlichen Staatsdienſt mit dem preußiſchen vertauſchte. Die Unionsangelegenheit ſchritt nicht vorwärts. Vergebens ſuchte der Herzog beſtimmteren Beſcheid zu erhalten; der König und die ihm zunächſt Stehenden ſchrieben ausweichend und vag. Der König bezeichnete wohl die Fortdauer der freundſchaftlichen Verhältniſſe mit Oeſterreich als eine ſeiner eifrigſten Sorgen; leider ſei aber nicht viel auf eine Regierung zu bauen, in der ſich drei ſo verſchiedene Parteien entgegenwirkten. Die einzige beſtimmtere Andeutung, die wieder Prinz Wilhelm von Braunſchweig brachte, war der Wunſch, der Herzog möge einmal, ohne Aufſehen und ohne ſchriftliche Verhandlungen, bei dem Kurfürſten von Sachſen perſönlich anklopfen, ob derſelbe geneigt ſei, ein engeres Bündniß mit Preußen einzugehen. Der Herzog, ſo ungenügend ihm dieſer ganz allgemeine Auftrag erſchien, war doch bereit, darauf einzugehen. Vielleicht, meinte er, ſei der Kurfürſt am beſten dazu geeignet, zwiſchen Berlin und Wien zu vermitteln und den Kaiſer wie den Erzherzog Karl über Preußen aufzuklären. Er wolle dieſe Idee ſo in Dresden hinwerfen, wie wenn ſie von ihm ſelber käme und nur aus dem Wunſche hervorginge, das einzige Mittel, das Deutſchland vor franzöſiſchen Zudringlichkeiten ſchützen könne, die Verbindung zwiſchen Oeſterreich und Preußen, vorzubereiten. Auch dies ging ſchon über die Abſichten der preußiſchen Politik hinaus. Als Ziel ſtand dieſer zunächſt ein näheres

Einverſtändniß mit den norddeutſchen Fürſten vor Augen, wozu man natürlich vor Allem der Vereinigung mit Sachſen bedurfte. Das Vernehmen mit Oeſterreich, ſchrieb Köckeritz ablehnend*), ſei von der Art, daß man keiner Vermittlung bedürfe. In der ſcheuen Unentſchloſſenheit, welche die damalige preußiſche Politik charakteriſirt, fürchtete man bei jedem kleinen Schritt ſchon zu weit vorgegangen zu ſein, fühlte ſich faſt beläſtigt von dem uneigennützigen Eifer des Herzogs, hätte wohl gern durch ihn den Dresdener Hof gewonnen, wollte aber doch auch ſeine Maßregeln ſo nehmen, daß bei jeder neuen Conjunctur man nicht compromittirt war. Der Annäherung an Oeſterreich wich man lieber aus; eine Verſtändigung mit Sachſen, Heſſen, Braunſchweig u. ſ. w. ſchien hinreichend, um weitere „Zudringlichkeiten" der Bonaparte'ſchen Politik abzuwehren. Während Karl Auguſt die Gefahr der Lage nicht unterſchätzt, ſondern zu einer ernſten und mächtigen Verbindung drängt, ſucht man im Rathe Friedrich Wilhelms der großen Kriſis mit ganz kleinen Hülfsmitteln zu begegnen und hat auch nicht die leiſeſte Ahnung von der Möglichkeit einer Kataſtrophe, wie ſie die beiden großen Monarchien Deutſchlands binnen der nächſten Jahre getroffen hat.

Zur Charakteriſtik dieſer Anſichten haben denn auch die damals gepflogenen Erörterungen ein gewiſſes Intereſſe; praktiſchen Erfolg hatten ſie natürlich keinen. Es ward in Dresden angeklopft wegen des Bündniſſes und es kam eine Antwort, welche nicht ablehnte, aber auch nicht förderte; Herzog Karl Auguſt, der erſt Wochen lang ohne alles Lebenszeichen von Berlin geblieben, machte ſich (Ende April) nach Dresden auf, fand aber den Kurfürſten ſo kühl, wortkarg und ausweichend, wie es die Berliner Eröffnungen auch geweſen waren**). Der Herzog kehrte mit dem

*) An den Herzog d. d. 9. März.

**) Der Kurfürſt äußerte unter Anderem, wie „er nicht dafür halte, daß der erſte Conſul feindſelige Abſichten gegen Deutſchland hege (!), er könne keinen Grund dazu finden; in Berlin würde man wohl gewiß wiſſen, woran man dort mit den Franzoſen wäre, indem der Anſchein vermuthen ließe, daß dem König von Preußen die Geſinnungen des erſten Conſuls bekannt ſein müßten; in Sachſen würden die Franzoſen wohl nicht im Falle einer Invaſion den Anfang machen. Voranſtalten zu einer Vertheidigung zu machen, möchte großen Schwierigkeiten und Gefahren ausgeſetzt ſein." (Aus einem Schreiben Karl Auguſts d. d. 4. Mai.)

Bewußtsein heim, daß sein redlicher Eifer wieder einmal der furchtsamen Langsamkeit der Anderen um eine gute Strecke vorangeeilt war.

In dem Augenblick, wo man in Berlin zwischen voller Hingebung an Frankreich und einem Versuch der Abwehr gegen Bonaparte'sche Gewaltthaten hin- und herschwankte, war ein neues Attentat gegen die Sicherheit und Ehre Deutschlands vollbracht worden. Eine royalistische Verschwörung, die das Leben und die Herrschaft des ersten Consuls mit einem Schlage treffen sollte, war vor dem Ausbruch entdeckt, ihre bedeutendsten Führer verhaftet worden; zweifelhafte Anzeichen ließen den Verdacht zu, daß ein bourbonischer Prinz in diese Dinge verflochten, daß dieser Prinz der Herzog von Enghien sei, der in harmloser Zurückgezogenheit und an den politischen Dingen der Zeit unbetheiligt in dem badischen Städtchen Ettenheim, wenige Stunden von Straßburg, lebte. Es war wohl weniger die Ueberzeugung von der Schuld dieses Prinzen, als ein Zug ächt corsischer „vendetta," der den ersten Consul jetzt auf unbewährten Verdacht hin zu einem blutigen Justizmord vermochte. Die Bourbons sollten erschreckt, an einem Gliede dieses Hauses, mochte es schuldig oder unschuldig sein, Rache genommen werden für die nimmer ruhende Thätigkeit royalistischer Verschwörer.

Am 12. März ward durch den französischen Geschäftsträger beim schwäbischen Kreise, Massias, der in Karlsruhe seinen Sitz hatte, das Verlangen an die badische Regierung gerichtet, die Frau von Reich, die zu Offenburg wohnte und die in eine Verschwörung gegen Frankreich verwickelt sei, verhaften, ihre Papiere versiegeln, sie selbst aber nach Straßburg ausliefern zu lassen. Das badische Ministerium verfügte die Verhaftung der Angeschuldigten und die Versiegelung ihrer Papiere; die Auslieferung ward aber aufgeschoben, weil man sich erst vergewissern wollte, ob die Frau von Reich deutsche oder französische Staatsbürgerin sei. Inzwischen war aber von dem kurfürstlichen Obervogt zu Gengenbach die Verhaftung und Versiegelung bereits auf Requisition des Straßburger Präfecten erfolgt; die badische Regierung forderte daher den Letzteren auf (13. März), Jemanden abzuordnen, welcher der Entsiegelung und Untersuchung der Reich'schen Papiere beiwohne.

Es war darüber noch kein Beſcheid erfolgt, als die badiſche Regierung zwei Tage ſpäter von Kehl einen ganz unerwarteten Bericht erhielt. In der Nacht vom 14. zum 15. März, ſo meldete der Lieutenant, der die Wache zu Kehl commandirte, habe ein franzöſiſches Truppencorps unter dem Vorgeben, es ſei mit der badiſchen Regierung Alles verabredet, den Rhein paſſirt und ſei gegen Offenburg vorgerückt. Gegen tauſend Mann und einige Geſchütze befänden ſich auf deutſchem Boden und näherten ſich Offenburg, um die dort lebenden Emigranten zu verhaften. Noch wußte der Berichterſtatter nicht, daß in demſelben Augenblick eine zweite Colonne unter General Ordener von Schlettſtadt aus bei Rheinau den Strom überſchritten hatte und ſich geradezu auf Ettenheim bewegte. Doch folgte bald die weitere Kunde, daß ſich die franzöſiſchen Truppen in zwei Colonnen gegen Offenburg und Ettenheim begeben und die dort wohnenden Emigranten, unter ihnen auch den Herzog von Enghien, am 15. März verhaftet hätten. Daß die Bewegung auf Offenburg nur ein Manoeuvre war, um die auf Ettenheim zu maskiren, und daß die ganze Invaſion lediglich der Perſon Enghiens galt, das ging aus dieſen erſten Berichten noch nicht mit aller Klarheit hervor.

Wie die erſte Nachricht nach Karlsruhe kam, in welcher nur allgemein von den Emigranten, nicht von Enghien perſönlich die Rede war, ließ der Kurfürſt von Maſſias Erklärungen verlangen*). Derſelbe überreichte ihm ein Schreiben Talleyrands (vom 10. März), worin die Auslieferung eines angeblich zu Offenburg exiſtirenden hochverrätheriſchen Ausſchuſſes und die Entfernung ſämmtlicher Emigranten aus dem badiſchen Gebiete gefordert war. Ehe man noch darauf eine Antwort entworfen, traf in der Nacht vom 15. – 16. März ein zweites Schreiben der franzöſiſchen Regierung (vom 11.) ein, welches durch nähere Angaben über die Schuld und Gefährlichkeit der zu Offenburg und Ettenheim lebenden Emigranten das allem Völkerrecht widerſtreitende Verfahren zu begründen

*) Auch der badiſche Geſandte in Paris, Emmerich Joſeph von Dalberg, der Brudersſohn des Kurerzkanzlers, ſpäter als Duc de Dalberg viel genannt, verſichert, am 15. März das erſte Wort über die beabſichtigte Verhaftung Enghiens in Paris gehört zu haben. S. ſeine Noten an die Regierung in den Mémoires historiques sur la catastrophe du duc d'Enghien, Paris 1824. S. 243 ff. Die Talleyrand'ſche Note vom 11. März ſ. ebendaſ. S. 263 ff.

ſuchte. In der nämlichen Nacht erhielt die Regierung von ihren Beamten in Gengenbach und Mahlberg Bericht über die erfolgte Verhaftung. Noch jetzt hatte man in Karlsruhe keine Ahnung von dem, was ſich vorbereitete. Daß der franzöſiſche Prinz wie ein Verbrecher nach Vincennes geſchleppt ward, um dort unter dem Scheine eines formloſen richterlichen Verfahrens nach jakobiniſcher Weiſe verurtheilt und gemordet zu werden — dieſe betäubende Schreckensbotſchaft ließ freilich nur wenige Tage auf ſich warten*).

Der unerhörten Verletzung deutſchen Gebietes war alſo eine That gefolgt, die zugleich allen monarchiſchen und dynaſtiſchen Empfindungen den Krieg erklärte; es war in der That ſchwer zu ſagen, wer bitterer beleidigt war, das Völkerrecht oder die fürſtliche Legitimität! Gleichwol ward für beide in Deutſchland keine Stimme laut; man ſchwieg und erbitterte ſich höchſtens über den, der dies Schweigen unbequem zu ſtören trachtete. Die Ausweiſung der Emigranten aus Baden, Baiern, Württemberg und Heſſen war die einzige nächſte Rückwirkung des Attentates vom 15. März. Wenn der ſchutzloſe Kurfürſt von Baden, deſſen Gebiet unter den Kanonen von Straßburg lag, ſchweigen und ſich von Bonaparte die öffentliche Lüge gefallen laſſen mußte, es ſei Alles mit ſeiner Bewilligung geſchehen, ſo war der greiſe Fürſt, der ein langes, geſegnetes Regentenleben aufzuweiſen hatte, darum gewiß mehr zu beklagen als zu beſchuldigen, aber es ſchien, als ſei im ganzen Reiche das Gefühl für ſtaatliche und fürſtliche Ehre völlig erloſchen. Wenigſtens iſt uns aus der trüben Geſchichte jener Zeiten auch nicht eine Epiſode bekannt, die den politiſchen und ſittlichen Bankerott des alten Reiches ſo grell vor Aller Augen ſtellte, wie die Verhandlungen, welche das Ereigniß von Ettenheim im Kreiſe des Regensburger Reichstages hervorrief.

Der Reichstag fühlte, als die erſte Nachricht von dem Ver-

*) Die Angaben über den Verlauf ſind einem vertraulichen Bericht entnommen, welchen die badiſche Regierung gleich nach den Vorgängen vom 15. März an den Grafen Görtz, den preußiſchen Reichstagsgeſandten, richten ließ, der damals auch die badiſchen Stimmen zu Regensburg führte. (In der Reichstagscorreſpondenz Nr. 26.) Es iſt nicht anzunehmen, daß in dieſer Mittheilung die Thatſachen unrichtig angegeben ſind, auch wenn ſich darin das Bemühen zeigt, ſo vorſichtig als nur immer möglich zu berichten.

fahren Bonaparte's eintraf, auch nicht eine leiſe Anwandlung, aus eignem Antrieb für die Ehre und Integrität Deutſchlands einzuſtehen; gleichgültig ließen ſich die Geſandten den vertraulichen Bericht der badiſchen Regierung mittheilen und lebten der zuverſichtlichen Hoffnung, die Sache ſei damit vergeſſen und abgethan. Da kam am 7. Mai eine ruſſiſche Note, die das Verfahren Bonaparte's in ſtarken Worten rügte und mit Nachdruck auf die Gefahren für jeden Einzelnen hinwies, „wenn ſolche Gewaltſtreiche für zuläſſig gälten oder ſtattfinden könnten, ohne gefühlt oder gehindert zu werden." Als Bürge der deutſchen Reichsverfaſſung und als Vermittler legte daher der ruſſiſche Czar feierlichſt Proteſt ein gegen das Attentat, „von dem die Ruhe und Sicherheit Deutſchlands betroffen worden war." Es war aus jeder Miene und Aeußerung herauszuleſen, wie unbequem den Repräſentanten des Reiches dieſe Anregung kam. Zunächſt wäre es nun an den beiden Großmächten geweſen, die Initiative raſch zu ergreifen und nicht zu dulden, daß es fremden Staaten überlaſſen blieb, deutſche Ehre und Sicherheit zu wahren. Aber der öſterreichiſche und der preußiſche Geſandte gaben, als die Note zuerſt zur Sprache kam (14. Mai), Erklärungen ab, aus denen nicht das Bewußtſein einer Großmacht ſprach, ſondern wie ſie ſich höchſtens für die verlegene Schwäche der Kleinen geziemt hätten*). Die ganze Anſtrengung, zu der ſich der Reichstag ermannte, war denn auch, daß das Directorium zögernd und nur auf das Andringen des ruſſiſchen Geſandten, dem ſich der kaiſerliche Concommiſſarius anſchloß, eine

*) „S. k. k. Majeſtät," hieß es in der öſterreichiſchen Erklärung, „hätten erwarten zu können geglaubt, daß die franzöſiſche Regierung ſchon ſelbſt das Vorhaben hege, die Gründe und Thatbeweiſe zur Kenntniß des Reichs gelangen zu laſſen, wodurch dieſelbe ſich zu den im verwichenen März geſchehenen Aufhebungen auf deutſchem Reichsgebiete bewogen gefunden und berechtigt geglaubt habe. S. M. erachteten daher, daß es keinem Anſtand unterliege, wenn von Seiten Kaiſers und Reichs die franzöſiſche Regierung um eine hinlängliche beruhigende Aufklärung darüber angegangen würde." Der preußiſche Geſandte glaubte „unterſtellen zu dürfen, daß S. k. M. ſein allergnädigſter Herr das Zutrauen zu dem erſten Conſul hege, daß derſelbe von ſelbſt geneigt ſein werde, über das beſorgliche Ereigniß dem Reiche eine nach den kurböhmiſchen, auch erzh. öſterreichiſchen Aeußerungen befriedigende, Sr. ruſſ. kaiſ. Majeſtät entſprechende Erklärung zu geben." Reichstagscorreſp. d. d. 14. Mai.

„sechswöchentliche Verlaßzeit" anberaumte und auf den 18. Juni die Eröffnung des Protokolls festsetzte. Man mochte sich schmeicheln, daß damit die Sache vorerst auf die lange Bank geschoben sei.

Aber noch in derselben Sitzung ward auch eine schwedische Note übergeben, worin Gustav IV., zunächst veranlaßt durch die russische Eröffnung, sich als den älteren Garanten der deutschen Reichsverfassung in Erinnerung brachte und die Erwartung aussprach, daß das Reichsoberhaupt nicht unterlassen werde, sich über die in Rede stehende Angelegenheit vernehmen zu lassen. Diese schwedische Einmischung ward noch unangenehmer empfunden als die russische, man wäre um Alles gern über die heikle Sache hinweggekommen. „Man vermuthet hier fast allgemein," schrieb am 31. Mai ein gut Unterrichteter*), „daß nächstens eine Erklärung der französischen Regierung erfolgen und daß solche wenigstens eine Sicherstellung für die Zukunft enthalten werde, wodurch denn der Anlaß zur diesfallsigen Reichsberathung sich von selbst heben dürfte." Der Wunsch, die Sache langsam einzuschläfern, schien in Erfüllung zu gehen; es liefen keine Instructionen ein, und als der 18. Juni herangekommen war, konnte trotz alles ungeduldigen Drängens von russischer Seite das Protokoll nicht eröffnet werden. Graf Görtz, jetzt auch mit der badischen Stimme betraut, gab zu verstehen, wie sehr der Karlsruher Hof von Bonaparte und dem Czaren zugleich bedrängt werde, und verhandelte mit Baron Hügel über die „Form und Modulation" der etwa von Baden abzugebenden Erklärung. Auf diese war jetzt die Hoffnung des Reichstages gestellt. Man hoffte, daß durch sie „ein solches Temperament ausfindig gemacht werde, wodurch die französische Regierung befriedigt, der russische Hof beruhigt und das deutsche Reich aus einer kritischen Lage gezogen werden könne**)."

Inzwischen ward zu Paris zwischen Bonaparte und Baden über die Erklärung verhandelt, die der Kurfürst abgeben solle. Am 26. Mai ward eine Verabredung getroffen, wonach Baden sich dahin äußern sollte: es danke dem russischen Kaiser für sein In-

*) Reichstagscorrespondenz Nr. 42.

**) Reichstagscorrespondenz d. d. 18. Juni.

tereſſe, ſei aber voll Vertrauen in die Freundſchaft und die Geſinnungen des franzöſiſchen Hofes und wünſche daher, daß man der ruſſiſchen Note keine weitere Folge gebe. In ähnlichem Tone ward Bacher von Talleyrand angewieſen ſich auszuſprechen; er ſollte, ſo lautete ſeine ſchamloſe Inſtruction, auf Tagesordnung dringen, da nur dieſe mit der Ruhe und Würde Deutſchlands vereinbar ſei*). So weit wollte der kaiſerliche Geſandte die öffentliche Demüthigung doch nicht treiben. Zwar war es auch dem Wiener Hofe nicht beſonders Ernſt mit entſchiedenen Schritten, und Talleyrand berief ſich bei den deutſchen Geſandten in Paris auf öſterreichiſche Aeußerungen in dieſem Sinne**), aber er wünſchte doch, wenn auch nur um des äußeren Anſehens willen, daß etwas mehr geſchehe, als die von Bonaparte zu Paris der badiſchen Regierung aufgedrungene Tagesordnung. Da Baron Hügel dieſelbe ungenügend fand, wandte ſich Görtz wegen einer neuen „Modulation" an den Karlsruher Hof, welcher von Paris, von Petersburg und von Regensburg aus zugleich beſtürmt ward. Inzwiſchen ruhte die Sache zu Regensburg. Die Hoffnung, daß Frankreich wenigſtens für die Zukunft eine beruhigende Erklärung gebe, war nach den jüngſten Eröffnungen Talleyrands ſchon aufgegeben; man war in Regensburg zufrieden, wenn die Sache zu den Acten gelegt ward***)! Aber der ruſſiſche Geſandte drängte, daß etwas geſchehe. Vielleicht, ſo äußerten ſich Stimmen am Reichstage †), könne man, um den zudringlichen ruſſiſchen Diplomaten zu beſchwichtigen, die Anfrage erheben: ob vielleicht einer oder der andere von den Reichsgeſandten mit Weiſungen zum Abſtimmen

*) „Ordre du jour, qui coupe dès le principe et pour toujours une discussion aussi contraire au repos et à la dignité de l'Empire germanique." Reichstagscorreſp. No. 4 f.

**) Talleyrand verſicherte, „daß der Wiener Hof gleich anfangs zu Paris zu erkennen gegeben habe: die Expedition im Badiſchen gehöre zu den außerordentlichen Fällen, wo ein höheres Staatsintereſſe eine Abweichung von der Regel erfordere." Reichstagscorreſp. No. 48. Vgl. damit die Mittheilungen Bignons III. 443 f.

***) „Möge wenigſtens nur, heißt es in der Reichstagscorreſpondenz vom 25. Juni, die zweckmäßige Einleitung dahin getroffen werden, daß durch den von Kur-Baden zu erwartenden Schritt allen ferneren Weiterungen in dieſer ſo ſchwierigen Angelegenheit vorgebeugt werde!"

†) Reichstagscorreſp. a. a. O.

verſehen ſei? Das werde denn gewiß von Allen verneinend beantwortet werden, da den meiſten Geſandtſchaften der Befehl gegeben ſei, ſich über den vorliegenden Gegenſtand aller Aeußerung zu enthalten.

Am 2. Juli endlich übergab Görtz die erſehnte badiſche Erklärung; ſie beruhte in der Hauptſache auf dem, was zu Paris unter Bonaparte's Einfluß am 26. Mai verabredet worden, nur die Form des Einganges war Oeſterreich und Rußland zu Gefallen etwas verändert und dem ruſſiſchen Hofe, deſſen Verwandtſchaft man 1802—1803 ſoviel verdankte, freigebiger Weihrauch geſtreut, als es jener Bonaparte'ſche Entwurf wollte*). Indem der Kurfürſt, hieß es, die „reinſte Abſicht" des ruſſiſchen Kaiſers und deſſen „unwandelbare Theilnahme an der Wohlfahrt des deutſchen Reiches ebenſo lebhaft verehre, wie er von der innigſten Dankbarkeit für die dem Kurhauſe ganz beſonders gewährte wohlwollende Zuneigung durchdrungen ſei, würde er doch ſeinen tiefen Schmerz nicht unterdrücken können, wenn das in Frage ſtehende Ereigniß, welches ſich zufällig in ſeinem Lande zugetragen habe, der Anlaß zu beſchwerlichen Verhältniſſen werden ſollte, die für die Ruhe Deutſchlands die gefährlichſten Folgen nach ſich ziehen dürften. Dieſe wichtige Betrachtung, verbunden mit dem zuverſichtlichen Vertrauen in die erſt bei der jüngſten Friedensvermittelung erprobte wohlmeinende Geſinnung des franzöſiſchen Gouvernements und deſſen erhabenen Chefs**) gegen das geſammte Reich und in die dieſen Geſinnungen gemäßen Erläuterungen des befragten Vorfalles, müſſe den Kurfürſten mit dem Wunſche erfüllen, daß man den darüber geſchehenen Eröffnungen am Reichstage keine weitere Folge geben möge."

Damit hofften die Diplomaten des Reichstages glücklich über den Stein des Anſtoßes hinwegzukommen; die preußiſche Stimme erklärte ſich ſofort zuſtimmend, die öſterreichiſche äußerte ſich zu-

*) Baden ſchien noch mehr nachgeben zu wollen, es erfolgte aber, wie man ſich in Regensburg erzählte, neues Drängen von Bonaparte, und ſo habe der Kurfürſt die Entſchließung gefaßt, „welche demſelben viel gekoſtet haben ſoll." Reichstagscorreſp. d. d. 9. Juli.

**) In einer ſpäteren Berichtigung (ſ. Allg. Z. S. 759) war der „erhabene Chef" in den „franzöſiſchen Kaiſer" umgewandelt.

rückhaltender, jedoch auch nicht ungünstig*). Man gab sich der festen Hoffnung hin, daß es nun zu einer weiteren Berathung nicht mehr kommen werde. Auch in Wien sah man die Dinge so an. Die Erklärung zwar, die von dort erfolgte und am 13. Juli dem Reichstage eröffnet ward, sprach die Meinung aus, „daß die Vorfälle von Ettenheim und Offenburg zu denen gehörten, über die zu allen Zeiten die freundschaftlichsten und größten Mächte nicht angestanden hätten in beruhigende Erklärungen einzugehen"; sie hielt darum auch von Seiten Frankreichs einen solchen Schritt für wünschenswerth und eine Berathung am Reichstage in keinem Falle für bedenklich. Aber sie schloß doch ohne bestimmten Antrag**), und in Regensburg gab der kaiserliche Concommissarius deutlich zu verstehen, daß er nichts dagegen habe, wenn nach dem Antrage Preußens die meisten Stände die Berathung ablehnten. Das Gehässige war dann doch auf Preußen abgeladen und Oesterreich schien, indem es Bonaparte nicht scharf entgegentrat, doch auch Rußland gefällig zu sein. Wie man sich dann in Paris mißvergnügt zeigte und an die früheren Aeußerungen Cobenzls erinnerte, wurde, so hieß es, diese Rücksicht auf Rußland dort ausdrücklich als Beweggrund angegeben***).

---

*) Der preußische Gesandte sprach die Erwartung aus, „daß sein Königlicher Herr in der badischen Erklärung eine Beruhigung für die Zukunft finden und dem von Sr. kurf. Durchl. von Baden aus so erheblichen Beweggründen geäußerten Wunsch ihren Beifall geben werden." Der österreichische versicherte, er werde die Erklärung ungesäumt zur Kenntniß seines Hofes bringen, „in der zuversichtlichen Erwartung, daß Ihro Kais. Maj. den Antrag Ihrer kurf. Durchlaucht von Baden und die von dem französischen Gouvernement erhaltenen Erläuterungen des befragten Vorfalles mit all jener gewohnten Theilnahme und Rücksicht aufnehmen werden, welche Allerhöchstdies. jeder Angelegenheit widmen, wodurch die Ruhe, Sicherheit und Wohlfahrt des deutschen Reiches gestört werden könne." Doch äußerte Hügel mündlich, er habe Hoffnung, daß sein Hof sich bei der badischen Erklärung beruhigen werde. Reichstagscorresp. No. 51.

**) „Die kaiserl. Gesandten, lautete der Schluß, haben den Auftrag, wenn die bei den übrigen Comitialgesandtschaften eingelangten neuen Instructionen so beschaffen wären, daß zur Eröffnung dieser Deliberation geschritten werden könnte, ihre Stimmen alsdann in Gemäßheit ihrer den 14. Mai gemachten Erklärung abzulegen."

***) In der Reichstagscorresp. No. 53 wird aus den Aeußerungen Baron Hügels entnommen, daß der kaiserliche Hof „nichts weniger als die Eröffnung

Es sollte aber dem Reichstage doch nicht so leicht gemacht werden, um die Gebote von Pflicht und Ehre herumzukommen. Am 20. Juli wurde ganz unerwartet vor der gewöhnlichen Stunde Sitzung angesagt; erregte dies schon, wie ein Bericht sagt, bei sämmtlichen Gesandten „großes Befremden", so steigerte sich die unangenehme Ueberraschung noch, wie als Gegenstand der Berathung — die russische Beschwerdenote angegeben ward. Der hannover'sche Gesandte hatte nämlich eine Instruction zur Abstimmung erhalten, und sie fiel, wie sich denken läßt, ganz im Sinne der russischen Beschwerde aus. Es war darin einmal „mit dem erkenntlichsten Beifalle" der Antheil berührt, „womit der russische Kaiser sich für die Aufrechterhaltung des Völkerrechtes, des Luneviller Friedens und der Sicherheit des deutschen Reiches bei den äußerst befremdlichen und bedauerlichen Vorgängen" verwendet habe, dann die „weit wichtigere und gefährlichere" Rechtsverletzung in Hannover in Erinnerung gebracht und mit dem Antrage geschlossen: „durch ein Reichsgutachten den Kaiser zu ersuchen, in Ihrer höchsten Weisheit als Reichsoberhaupt die erforderlichen Schritte zu thun, damit dem deutschen Reiche wegen jener Vorgänge von dem französischen Gouvernement angemessene genugthuende Erklärungen in Hinsicht des Vergangenen und beruhigende Versicherungen für die Zukunft ertheilt werden mögen."

Wir sehen aus den Reichstagsberichten, daß dies Votum doch einen gewissen Eindruck hervorbrachte; gewiß, äußert sich eine der nachgiebigen Stimmen, ist dieser Schritt der Würde des Reiches und dem Gefühle eigenen erlittenen Unrechtes vollkommen angemessen; es fragt sich nur, „ob es in den gegenwärtigen Verhältnissen nicht rathsamer und einer guten Politik angemessener gewesen sein möchte, diese Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen." Die feige Klugheit der Zeit schwieg nicht ganz, aber es regte sich doch eine leise Anwandlung von Scham. Man mochte

einer Reichsberathung erwarte," vielmehr nur darum so gestimmt habe, „um sich dadurch dem Petersburger Hofe einigermaßen verbindlich zu machen." Auf die Vorstellungen in Paris habe dann (Reichstagscorresp. Nr. 62) „Graf Cobenzl zu verstehen gegeben, daß dies aus Schonung für den russischen Hof geschehen sei und die Sache keine weiteren Folgen haben werde." Dazu stimmt denn auch das Verhalten auf dem Reichstage, dem ein rechter Ernst nicht abzusehen ist.

doch die wunderliche Lage fühlen, in die das Reich verſetzt war: Rußland, Schweden, im Grunde auch England verwandten ſich mit lautem Eifer für die gekränkte deutſche Ehre und Sicherheit, und die Thatſachen, die ſie anführten, bedurften wahrhaftig keines Commentars; nur die Repräſentanten des deutſchen Reiches ſelber wollten — aus purer „Klugheit" — nicht einſehen, daß ihre Ehre und Sicherheit beſchädigt war. Durch das hannover'ſche Votum war aber das ganze Kartenhaus diplomatiſcher Kniffe, unter dem die Berathung begraben werden ſollte, mit einem Streiche umgeworfen; wider den Willen aller Anderen hatte die Berathung begonnen, und es gab kein geſetzliches Mittel, ihre Fortſetzung zu hindern. Schon am 27. Juli ward abermals Sitzung angeſagt; Vorpommern wollte ſeine Stimme abgeben. Es läßt ſich denken, daß Guſtav IV. ſich mit allem Eifer den ruſſiſchen Beſchwerden anſchloß und ein ähnliches Votum abgab, wie es der hannover'ſche Antrag enthielt. Die Situation ward nun für die Andern, die ausdrücklich zum Schweigen angewieſen waren, in der That peinlich. Der ruſſiſche Geſandte ließ ſich wieder zudringlicher vernehmen und beſtand in hohem Tone darauf, „daß die vorliegende Sache einen der Würde und Selbſtändigkeit des Reiches angemeſſenen Ausgang nehme"; was ſollte nun geſchehen? Preußen mit ſeinem Anhange, ſo verſicherten die Eingeweihten, werde entweder gar nicht ſtimmen, oder auf eine Mehrheit zu Gunſten Frankreichs hinzuwirken ſuchen; die kaiſerlichen Geſandten halfen ſich mit Ausflüchten, die um nichts beſſer waren, als die offene Parteinahme für Bonaparte. Sie ſeien „mit der beſtimmten wörtlichen Faſſung" ihres Votums noch nicht fertig, wollten auch weitere Inſtructionen erwarten, die ſich nicht nur auf den ruſſiſchen Antrag, ſondern auch auf die Erklärung Badens bezögen*). Die Herren von Reden und Knut Bildt, die Vertreter der hannover'ſchen und vorpommer'ſchen Stimmen, waren auch über Oeſterreich am ungehaltenſten; man hatte ſie von dorther erſt Unterſtützung hoffen laſſen, nun kam die oben erwähnte Entſchuldigung Cobenzls zu Tage, daß man nur Rußland habe ſchonen wollen, weitere Folgen aber nicht eintreten würden**)!

*) S. Reichstagscorreſp. Nr. 58.

**) In der Reichstagscorreſp. Nr. 64 iſt „von guter Hand" berichtet, daß der Kaiſer anfangs allerdings die Berathung gewünſcht habe; aber „eingetre-

Um allen diesen Verlegenheiten zu entrinnen, ergriff die große Mehrheit der Reichsgesandten einen Ausweg, der die trostlose Lage des Reiches beredter als alle Schilderungen zeichnen kann: sie desertirten zu Ende Juli in Masse! Für den Reichstag traten damit vor der Zeit Ferien ein und die gefürchtete Berathung war abgewendet.*)

Von der übrigen Thätigkeit der Regensburger Versammlung ist des Rühmlichen auch nicht viel zu berichten, obwol es ihren Berathungen an Stoff nicht gebrach. Noch war vor Allem die Stimmenangelegenheit des Fürstenrathes nicht erledigt; sie zog sich bis ins Frühjahr 1804 immer noch durch die Verhandlungen hindurch, und es stellte sich auch aus den Abstimmungen heraus, daß im Kurfürsten- wie im Fürstenrath die Mehrheit gegen die von Oesterreich angesprochene numerische Gleichheit katholischer und protestantischer Stimmen war; allein es kam doch zu keinem endgültigen Ergebniß, welches den provisorischen Zustand, wie er war, abgeändert hätte. Konnte man sich über das Stimmenverhältniß nicht einigen, so war zu erwarten, welches Schicksal die übrigen noch unerledigten Fragen der Reichsverfassung haben würden. Es war die Kreisordnung zu reformiren, die Reichsmatrikel neu festzustellen, das Verhältniß des Reichskammergerichts zu ordnen, aber es ließ sich unter den Umständen, wie sie waren, voraussehen, daß man darüber zu keinem Verständniß mehr kommen werde.

Mit Vorstellungen und Beschwerden verschiedenster Art ward der Reichstag auch jetzt unablässig heimgesucht. Da kamen Gesuche, von ausführlichen Denkschriften begleitet, worin einzelne Häuser um Virilstimmen nachsuchten, dort beschwerten sich andere, freilich viel zu spät, daß sie bei dem Entschädigungsgeschäft verkürzt

---

tene Ereignisse", die Vorstellungen Preußens, die Unsicherheit einer Majorität am Reichstag, wo sich Oesterreich in dieser Sache selbst auf seinen ergebenen Anhang nicht mehr habe verlassen können, dies Alles sei zusammengetroffen, um eine Aenderung in den Entschlüssen des Wiener Hofes hervorzurufen.

*) In dem Reichstagsberichte vom 30. Juli heißt es: „Die Fortsetzung dürfte so bald nicht erfolgen, da die mehrsten Comitialgesandten und selbst der in gegenwärtiger Sache im Fürstenrathe das Directorium führende churfalzburgische Gesandte von Rabenau bereits von hier abgereiset, und dadurch zwar nicht legale, aber doch durch gemeinschaftliche Uebereinkunft verabredete Ferien eingetreten sind."

oder ganz übergangen waren. An Conflicten, welche die neuen Gebietsvertheilungen hervorriefen, an Gewaltthaten gegen die Schwächeren, die Stoff zu Reichstagsbeſchwerden gaben, fehlte es natürlich auch nicht. Hier ward eine authentiſche Erläuterung des Reichsdeputationshauptſchluſſes, dort eine gewiſſenhaftere Anwendung verlangt; weltliche Nachbarn klagten, daß das neue Landesfürſtenthum ſich über die Gränze des Receſſes auszudehnen ſuchte, die ehemals geiſtlichen Beſitzer und ihre Dienerſchaft hatten gegen einzelne der Entſchädigten, z. B. Naſſau-Weilburg, begründete Klage zu erheben, daß die vertragsmäßig feſtgeſetzte Verſorgung nicht erfolge.

Unter den Beſchwerdeführern ließ ſich auch Hannover *noch* einmal vernehmen. Der hannover'ſche Reichstagsgeſandte übergab (30. Juni) eine neue Denkſchrift, welche den bedrängten Zuſtand des Landes in lebhaften Worten ſchilderte und Abhülfe forderte gegen das völkerrechtswidrige Verfahren Frankreichs. Der Eindruck auf die Reichsverſammlung war ein ähnlicher, wie bei der Ettenheimer Sache: Verſtimmung über den unbequemen Beſchwerdeführer und ſtille Hoffnung, daß die kitzliche Sache begraben werde. Es ſcheint, ſchreibt am 5. Juli ein Correſpondent beruhigt, daß dieſe Beſchwerde, deren Erörterung die Reichsverſammlung wieder in eine unabſehbare Verlegenheit geſetzt haben würde, *auf ſich* beruhen werde.

Auch die ritterſchaftlichen Händel fuhren fort, den Reichstag zu beſchäftigen. Zwar hatte Baiern ſeine Maßregeln zurückgenommen, und es waren andere Landesherren dieſem Beiſpiel gefolgt, allein der rechtloſe Zuſtand dauerte darum im Ganzen doch noch fort. Naſſau und Württemberg zeichneten ſich namentlich durch ihre Gewaltthätigkeit aus, ſo daß der vom Kaiſer beſtellte Ausſchuß zur Herſtellung des Rechtszuſtandes Anlaß genug gehabt hätte, einzuſchreiten. Aber Preußen hatte den Ausſchuß nicht anerkannt und ſich gegen die volle Herſtellung des früheren Rechtszuſtandes ausgeſprochen; Bonaparte, nachdem er eine Zeit lang unthätig zugeſehen, ſchloß ſich dieſen Schritten Preußens an. Im April 1804 gab Bacher die ausdrückliche Erklärung ab: daß Frankreich mit der jüngſten preußiſchen Eröffnung einverſtanden ſei und das „vom Reichshofrath erlaſſene kaiſerliche Conſervatorium nicht als der Sache angemeſſen betrachtet werden könne."

In eine wunderliche Verlegenheit sahen sich dadurch die Mitglieder des Ausschusses versetzt, der den Rechtszustand conserviren sollte. Es waren unter den vier Mitgliedern drei (Erzkanzler, Sachsen, Baden), die, so lebhaft sie auch von dem gegen die Ritterschaft geübten Unrecht überzeugt waren, sich doch um Alles nicht die Ungnade Bonaparte's zuziehen wollten. Sie beobachteten anfangs die Taktik, die Sache möglichst hinauszuziehen, sie beriethen weitläufig über die Art der Behandlung, „um ihrem Auftrage wenigstens einigermaßen Genüge zu leisten", sie waren entschlossen, alle auffallenden Schritte zu vermeiden.*) Auf der anderen Seite sprach aber Frankreich so unverblümt, daß dieses Laviren mit jedem Tage schwerer ward. Bacher gab (28. April) eine mündliche Erklärung ab, welche in rauhem Tone darauf hinwies, daß bei der gegenwärtigen Lage Deutschlands alle müßigen Discussionen zu vermeiden seien, und daß die vermittelnden Mächte (denn man nahm in Regensburg immer noch die Miene an, mit Rußland ganz einig zu sein) erwarteten, die bestellte Commission werde ihren Arbeiten keine weitere Folge geben, sondern von selbst wegfallen.**) Wie auch dies noch nicht hinreichte, die Commission zu begraben, so kamen deutlichere Winke. Den Gesandten, welche den Kurerzkanzler und Sachsen in Paris vertraten, wurde mündlich, dem Vertreter Badens schriftlich in entschiedenster Weise das Verhalten ihrer Regierungen verwiesen. Der erste Consul, hieß es in der Eröffnung an den badischen Gesandten***), habe mit „Befremden die Eilfertigkeit bemerkt, womit sich Baden ohne vorheriges Benehmen mit der französischen Regierung und ohne ihre Zustimmung dem kaiserlichen Auftrage unterzogen habe; man versehe sich daher, daß der Kurfürst seinen Vertreter von einer Commission, die ohne Vermittlung Frankreichs und Rußlands nicht bestehen könne, unverzüglich abrufen werde." Geschah zwar das Letztere

*) Reichstagscorrespondenz d. d. 7. Mai 1804.

**) Il sera facile, lautet der charakteristische Schluß der Erklärung, de se persuader qu'il ne pourrait être agréable pour les médiateurs, de voir la commission d'execution du mandat conservatoire du Conseil aulique ouvrir des séances et prétendre donner cours à ses opérations. On a lieu de croire d'après ce qui précède et les avis qu'on a reçus, que cette commission tombera d'elle même, ainsi que les protestations et reserves, auxquelles son établissement a donné lieu.

***) Reichstagscorrespondenz Nr. 38.

nicht, ſo ſchlief doch die Erhaltungscommiſſion allmälig ein, und zu der Anſicht, die ein Berichterſtatter des Reichstags ausſpricht, mochte wohl auch dieſer todtgeborene Ausſchuß ſich bekennen. „So gegründet, ſchreibt derſelbe am 9. Juli, alle die Beſchwerden der Ritterſchaft auch ſind und ſo ſehr ſie der kaiſerlichen oberſtrichterlichen Verfügung entgegenſtehen, ſo iſt doch leider in dem gegenwärtigen Zeitpunkt, in welchem politiſches Gewicht und Staatskraft allein, Recht und Gerechtigkeit aber gar nicht entſcheidend iſt, nicht zu hoffen und zu erwarten, daß das kaiſerliche Conſervatorium in Anwendung gebracht werde.“ So iſt es denn auch gekommen.

Während ſo das alte Reich in jedem Zuge das nahe Abſterben ankündigte, erſtand links vom Rhein ein neues Kaiſerthum, ſeinem Urſprunge nach allerdings modern revolutionär, aber doch auch wieder aus der gleichen Quelle entſprungen, wie das altrömiſche Cäſarenthum und mit der Prätenſion geſchaffen, in die Erbſchaft der Machtanſprüche einzutreten, die das mittelalterliche römiſch-germaniſche Kaiſerthum in den Tagen ſeiner Herrlichkeit geübt hatte. Die jüngſte Verſchwörung gegen Bonaparte war gerade der Anſtoß geworden, die letzten Formen der Republik vollends abzuſtreifen und auch dem Namen nach die monarchiſche Gewalt herzuſtellen, die thatſächlich ſeit dem 18. Brumaire beſtand. Aber nicht eine gewöhnliche Monarchie, nicht das alte Königthum war aufgerichtet worden, ſondern etwas Neues, das in Namen und Weſen den römiſch-mittelalterlichen Cäſarismus erneuern ſollte.

Nach den letzten Erfahrungen war nicht zu erwarten, daß von den alten Dynaſtien dem Mörder des Herzogs von Enghien der Eintritt in den Kreis der geborenen Fürſten beſtritten würde. In der That war man denn auch zu Wien und zu Berlin gleich bereit, die neue Kaiſerwürde anzuerkennen; Cobenzl machte die galante Bemerkung, daß die europäiſchen Monarchen ſich eines Collegen wie Bonaparte nicht zu ſchämen hätten, und es ſchien eine Art von Wetteifer zwiſchen dem öſterreichiſchen und preußiſchen Hofe zu beſtehen, die neue Monarchie in Frankreich zu beglückwünſchen. Nur in der Anerkennung des Titels zögerte Oeſterreich. Man fühlte in Wien, daß die römiſch-deutſche Kaiſerkrone, wie ſie das

öſterreichiſche Haus ſeit Jahrhunderten getragen, neben dem in Frankreich neugeſchaffenen Cäſarenthum vollends in Schatten treten müſſe. Seit lange nur durch den Glanz alter Ueberlieferungen getragen, mußte dieſe Krone ihren letzten Zauber verlieren, ſeit ihr ein anderes Kaiſerthum des Abendlandes, mit aller Macht und Herrlichkeit umgeben, nebenbuhleriſch zur Seite trat. Wie lange die Kaiſerwürde des heil. röm. Reichs noch dauern, ob überhaupt noch einmal eine Wahl durch die Kurfürſten ſtattfinden und ob ſie dann auf das Haus Habsburg-Lothringen fallen würde, das Alles war in der neuen Geſtaltung der Dinge mehr als zweifelhaft. Darum faßte Oeſterreich den Entſchluß, zwar den römiſch-deutſchen Kaiſertitel noch nicht niederzulegen, doch für den Fall, daß es der Macht der neuen Verhältniſſe vollends erlag, ſich eine ähnliche Würde zu erſchaffen, die vor den Wechſelfällen der anderen ſicher wäre. War die Oberhauptswürde des heil. röm. Reichs vielleicht ſchon in den nächſten Jahren ein Name ohne Sinn geworden, ſo wollte man bei Zeiten Vorſorge treffen. Die Schöpfung eines öſterreichiſchen Erbkaiſerthums erſchien als der natürlichſte Weg; der Bonaparte'ſchen Erbmonarchie war dann eine von gleichem Range entgegengeſtellt und, wenn das römiſch-deutſche Kaiſerthum vollends abſtarb, eine Würde an deſſen Stelle geſetzt, die erblich und auf den Hausbeſitz begründet zugleich mit dem ganzen Nimbus tauſendjähriger Ueberlieferung umgeben war, der an dem alten Kaiſerthum hing. So wie das neue lothringiſche Geſchlecht faſt unvermerkt in die Fußtapfen des alten habsburgiſchen eingetreten war, ſo konnte dann auch dieſe neue Kaiſerwürde als die Fortſetzung und Verjüngung der alten erſcheinen. Darüber ward vom Mai bis in den Auguſt 1804 in Paris weitläufig unterhandelt; es galt für die Anerkennung des Bonaparte'ſchen Kaiſerthums zugleich die Anerkennung der eigenen neu geſchaffenen Würde im höchſten Range zu gewinnen. Man kam dahin überein: daß der Kaiſer der Franzoſen ſowol in Bezug auf den deutſchen Kaiſer, als das Oberhaupt des Hauſes Oeſterreich nichts weiter anſprechen wolle, als was vor dem Kriege zwiſchen den Souveränen beider Länder beſtändiges Herkommen geweſen ſei.

Im Reiche waren indeſſen die wunderlichſten Gerüchte verbreitet. Daß Oeſterreich die Monarchie in Frankreich bereitwillig anerkannte, nur wegen des Titels zögerte, war kein Geheimniß;

nur über die Unterhandlungen schwebte völliges Dunkel. Am deutschen Reichstage hieß es bald, Oesterreich fordere als Preis seiner Anerkennung einen Theil von Baiern oder die Umwandlung des römisch-deutschen Wahlkaiserthums in eine erbliche Würde, bald tauchte das bezeichnende Gerücht auf: der neue Kaiser der Franzosen wolle Hannover behalten, „um sich dadurch den Weg zur erblichen Kaiserwürde in Deutschland zu bahnen.“*) Da machte die für die Meisten überraschende Proclamation, die am 14. August zu Wien veröffentlicht ward, allen Zweifeln ein Ende. Am 10. hatte eine außerordentliche Staatsconferenz stattgefunden, welcher die Erzherzoge Karl und Joseph, sämmtliche Minister, die Hofkanzler von Ungarn, Böhmen, Oesterreich und Siebenbürgen, auch der ungarische Tavernicus und Kammerpräsident beiwohnten. Das Ergebniß war die Verkündigung, daß der Kaiser den Titel eines „erblichen Kaisers von Oesterreich“ annehme. „Obschon Wir, hieß es, durch göttliche Fügung und durch die Wahl der Kurfürsten des römisch-deutschen Reiches zu einer Würde gediehen sind, welche Uns für Unsere Person keinen Zuwachs an Titel und Ansehen zu wünschen übrig läßt, so muß doch Unsere Sorgfalt als Regent des Hauses und der Monarchie von Oesterreich darauf gerichtet sein, daß jene vollkommene Gleichheit des Titels und der erblichen Würde mit den vorzüglichsten europäischen Regenten und Mächten erhalten und behauptet werde, welche den Souverainen des Hauses Oesterreich sowol in Hinsicht des uralten Glanzes Ihres Erzhauses, als vermöge der Größe und Bevölkerung Ihrer so beträchtliche Königreiche und unabhängige Fürstenthümer in sich fassenden Staaten gebühret und durch völkerrechtliche Ausübung und Tractate versichert ist. Wir sehen Uns demnach zur dauerhaften Befestigung dieser vollkommenen Ranggleichheit veranlaßt und berechtigt, nach den Beispielen, welche im vorigen Jahrhundert der russische kaiserliche Hof und nunmehr auch der neue Beherrscher Frankreichs gegeben hat, dem Hause von Oesterreich in Rücksicht auf dessen unabhängige Staaten den erblichen Kaisertitel gleichfalls beizulegen.“ Gleichwie aber, hieß es außerdem in der Proclamation, alle Unsere Königreiche und andere Staaten in ihren bisherigen Benennungen und Zustande

*) Reichstagscorrespondenz Nr. 62.

ungeschmälert zu verbleiben haben, so ist solches insonderheit von Unserem Königreich Ungarn und den damit vereinigten Landen, dann von denjenigen Unserer Erbstaaten zu verstehen, welche bisher mit dem römisch-deutschen Reiche in unmittelbarem Verbande gestanden sind und auch in Zukunft die nämlichen Verhältnisse mit demselben in Gemäßheit der von Unseren Vorfahren im römisch-deutschen Kaiserthume Unserem Erzhause ertheilten Privilegien beibehalten sollen.

Am 24. August, nachdem die Verkündigung in Regensburg schon aus allen Zeitungen bekannt war, erhielt auch der Reichstag die officielle Anzeige; der „kurböhmische und der erzherzoglich österreichische" Gesandte, die sich dieser Mission entledigten, thaten es mit dem „ausdrücklichen Auftrag, bestimmt zu erklären, daß, wie in den Verhältnissen der deutschen Erbstaaten zum römischen Reiche dadurch nichts geändert sei, so auch keine Veränderung in den übrigen politischen Verhältnissen und Beziehungen bezielt werde."

Es konnte nach den letzten Vorgängen scheinen, als sei zwischen dem Bonaparte'schen Kaiserthum und zwischen Oesterreich Alles in Frieden ausgeglichen und als werde es der britischen Politik nicht gelingen, zu der neuen kriegerischen Diversion gegen Frankreich, die sie auf dem Festlande vorbereitete, auch Oesterreich mit fortzureißen. Der Wiener Hof hatte in der Ettenheimer Sache am Reichstage eine Rolle gespielt, die, wenn sie auch Bonaparte nicht genügte, doch Rußland noch weniger befriedigen konnte; er hatte bei der jüngsten Verschwörung gegen Bonaparte eifrige Glückwünsche abgestattet wegen der Erhaltung eines Lebens, „das ganz Europa so kostbar sei", er hatte die strafbaren Intriguen englischer Diplomaten in Deutschland officiell verdammt und auf Bonaparte's Wunsch die französischen Emigranten von der Gränze wegschaffen lassen. Als dann die erste Eröffnung über die bevorstehende Restauration einer Bonaparte'schen Monarchie erfolgte, hatte der leitende österreichische Minister die schmeichelhafte Aeußerung gethan: das ist gewiß ein College, von dem man sich nur geehrt fühlen kann.

Gleichwol barg sich unter dieser Hülle freundlichen Verkehrs tiefe Abneigung gegen das Bonaparte'sche Wesen. Staatsmänner wie Graf Ludwig Cobenzl oder sein Vetter Philipp, der Gesandte

in Paris, zwei Diplomaten und Cavaliere der altfranzösischen Zeit, mochten zwar in ihren Huldigungen gegen Bonaparte nicht unaufrichtig sein; jeder Rückschritt zur alten Monarchie erfüllte sie mit Entzücken, und sie fühlten sich, wie Ihresgleichen immer, von der Macht des Imperators imponirt, wenn gleich diese Macht revolutionären Ursprungs war. Die überlieferte österreichische Politik jedoch, getragen durch eine Aristokratie, die allein auf dem Festlande eine politische Tradition besaß, vermochte nicht so leicht mit Bonaparte ihren Frieden zu machen; sie hatte die Niederlagen und Verluste nicht vergessen, ihr Haß gegen den revolutionären Emporkömmling war ungebeugt. Aber wenn auch hier die Stimmungen zu einer britisch-russischen Allianz gegen Frankreich neigten, die Zeit war noch nicht gekommen, diesen Antipathien ungescheut zu folgen. Dieser Doppelsinn der Wiener Politik, die zur werdenden Coalition neigte und doch mit Bonaparte noch Frieden halten wollte, sprach sich in der ganzen Haltung der österreichischen Staatsmänner 1803 und 1804 bezeichnend aus; am handgreiflichsten in dem zweideutigen Verfahren, das sie in der Ettenheimer Sache einhielten. Es erregte das doppelte Spiel, in Paris zustimmende Erklärungen zu geben und in Regensburg mit Rußland zu kokettiren, bei Bonaparte um so größeren Verdruß, als Oesterreich eine Reihe von militärischen Vorbereitungen traf, die man in Paris so deuten konnte, als seien sie auf das Gelingen des Attentats der Royalisten berechnet gewesen, auch wenn sie wahrscheinlich nur durch die ritterschaftlichen Händel veranlaßt waren. Es fanden darüber (Frühjahr 1804) ziemlich lebhafte Erörterungen statt. Um den Eindruck zu verwischen und das Zögern in der Anerkennung des kaiserlichen Titels gut zu machen, ließ man sich zu dem demüthigenden Act herbei, dem französischen Imperator zu Aachen, in der alten deutschen Kaiserstadt, neue Beglaubigungsschreiben des kaiserlich österreichischen Gesandten zu überreichen; ja noch viel später erfolgten Schritte der Nachgiebigkeit, die selbst die Eingeweihten irre machten, aber dies Alles konnte den unveränderlichen Zug nicht hemmen, zu dem die Wiener Politik hinüberneigte. Die neue Coalition von 1805 lag schon in ihren Gedanken, nur waren die Umstände noch nicht eingetreten, den Plan zu zeitigen.

Viel zweifelhafter war die Politik Preußens. Der Glaube an die Allmacht der preußischen Neutralität war seit 1803 erschüt-

tert, und die prahlende Verſicherung, daß durch Preußens Staatskunſt allein dem deutſchen Norden der Friede erhalten werde, konnte nach den Ereigniſſen in Hannover nicht mehr als Rechtfertigung für die Politik ſeit dem Baſeler Frieden gebraucht werden. Jenes ſelbſtgefällige Behagen an dem Gange, den man ſeit 1795 eingeſchlagen, war ſeit der hannover'ſchen Kataſtrophe ſo unbedingt wie früher nicht mehr vorhanden; bis dahin hatte man in Berlin im Ernſte geglaubt, zugleich die wohlfeilſte und vortheilhafteſte Politik zu üben. Daß ſeit 1803 dieſe Stimmung nicht mehr ſo zuverſichtlich klang, ergibt ſich aus der Haltung der verſchiedenen Parteien. Haugwitz und Lombard, im Gefühl, einer Anlehnung zu bedürfen, neigten jetzt offen zum Anſchluß an Frankreich, die Gegner forderten lauter als vorher entſchiedenen Bruch mit der Bonaparte'ſchen Polltik. Eines wie das andere war aber für eine Staatskunſt, die vor Allem einen geraden Entſchluß ſcheute, nichts weniger als leicht. Ein rückhaltloſer Anſchluß an Frankreich, dem in dieſem Augenblicke, wo eine neue Coalition drohte, wahrſcheinlich ein hoher Lohn hätte werden müſſen, erforderte doch, daß man mit den vorhandenen antifranzöſiſchen Stimmungen und dem freilich vereinzelten Widerſtande der einſichtsvollen und patriotiſchen Männer kühn und rückſichtslos brach; auch dieſe ſchlechte, undeutſche Politik, gewiß der verwerflichſte, wenn auch damals keineswegs der gefährlichſte Weg, den man einſchlagen konnte, verlangte eine Energie des Entſchluſſes, die man in den leitenden Kreiſen zu Berlin vergeblich ſuchte. Mit Bonaparte aber brechen, war nun auch nicht mehr ſo einfach, wie es vordem geweſen war; Preußen hatte ſich in das Syſtem von Nachgiebigkeiten gegen Frankreich zu tief verwickelt, um mit mäßiger Anſtrengung und geringen Opfern die bisherige Politik verlaſſen zu können. So ſchwankte Friedrich Wilhelm III. auch jetzt zwiſchen völliger Hingebung an Frankreich und völliger Losſagung; auch am Hofe, auch in den Perſönlichkeiten der königlichen Rathgeber prägte ſich dieſer Gegenſatz in aller Unverſöhntheit aus. Neben Haugwitz und Lombard, die nach der hannover'ſchen Kataſtrophe ungeſcheut zur franzöſiſchen Allianz riethen, ſtanden die Königin und Prinz Louis Ferdinand, die eben ſo laut zum offenen Bruche mit der Bonaparte'ſchen Politik drängten.

Die Lombard'ſche Sendung nach Brüſſel, deren wir früher

erwähnten, schien die Dinge zu einer Entscheidung bringen zu müssen; der preußische Diplomat kam erfüllt von Bonaparte'schen Eindrücken und voll Eifers für eine französische Allianz nach Berlin zurück. Friedrich Wilhelm III. sah freilich die Dinge kühler an. Er mochte sich nicht so unbedingt auf französische Freundschaft verlassen und war seinem Naturell nach nicht geneigt, alle Brücken so hinter sich abzubrechen, daß ihm nur die unbedingte Hingebung an Frankreich übrig blieb. Er beantwortete (15. Aug. 1803) Lombards Bonaparte'schen Eifer mit einem Vorschlag, wonach Preußen, im Einklang mit Rußland, den Franzosen die Neutralität des Festlandes verbürgte, Bonaparte dagegen sich verpflichtete, die Armee in Hannover zu vermindern, die Elbe und Weser zu öffnen, Ritzebüttel zu räumen, die Unabhängigkeit der Hansestädte zu achten. Es war in diesem Entwurfe nur der eine große Rechnungsfehler, daß Rußland für eine solche Neutralität nicht mehr zu haben war; es neigte bereits entschieden zu England, und die Frage des Krieges mit Frankreich war bald für den Czaren nur eine Frage der Zeit geworden. In jedem Falle mußte aber die Berliner Partei des französischen Bündnisses ihre Wünsche noch mäßigen, und Lombard erklärte selbst dem französischen Gesandten in Berlin, Laforest, der König sei vorerst nur zu einem Neutralitätsvertrag geneigt, zu dem er auch Rußland zu gewinnen hoffe.

Während Bonaparte mit Unmuth sah, daß ihm Preußen wieder entschlüpfte, nachdem er es eben zu Brüssel gewonnen glaubte, kam von Rußland, gleichsam als Antwort auf die Neutralitätsprojecte Friedrich Wilhelms III., das Ansinnen einer engeren Verbindung gegen Frankreich. Wollte Bonaparte, wie einer seiner Geschichtschreiber sich ausdrückt, aus Preußen einen Hebel schaffen, der fortan die Küsten des Festlandes dem Einflusse der Briten entzog, so hoffte Rußland an Preußen den ersten Verbündeten zu der neuen festländischen Coalition gegen Bonaparte zu finden. Wie eitel war also die Hoffnung, mit Neutralitätsprojecten nach irgend einer Seite hin zu genügen! Noch war, aller politischen Mißgriffe ungeachtet, auch jetzt Preußens Stellung keine ungünstige. Sein militärischer Ruf war noch nicht erschüttert, seine Allianz wurde noch von Bonaparte und seinen Gegnern zugleich begehrt. Aber vielleicht war dies der letzte Augenblick, wo preußische Hülfe

hoch im Preise stand und Bonaparte wie die Coalition sich Opfer auferlegen mußten, wenn sie den Bund mit der Monarchie Friedrichs des Großen gewinnen wollten.

Man kann heute wie damals über den größeren Vortheil des einen oder anderen Bündnisses verschiedener Ansicht sein, aber darüber, scheint uns, kann nur eine Meinung bestehen, daß der Weg, den die preußische Politik jetzt einschlug, am wenigsten dazu angethan war, den Werth ihrer Freundschaft in den Augen der Anderen zu erhöhen. War vorher das Begehren einer französischen Allianz mit einem unausführbaren Neutralitätsvorschlage erwiedert worden, so wurden jetzt im October der Anmuthung eines antibonaparte'schen Bündnisses mit Rußland dieselben Gründe einer thatlosen Neutralität entgegengesetzt. Nur war Rußland nicht so geschickt, wie Bonaparte, seinen Unmuth zu verbergen. Es hat damals und später, was die gescheidtesten Männer in der Coalition selbst, namentlich Gentz, bitter tadelten, die plumpe Taktik gegen Preußen geübt, die selbst Bonaparte sich erst in den Tagen seines Uebermuthes erlaubte: den Staat, der sich weigerte, Verbündeter zu werden, mit brutalem Trotz dazu nöthigen zu wollen. Jetzt und im Jahre 1805 hat dies wesentlich mitgewirkt, den Eintritt Preußens in die Coalition zu hindern; denn so sehr war doch, aller unrühmlichen Nachgiebigkeiten ungeachtet, auch dort das politische Selbstgefühl noch nicht abgestumpft, daß dies Terrorisiren zur Freundschaft nicht eine entgegengesetzte Wirkung hätte üben sollen. Wie darum Rußland jetzt Trotz und Kälte affectirte und man weniger im Ernst, als um damit zu schrecken, von Truppenmärschen an der litthauischen Gränze redete, ward selbst Friedrich Wilhelms III. Phlegma dadurch aufgeregt. Seine Vorliebe für die Neutralität trat zurück; erzürnt über Rußland, schien er jetzt eher als zuvor geneigt, mit Frankreich in ein Bündniß zu treten. Dazu rieth auch die einfachste Klugheit; brach in der That ein neuer Krieg auf dem Festlande gegen die französische Uebermacht aus und wollte Preußen dem Bunde, der sich dazu schloß, nicht angehören, so blieb ihm schon um seiner Selbsterhaltung willen nichts übrig, als gegen den Bund mit Bonaparte zu gehen. Denn es ist einmal in solchen Welteonflicten einem Staate, der für eine Macht gelten will, nicht möglich, ohne Nachtheil für das eigene moralische Ansehen unthätig zu bleiben.

So hielten denn auch die Anhänger des französischen Bündnisses den Widerstand des Königs für überwunden; sie drängten die Franzosen, den günstigen Moment zu ergreifen; jetzt oder nie schien der französisch-preußische Bund gelingen zu müssen (Anf. Nov. 1803). Wenn die französischen Quellen, die aus Laforests Berichten schöpfen, recht unterrichtet sind, so war der Entwurf einer engen Allianz schon zu Papier gebracht, und zwar diesmal von Preußen selber*).

Aber es bedurfte doch nur einer vorsichtigeren Haltung Rußlands, seiner Versicherung unveränderter Freundschaft und des Winkes, daß eine preußische Allianz mit Bonaparte nur eben die Coalition des Festlandes beschleunigen werde, um den plötzlich aufgeflammten Eifer Friedrich Wilhelms wieder zu mäßigen. Es kam zu Ende November durch Lucchesini's Vermittelung ein anderes Project nach Paris, als das im Anfange des Monats entworfene; für die Räumung Hannovers, Cuxhavens u. s. w. versprach Preußen einen deutschen Neutralitätsbund, der sich als Schlagbaum zwischen Frankreich und die etwa zu besorgenden Angriffe Oesterreichs und Rußlands in die Mitte legen würde. Preußen hoffte zu diesem Bunde die angesehensten deutschen Fürsten zu gewinnen; wir erinnern uns aus früheren Mittheilungen, daß man zu Ende des Jahres 1803 zu Berlin wirklich beschäftigt war, über die möglichen Bestandtheile eines neuen Fürstenbundes Revue zu halten.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß das Bonaparte nicht genügte. In der angebotenen Neutralität der deutschen Fürsten erblickte er keine besondere Gunst, die eines Opfers werth war; er dachte die vereinzelten Reichsstände im Süden und Westen als Verbündete gegen Oesterreich zu gewinnen. Für ihre Neutralität, die ihm schon wie ein Opfer von seiner Seite erschien, war er am wenigsten geneigt Hannover zu räumen, in dem er ein werthvolles Austauschobject für den künftigen Friedensschluß erblickte. Auch ein veränderter Antrag, wonach Hannover noch nicht geräumt, nur die Occupationstruppen vermindert werden sollten, fand Bonaparte's Beifall nicht; es wurde in den letzten Monaten des Jahres 1803 darüber hin und her verhandelt, aber es war nicht möglich, den Unterschied zwischen einer reinen Allianz, wie sie Frank-

*) Lefebvre I. 342. 343.

reich wollte, und einer bewaffneten Neutralität, wie sie Preußen im Sinne lag, völlig auszugleichen. Es war nicht nur der Unterschied in den Worten, es war ein wesentlicher Gegensatz der Sachen; Bonaparte wollte einen thätigen und offenen Verbündeten, König Friedrich Wilhelm wünschte in der Hauptsache nicht über die Politik hinauszugehen, deren Grundlage der Baseler Friede und die Demarcationslinie gewesen waren.

Es ist nun leicht zu fassen, daß ein Mann vom raschesten und thatkräftigsten Entschlusse, wie Bonaparte, bittere Ungeduld und Verdruß empfinden mußte über dies Zickzack der preußischen Politik, die erst Neutralität, dann Bündniß, dann wieder bewaffnete Neutralität vorschlug; aber seine unbegränzte Selbstsucht theilte doch diesmal mit der preußischen Unschlüssigkeit die Schuld des Mißlingens. Er forderte ein enges Bündniß, Garantie der italischen Verhältnisse, selbst für die Integrität des osmanischen Reiches sollte Preußen einstehen helfen, die ganze Wucht des östlichen Bündnisses gegen Frankreich sollte Preußen aufhalten — und für dies Alles wollte Bonaparte Curhaven und Ritzebüttel, nicht einmal Hannover räumen, höchstens im Frieden nur im Einverständnisse mit Preußen über das Schicksal Hannovers entscheiden*). Es wird kein Deutscher wünschen können, daß damals das preußisch-bonaparte'sche Bündniß gelang; selbst der furchtbare Umsturz von 1806, ohne den sich auch keine mächtige Erweckung denken ließ, war keine so große Calamität, wie das langsame Verderben und Erniedrigen im Bonaparte'schen Dienste. Allein, wenn denn doch Preußen sich an Frankreich verkaufen sollte, so hätte wenigstens auch der Preis der Größe der Sünde entsprechen müssen; selbst die Schwächsten vom Rheinbunde haben Deutschland wenigstens nicht ohne hohen Lohn verlassen. Wenn darum in diesem günstigsten Augenblicke die preußische Allianz Bonaparte entschlüpft ist, so trug die kleinliche Knauserei, womit er den Preis machte, wenigstens einen Theil der Schuld. Eine Persönlichkeit, wie die Friedrich Wilhelms III., die nicht den reizbaren, rasch zu verführenden Ehrgeiz anderer Fürsten besaß, war selbst durch große Aussichten von Macht und Erweiterung nicht so leicht für einen Krieg zu gewinnen, der möglicher Weise an allen Enden Europa's ent-

*) Note Talleyrands vom 30. Dec. 1803. bei Lefebvre I. 345. 346.

brennen konnte; die unkluge Habsucht der Bonaparte'schen Politik schreckte ihn vollends ab, er kam nun eifriger als zuvor auf seine Lieblingsidee der reinen und strengen Neutralität zurück, und die Freunde des französischen Bündnisses, Haugwitz und Lombard, mußten sich gestehen, daß die letzten Unterhandlungen die Allianz mehr erschwert als erleichtert hatten. Ihr habt, äußerte Haugwitz im April 1804 gegen Laforest, die Saite zu stark gespannt; indem ihr den König über die Gränzen seiner natürlichen Schüchternheit hinausdrängen wolltet und ihm doch die Räumung Hannovers, die ihn allein dazu bestimmen konnte, versagtet, habt ihr dem Könige einen plausiblen Grund gegeben, sich in seine Politik der Negation zurückzuziehen.

Doch waren die Verhandlungen keineswegs als abgebrochen anzusehen; Bonaparte wie die Berliner Freunde der französischen Allianz bemühten sich dafür, daß der Faden nicht ganz abriß. Die Bonaparte'sche Politik kam denn auch selber zu der Einsicht, daß sie Preußen zu viel zugemuthet, und machte (März 1804) etwas billigere Vorschläge; wenn Preußen versprach, den Bestand der französischen Macht, wie er war, zu bestätigen und dieselbe vor jedem Angriffe in Norddeutschland zu schützen, so sollte Curhaven geräumt und die Truppen in Hannover auf 6000 Mann vermindert werden. Der Zeitpunkt, wo diese Vorschläge in Berlin erwogen werden sollten, traf mit dem frischen Eindrucke der blutigen That gegen Enghien zusammen; es war zu hoffen, daß man nicht gerade in diesem Augenblicke eine Allianz mit Bonaparte eingehen werde. Selbst in der stumpfen und apathischen Stimmung jener Tage regten doch die Vorgänge von Ettenheim und Vincennes gewaltig auf; die geläufige Bewunderung für Bonaparte schwieg, die Freunde der französischen Allianz waren betroffen, die Gegner entweder erbittert oder sie bargen kaum ihre Schadenfreude über die Wirkungen der blutigen That. Dem Könige ward es nun noch leichter, aus der unbequemen Verhandlung herauszukommen. Es scheint uns, als wäre er damals auch ohne den Eindruck der That von Vincennes nicht leicht zu bestimmen gewesen, die ihm so lieb gewordene Neutralität mit einem Verhältnisse zu vertauschen, das alle Gefahren einer französischen Allianz und doch kaum einen nennenswerthen Vortheil bot; die letzte Verhandlung hatte ihn vielmehr noch lebhafter in seiner „Politik der Negation" bestärkt.

Aber es war nun ein plausibler Grund gegeben, wenigstens für den Augenblick jede weitere Verhandlung abzulehnen; darum gab auch Haugwitz dem französischen Gesandten zu verstehen, daß das jüngste Ereigniß den König bestimmt habe, für jetzt von einem Bündnisse mit Frankreich abzustehen.

Die Ablehnung ward in Paris bitter genug empfunden; war Bonaparte mißmuthig, daß Preußen gerade jetzt die Hand zurückzog, oder ärgerte er sich, daß die preußische Politik sich nicht so handgreiflich hatte ins Netz locken lassen, genug, er barg seinen Groll nicht. Talleyrand schrieb damals an Laforest das bezeichnende Wort: „Man sagt zu Berlin, es sei immer noch Zeit, sich mehr zu nähern, man kann sich darin irren." Der Verdruß sprach auch aus den nächsten Schritten der Bonaparte'schen Politik heraus. Es wurde auch das Fürstenthum Aremberg mit Truppen besetzt und damit dem Verkehre Preußens ein neues Hinderniß bereitet; die Occupationsarmee in Hannover ward nicht vermindert, Bonaparte nahm vielmehr die Miene an, sie vermehren zu wollen. Die Haltung Rußlands, ließ er (17. Mai) in Berlin erklären, mache diese Verstärkung nothwendig, es sei denn, daß sich Preußen verbindlich mache, keiner feindlichen Truppe den Durchgang zu gestatten.

Es war hier an einem recht sprechenden Beispiele zu erfahren, in welche Widersprüche eine Politik verfällt, die aus Mangel an Entschluß sich nicht zu einer bestimmten Farbe bekennen kann, und die dann gern diese Schwäche des Willens für Friedensliebe und kluge Neutralität gelten lassen möchte. Eine durchaus redliche und gerade Persönlichkeit, wie die Friedrich Wilhelms III. war, erschien da in dem falschen Lichte der Doppelzüngigkeit, wo doch nur der rasch durchgreifende Entschluß zu vermissen war. Der Moment der Aufregung gegen Bonaparte war von Rußland rasch benutzt worden, um mit Preußen, das sich eben von der französischen Unterhandlung losgewunden, ein näheres Einverständniß anzubahnen. In der That kam es auch, zwar nicht zu einem Vertrage, wohl aber zu einer gegenseitigen Declaration (24. Mai), die im Wesentlichen darauf hinauslief, weiteren Uebergriffen Frankreichs in Norddeutschland gemeinsam zu begegnen. Als eine Annäherung an die Gegner Frankreichs war dies aber so wenig zu betrachten, daß vielmehr acht Tage später (1. Juni) ein Vertrag

mit Frankreich geſchloſſen ward, wonach Preußen die norddeutſchen Gebiete den Feinden Bonaparte's zu verſchließen verſprach, Frankreich ſich verpflichtete, die Occupationsarmee in Hannover nicht zu vermehren und die neutralen Gebiete Norddeutſchlands nicht die Laſt des Krieges ferner mittragen zu laſſen. Es wäre nicht ſchwer geweſen, mit jeder dieſer beiden Verabredungen den dritten Unbetheiligten mißtrauiſch zu machen; Bonaparte mochte dann glauben, Preußen habe ſich am 24. Mai mit Rußland verbündet, in Alexander konnte der Verdacht aufſteigen, es habe ſich acht Tage ſpäter mit Bonaparte alliirt. Doch es war weder das eine noch das andere geſchehen; die preußiſche Politik wollte nur die Gefahr der Nachbarſchaft in Hannover mindern, übrigens mit beiden Theilen gut Freund bleiben. Hatte Bonaparte ſich zu ſeinem Verdruſſe getäuſcht, als er meinte, er habe den König im Netze einer franzöſiſchen Allianz gefangen, ſo waren die Feinde Bonaparte's nicht weniger im Irrthume, wenn ſie ſich nach den jüngſten Vorgängen eine leiſe Hinneigung zur künftigen Coalition verſprachen. Mehr als je hoffte man in Preußen zwiſchen den beiden Gegenſätzen geſchickt balaneiren zu können. Dem erſten Schritte der Annäherung an Rußland folgte kein weiterer; die bald verſuchten Anmuthungen zur Hingabe an die Coalitionspolitik wurden abgelehnt. Haugwitz rühmte ſich dem franzöſiſchen Geſandten gegenüber der Feſtigkeit, womit man allen Verſuchen von dort widerſtanden, und in der kitzlichſten Frage jener Tage, der Reichstagsverhandlung über die Ettenheimer Sache, irrte ſich Rußland, wenn es auf preußiſche Mitwirkung zählte. Vielmehr war die Gefälligkeit der Berliner Politik für Frankreich bei wenig Anläſſen anſtößiger hervorgetreten, als gerade hier. Auch ein Perſonenwechſel, der damals im Miniſterium erfolgte, rief keine Aenderung in dieſer Schaukelpolitik hervor. Haugwitz, der ſich ſchon im Mai „aus Geſundheitsrückſichten" auf ein paar Monate Urlaub hatte geben laſſen, kehrte im Juli auf kurze Zeit nach Berlin zurück, um ſich bald nachher (Auguſt) von der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, die inzwiſchen ſchon Hardenberg beſorgte, entbinden zu laſſen und ſich mit unbeſchränktem Urlaube auf ſeine Güter nach Schleſien zu begeben. Es lag der Gedanke ſehr nahe, daß dieſer Wechſel auch das Syſtem der preußiſchen Politik berührte, wie ihm denn auch der antifranzöſiſche Einfluß am Hofe nicht

fremd war, und Haugwitz ſelbſt war ſpäter der Meinung, daß ſein Nachfolger allmälig von der ſeit zehn Jahren befolgten Politik abgewichen ſei*); zunächſt aber täuſchten ſich diejenigen, die davon einen raſchen Umſchwung der Dinge in Berlin erwarteten. Hardenberg ſchloß die beiden Abkommen vom 24. Mai und 1. Juni, er gab den Ton an zu der in Regensburg eingeſchlagenen Politik in der Ettenheimer Sache, und das Vernehmen mit Frankreich war wenigſtens äußerlich ſo freundſchaftlich, wie zu irgend einer Zeit ſeit dem Baſeler Frieden.

Es ſollte dieſer Freundſchaft ungeachtet der preußiſchen Politik für ihre Nachgiebigkeit bei Verletzung des badiſchen Gebietes eine bittere Lection nicht erſpart bleiben. Noch waren die Vorgänge am Rheine in Aller Munde, als ein Seitenſtück dazu an der Elbe gegeben ward. In der Nacht vom 24–25. October landete von Harburg her eine Abtheilung Franzoſen, etwa 300 Mann ſtark, bei Hamburg, überfiel den engliſchen Geſchäftsträger beim niederſächſiſchen Kreiſe, Rumbold, in ſeinem Landhauſe und führte ihn gefangen hinweg. Er wurde durch Holland nach Paris transportirt, wie eine officielle Erklärung des franzöſiſchen Polizeiminiſters ſagte, weil auch Rumbold gleich den engliſchen Drake und Spencer Smith ſeine diplomatiſche Stellung zu unerlaubten Machinationen gegen Frankreich mißbrauche. Nun war es richtig, daß für die Briten damals das Völkerrecht ſo wenig exiſtirte, wie für die Franzoſen, und ihr Verfahren gegen Dänemark, gegen die Schiffe der Neutralen, das Treiben mancher ihrer diplomatiſchen Agenten ſtand keiner Gewaltthat Bonaparte's nach. Aber dieſe neueſte Repreſſalie des franzöſiſchen Kaiſers erregte doch allenthalben tiefe Senſation, die tiefſte ohne Zweifel in Preußen, deſſen König Vorſtand des niederſächſiſchen Kreiſes, an deſſen Gränzen beinahe die Gewaltthat geſchehen war. Die kurzſichtige Staatsweisheit hatte zu dem Ettenheimer Attentat geſchwiegen; ſie mußte es ſich nun gefallen laſſen, daß die franzöſiſche Polizei auch in der Nähe der preußiſchen Hauptſtadt ihre Thätigkeit begann und man darum in Berlin ſo wenig anfragte, wie früher wegen Enghien in Karlsruhe. Doch war der Eindruck des Vorfalls, eben

*) S. Fragment des mémoires inédits du Comte de Haugwitz. Jena 1837. S. 6.

weil er so unmittelbar berührte, in Berlin mächtiger als selbst die Ettenheimer Angelegenheit. Die Gegner der Franzosenfreundschaft hatten nun reichen Stoff, zu zeigen, wohin Preußen sich durch seine Nachgiebigkeiten bringe; im Heere und in der Bevölkerung ward die Sache wie der erste offene Schimpf von französischer Seite empfunden und auch die Regierung war in heftiger Aufregung. Es wurde großer Rath in Potsdam gehalten, die Sendung Knobelsdorfs zur Kaiserkrönung nach Paris sistirt, selbst der Herzog von Braunschweig sollte zu Rathe gezogen worden sein; kurz es fehlte nicht viel, so wäre, wie ein Jahr später bei der Verletzung des fränkischen Gebietes, die äußerste Vorsicht in leidenschaftliche Verwegenheit umgeschlagen. Doch ward diesmal noch der mildere Weg gewählt; statt einer Note, die Hardenberg unter dem Eindruck der ersten Aufregung abgefaßt, schrieb der König einen eigenhändigen Brief (2. Nov.) an den französischen Kaiser. Napoleon hatte in diesem gespannten Augenblick, wo sich vielleicht schon eine neue europäische Coalition gegen ihn vorbereitete, keinen Grund, um einer Bagatelle willen Preußen den Gegnern ins Lager zu treiben; er ließ Rumbold sogleich frei und meldete dies dem König in einem sehr artigen Antwortschreiben. So erlebte die Neutralitätspolitik einmal ausnahmsweise eine Genugthuung; es war zu fürchten, daß dieser bescheidene Triumph ihre Wachsamkeit vollends einschläferte. Wenigstens gaben Leute wie Lombard auf wahrhaft unanständige Weise ihre Freude darüber kund, daß die Sache so friedlich ausgegangen war*).

Indessen sich nirgends in den alten Ordnungen Deutschlands, zu Wien, zu Berlin wie zu Regensburg, der Beruf kund gab, die neue Dictatur im Westen in ihre Schranken zurückzuweisen, entfaltete diese selbst im Angesicht der gebrochenen deutschen Nation einen Triumphzug denkwürdigster Art.

---

*) L'empereur Napoléon, schreibt Lombard an Laforest, habitué aux conquêtes, vient d'en faire une nouvelle d'un trait de plume. (Nach einer franz. Depesche vom 20. Nov. bei Lefebvre II. 27.) Und man wollte sich nachher wundern über die Geringschätzung, welche der Bonapartismus gegen die Berather der preußischen Politik empfand!

Im September 1804 erſchien Napoleon in dem neuen Kaiſerprunk am linken Rheinufer, um ſo auf altfränkiſcher Erde, an der Wiege deutſcher Macht und Herrlichkeit, die neue Pracht ſeines Kaiſerthums zu zeigen. Mit fühlbarer Abſicht ward überall dieſe neue Glorie an die alte geſchichtliche dieſer Stätten angekittet und die Stegreifskrone eines glücklichen Soldaten wie die Erneuerung und Fortſetzung karolingiſchen Kaiſerthums dargeſtellt. Was vor einem Jahrtauſend die Wiedergeburt des römiſchen Weltreichs in den Karolingern bedeutet, was ſie den germaniſchen und romaniſchen Völkern, was ſie dem Chriſtenthum geweſen war, davon durfte man kaum ein Verſtändniß in dem profanen Kreiſe des Bonaparte'ſchen Cäſarismus; oder ſeiner revolutionären und ſoldatiſchen Trabanten erwarten. Am wenigſten hatten dieſe eine Ahnung davon, welch ein gefahrvoll widernatürliches Spiel es war, das todte Reich zu einer Zeit wieder beleben zu wollen, wo ſich Geſchichte, Nationalität und politiſche Freiheit der umgeſtalteten europäiſchen Welt dagegenſetzen mußten. Indeſſen die Nachahmung ſollte auch nur eine äußerliche ſein. Von allen den unſichtbaren Banden, welche das kirchlich-feudale Kaiſerthum mittelalterlicher Zeit zuſammengehalten hatten, war ja auf dieſe neue Gewalt nichts übergegangen; ſie trat nur mit dem verſtärkten Rüſtzeug des modernen Abſolutismus auf, wofür die Reminiſcenz des alten Kaiſerthums gleichſam die geſchichtliche Draperie bilden ſollte. Der neue Kaiſer, den kein Nimbus geſchichtlicher Ueberlieferung umgab, glaubte das, was er ſelbſt bezeichnend „le prestige" nannte, das Blendwerk der Macht, das den Maſſen imponirt, auf dieſem Wege ſchaffen zu müſſen; daher dies äußerliche Ankleben an die karolingiſchen Erinnerungen und Symbole, das ſich auch auf ſeiner Kaiſerfahrt am Rhein ſo charakteriſtiſch kundgiebt. Er ſchien auch nicht einmal zu fühlen, wie der Boden ſelber dieſer künſtlichen Nachahmung widerſprach; denn an dieſen Stellen, an denen er jetzt über dem gebeugten Nacken deutſcher Stämme ſeinen Triumphzug feierte, hafteten die glorreichſten Erinnerungen alter deutſcher Kaiſerherrlichkeit. Oder klang es nicht, ohne daß er es vielleicht wollte, wie bitterer Hohn, wenn jetzt — Angeſichts der Trümmer und der Schmach ringsum — der alten Kaiſerſtadt Aachen von ihm befohlen ward, den Tag Karls des Großen feſtlich zu begehen? Berechnete Demüthigung war es freilich,

wenn ebenfalls in Aachen, der alten Krönungsstätte deutscher Kaiser, Graf Cobenzl, der Gesandte des letzten Kaisers, seine Creditive bei dem neuen Imperator übergeben mußte.

In Cöln, der alten stolzen Reichsstadt, ward (13. Sept.) der französische Kaiser wie ein Abgott empfangen; Bürger, so meldeten die Blätter des Tages, zogen seinen Wagen mit eigenen Händen nach seinem Palaste. Acht Tage später erschien er in Mainz; die Zeitungen waren erfüllt mit scrupulösem Detail über seine und der Kaiserin Reise, über die ihnen dargebrachten Huldigungen, und der Moniteur gab im steifen byzantinischen Stil der alten Monarchie seine Berichte über das Tagewerk der Bonaparte'schen Hofhaltung. Mainz, wo Kaiser Konrad einst die deutsche Königskrone von der Nation empfangen, wo der Hohenstaufe Friedrich seine glänzenden Kaisertage gefeiert, bückte sich jetzt vor französischen Marschallsuniformen und Napoleonischen Kammerherren, huldigte dem neuen Herrn in französischen Inschriften und ergötzte sich auf der Bühne an den Racine'schen Alexandrinern. Die Fürsten des deutschen Südens und Westens, die hochgeborne Diplomatie und ein guter Theil des stolzen Reichsadels fanden sich zur Parade vor dem neuen Lehensherrn ein und wetteiferten mit der Servilität des entarteten deutschen Bürgerthums. Es empfing sie eine Etikette, die den strengen Ueberlieferungen des alten Versailler Hofes entlehnt war. Nur die Kurfürsten wurden zur kaiserlichen Tafel zugezogen, den Fürsten von Nassau, Isenburg u. s. w. widerfuhr die gleiche Ehre bei der Kaiserin; der Erbprinz von Darmstadt, so erzählten die Berichte, mußte sich mit einer Einladung bei Duroc begnügen. Denselben Berichten zufolge erschien der Imperator überall gnädig, freigebig und in dem ganzen Zauber seiner Ueberlegenheit; unbefangenere Stimmen dagegen fanden, daß der persönliche Eindruck des Mannes mehr finster, streng und gebieterisch als gewinnend war. Dem Volke freilich wurde Alles im rosigsten Lichte geschildert; es gab nur eine öffentliche Meinung, die von der Regierung und Polizei geduldete. Die Presse war namenlos geknechtet; selbst ganz harmlose Blätter, wie die Frankfurter und Aschaffenburger Zeitung, waren links vom Rheine verboten; die niederträchtige Servilität führte dort allein das öffentliche Wort.

Die Fürsten des deutschen Südens und Westens waren, wenn

nicht persönlich, so doch durch Bevollmächtigte oder Angehörige ihres Hauses in Mainz vertreten*). Außer dem greisen Karl Friedrich von Baden, welcher die Schmach von Ettenheim vergessen und dem neuen Zwingherrn huldigen mußte, war auch der Kurerzkanzler Karl Theodor von Dalberg da, um an dem Sitze des ersten geistlichen Kurfürstenthums, dessen Coadjutor er einst gewesen, ohne Schamröthe das Gefolge des fremden Imperators zu vergrößern. Es war ein sprechendes Beispiel, dem ähnlich, das später Johannes Müller gab, was die kosmopolitische Gelehrtenbildung und ein leicht entzündlicher Enthusiasmus für Alles und Jedes aus einer Persönlichkeit machen konnte, der es, wie unserm Volke überhaupt, nicht an Geist und nicht an Wissen, aber an der Energie eines gestählten Charakters durchaus gebrach. Dieser Dalberg repräsentirte eine ganze Gattung, an der es in Deutschland damals und später leider nicht gefehlt hat. Wir meinen die Classe weichmüthiger Gefühlsenthusiasten, die jedem Eindruck rasch erliegen, aus jeder Noth eine Tugend zu machen verstehen, die erst das Gute wollen, dann in das Schlimme sich fatalistisch ergeben, zuletzt am Schlechten thätig mitarbeiten, und die für jede wechselnde Phase öffentlichen Jammers einen philosophischen oder kosmopolitischen Trostgrund in Bereitschaft haben. Das bekannte Wort: „auch die Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert," ist für sie recht eigentlich erfunden. So hat sich auch Dalberg erst als schwärmerischer Jünger des Fürstenbundes hervorgethan, dann in der Noth der neunziger Jahre den Erzherzog Karl als deutschen Dictator gefordert, später 1801—1803 die Rolle des Bonaparteschen Achselträgers mit leidlichem Geschick gespielt, bis er zuletzt, immer weiter und weiter gedrängt, in der tiefen Schmach Napoleonischer Erniedrigung als einer der Schuldigsten untergegangen ist.

*) Außer dem Kurfürsten von Baden nebst seinem Sohn und Enkel und dem Kurerzkanzler, die von ihren Ministern Edelsheim und Beust begleitet waren, hatte sich der Landgraf von Hessen-Cassel auf den Weg gemacht, war aber (s. polit. Journ. 1804. II. 993. Bignon IV. 127.) in Hanau erkrankt; Darmstadt war außer dem Erbprinzen durch Barkhaus, Pfalzbaiern durch Reibelt, Württemberg durch Bühler, Nassau durch Gagern, Taxis durch Brints vertreten. Frankfurt hatte die Herren von Humbracht und Metzler geschickt. (S. Moniteur de l'an XIII. Nr. 7.) Der Fürst von Isenburg war persönlich erschienen; auch eine Anzahl Fürstinnen hatten sich eingefunden.

Es lag die Vermuthung nahe, daß die prahlenden Festlichkeiten in Mainz nur eben bestimmt seien, den Diplomaten- und Fürstencongreß, den Bonaparte dort versammelte, zu verherrlichen. Manche Schriftsteller, namentlich Lucchesini*), haben denn auch in diese Septembertage die erste Grundlegung des Rheinbundes gesetzt. Allerdings ward jetzt zu Mainz eine Art von Revue über die künftigen Rheinbundsfürsten gehalten, jedoch noch keine feste Verabredung getroffen. Die Keime des Bundes haben wir in dem ganzen Gange der vorausgegangenen Geschichte fast von Tag zu Tag verfolgen können; es bedurfte nur eines äußern Antriebes und rasch stand dann vollendet da, worauf seit 1796, 1798—1799, 1801—1803 theils mit sicherem Instinct, theils planmäßig war hingearbeitet worden. Auch das Wort war schon gesprochen, und zwar an einem Hofe, der sich später gern seines Martyriums für die deutsche Sache berühmte. In den ersten Wochen des Jahres 1804 hatte der Minister des Kurfürsten von Hessen, Baron Waitz, dem französischen Gesandten Bignon den Gedanken einer engeren Verbindung deutscher Fürsten ohne Oesterreich und Preußen unter französisch-russischer Protection hingeworfen und damit keine ungünstige Aufnahme gefunden. Nur hielt Talleyrand, wie aus einem Schreiben vom 27. Febr. hervorging, den damaligen Augenblick nicht für günstig; es war der Moment, wo man noch auf einen engern Bund mit Preußen rechnete, den alle verfrühten Rheinbundsgedanken nur hätten stören können**). Auch jetzt in Mainz begnügte sich der französische Kaiser, die Stimmungen vorzubereiten und zu prüfen; es wurde wohl mündlich darüber verhandelt, auch dem Cassseler Landgrafen durch Bignon ermunternd zugerufen, man zähle auf ihn als den „Kriegsmann" des künftigen französisch-deutschen Bundes, aber eine feste Verabredung ward nicht getroffen. Eine nahe Zukunft, ein vielleicht bevorstehender Krieg mit Oesterreich konnte das Vorbereitete schnell zur Reife bringen. Wie dann auf die Getreuen zu zählen sei, hatten die Tage von Mainz zur Genüge bewiesen.

*) Ursachen und Wirkungen des Rheinbundes. Aus dem Italien. von Halem. I. S. 223 ff.

**) Bignon hist. de France IV. 128. 129.

Daß diese neue Kaisermacht des Abendlandes der deutschen Zerrüttung gegenüber sich schon jetzt in unbegränztem Uebergewicht befand, davon hat wohl auch damals, so abgemattet die Stimmungen der Nation waren, ein banges, unruhiges Gefühl die Gemüther überkommen; allein die Wenigsten erkannten den vollen Umfang der Gefahr. War doch von der trostlosen Lage, in der sich Deutschland schon jetzt befand, noch nirgends ein recht klares Bewußtsein wach geworden; erst nach den Katastrophen von Ulm, Austerlitz und Jena fing man an, die Größe der Noth zu erfassen, gegen welche sich vor diesen Niederlagen doch die Augen der Meisten noch verschlossen hielten. Auch über die Bedeutung der Macht, die sich drohend an unseren Gränzen und schon auf deutschem Gebiete selbst aufgerichtet hatte, war ein bestimmtes Verständniß noch nicht aufgekommen; nur Einzelne erkannten, welch eine natürliche Gefahr für Alle in einem Staate gelegen sei, der absolutistisch concentrirt, durch und durch militärisch gestaltet, von einem genialen Emporkömmling geschaffen und geleitet, mit revolutionären Ueberlieferungen und Hülfsmitteln auf's reichste ausgerüstet war. Der jetzige Regent dieses Landes, schrieb damals Gentz mit zutreffender Wahrheit*), streckt seinen gefürchteten Scepter über eine unermeßliche Ebene aus, wo ihm nirgends Höhen oder Tiefen, kein Hügel, kein Erdwall, nicht die kleinste Umzäunung begegnet, die ihn aufhalten oder ablenken könnte. Aus dem Mittelpunkte seines einförmigen Reiches regiert er mit einem allmächtigen Cabinet, einem Ministerium, das vor seinen Winken zittert, einer aufgezogenen fiscalischen Maschine, einer allgegenwärtigen und allwissenden Polizei, einer ihm völlig ergebenen Armee und so und so viel Präfecten und Unterpräfecten eine Nation von dreißig Millionen so leicht, so sicher und so unumschränkt, als in den guten Zeiten des osmanischen Reiches der Großherr vom Serail aus durch seine Pascha's und Aga's sein Europa und Asien beherrschte.

Wer damit die Zerflossenheit deutscher Zustände und die mark- und haltungslose Schwäche unserer Politik verglich, der mußte sich sagen, daß Deutschland an der Schwelle einer Krisis

*) Fragmente aus der neuesten Gesch. des pol. Gleichgewichts in Europa. (In der Ausgabe von Weick. Stuttg. 1838. IV. S. 78.)

stand, die vielleicht auf immer über sein nationales Dasein entschied. Daß die alten Gewalten und ihre Staatsmänner nicht fähig waren, die tiefste Erniedrigung von Deutschland abzuwenden, das hatten, von allen früheren zu geschweigen, gerade die jüngsten Ereignisse — die Geschichte des Reichsdeputationshauptschlusses, die Occupation von Hannover, das Attentat von Ettenheim — mit erschreckender Klarheit dargethan; aber auch die Nation hatte bei keinem der letzten Anlässe durch ein kennbares Lebenszeichen ihren innern Beruf zu einer Umgestaltung dargelegt. Vielleicht, daß es der gewaltigsten Katastrophen und beispielloser Züchtigungen bedurfte, bis ihre Apathie gebrochen und aus der innersten Tiefe des nationalen Lebens unter Noth und Drang der Keim eines neuen großen Gemeinsinns entwickelt war. Es mochte sich wohl im Stillen schon etwas der Art unter der Hülle der platten Alltäglichkeit regen, die unsere Zustände damals charakterisirte; zunächst und im Angesicht der ernsten Tage, die Deutschland erwarteten, gewährte der öffentliche Geist der Nation kaum eine tröstlichere Aussicht als die Politik ihrer Regierungen.

Die particularistische Selbstsucht, die über dem gemeinen Vortheil des Augenblicks alle größeren Sorgen der Zukunft übersah, und die selbstgenügsame Lust zur Ruhe, die sich zu immer schmachvollerer Nachgiebigkeit drängen ließ, war im Kreise des Volkes wie unter den Regierungen heimisch geworden. Die ganze Entwicklung unsers nationalen Lebens seit langer Zeit war freilich nicht dazu angethan, die praktische Einsicht in große Dinge und die Bereitwilligkeit zu gemeinsamen Opfern heranzuziehen. Die kann nur ein bewegtes öffentliches Leben geben. Wir waren viel gründlicher und vielseitiger gebildet als die meisten Nationen Europa's, aber es war uns die beneidenswerthe Sicherheit praktischer Nationen, den Kern der Dinge scharf zu erkennen, verloren gegangen. Wir waren viel humaner und weltbürgerlicher erzogen als andere Völker und sahen z. B. auf den „Krämersinn" der Engländer mit Geringschätzung herab, aber wo es die eigne Lebensexistenz unsers Volkes galt, da war unsere kleinliche Selbstsucht und Spießbürgerlichkeit so groß, daß die Krämernationen nicht Unrecht hatten, wenn sie uns mißachteten und verspotteten.

Auch die Periode innerer Reformen, die in vielen deutschen Staaten der französischen Revolution vorausgegangen war, ver-

mochte zunächst darin nichts zu ändern. Es wurde an einzelnen Stellen Vieles gebessert und umgestaltet, aber das locale Behagen, das daraus erwuchs, zog nur noch mehr von der Einsicht und dem Interesse an den allgemeinen Angelegenheiten ab. Zudem war der aufgeklärte Absolutismus, indem er die abgestorbenen Formen des deutschen Lebens umschmolz und zerstörte, an sich nicht dazu angethan, nationales Selbstgefühl zu pflegen oder eine tiefere Anhänglichkeit an das geschichtlich Ueberlieferte zu erhalten; wie unsere Staatsreform aus abstracten Grundsätzen und Doctrinen hervorging, so war auch unsere Anschauung von den Staaten und Nationen eine durchaus abstracte und kosmopolitische. Wie üppig vor der Zeit der Revolution diese weltbürgerliche Selbstgenügsamkeit emporwucherte, dafür haben wir früher einzelne Proben aufgeführt.

Die Revolution, zumal in ihren Anfängen, mußte diese kosmopolitische Richtung fördern. Zwar ist, als es einmal zum Conflicte kam, im Volke viel mehr Widerstand gegen das Fremde und Neue zu fühlen gewesen, als in der Ohnmacht und Charakterlosigkeit der Regierungen, aber ein recht ausgesprochener Gegensatz gegen den frechen Uebermuth des neufränkischen Wesens hat doch auch dann noch nicht allgemein werden wollen, als die humanen Illusionen der revolutionären Flitterwochen in die herbe Wirklichkeit von Gewaltthat, Raub und Unterdrückung umgeschlagen waren. Die Bauern in Franken und Schwaben haben wohl schon 1796 dagegen das einzige Mittel in Anwendung gebracht, das hier helfen konnte, aber dieser augenblickliche und locale Aufschwung blieb, zumal nach dem Mißlingen und der Schmach der folgenden Jahre, ohne tiefere Folgen. Das übelste Beispiel gaben freilich auch jetzt die Regierungen, ihre dynastische Selbstsucht, ihre Furcht und Unterwürfigkeit gegen die Fremden; allein auch in dem großen und wichtigen Kreise des deutschen Mittelstandes war kein so ausgesprochener Gegensatz gegen das Franzosenthum vorhanden, wie er seit den ersten Kriegsjahren zur Genüge motivirt gewesen wäre. Es wirkte wohl der berechtigte Haß gegen die altfranzösischen Zustände, durch den ekeln Anblick des Emigrantentreibens gesteigert, zur milderen Beurtheilung des Neuen mit, und die vielfach unerquicklichen Eindrücke des inneren deutschen Staatslebens weckten selbst in bürgerlichen Kreisen, wo sonst nie franzö-

sirende Neigungen Wurzel geschlagen, eine gewisse Sympathie mit dem französischen Wesen, sofern es den überlieferten Wust des politischen und socialen Lebens aufrüttelte und einen frischen Sauerteig in das abgestandene Wesen hereinbrachte*). Erst nach furchtbaren Lectionen wurde man die Wahrheit inne, daß es keine Reform und keine Freiheit gibt, die um den Preis nationaler Unabhängigkeit erkauft ist.

Es kann Manchem wie ein Widerspruch erscheinen, unsere Nation zugleich um ihres Idealismus und ihrer spießbürgerlichen Selbstsucht willen getadelt zu sehen; aber es sind dies doch keine Gegensätze. Mit der abstracten Zerfahrenheit und der idealistischen Tändelei und Träumerei verträgt sich der grobe Philistergeist *im* Leben nur allzuleicht. Wie Steffens einmal treffend bemerkt**), das unerreichbare Ideal nahm in der damals lebenden Generation nach der Verschiedenheit der Gesinnung einen doppelten Charakter an, kam aber nie über die Verneinung der Wirklichkeit hinaus. Es war einerseits der Trotz, der in allen bestimmten Einrichtungen des Staates und der Geselligkeit ein Unwürdiges erblickte, dem man sich nicht unterwerfen dürfe, während dasjenige, *was* an die Stelle treten sollte, dennoch ein wesentlich Gestaltloses *blieb*; andererseits eine weichliche Sentimentalität, der man sich ergab, indem man das nie zu verwirklichende Ideal wie ein dunkles Traumbild als menschliche Glückseligkeit umfaßte. Der Trotzige mußte sich der Gesellschaft fügen und die Opposition verwandelte sich nicht selten in eine spießbürgerliche Nachgiebigkeit; der Sentimentale übertrug zwar sein Traumbild auf irgend ein Mädchen, aber Amt und Ehe vernichteten schnell genug die Ideale der Jugend.

So war denn auch eine wahrhaft ideale Erregung auf keinem Gebiete des Lebens fühlbar. Dem Religiösen war theils durch den platten Nützlichkeitsgeist der Einen, theils durch die *fal*badernde officielle Frömmelei der Anderen ein schwerer Stoß gegeben, das Nationale war durch den Sondergeist und das spießbürgerliche Behagen der Einzelnen gelähmt, die Thatenlust und Thatkraft in der Nation war durch den Mangel alles öffentlichen

*) S. z. B. in Bezug auf Hamburg Varnhagens Denkwürd. und vermischte Schriften I. 171. 172. 181.

**) Was ich erlebte III. 320.

Lebens und die ausschließliche Beschäftigung mit Leserei und Schreiberei verloren gegangen. Mit Recht pries es nachher, ehe noch die ärgste Schmach gekommen war, im Sommer 1805 ein patriotischer Mann*) als den Anfang zum Besseren, daß sich wenigstens die „Endschaft der papiernen Zeit" erwarten lasse. „Noch zwanzig Jahre, sagt er, solcher Buhlerei mit der Literatur, solcher Verhätschelung geistiger Bildung, solcher Krämerei mit belletristischem Luxus — und wir hätten ein siècle littéraire erlebt, abgeschmackter als das unserer Nachbarn."

Ueber diesem gerechten Unmuthe gegen die Ausschließlichkeit literarischen Treibens dürfen wir freilich die Bedeutung nicht verkennen, welche das klassische Zeitalter unserer Nationalliteratur für die gesammte Erweckung des öffentlichen Geistes in Deutschland gehabt hat. Indem die Nation sich in ihrer Cultur von der unfreien Nachahmung des Auslandes emancipirte und durch einen langsamen Proceß ihres inneren Lebens den Weg zur Natur, Einfachheit und Originalität zurückfand, war der größte und schwierigste Schritt auch zu unserer äußeren Wiedergeburt gethan. In dem Verhältnisse, als Deutschland auf dem Gebiete des Denkens und Dichtens seine Selbständigkeit wiedereroberte, mußte auch allmälig der Drang nach äußerer Geltung wieder lebendig werden. Je mehr unsere Dichter und ihre ideale Welt uns über die Plattheit und Trivialität der vorausgegangenen Zeit hinweghoben, desto mächtiger mußte sich mit der Zeit auch das Bedürfniß einer dem inneren Leben entsprechenden äußeren Existenz geltend machen. Die Energie und Klarheit des Denkens, die ethische Strenge des Willens, die in der Philosophie jener Tage ausgeprägt war, mußte nothwendig dem weichlichen, schlaffen, zerflossenen Wesen, das sich so leicht an nur literarische Entwickelungen ansetzt, eine feste Schranke ziehen.

Aber unmittelbar und mit Bewußtheit auf die Erweckung des nationalen Selbstgefühles zu wirken, ist kaum einer oder der andere von den Trägern der neuen Culturepoche bemüht gewesen; dazu war die ganze Generation selbst noch zu sehr in den Banden weltbürgerlicher und humanitärer Abstractionen befangen. Wäre es doch eine leichte Sache, aus den Schriften der Besten und

*) S. Fr. Perthes' Leben I. 165.

Größten eine ganze Blumenleſe von Ausſprüchen zuſammenzuſtellen, worin ſich nicht nur die kosmopolitiſche Verachtung alles Nationalen und der Stolz einer künftigen „Weltliteratur", ſondern ſelbſt der Hochmuth einer gränzenloſen Univerſalität und der unbeſonnene Spott über die heiligſten Empfindungen vaterländiſchen und volksthümlichen Selbſtgefühles kund gibt. Es iſt indeſſen dieſe Seite unſerer literariſchen Umwälzungsepoche von den competenteſten Richtern ſchon ſo ſcharf und nachdrücklich gezeichnet worden, daß wir darüber nichts hinzuzufügen brauchen*). Selbſt wo, natürlich ſehr vereinzelt, das Nationale mit Bewußtſein betont ward, wie bei Klopſtock, trat es zu künſtlich, zu buchgelehrt auf und fand ſich im großen Kreiſe der Anderen viel zu vereinſamt, um einen nachhaltigen Eindruck zurückzulaſſen. Die praktiſche Schöpferkraft war aber in den Augen dieſer ganzen Generation, gegenüber dem dichteriſchen und literariſchen Produciren, etwas ſo Untergeordnetes, daß ein Geiſt wie Göthe, noch nach den Erlebniſſen der Napoleoniſchen und der Befreiungszeit, etwas beſonders Merkwürdiges zu ſagen glaubte, wenn er zu Eckermann ſprach: „Ja, ja, mein Guter, man braucht nicht blos Gedichte und Schauſpiele zu machen, um productiv zu ſein; es gibt auch eine Productivität der Thaten, und die in manchen Fällen noch um ein Bedeutendes höher ſteht."

Wer darum für die politiſche Erniedrigung jener Tage in den Heroen unſerer Literatur unmittelbaren Troſt ſuchen wollte, würde ſich ſchmerzlich enttäuſcht finden. Zumal in den zahlreichen vertraulichen Aeußerungen, die in ihren Briefen aus den erſten vier bis fünf Jahren des Jahrhunderts vorliegen, begegnen wir derſelben Apathie gegen die großen geſchichtlichen Ereigniſſe, welche die Maſſe der Nation noch beherrſchte. Von Göthe, der ſelbſt die Reformation darum tadelte, weil ſie die „ruhige Bildung" geſtört, iſt ſchon mit vollem Grunde gerügt worden, daß er etwas von jener Engherzigkeit annahm, die ſo leicht die Begleiterin der ruhigen Bildung und feinſten Civiliſation iſt, und ein warmer patriotiſcher Mann, wie Friedrich Perthes, mußte ſich mit Recht darüber empören, daß der größte deutſche Geiſt in dem Augenblicke, wo die Schmach und Zerrüttung über das Vaterland hereinbrach, der

*) S. namentlich Gervinus Geſch. der deutſchen Dichtung V. 342 ff.

Nation nichts Anderes zu bieten wußte als — die „natürliche Tochter." Statt sich zu waffnen durch Nährung der Scham, rief Perthes aus, und sich Kraft, Muth und Zorn zu sammeln, entfliehen sie ihrem eigenen Gefühl und machen Kunststücke. So wenig aber Rettung für einen Sünder zu hoffen ist, der, um die Reue nicht zu fühlen, Karten spielt, so wenig wird unser Volk, wenn seine Besten sich so betäuben, dem Schicksale entgehen, ein verlaufenes, über die Erde zerstreutes Gesindel ohne Vaterland zu werden*).

Selbst Schiller, der die Eindrücke der äußeren Begebenheiten so leicht nicht abzuschütteln vermochte, hat damals mit einem gleichgesinnten trefflichen Manne, dem Vater des patriotischen Kämpfers und Sängers Theodor Körner, einen eifrigen Briefwechsel geführt, in dem man vergebens auch nur eine Silbe, nur einen Schmerzenslaut sucht über das deutsche Elend jener Tage; es ist zwischen Beiden nur von Poesie und Aesthetik, von Schauspiel und Schauspielern die Rede. Und doch empfand unter den Männern jener Generation keiner wärmer für Vaterland und Freiheit, als Schiller; in ihm regt sich auch am frühesten eine innere Abneigung gegen Bonaparte, bevor deren Gründe ihm selber noch klar sind. Allein auch er meint resignirt: wenn ich mich nur für ihn interessiren könnte! Alles ist ja sonst todt. Wie es aber deutsche Art ist, sich aus der Noth eine Philosophie der Entsagung zu bilden, so fand er es nur „sonderbar", daß der Deutsche sein Glück nicht durch die Waffen machte, und sah darin einen Beweis seines ehrlichen, geraden Sinnes oder rühmte die Blüthe von Kunst und Wissenschaft, ja er fand selbst die deutsche Nachahmungssucht löblich; „denn der Deutsche prüft und untersucht mit strengem Ernst jedes Fremde und das Bessere steht am Ende immer oben."**) Hier und da findet sich dann neben diesen Kundgebungen trübseliger Resignation auch wieder ein herrliches Wort, wie das, welches Schiller unter den Eindrücken jener Zeiten aussprach: „Die ganze Weisheit des Menschen sollte allein darin bestehen, jeden Augenblick mit voller Kraft zu ergreifen, ihn so zu benutzen, als wäre er der einzige, letzte. Es ist besser, mit gutem Willen etwas schnell thun, als unthätig bleiben." So hat er auch in dem

*) S. Perthes' Leben I. 164 f.

**) S. Schillers Leben von Frau v. Wolzogen S. 282. 286. 294.

Drange dieser Zeiten, deren größte Schmach zu erleben ihm erspart ward, nicht versucht, seinen „Gefühlen zu entfliehen", sondern gerade seine letzten großen Meisterwerke knüpfen an die Motive an, in denen die künftige Errettung des Vaterlandes gelegen war. Seine „Jungfrau von Orleans" und sein „Wilhelm Tell" klangen wie Vorahnungen großer kommender Begebenheiten.

In der trüben und gleichgültigen Entsagung, der sich die edelsten Geister hingaben, spiegelt sich nur die Stimmung der Nation im Ganzen wieder, und wofür sie sich philosophische Trostgründe schufen, das ward im weiten Kreise der Anderen ohne die Philosophie der Resignation noch matter und trivialer nachempfunden. Wäre mit der Gewalt der Gründe und mit flammenden Worten politischer Beredtsamkeit diese Macht der Trägheit zu bezwingen gewesen, so hätte einer Schrift, wie die, welche Friedrich Gentz nach den Ereignissen von 1805 erscheinen ließ*), dies schwierige Werk gelingen müssen. Sie ist damals von der erschütternden Folge neuer Katastrophen rasch überholt und vergessen worden, sie hat aber auch jetzt noch den bleibenden geschichtlichen Werth, die politischen Stimmungen, wie sie der Zeit tiefster Erniedrigung vorangingen, treffender und kraftvoller zu zeichnen, als es irgend eine historische Darstellung der Nachgeborenen vermöchte. Es sei uns hier gestattet, aus diesem beredtesten Manifest jener Tage nur einige Stellen zur Orientirung über die herrschenden Gesinnungen und Ansichten mitzutheilen, welche die völlige Demüthigung Deutschlands und die fremde Zwingherrschaft damals möglich gemacht haben.

Der einschläfernde Trost, daß die Gefahr noch nicht vorhanden, die Sorge der Einsichtigen übertrieben sei, dieser geläufige Trost, den die Trägheit und der Knechtsinn in jeder ähnlich drohenden Zeit bereit hält, hat auch damals nicht gefehlt. „Man solle doch nur, so läßt Gentz diese Ruheluſtigen sprechen, fein ruhig und kaltblütig und friedfertig und vor allen Dingen unthätig bleiben; der ausgetretene Strom werde schon von selbst wieder in sein Bett zurückkehren; eine Weltherrschaft sei ja offenbar ein Un-

*) „Fragmente aus der neuesten Geschichte des europäischen Gleichgewichts in Europa."

ding; ob Frankreich einige Provinzen oder Feſtungen mehr oder weniger beſitze, das werde nichts über Europa entſcheiden; noch ſtänden die größeren Mächte doch alle; verſchiedene hätten ja ſelbſt Zuwachs erhalten; unter den Luneviller und Regensburger Friedensſchlüſſen laſſe ſich ebenſogut als unter den weſtfäliſchen ruhen; die franzöſiſche Herrſchaft habe überdies ihre natürliche Gränze erreicht; der neue Regent ſei zu weiſe, um über dieſe hinauszuſchweifen zu wollen; vor der Hand ſei nun nichts weiter zu fürchten, und die Zeit werde das Uebrige thun."

Wie es dann ſchlimmer und ſchlimmer ward, ſo wurden neue Troſtgründe aus der Vorrathskammer der Täuſchungen hervorgeholt, oder wie Gentz ſagte, „was man nicht mehr als Grille verachten, als Fabel bei Seite ſetzen darf, wird jetzt als erträgliches Uebel oder wohl gar als Vortheil geſchildert." Auch die Philoſophie der Impotenz ließ ſich immer lauter vernehmen: man müſſe ſich dem Unvermeidlichen fügen und mit dem Gewaltigen gut zu ſtellen ſuchen. Dem kam der Philiſterſinn des großen Haufens bereitwillig zu Hülfe, der ein kleines Opfer und eine mäßige Gefahr ſcheut, um lieber das Größte und Heiligſte darüber zu verlieren. „Daß es für Jeden — rief dieſen Gentz damals prophetiſch zu — der im Staate lebt, wie gering und ohnmächtig er auch ſein mag, außer den gewöhnlichen Bedürfniſſen des Lebens noch andere von höherer Art gibt, daß unter dieſen Nationalehre, ein geachteter Name, eine unabhängige Verfaſſung, ein beſtimmter, wohl verſicherter Antheil an einem wirklichen Staatenſyſtem die wichtigſte Stelle behaupten, ſoll man darüber einen förmlichen Beweis führen? Dieſe Wahrheiten müſſen gefühlt, und ſolchen, die ſtumpf dagegen wurden, können ſie nie mehr aufgedrungen werden. Wenn aber einmal ein Volk oder ein Zeitalter ſo tief in egoiſtiſche Beſtrebungen, in unwürdige Maximen, in einen beſchränkten und niedrigen Geſichtskreis verfiel, daß alles öffentliche Intereſſe ihm fremd, das Vaterland ein Name ohne Bedeutung, der Werth einer ſelbſtändigen Exiſtenz auf der engen, dürftigen Wage der gemeinſten Vortheile gewogen und der Verluſt aller Freiheit und Würde eine gleichgültige Begebenheit wird, dann iſt es nicht mehr Zeit, an die edleren Gefühle zu appelliren; die Sklaverei iſt vollendet, auch ehe noch der Unterdrücker erſchien; der Staat iſt aufgelöſt, auch ehe er noch ſichtbar zuſammenſtürzte."

Eines der beliebtesten Schlagwörter, das die besoldeten und unbesoldeten Lobredner des Zwingherrn ausboten, war die „unerträgliche Selbstsucht Englands." Gegen die britische Commercialtyrannei, gegen das Industrie- und Handelsmonopol des Krämervolkes, gegen die verderblichen Folgen des ausschließenden Besitzes von Ostindien ward damals wie später eifrigst declamirt, die „absolute Unverträglichkeit Englands" mit den übrigen Nationen betont, als Opfer für Europa's Rettung die Vernichtung Englands gefordert. Schon Gentz hat mit der ganzen siegreichen Kraft der Gründe und der Rede die Thoren und Sophisten jener Tage zurechtgewiesen*), deren weltbürgerlicher Eifer nur eben unbewußt oder bewußt der continentalen Despotie nächstkünftiger Zeiten die Wege ebnen half. Die Briten trieben freilich ihre öffentlichen Dinge niemals mit der tugendsamen Scheu, deren charakterlose Schwäche man in Deutschland jederzeit so gern für hohe Uneigennützigkeit und Humanität ausgiebt, sie führten ihre Politik wie jetzt diesen Weltkampf gegen Bonaparte mit einem großen, thatkräftigen Egoismus, den der Gegner hat bitter hassen, aber nie verachten können. Die armen Seelen, die sich damals müde schrieben, um die Welt vor Englands Alles verzehrender Selbstsucht zu warnen, und die daneben die deutschen Tugenden der Enthaltsamkeit und Friedensliebe so eifrig priesen, konnten es freilich nicht fassen, daß, wenn wir Deutsche solch eine britische Selbstsucht nicht besitzen, nicht unsere Großherzigkeit die Ursache ist, sondern nur eben der Wust kleiner und kleinlicher Selbstsüchteleien, die uns nicht einmal zu einem gemeinsamen Egoismus kommen lassen!

Es ist ein wahres Wort, was Gentz damals aussprach: daß, wie die Fürsten die Völker erziehen, so umgekehrt die Völker ihre Fürsten bilden. Wäre wohl, so mußte man mit ihm fragen, die heillose Verworrenheit deutscher Zustände durch die Schuld der Regierungen so weit vorgeschritten, wenn die Verblendung des Volkes, die Verkehrtheit des öffentlichen Geistes, die Erschlaffung aller ächten Gefühle, die Herrschaft der niedrigsten Triebfedern und die moralische Fäulniß der Welt nicht rund um sie her Alles vergiftet und aufgelöst hätte?

Diese Fäulniß mußte ausgeheilt werden, wenn es besser wer-

*) S. in der angeführten Schrift (Ausgabe von Weick) IV. 24. 25. 26.

den ſollte in Deutſchland. Nur die härteſten Prüfungen und die bitterſten Züchtigungen vermochten das; ſonſt lullte ſich die herrſchende Schlaffheit mit dem Troſte ein, daß es ja immer noch viel ſchlimmer ſein könne. Aber es ward, zu unſerem Heile, dafür geſorgt, daß auch das Schlimmſte bald erfüllt war.

Dritter Abschnitt.

Die Coalition von 1805.

Am 2. December 1804 ward zu Paris das Napoleonische Kaiserthum vom Oberhaupte der katholischen Kirche gesalbt; die neu-karolingische Weltaera hatte also begonnen. Deutschland beugte sich vor dem neuen Cäsar; Italien, Holland, die Schweiz, die pyrenäische Halbinsel gehorchten ihm zum großen Theil wie ihrem Herrn, oder waren unter der Form des Bündnisses zu willenloser Abhängigkeit verpflichtet. Großbritannien allein stand noch in Waffen gegen die drohende Weltdespotie; es waren durch Bonaparte kaum größere Interessen dort bedroht, als auf dem Festlande, aber das Bewußtsein davon war stärker, der Haß darum reger, die Leidenschaft des einmal begonnenen Kampfes zäher und ausdauernder, als unter den civilisirten Nationen des Continents. Auch auf der britischen Insel hat es an Elementen nicht gefehlt, die mit der dynastischen und höfischen Politik des Festlandes harmonirten, oder die ähnlich urtheilten, wie die schlaffe Ruhelust continentaler Friedensmänner, aber diese Regungen waren niedergehalten durch die schlichte populäre Einsicht in das nationale Interesse und die überlieferte Gewöhnung, die eigenen Angelegenheiten aus dem Gesichtspunkte dieses Interesses ebenso ernst wie rücksichtslos zu betreiben. Mit gutem Grunde ließ daher der neue Imperator Sturm läuten gegen den britischen Egoismus; war einmal auch in Altengland die kosmopolitische Verschliffenheit der Culturvölker des Festlandes und die eingebildete Humanität der Ohnmacht und Entnervung zur Herrschaft gelangt, hatte auch

dort die Liebe zur „ruhigen Bildung" den Trieb ruheloſer Thatkraft verdrängt, dann war der letzte Damm weggeräumt, der die abendländiſche Welt noch vor der neuen Cäſarenherrſchaft beſchützte.

Vorerſt war dazu noch keine Ausſicht; vielmehr hatte eben jetzt England ein unzweideutiges Pfand gegeben, daß es ihm mit dem Kriege Ernſt ſei bis zum Aeußerſten. Ungefähr in denſelben Tagen, wo in Paris das neue Kaiſerthum aufgerichtet worden (Mai 1804), war William Pitt an die Spitze der britiſchen Verwaltung zurückgekehrt. Das Miniſterium Addington hatte ſeine Miſſion erfüllt; berufen in einer Zeit, wo man einen Frieden ſchließen mußte, war die mildere Fraction der Tories wohl geeignet, den kurzen Waffenſtillſtand mit Bonaparte zu erhalten, aber nicht den Kampf auf Leben und Tod durchzufechten, der 1803 neu begonnen war, um erſt auf den Trümmern Napoleoniſcher Herrlichkeit ſeinen Abſchluß zu finden. So verſchieden die Parteien eines Pitt und For die Dinge ſonſt betrachteten, in dem einen Punkte waren ſie vollkommen einig, daß dieſe neue ungeheure Kriſis andere Kräfte der Leitung erfordere, als die Uebergangsminiſter der Jahre 1801—1803. Gern hätte Pitt eine Verwaltung gebildet, welche die Talente aller Parteien, die begabteſten Tories wie For in ſich vereinigte; war doch die Lage ſo beſchaffen, daß für die alten Parteigegenſätze zunächſt kein Raum mehr blieb, in einem Weltkampfe, der nur mit dem Siege oder dem Verfalle britiſcher Macht und Selbſtändigkeit enden konnte. Doch ſcheiterte das an dem Widerwillen des Königs, und das Miniſterium, das ſeit Mitte Mai 1804 die Geſchäfte übernahm, war rein toriſtiſch, ſeine Seele William Pitt. Der ungebeugte ariſtokratiſche Haß gegen die Revolution, die ſtolze Herrſchſucht Altenglands und die Unverſöhnlichkeit gegen Bonaparte kehrten damit in ihrer ſchroffſten Geſtalt an das Ruderzurück. Schon waren Deutſchland, die Schweiz, Holland, Italien und Spanien unter die Napoleoniſchen Gebote gebeugt; die franzöſiſchen Küſten ſtarrten von Waffen und kriegeriſchen Rüſtungen zu einer Landung auf der britiſchen Inſel; Irland, die wunde Stelle verjährten Stammeshaſſes und alter Unterdrückung, war in feindſeliger Gährung. Wenn je, ſo bedurfte jetzt Britannien eines Lenkers, der den Kampf mit der zäheſten Ausdauer, den vielſeitigſten und rück-

ſichtsloſeſten Mitteln aufnahm, der ihn mit Kopf und Herz bis zu Ende durchzuführen entſchloſſen war. Selbſt die Gegner mußten anerkennen, daß nur Pitt es war, der das vermochte.

Bis jetzt war der Krieg zwiſchen Frankreich und England zwar auf einem weiten Raume, aber nirgends mit den Kräften geführt worden, die eine Entſcheidung bringen konnten; er hatte den Charakter behalten, daß keiner der beiden kämpfenden Gegner die Mittel fand, den anderen ſelbſt anzugreifen, eine Landmacht ohne die erforderlichen maritimen Kräfte focht mit einem Seeſtaat, dem die continentalen Mittel des Kampfes fehlten. Darum fielen die Laſten und Opfer des Krieges zunächſt auf Dritte und Schwächere; Hannover mußte für England, die holländiſchen Colonien für Frankreich herhalten. Pitt kehrte mit dem feſten Willen an die Geſchäfte zurück, alle ſeine Kraft und Sorge daran zu ſetzen, daß ein neuer Krieg auf dem Feſtlande angefacht werde; nachdem er den kurzen Reſt der Seſſion von 1804 dazu verwendet, ein Geſetz zur Landesvertheidigung gegen die drohende fremde Invaſion mit dem Parlamente zu vereinbaren, war ſeine ganze Thätigkeit darauf gerichtet, ſich die Stütze einer neuen Coalition auf dem Feſtlande zu ſchaffen. Sie lenkte in jedem Falle die Wucht Bonaparte'ſcher Macht von der britiſchen Inſel ab; vielleicht gelang ihr ein entſcheidender Schlag gegen den ganzen Beſtand des neuen Kaiſerreiches. Als in den erſten Wochen des Jahres 1805 das Parlament wieder eröffnet ward, ſpielte die Thronrede auf vertraute Verbindungen mit den Mächten des Continents, beſonders mit Rußland an, deſſen Monarch „die ſtärkſten Beweiſe ſeiner weiſen und edlen Geſinnungen, ſowie ſeiner lebhaften Theilnahme an der Sicherheit und Unabhängigkeit von Europa gegeben habe;“ und in dem Budget, das Pitt vorlegte, fand ſich der bedeutſame Poſten von fünf Millionen Pfund Sterling „zur Unterſtützung der Mächte auf dem feſten Lande;“ die Coalition war alſo im Werden, oder vielleicht ſchon geſchloſſen.

Mit Rußland wenigſtens waren die erſten Einverſtändniſſe bereits angeknüpft, man durfte wohl ſagen, ſie waren niemals unterbrochen geweſen. Wenigſtens finden wir ſchon in einer Zeit, wo die ruſſiſch-franzöſiſche Freundſchaft äußerlich noch in voller Blüthe ſtand, vor dem Abſchluſſe des Reichsdeputationsreceſſes, ruſſiſche Diplomaten und Emiſſaire eifrig bemüht, die antibona-

parte'schen Stimmungen auf dem Festlande zu erforschen und über die Elemente künftigen Widerstandes namentlich am Wiener Hofe Revue zu halten*). Das deutsche Entschädigungsgeschäft war der letzte Act gewesen, in welchem die beiden großen Mächte des Westens und Ostens einträchtig zusammengewirkt hatten, und doch hatte gerade hier Rußland die peinliche Erfahrung machen müssen, daß es von Frankreich lediglich ins Schlepptau genommen war. Bonaparte hatte während dieser gemeinsamen Vermittelung die cisalpinische Republik in eine italische umgewandelt und sich zu deren Präsidenten machen lassen, Piemont mit Frankreich vereinigt, der Schweiz eine Verfassung aufgedrungen, die sie von Frankreich abhängig machte, und auch die deutsche Entschädigungssache selbst war ein Erfolg der französischen Politik, zu dem die Mitwirkung Rußlands gebraucht worden war. Wie aber der Krieg mit England ausgebrochen war, hatte sich die neue Bonaparte'sche Politik noch dreister über das Völkerrecht und die Unabhängigkeit der Staaten hinweggesetzt. Hannover war besetzt, die Weser und Elbe von den Franzosen verschlossen, die Häfen in Neapel, Toscana und dem Kirchenstaate militärisch occupirt; wie Holland, die Schweiz und Italien von Bonaparte bestimmt wurden, so wurde jetzt auch das Bourbonische Spanien in der Form eines Bündnisses seiner Lehensherrlichkeit unterworfen. Für einen ehrgeizigen Rivalen wie Rußland war jeder einzelne Uebergriff dieser Art vollkommen hinreichend, zum Widerstande zu reizen. Als damals im October 1801 Alexander den Bund mit Bonaparte geschlossen, dachte er an eine ehrliche Theilung der Macht in Europa; er hatte nichts dagegen, wenn sein Verbündeter da und dort seine Macht erweiterte, wenn nur ihm selber ein voller Ersatz dafür ward. Es war ihm aber in diesem ganzen Umsturze der alten Staaten und bestehenden Rechte nichts als Beute zugefallen; er sah sich vielmehr zum Werkzeuge Bonaparte'scher Machtentwickelung mißbraucht, und seine Einsprache z. B. gegen die Besetzung Norddeutschlands trug ihm nur die bittere Erfahrung einer abschlägigen Antwort ein. So ist denn auch seit dem Ausbruche des neuen britisch-französischen Krieges die Stellung der russischen

*) S. das Actenstück vom Jan. 1803 in den Lebensbildern aus dem Befreiungskriege III. 176 ff.

Politik gegenüber Bonaparte eine andere geworden. Die vom Czaren angebotene Vermittelung (im Sommer 1803) zeigt schon eine unzweideutige Hinneigung zu England. Die gleichzeitige Thätigkeit in Deutschland, namentlich in Berlin, verräth die Tendenz, sich an den deutschen Großmächten Verbündete, im Nothfalle gegen Bonaparte, zu erwerben. Auch stellt die russische Diplomatie bei ihren Vermittelungsanträgen zwischen Frankreich und England schon unverblümt die Forderung auf, daß Italien wie Norddeutschland, die Schweiz wie Holland dem Bonaparte'schen Einflusse entzogen werden müßten.

Noch sprach sich im Sommer 1803 dieses veränderte Verhältniß nur in einem kälteren äußeren Benehmen beider Mächte aus; aber der Groll wirkte unter der Oberfläche fort, und Bonaparte ergriff den ersten Anlaß, seinem bitteren Unmuthe gegen Rußland offen Luft zu machen. Daß die russische Diplomatie auch in den Zeiten freundlichsten Einvernehmens ihrem Widerwillen gegen den ersten Consul wenig Zwang angethan, wissen wir aus früheren Vorgängen; auch scheint es, daß sie bei den royalistischen Verschwörungen nicht loyal oder doch nicht vorsichtig gehandelt hat, wenigstens fand sich unter dem Personal, das an die russische Gesandtschaft in Paris attachirt war, auch ein Individuum, das die französische Polizei als mit in die große Conspiration von 1804 verwickelt verhaften ließ. Daß außer Frankreich eine Anzahl Emigranten im russischen Solde lebten und sich zum Theil als rührige Emissäre gegen die Bonaparte'sche Politik bemerkbar machten, war ohnehin eine bekannte Sache. Diesen Anlaß ergriff dann der erste Consul, um in einem leidenschaftlichen Ausfalle gegen den Grafen Markoff seinem Zorne über die russische Politik Luft zu machen. Aber es dauerte nicht lange, so nahm der Petersburger Hof dafür bittere Rache. Die Katastrophe Enghiens ward am Regensburger Reichstage und in Paris zum Gegenstande der für Bonaparte peinlichsten Beschwerden gemacht; der Hof selbst legte öffentlich Trauer an, es war schwer zu sagen, ob mehr aus gerechtem Mitgefühl für den Gemordeten, oder um den Mörder auf recht eclatante Weise zu züchtigen.

Wenn es nach diesen Vorgängen nicht sofort zum Bruche kam, so zeugte das nicht für den Frieden, sondern nur für den Mangel an kriegerischer Vorbereitung. Noch machte Rußland im

Sommer 1804 einen Verſuch diplomatiſcher Ausgleichung, indem es ſeine Beſchwerden in gemilderter Form zuſammenfaßte; Oubril, der Stellvertreter Markoffs, erhielt den Auftrag, eine befriedigende Antwort in Paris zu betreiben. Aber der ſtolz abweiſende Ton, den der neue Kaiſer anſchlug, vereitelte das; es blieb Oubril nichts übrig, als ſeine Päſſe zu verlangen, während der franzöſiſche Botſchafter in Petersburg das Gleiche that. In dem Augenblicke, wo Napoleon ſeine Rundreiſe am Rhein machte (Septbr.), war zwar der Ausbruch des Krieges noch nicht zu erwarten, aber die diplomatiſchen Beziehungen mit Rußland waren doch vorerſt abgebrochen.

Die Frage, ob Krieg oder Frieden, hing nun ganz von der Haltung der beiden Großmächte in Deutſchland ab; darum war Rußland eifriger als je beſchäftigt, die Stimmungen in Oeſterreich und Preußen in ſeinem Sinne zu lenken. Von Pitt rührig unterſtützt, ſuchte die ruſſiſche Diplomatie ſeit den letzten Monaten des Jahres 1804 die Fäden eines neuen antibonaparte'ſchen Bundes auf dem Feſtlande zuſammenzuknüpfen.

Wir haben die Schwankungen Oeſterreichs in der Zeit von 1803—1804 kennen gelernt: ſein inneres Grollen gegen Bonaparte und daneben ſeine äußere Geſchmeidigkeit, ihm zu Willen zu ſein. Auch die ruſſiſche Diplomatie, die ſich fortwährend eifrig in Wien umhertrieb, nahm dieſen doppelten Eindruck mit, daß es an Feindſchaft gegen Bonaparte dort nicht fehle, daß man aber zu ſchlaff und muthlos ſei, um ſich zum Widerſtande aufzuraffen. Sie beſchuldigte Cobenzl, er ſei von den Franzoſen erkauft; ſie fand, in ihrer Weiſe zu reden, alle Welt „jakobiniſch" geſinnt*). Es entging dem ſpürenden Scharfblicke dieſer ruſſiſchen Agenten nicht, wie es kam, daß man in Wien bei ſo viel Abneigung gegen die Franzoſen ihnen doch ſo viel Nachgiebigkeit bewies. „Das Land, heißt es in einem dieſer Berichte, iſt in voller Desorganiſation. Die Nullität des Oberhauptes, die Unfähigkeit der Miniſter, die Unordnung der Finanzen, der Mißcredit der Regierung, der üble Geiſt der Armee, die Unthätigkeit des hohen Adels, der abſolute Mangel an Talenten, die politiſche Vereinzelung und der Schrecken, den Bonaparte einflößt, Alles wirkt zuſammen, Oeſterreich

*) Lebensbilder III. 180.

aus der Reihe der Mächte ersten Ranges herauszudrängen. Der Erzherzog Karl ist der einzige Mann, der das öffentliche Vertrauen besitzt, aber es fehlt ihm an Energie, selbst sein physischer Zustand gibt ihm diesen Charakter. Man wirft ihm vor, er sei schlecht umgeben und gebe seinen Namen zu erbärmlichen Zänkereien her; wenn das aber auch nicht wäre, so könnte man auf ihn nicht zählen wegen der Schwäche seiner Gesundheit." Wie trostlos die Zustände sein mochten, ergibt sich am bezeichnendsten daraus, daß auch jetzt noch, nach allen Erfahrungen von 1793—1799, die Hoffnung der britischen und russischen Gegner Bonaparte's auf — Thugut gestellt war, obwol sie selber eingestehen mußten, daß sein Name im Lande gränzenlos verhaßt, sein Verhältniß zum Erzherzoge unheilbar verdorben war! Andere Berichte aus der gleichen Quelle klagen über den Verfall der Armee, den zuchtlosen, raisonnirenden Geist der Officiere, den Mangel baaren Geldes und aller anderen Mittel, womit der Krieg geführt werden müsse. Oder sie rügen den schlechten Ton der Hauptstadt, den Mangel aller häuslichen Zucht, die Sittenlosigkeit der Familien, die frühreife Verdorbenheit der Jugend, überhaupt die Wüstheit und Frivolität, wovon die ganze sogenannte gebildete Gesellschaft bedeckt sei*).

Diese Zeugnisse übertreiben gewiß nicht; der Mangel an sittlichem Nerv prägt sich ja nachher in der ganzen trostlosen Geschichte des Feldzuges von 1805 grell genug aus. Es waren nicht die Cobenzl, Colloredo und Mack allein, welche die unerhörte Schmach von Ulm und Preßburg verschuldet haben, das ganze Land hat daran seinen Theil gehabt, und selten hat sich ein Irrthum verhängnißvoller gestraft, als der optimistische Glaube der britischen Staatsmänner, es sei in Oesterreich anders geworden, als es vor den Tagen von Hohenlinden und Luneville gewesen war. Die sittliche Abstumpfung, der grobe Sinnengenuß und die platte Unzugänglichkeit gegen alles Hohe und Ideale hatten seitdem nur zugenommen.

Darüber täuschten sich diejenigen am wenigsten, die in Oesterreich selbst von der unermeßlichen Gefahr, die Deutschland bedrohte, die klarste Einsicht hatten: ein Mann wie Gentz z. B., dessen bedeutendster und bester Lebensabschnitt in diese Jahre fällt

*) Lebensbilder III. 178. 181.

und der so scharf und ahnungsvoll wie Wenige voraussah, welcher Krisis die deutsche Nation entgegenging. Seine Briefe aus jener Zeit beurkunden, wie lebhaft ihn die Frage unserer Zukunft damals beschäftigte und wie tief ihn der Mangel einer einheitlichen politischen Entwickelung Deutschlands bekümmerte. Er hat damals so revolutionäre Einheitsgedanken gehegt, wie nur irgend diejenigen waren, gegen welche er später als Staatspublicist des Metternich'schen Systems das Kreuz gepredigt hat. Da die politische Einheit unter einem Haupte einmal verloren war, bestand er um so eifriger darauf, daß die Staaten, die den deutschen Dualismus repräsentirten, wenigstens „in der Quelle des gemeinschaftlichen Verderbens die Mittel der gemeinschaftlichen Rettung suchten." Eine treue Verbindung zwischen Oesterreich und Preußen — hieß es in einer Denkschrift, die Gentz damals für den Erzherzog Johann schrieb*) — ist Deutschlands letzte und gleichsam sterbende Hoffnung. Von dem Augenblicke an, da Oesterreich und Preußen auf einer Linie stehen und sich nach einer Richtung bewegen, gibt es nirgends in Deutschland ein abgesondertes Interesse mehr. Unter die Flügel dieses mächtigen Bundes würden sich sogleich und ohne Widerrede alle großen und kleinen Fürsten begeben, die Gutgesinnten mit Ueberzeugung und Liebe, die Unpatriotischen aus Furcht. Es würden die Reichsgesetze ihr rechtmäßiges Ansehen wieder gewinnen, der Einfluß der auswärtigen Mächte, der vorzüglich, wo nicht allein, durch die Trennung der beiden Hauptmächte zu einem so empörenden Umfange herangewachsen, bald abnehmen oder gänzlich verschwinden; wir würden ebensowenig einen Landgrafen von Darmstadt, oder einen Fürsten von Nassau oder Isenburg die kaiserlichen Adler herabschlagen, die kaiserlichen Edikte zerreißen und die Reichsritterschaft mit Füßen treten, als französische Agenten den württembergischen Landtag dirigiren, oder französische Gensdarmen die Polizei in Baiern verwalten sehen. Aehnlich wie Stein acht Jahre später die widerstrebenden Fürsten des Rheinbundes als „Compensationsgegenstände" betrachtet sehen wollte, so meinte auch Gentz jetzt, müsse man die an Frankreich hingegebenen Fürsten des Südens und

*) Am 6. September 1804, s. Gentz' Schriften herausg. von Schlesier IV. 23 ff.

Westens behandeln. „Jetzt ist die wahre Politik, sie gänzlich ihrem Gange zu überlassen, von ihren Unterhandlungen und Cabalen mit Frankreich so wenig als möglich Kunde zu nehmen, aber beim ersten Ausbruch der Feindseligkeiten sogleich den Schauplatz des Krieges in ihre Länder zu verlegen und sie durchaus wie confiscirtes Gebiet, d. h. wie unser eigenes zu behandeln."

Fragte man freilich denselben Mann, der sich jetzt mit so kühnen und umwälzenden Gedanken trug, was für ein Vertrauen er in die österreichische Staatskunst und ihre Leiter setze, so gab es keinen Ausdruck der Geringschätzung, den er nicht gegen die Cobenzl, Colloredo und ihre Genossen angewandt hätte. Er stand diesen Persönlichkeiten nahe genug, um ein vollgültiges Urtheil geben zu können; sein Urtheil ist durch das ganze Jahr 1805 fast ohne Unterbrechung ein und dasselbe: daß eine dauernde Besserung nicht zu erwarten sei, so lange diesen Personen die Leitung der Dinge überlassen bleibe.

Die Erfahrung dieses verhängnißvollen Jahres hat bewiesen, daß Gentz seine Leute nur zu richtig beurtheilt hat. Sie folgten zwar jetzt der antibonaparte'schen Strömung, aber ohne die rechte Einsicht in die Bedeutung des Kampfes und ohne die Kraft, ihn mit den äußersten Mitteln zu führen. Die Neigung zum Kriege mit Frankreich war freilich in Oesterreich niemals ausgestorben; sie hatte sich selbst in den politischen Schwankungen der Jahre 1803 und 1804 hie und da vernehmlich genug kund gegeben. Die alten Niederlagen und Verluste waren dort nicht vergessen, und in den Augen der Aristokratie blieb Bonaparte der Emporkömmling und der Träger der revolutionären Ideen, auch wenn er sich mit der Krone Karls des Großen schmückte. Beschwerden über die französische Politik hatte Oesterreich nicht geringere zu führen als Rußland. Schon der Luneviller Friede war nicht so vollzogen worden, wie ihn die österreichische Politik verstand; die Schlichtung der inneren deutschen Händel im Reichsdeputationshauptschluß war eine Kette von Feindseligkeiten gegen den Kaiser gewesen. Die Einmischung in der Schweiz, die Umgestaltung der Lombardei, die Reunion Piemonts, die Bonaparte'schen Schöpfungen im übrigen Italien, das Schicksal Toscana's, die Occupation der Häfen von Livorno, Ancona und Tarent, das waren Eingriffe in das bestehende öffentliche Recht Europa's, die das

österreichische Interesse noch viel peinlicher als das russische berührten.

So gelang es denn auch jetzt dem russischen Bemühen, Oesterreich zu einem Vertrage zu bewegen, welcher die Grundlage der Coalition von 1805 geworden ist. Am 6. Novbr. 1804 schlossen Czartoryski und Tatischtscheff mit dem Grafen Stadion eine Defensivallianz, die Frankreichs weiterem Vorrücken eine Gränze zu setzen bestimmt war*). Darnach sollte bei dem geringsten weiteren Uebergriff Bonaparte's eine Armee von 350,000 Mann unter die Waffen treten, zu der Oesterreich 235,000, Rußland 115,000 Streiter zu stellen versprach. Zugleich versprach Rußland für englische Subsidien sorgen zu wollen. Im Falle des glücklichen Erfolges war Oesterreich die Adda- und Pogränze, die Wiedereinsetzung der jüngeren Linie in Toscana, der Gewinn von Salzburg und Baierns bis zum Inn zugesagt; in Italien sollte im günstigsten Falle die Restauration Sardiniens, Parma's, Modena's stattfinden, die süddeutschen Fürsten, wenn sie zum Kampfe mitwirkten, mit Eichstädt und einigen Parcellen der noch übrigen vorderösterreichischen Besitzungen entschädigt werden. Namentlich, wenn die volle Restauration in Italien gelang, war Oesterreich bereit, den Breisgau und die Ortenau hinzugeben und damit Baden zu entschädigen, wie Baiern mit Eichstädt abgefunden werden sollte.

Wer seit den letzten Wochen des Jahres 1804 auf die österreichische Regierung aufmerksam war, dem mußten ihre größere Thätigkeit, ihre Rüstungen, ihre Truppenmärsche auffallen, und wie sie den durchsichtigen Vorwand eines Gesundheitscordons benutzte, um gegen 50,000 Mann an der italischen Gränze zu sammeln. Napoleon entging dies nicht; er verlangte schon in den ersten Tagen des Jahres Erklärungen und erhielt sie auch im zuvorkommendsten Tone.

Während der Vertrag vom November ein Geheimniß Weniger blieb, so daß er selbst im Frühjahr 1805 noch nicht dem gesammten britischen Ministerium, sondern nur Pitt und Lord Mulgrave bekannt war, geschah ein weiterer Schritt zu dem continen-

*) S. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege I. 33 f. nach den Aufzeichnungen des Grafen Münster. Die Urkunde selbst zuerst bei Thiers V. 272 ff.

talen Bündniß gegen Bonaparte. Schweden ward durch einen Vertrag vom 3. December mit England, durch einen andern vom 14. Januar 1805 mit Rußland eng verknüpft und erklärte sich bereit, für eine Herstellung der „legitimen" Regierung in Frankreich alle seine Kraft aufbieten zu wollen. Am 11. April schlossen aber England und Rußland selbst zu Petersburg eine Allianz, als deren Zweck bezeichnet war: das Gleichgewicht Europa's herzustellen, Hannover und Norddeutschland zu säubern, Holland und die Schweiz unabhängig zu machen, Sardinien wiederherzustellen, Italien von der französischen Herrschaft zu befreien und überhaupt eine Ordnung der Dinge zu gründen, welche die Sicherheit und Unabhängigkeit aller Staaten verbürgen und als Schutzwehr gegen künftige Uebergriffe dienen könne. Auf wenigstens fünfmalhunderttausend Mann zählte man in diesem Kampfe, zu dem Rußland die Kraft seiner Waffen, England seine Subsidien aufzubieten versprach. Der Kampf war gegen Frankreich wie gegen seine Verbündeten gerichtet; Friede solle nur mit gemeinsamer Uebereinstimmung aller der Mächte geschlossen werden, welche diesem Bunde beigetreten sein würden. Die Streitkräfte, die Rußland, die Geldmittel, die England stellen wollte, waren im Einzelnen festgesetzt und in den Separatartikeln auch der Beitritt Oesterreichs und Schwedens nach den vorausgegangenen Verträgen in Aussicht gestellt. Die festländische Coalition war damit als abgeschlossen angesehen; nicht durch eine einzige große Bundesacte, wohl aber durch vier verschiedene Verträge der einzelnen Staaten waren zunächst England, Rußland, Oesterreich und Schweden zum erneuerten Kampfe gegen Frankreich vereinigt.

Eine diplomatische Denkschrift vom Januar 1805 bezeichnete als den Zweck dieses Bundes: Frankreich auf seine alten Gränzen zurückzuführen, durch die Vertheilung der Eroberungen eine starke Gränze gegen Frankreich aufzurichten und sich über ein allgemeines System des öffentlichen Rechts in Europa zu vereinbaren. Wie dies zu erreichen sei, darüber hat es an Vorschlägen und Projecten damals nicht gefehlt; neben den Entwürfen der britisch-russischen Diplomatie, die wenigstens ausführbar waren, ist auch manches politische Luftschloß aufgetaucht, womit sich Abenteurer an die verbündeten Cabinete und ihre Rathgeber herandrängten. Nicht Alles ist auf unfruchtbaren Boden gefallen. Zum Beispiel

der Vorschlag, Sardinien durch Genua zu vergrößern und als eine Mittelmacht zwischen Oesterreich und Frankreich aufzurichten, der Gedanke, ein Königreich der vereinigten Niederlande zu schaffen, wie er 1815 ausgeführt worden ist, und Preußen, falls es beitrat, am Rhein zu arrondiren, nach Osten ein polnisches Königreich nach verjüngtem Maßstab wiederherzustellen, dies und Aehnliches, dessen Vollendung erst ein Jahrzehnt später möglich ward, ist schon in den vertrautesten Kreisen der Coalition von 1805 namentlich durch Rußland angeregt worden. Ueberhaupt schien man weniger darüber in Verlegenheit, wie das Fell des Thieres zu vertheilen, als wie der Bär selber zu erlegen sei; wenigstens bildet der Ausgang des Kampfes von 1805 und der Vertrag von Preßburg eine bittere Kehrseite zu den politischen Entwürfen und Seifenblasen, womit sich die Coalition im Frühjahr 1805 getragen hat.

Aber Eines ergab sich aus diesen noch unfertigen Projecten: daß die Glieder des neuen Bundes den Krieg gegen Bonaparte im größten Stile führen und den verworrenen Zustand der europäischen Staatenwelt durch die radicalsten Mittel heilen wollten. Zwar hatte Pitt in dem Vertrage Vieles von dem beseitigt, was der kosmopolitische Ehrgeiz Alexanders als Grundlage einer neuen europäischen Ordnung unter russischem Schiedsgericht ansah; aber der Vertrag vom 11. April unterschied sich doch auch wieder von einer gewöhnlichen Allianz in wesentlichen Stücken; erst in dem großen Kampfe von 1813—1815 sind ähnliche Gesichtspunkte wieder zur Geltung gelangt. Der Vertrag erstrebte eine gemeinsame Union *aller* europäischen Staaten gegen Bonaparte, er legte sich ein Recht des Zwanges gegen die Widerstrebenden bei, er wollte alle Eroberungen nur als gemeinsame Angelegenheit betrachtet, die politische Verfassung der Länder nicht durch Gewalt der Waffen aufgedrungen wissen, ein Congreß sollte das neue Völkerrecht und eine feste europäische Ordnung aufstellen, wie sie dem Interesse jedes Staates entsprach. Daß dazu selbst die Kräfte der vier verbundenen Mächte vielleicht kaum hinreichten, verhehlten sich die Staatsmänner der Coalition nicht; man bedurfte dazu, von Neapel und den kleineren deutschen Staaten nicht zu reden, vor Allem der thätigen Mitwirkung Preußens. Rußland hatte im Mai 1804 jene gemeinsame Erklärung von Preußen erlangt,

die den Schutz des deutſchen Nordens gegen Bonaparte bezweckte; der Czar ſah darin den erſten Schritt zu einer Allianz, er ahnte nicht, daß damals Preußen, um ja ſeine neutrale Poſition zu behaupten, zugleich mit Frankreich ein Abkommen unterzeichnet hatte! So ſchickte er jetzt (Jan. 1805) ſeinen Adjutanten Ferdinand von Wintzingerode, der aus heſſiſchen und kaiſerlichen Dienſten in ruſſiſche übergetreten war, nach Berlin, mit dem doppelten Auftrag, Preußen mit der ſchwediſch-ruſſiſchen Allianz zu imponiren, faſt zu drohen, und es zugleich durch die Ausſicht auf ergiebige Vergrößerung zum Eintritt in die Coalition zu locken. Es war damals Pitts Meinung, mit dem Verſprechen des linken Rheinufers und ſelbſt Belgiens ließe ſich Preußens Mitwirkung wohl erlangen; Rußland wollte ſo freigebig nicht ſein, es betrieb ſchon damals den Gedanken eines vereinigten Königreichs der Niederlande, das man für die Oranier herſtelle, aber darüber war man einig, daß der Verſuch gemacht werden müſſe, Preußen zugleich durch das Schreckbild eines nahen Krieges dicht an ſeinen Gränzen und durch die Lockſpeiſe einer bedeutenden Vergrößerung nach Weſten aus ſeiner unthätigen Stellung herauszudrängen.

Es war in der That für Preußen die Stunde gekommen, wo es an das Unmögliche gränzte, ſeine ſogenannte Neutralität zu erhalten. Guſtav IV. von Schweden, deſſen ungeduldiger Haß gegen Bonaparte bekannt und durch pöbelhafte Ausfälle im Moniteur zur äußerſten Erbitterung geſteigert war, hatte ſich in dem Vertrage vom 3. December gegen England verpflichtet, am Kriege Theil zu nehmen, das hannover'ſche Corps, das in engliſchen Dienſten ſtand, nach Pommern hereinzulaſſen, dem Handel Englands, der von der Elbe und Weſer ausgeſchloſſen war, ſeine deutſchen Gebiete zu öffnen. Es war alſo vergeblich, daß Preußen im Mai und Juni 1804 zum Schutze norddeutſcher Neutralität die beiden Verabredungen mit Rußland und Frankreich zugleich geſchloſſen; nun drohte doch die Gefahr, daß dicht an den Gränzen der Krieg losbrach und ſich vielleicht ſchon in nächſter Zeit Hannoveraner, Schweden und Franzoſen unter den Mauern von Stralſund bekämpften. Wenigſtens war Guſtav der Mann nicht, der ſeinem Groll diplomatiſche Feſſeln angelegt oder aus ſeiner Feindſchaft gegen Frankreich ein Hehl gemacht hätte. Es war denn auch bald in Berlin bekannt, wie es ſcheint, zuerſt durch Winke, die

Napoleon gab, was man in Pommern zu erwarten hatte. Die preußiſche Regierung mochte ſich wohl mit dem Gedanken tröſten, daß der drohende Störer der Neutralität nur ein ſchwacher und ungefährlicher Nachbar ſei; denn Hardenberg gab (24. December) in ungewohnt barſchem Tone die Erklärung an Schweden: wenn es nicht aufhöre Frankreich zu reizen, ſo werde der König von Preußen ſich genöthigt ſehen, entſcheidende Maßregeln zu treffen, damit nicht Schweden die Ruhe und Sicherheit Norddeutſchlands ſtöre. Aber Schweden hatte ſich bereits nach einem Rückhalt umgeſehen, und als der drohende Wink Preußens in Stockholm eintraf, ward dort eben (14. Januar) der Bundesvertrag mit Rußland abgeſchloſſen, der aller Vorausſicht nach auch ruſſiſchen Truppen den Weg nach Pommern öffnen mußte. Unter dieſen Umſtänden war eine Neutralität für eine Großmacht unwürdig und gefährlich, wenn nicht geradezu unausführbar. Es war denn auch das Anſehen der preußiſchen Politik in Aller Augen ſchon ſo tief herabgedrückt, daß nirgends die Möglichkeit einer Neutralität Preußens angenommen, ſondern lediglich auf Mittel geſonnen ward, wie man am raſcheſten die Monarchie Friedrichs des Großen zur Theilnahme an dem Coalitionskriege bereden oder zwingen könne. Die ruſſiſche Staatskunſt, ihren Traditionen getreu, neigte zur Anwendung von brutalen Drohungen. Schon in dem Novembervertrag mit Oeſterreich war feſtgeſetzt, daß ein ruſſiſches Beobachtungsheer gegen Preußen aufgeſtellt werde; in dem Tractat vom 11. April ward dann ſpäter einfach als Regel angenommen, Jeden, der nicht für die Coalition ſei, als Feind zu behandeln*).

*) Im 8. Separatartikel heißt es: Comme il est possible que la séduction que le gouvernement français tâche de repandre dans les Cabinets des differents états de l'Europe pourroit engager l'un ou l'autre de ces états, à mettre obstacle aux effets salutaires qui forment le but de la présente Convention, ou même à employer des mesures hostiles contre l'une des hautes parties contractantes malgré leurs efforts pour établir en Europe un ordre des choses équitable et permanent, L. M. Britannique et Russe conviennent de faire cause commune contre toute puissance qui par l'emploi de ses forces, ou par une liaison trop étroite avec la France pourroit mettre des obstacles réels au développement de ces mesures, que les hautes parties contractantes pourroient prendre pour

Man muß ſich dieſe Stimmungen vergegenwärtigen, um die Sendung Wintzingerode's richtig zu würdigen. Wohl hatte er den Auftrag, durch verführeriſche Ausſichten der Vergrößerung Preußen in die Coalition zu locken, aber der Grundton ſeiner Miſſion war Drohung und Trotz. Selbſt die Verſprechungen zeugten von der geringen Achtung, in welcher die preußiſche Politik ſchon ſtand. Nicht daß man Preußen für würdig gehalten hätte, es in die ſchon fertigen Anfänge der neuen Coalition einzuweihen; es ward über das Weſen der ruſſiſchen Verbindungen mit Oeſterreich, mit England, mit Schweden auch jetzt noch im Ungewiſſen erhalten. Es war planmäßige Taktik, Preußen nichts davon merken zu laſſen, wie tief Rußland ſchon mit England verflochten ſei, und ſo, indem man es hinterging, es in die Coalition hereinzulocken. Dagegen brachte der ruſſiſche General ein Schreiben ſeines Herrn, worin der Czar in herbem Tone die Drohungen Hardenbergs gegen Schweden mit gleicher Münze erwiederte und für den Fall, daß Preußen ſeine Maßregeln gegen Pommern verſuchen wollte, darauf hinwies, daß zwiſchen Schweden und Rußland Verträge beſtänden, die Rußland mit zum Schutze jener Provinz verpflichteten.

Wintzingerode blieb bis Ende März in Berlin, ohne ſeinen Zweck zu erreichen; es mochte wohl ſein, daß er in den Augen der preußiſchen Staatsmänner zur Verführung zu rauh und trotzig erſchien, zur Einſchüchterung aber zu viel lockte und ſchmeichelte. Er ging dann nach Wien, fand dort die willigſte Aufnahme und rächte ſich für ſein Mißlingen in Berlin durch grobe Ausfälle gegen die preußiſche Politik, die zwar der alten Antipathie gegen Preußen gut in die Ohren klangen, aber von dem einzigen geſunden und richtigen Wege, dem eifrigen Bemühen Oeſterreichs um die Allianz mit Preußen, haben ablenken helfen. Drum war

---

alteindre le but, qu'elles se proposent par leur présent accord. Das war in erſter Linie gegen Preußen, dann auch gegen Baiern u. ſ. w. gerichtet, in jedem Falle alſo Preußen mit Baiern, Württemberg, Baden u. ſ. w. in eine Kategorie geſtellt! Und in dieſem Augenblick hatte die loyale Preſſe die Naivetät, zu verkündigen: „Noch nie erhob ſich die preußiſche Politik auf den erhabenen Standpunkt, auf dem ſie ſich jetzt befindet; Berlin iſt in dem gegenwärtigen Augenblick gleichſam der Brennpunkt der Diplomatik.“ Polit. Journ. 1805. I. 418.

es auch die Ansicht der geschcidtesten Politiker in Wien, die freilich nicht die einflußreichsten waren, daß Wintzingerode's Sendung doppelten Schaden gethan: einmal weil sein brutaler Trotz Preußen mehr abstieß als anzog, dann indem seine Ausfälle in Wien nur eben denen gelegen kamen, die sich den einzig richtigen Weg, ein aufrichtiges Zusammenstehen Oesterreichs und Preußens, gern ersparten*).

In Berlin hatte der russische Unterhändler höchstens die einzige Wirkung erreicht, daß man sich beunruhigt fühlte durch diese unerwartete Haltung Rußlands, mit dem man sich, wie mit aller Welt, in vollem Einverständniß glaubte. Um Aufklärung und Beruhigung zu erhalten, sandte der König (April) den General von Zastrow nach St. Petersburg. Derselbe kam in dem Moment dort an, wo die entscheidende Allianz mit England unterzeichnet war. Man empfing ihn mit dem Uebermuth eines eben erfochtenen Sieges; er mußte aus Czartoryski's Munde bittere Vorwürfe hören über die Politik Preußens und dessen blinde Hingebung an Frankreich. Aus jedem Wort sprach das Bewußtsein, daß man halb Europa hinter sich habe. Nicht als wenn die russischen Staatsmänner den preußischen Abgesandten in die Verträge vom November, December, Januar und April eingeweiht hätten, aber sie deuteten doch unverblümt darauf hin, daß Rußland noch auf andere Kräfte als nur seine eigenen zu rechnen habe. Der Kaiser selbst sagte es Zastrow mit dürren Worten, daß man der österreichischen Hülfe versichert sei. Neben dem Trotz ward dann auch die Geschmeidigkeit nicht gespart; wie Wintzingerode zu Berlin, so wandten der Czar und seine Rathgeber in Petersburg abwechselnd milde und herbe Mittel an, um die preußische Politik kirre zu machen.

Auf die Stimmungen in Berlin machte dies Alles doch nur den einen überwiegenden Eindruck, daß eine Kriegsgefahr vorhanden sei, die man nicht rasch genug beschwören könne. Wie nahe, ja wie unvermeidlich der Ausbruch eines neuen europäischen Kampfes war, davon hatte man in Berlin noch keine Ahnung; es schien vielmehr dort, als sei für die Männer der Neutralität und Vermittlung jetzt der rechte Zeitpunkt gekommen. Die an sich

*) S. Gentz Schriften, herausg. von Schlesier, IV. 62. 159.

ehrenwerthe, aber mißleitete und verblendete Friedensliebe des Königs, Hardenbergs Hinneigung zu diplomatiſchem Flickwerk und der Rath von Haugwitz, der ſchon bei Wintzingerode's Anweſenheit wieder eingeholt war, trafen im Ganzen darin zuſammen, daß es Preußens Beruf ſei, den drohenden Brand diplomatiſch zu löſchen. Es iſt vielleicht nie die Politik eines Großſtaates in einer ſo unſchuldigen Unkenntniß der Weltlage geweſen, wie damals die preußiſche, und ſelten eine Politik des Friedens und der Vermittlung ſo handgreiflich düpirt und mißbraucht worden wie ſie.

Nach den Verträgen der Coalition*) ſollte dem Ausbruch des Waffenkampfes eine letzte Unterhandlung vorangehen, in der man an Bonaparte ein Ultimatum richtete, deſſen Verwerfung den Krieg nach ſich ziehen mußte. So wie die Dinge jetzt geſtaltet waren, konnte dieſe letzte Verhandlung nur den Erfolg haben, den Bruch noch einige Zeit zu verzögern, bis Oeſterreich vollends gerüſtet und die halbe Million Soldaten auf dem Kampfplatze ſtand; denn es war nicht zu erwarten, daß Bonaparte irgend einen ſeiner Vortheile ohne Kampf aus der Hand geben werde. Von kundigen Zeugen wird daher auch verſichert, daß, während Rußland ungeduldig war, loszuſchlagen, im Kreiſe der britiſchen Politik der Gedanke dieſer letzten Friedensvermittlung entſprungen ſei**). Man brauchte alſo Jemanden, der die undankbare Mühe übernahm, für eine aller Erwartung nach fruchtloſe Unterhandlung den Briefträger abzugeben; und man dachte dieſe Rolle Preußen zu! In demſelben Moment, wo Wintzingerode in Wien gegen Preußen lärmte und Zaſtrow in Petersburg zu ſeiner Ueberraſchung hören mußte, daß der Krieg ſo gut wie unvermeidlich ſei, ſchrieb Alexander an den König (12. April), er möge ſeinem Unterhändler Päſſe nach Paris ertheilen. Es iſt kein Zweifel, daß diesmal Bonaparte viel loyaler gegen die preußiſche Politik gehandelt hat, als Rußland und ſeine Alliirten. Wie man in Berlin mit beiden Händen zugriff und ſich bei Napoleon für die Zulaſſung des ruſ-

*) S. den Vertrag vom 11. April Art. XI. separé bei Martens T. IV. supplément. S. 166.

**) Gentz IV. 61. Lebensbilder I. 33. Vgl. über die Nowoſilzoff'ſche Miſſion Lucheſini I. 277 f. Bignon IV. 195 ff. 258 ff. Lefebvre II. 65 f. 68. Thiers V. 281 f. 308 f. Doch ſcheint uns der Letztere der ruſſiſchen Politik viel friedlichere Geſinnungen zuzutrauen, als ſie in der That gehegt hat.

ſiſchen Unterhändlers, Nowoſilzoff, ſofort verwandte, ward dieſe Verwendung von dem franzöſiſchen Kaiſer zwar nicht abgewieſen, aber doch auch nicht verhehlt, wie wenig er ſich von ſolch einer verſpäteten Friedensmiſſion verſpreche. Seine Aeußerungen (Mai) und der Ton ſeiner Diplomaten ließen erkennen, daß man in Paris die Politik Rußlands richtiger verſtand als zu Berlin. Denn während Preußen vorher und jetzt ſich mit Vermittlungsentwürfen trug und Hardenberg, als Nowoſilzoff aus England zurückkam, wo er eben die letzte Hand an die Coalition gelegt, dem franzöſiſchen Geſandten verſicherte, der ruſſiſche Staatsmann habe eine wiſſenſchaftliche Reiſe zum Studium der britiſchen Geſetzgebung unternommen, machte man in Paris kein Hehl daraus, daß man in dem ruſſiſchen Unterhändler einen Agenten Englands erblicke und ihn als ſolchen behandeln werde.

Es ſcheint uns unbillig, Preußen allein anzuklagen, daß es der Coalition von 1805 nicht beitrat; das Getreibe der Verbündeten, namentlich Rußlands, trägt einen großen Theil der Schuld. Daß man ſich gegen Preußen ſolche Unſchicklichkeiten erlaubte, war freilich nur eine Rückwirkung der Berliner Politik und des Eindruckes, den ſie nach Außen machte. Wie ſtand ſie jetzt wieder da, in dem Augenblick, wo ein Weltkrieg drohte! Dem ruſſiſchen Unterhändler beſorgte ſie die Päſſe und erſchien als Vertraute der Coalitionspolitik, ohne doch irgend in deren Geheimniſſe eingeweiht zu ſein; ſie that es, weil ſie zugleich Napoleon damit angenehm zu ſein meinte, deſſen Mißtrauen eben durch dieſe Allerweltsgefälligkeit am erſten geweckt werden mußte. Man hat der preußiſchen Politik gewiß Unrecht gethan, wenn man ſie damals und ſpäter tiefer Verſchlagenheit oder gar berechneter Perfidie beſchuldigte; in dieſem Augenblick, wo der König und Hardenberg ſie leiteten, Haugwitz höchſtens einmal aus der Ferne gefragt ward, ſind nicht einmal kleine Doppelzüngigkeiten, wie ſie in des Letzteren Art lagen, aufzufinden. Aber dahin hatte es der Mangel an Entſchluß und Thatkraft jetzt gebracht, daß Preußen im Augenblick eines europäiſchen Krieges zu Petersburg, London und Wien für Bonapartiſch geſinnt galt und zu Paris ein leiſer Verdacht ruſſiſcher Hinneigung auftauchte, während in der That keines von beiden der Fall war, ſondern Preußen anfing, völlig iſolirt zu ſein.

Ein ungünſtiges Vorzeichen für den Eintritt Preußens in die Coalition war das Zerwürfniß mit Schweden, das in dieſem Augenblick mit allem Eclat zum Ausbruch kam. Guſtav IV. hatte die erwähnte Drohung Hardenbergs nicht unerwiedert gelaſſen, ſondern ſich auf ſeine Selbſtändigkeit und den Rückhalt, den ihm ſeine Allianzen gewährten, berufen; Preußen hatte dann durch Rußland die Erklärung wiederholen laſſen (März), daß es einen bewaffneten Angriff von Pommern aus nicht geſtatten werde. Damit ſchien die Sache zunächſt erledigt, als mit einem Male der ſchwediſche Monarch einen ganz andern Anlaß ergriff, um Preußen in der empfindlichſten Weiſe zu beleidigen. Napoleon und Friedrich Wilhelm III. hatten ſich gegenſeitig ihre höchſten Orden zugeſchickt; ſieben große Bänder der Ehrenlegion kamen nach Berlin, eine gleiche Zahl ſchwarzer Adlerorden ging als Gegengabe nach Paris. Dieſen nicht ungewöhnlichen Vorgang diplomatiſcher Courtoiſie nahm Guſtav IV. jetzt als Anlaß (April), ſeine Decoration des ſchwarzen Adlerordens in einem unartigen Schreiben nach Berlin zurückzuſenden; es erſchien ihm „als eine Verletzung der Ordensgeſetze," den Orden zugleich mit dem franzöſiſchen Kaiſer zu tragen. Der preußiſche Geſandte verließ natürlich Stockholm und der General Schmettau ſchickte zur Vergeltung ſeinen ſchwediſchen Orden an den König zurück. An ſich hätte es nichts Auffallendes gehabt, mit einem Monarchen in Händel zu gerathen, deſſen Zurechnungsfähigkeit täglich zweifelhafter ward, aber der Vorfall war darum jetzt von Bedeutung, weil er im Zuſammenhang mit allem Andern zeigte, wie weit man von einem Beitritt Preußens zu dem großen antifranzöſiſchen Bündniß entfernt war.

Indeſſen trat der Fall ein, auf welchen in den Verträgen der Coalition der Ausbruch des Krieges geſtellt war; neue Uebergriffe der Bonaparte'ſchen Politik ließen den verbundenen Mächten kaum eine Wahl mehr, ob ſie Frieden halten oder zum Kriege ſchreiten wollten. Zuerſt berichtete der Moniteur, daß die italieniſche Republik (17. März) dem Kaiſer der Franzoſen die eiſerne Krone zu Füßen gelegt und daß er ſie angenommen habe. Am Tage nachher verkündigte er vom Throne herab, er werde ſeiner Schweſter Eliſe das Fürſtenthum Piombino ertheilen; der erſte kleine Anfang,

die Bonaparte'ſche Sippſchaft als feudale Ableger der franzöſiſchen Monarchie in fremdes Erdreich zu verpflanzen. Zugleich erhielt Holland eine neue Verfaſſung, welche die bataviſche Republik in noch tiefere Abhängigkeit gegen Frankreich herabdrückte und zu dem Bonaparte'ſchen Lehnskönigthum Holland die Wege bahnte.

Bald folgte Anderes, was wie ein Trotz gegen die geheimen Verabredungen der Coalition klang. Im Triumph zog der neue König von Italien durch die Lombardei; die Blätter waren erfüllt mit den Feſtſchilderungen der Krönung zu Mailand. Mitten in dieſem Jubel kam ein Decret (9. Juni), welches das Scheindaſein der liguriſchen Republik aufhob und Genua mit Frankreich vereinigte. Hier wie bei den Lombarden nahm Bonaparte den Schein an, durch freiwillige Bitten dazu gedrängt zu ſein; der franzöſiſche Miniſter Champagny erließ einen Aufruf an das genueſiſche Volk, worin mit wahrhaft beleidigender Dreiſtigkeit das Glück geprieſen war, „mit einer großen Nation an Segen und Ruhm Theil nehmen zu dürfen.“ Nach dieſen Proben konnte es kaum mehr Aufſehen erregen, wenn auch Lucca dem Fürſtenthum Piombino zugetheilt, wenn Parma, Piacenza und Guaſtalla der 28. franzöſiſchen Militärdiviſion einverleibt wurden (21. Juli).

Herausfordernder noch als dieſe Gewaltſtreiche klang der herriſche Ton, in welchem der neue König von Italien auftrat. Es wurde Heerſchau gehalten an denſelben Stellen, wo die öſterreichiſchen Armeen Niederlagen erlitten hatten, und mit triumphirendem Nachdruck das Andenken an die franzöſiſchen Siege erneuert. Einen Geſandten der Königin Karoline von Neapel ſchnaubte der Imperator bei öffentlicher Audienz im Wachſtubentone an und überſchüttete den Diplomaten, der einer Ohnmacht nahe war, mit den gröbſten Schmähungen gegen ſeine Königin. „Niemals“, verkündete der Moniteur am 19. Juni, „hat Frankreich Truppen gehabt, die ſchöner waren, gewandter manövrirten und von beſſerem Geiſte beſeelt waren. Sieht man auf dies Lager, dann auf das von Marengo, weiß man, daß wir außerdem eine Diviſion zu Genua, eine andere zu Florenz, eine dritte zu Neapel haben, ſo ſieht man, daß wir gegenwärtig mehr Truppen als jemals in Italien haben, ungerechnet das italieniſche Heer, das ſich unter ſeinen Führern bildet und von Begierde glüht, ſich ſeines Beherrſchers werth zu zeigen. Wenn man mit ſo viel Macht nichts erſtrebt, als den

Frieden zu gleichen Bedingungen, ſo kann man die Verblendung einer Macht begreifen, welche nicht die Kraft beſitzt, die Ruhe und das Glück derer zu beeinträchtigen, welche ſie bekämpfen will."

Dieſe ſoldatiſche Drohung verfehlte ihren Eindruck nicht, am wenigſten auf Oeſterreich, das nachher von dieſer Herausforderung in einem diplomatiſchen Actenſtück ausdrückliche Erwähnung that. Es war nun keine Zeit mehr, zu zögern; die Eventualität, auf welche die Verträge der Coalition berechnet geweſen, war in verſtärktem Grade eingetreten. Zunächſt fiel denn auch die Nowoſilzoff'ſche Friedensmiſſion zu Boden. Der ruſſiſche Unterhändler war Ende Juni in Berlin eingetroffen und wartete auf die Rückkehr des Königs, der ſich in Franken befand; große Eile ſchien Rußland mit ſeiner Friedensſendung nicht zu haben. Wir können uns denn auch nicht überzeugen, trotz Allem, was franzöſiſche Geſchichtſchreiber, namentlich Thiers, dagegen anführen, daß es mit der ganzen Sendung Ernſt war oder Rußland wirklich ſo gemäßigte Friedensanträge an Bonaparte bringen wollte, wie von ihnen behauptet wird. Für Preußen mochten wohl dieſe angeblichen Anträge berechnet ſein, um durch die ſcheinbare Mäßigung Rußlands die Schuld Napoleons an dem Kriege in den Augen Friedrich Wilhelms III. zu vergrößern; im Uebrigen zeigt die ganze Lage, das Zögern und die Art des Bruches, daß es damit kein Ernſt mehr war. Wie die Vereinigung Genua's mit dem Kaiſerreich erfolgt war, ergriff Rußland bereitwillig dieſen Anlaß, in brüsker Weiſe abzubrechen. Am 10. Juli gab Nowoſilzoff ſeine Päſſe zurück, wenige Tage ſpäter verließ er Berlin. Es geſchah in Formen, die ſichtbar berechnet waren, auch Preußen gegenüber dem franzöſiſchen Kaiſer zu compromittiren. Nowoſilzoff nahm die Miene an, als habe der Berliner Hof den Vermittler bei einer Unterhandlung gemacht, die „mit dem Chef der franzöſiſchen Regierung" oder, wie er ſich auch ausdrückte, „mit Bonaparte" gepflogen werden ſollte; es ſollte auf Preußen der Schein geworfen werden, als ſei es auf ſo beleidigende Proceduren eingegangen *).

*) In dem Briefe Alexanders an den König (vom 12. April) war der Wunſch ausgeſprochen, „que ce négociateur se présentât à Paris comme un simple voyageur. Plus tard il le revêtirait d'un caractère public, la nature des titres qu'avait pris le chef du gouvernement fran-

Die letzten Erklärungen des ruſſiſchen Unterhändlers waren von der Art, daß der franzöſiſche Geſandte zu Berlin im Recht war, wenn er einfach ihre Annahme verweigerte. Dies und der Federkrieg, den der Moniteur jetzt gegen Rußland eröffnete, ließ kaum einen Zweifel darüber, daß der Krieg unvermeidlich geworden war.

Auch für Oeſterreich waren die letzten Vorgänge in Italien der Anlaß, aus ſeiner Zurückhaltung herauszutreten. Als Napoleon ſeinen Entſchluß, die italiſche Krone anzunehmen, nach Wien gemeldet, ließ der Beſcheid lange auf ſich warten; man konnte verſucht ſein, in den geſteigerten Rüſtungen Oeſterreichs die Antwort zu ſehen. Wie dann Napoleon ſich beſchwerte und unzweideutige Erklärungen verlangte, gab man zwar friedliche Worte, aber die Handlungen ſtanden damit im Widerſpruch. Schon zu Ende März legte der Erzherzog Karl das Präſidium des Hofkriegsrathes nieder; ihm folgten als Präſident und Vicepräſident der Graf Latour und Fürſt Karl Schwarzenberg*). Peter von Duca, einer von den Leuten, die des Erzherzogs gutmüthige Nachſicht mißbrauchten, ward von ſeiner Stelle als Generalquartiermeiſter ins Banat verſetzt und der Feldmarſchalllieutenant Mack ihm zum Nachfolger gegeben**). Die Eingeweihten erblickten darin das Zeichen eines Syſtemwechſels; die Freunde der ener-

---

çais l'empêchant pour le moment de s'adresser directement à lui dans les formes officielles." Damit übereinſtimmend hatte ſich Hardenberg am 28. April in der Note an Talleyrand ausgeſprochen, die Bignon IV. 260 im Auszug mittheilt und worin man franzöſiſcher Seits nichts Anſtößiges fand. Das gab jetzt Nowoſilzoff Anlaß, den Schein anzunehmen, als habe Preußen in Formen eingeſtimmt, die Napoleon perſönlich beleidigen mußten. Es iſt das einer von den vielen charakteriſtiſchen Zügen, durch die ſich Rußland in der Kriſis von 1805 kennzeichnete und die den Schlüſſel dazu gaben, warum ein Mann wie Gentz, der die preußiſche Politik auf's bitterſte beklagte, doch über die ruſſiſche Brutalität und Doppelzüngigkeit noch erbitterter war als über Preußen.

*) „Der neue Kriegspräſident," ſagen die Lebensbilder aus dem Befreiungskriege I. 469, „ein alter hitziger Wallone, Graf Maximilian Baillet la Tour, war ein Buch voll leerer oder ausgewiſchter Blätter, zwiſchen ſeinem Vicepräſidenten Fürſten Carl Schwarzenberg und zwiſchen dem neuen Generalquartiermeiſter Carl Freiherrn von Mack ſauber eingebunden und ſtark gepreßt. Die Wiener hießen ihn immer die alte Kriegstrommel, weil man nie etwas von ihm gehört habe, außer er war geſchlagen worden."

**) S. Allg. Zeit. S. 379. 380. 491. Vgl. Gentz a. a. O. 57 f.

giſchen Kriegführung, z. B. Gentz, prieſen es als ein glückliches Ereigniß, daß der Erzherzog, d. h. insbeſondere die nachläſſigen Freunde, die ſeinen Namen mißbrauchten, Duca und Faßbender, den leitenden Einfluß verloren hatten. Obwol Gentz ſelbſt eingeſtand: „die Art, wie dieſe Revolution ausgeführt wurde, war wie Alles, was hier geſchieht, ungeſchickt, plump, dumm, verkehrt" — ſo rühmte er die Veränderung doch als einen ohne Zweifel wohlthätigen Wechſel. Einzelne Anzeichen deuteten bereits auf gewaltſamen Bruch. Als Genua dem Kaiſerreich einverleibt ward, machte der diplomatiſche Vertreter Oeſterreichs bei der liguriſchen Republik, Giuſti, Miene, dagegen öffentlich zu proteſtiren; Napoleon ließ es ihm mit dem Bedeuten unterſagen, er werde einen ſolchen Schritt als Kriegserklärung anſehen. Die Proteſtation unterblieb, aber der Wiener Hof ſäumte nicht mehr, ſich zum Schlage fertig zu machen.

Um Mitte Juli ſaßen Collenbach, Schwarzenberg und Mack mit Winzingerode in Wien zuſammen, um über die Stärke der aufzuſtellenden Armeen, ihren Marſch, ihre Verpflegung und den ganzen Operationsplan ſich zu verabreden. Außer den öſterreichiſchen Streitkräften, die angeblich mehr als dreimalhunderttauſend Mann betrugen, ſollte eine erſte ruſſiſche Armee, etwa ſechszigtauſend Mann ſtark mit 200 Kanonen, am 20. Auguſt von der Gränze Galiziens aufbrechen, um gerade zwei Monate ſpäter am Inn einzutreffen und ſich mit den dort aufgeſtellten Oeſterreichern zu vereinigen. Ihr ſollte ein zweites ruſſiſches Heer fünf Tage ſpäter folgen; der Czar hatte zwar die Meinung, daß dies mit dazu verwandt werden ſollte, um gegen Preußen den Zwang zur Freundſchaft zu üben, der die Lieblingsidee der ruſſiſchen Politik war; aber Oeſterreich ſprach den dringenden Wunſch aus und Winzingerode verhieß ihn zu befürworten: daß auch dies zweite Heer der Richtung des erſten ſo raſch wie möglich folgen möge, um die Operationen gegen den Südoſten Frankreichs recht wirkſam zu unterſtützen.

Im Allgemeinen war als Operationsplan angenommen, daß Oeſterreich am Inn eine Armee von 89,000 Mann aufſtelle, dann nach Baiern bis an den Lech vorrücke, um dort die beiden ruſſiſchen Hülfsheere, die man auf 90,000 Mann anſchlug, zu erwarten. Während ſich ſo in Süddeutſchland eine Heeresmacht von

180,000 Mann verſammelte, ſollte Oeſterreich in Italien Streitkräfte bis zur Zahl von 142,000 Mann vereinigen und damit zunächſt die Feſtungen an der Etſch und dem Mincio erobern. Eine Armee von 53,000 Oeſterreichern in Vorarlberg und Tirol hatte die Verbindung zwiſchen der Donau und dem Po zu erhalten. Ein ruſſiſch-ſchwediſches Corps von über 30,000 Mann war beſtimmt, in Pommern zu landen und die Franzoſen aus Hannover zu vertreiben; ähnlich ſollte im Süden eine Expedition von 25,000 Ruſſen aus Corfu und 5000 Engländer aus Malta die Franzoſen aus Neapel drängen. War die Armee in Oberitalien in Beſitz der Etſch- und Minciolinie gelangt und hatten ſich die Ruſſen am Lech mit dem öſterreichiſchen Heere in Deutſchland vereinigt, ſo ſollte von dieſen Heeresmaſſen die Schweiz beſetzt und von da durch die Freigrafſchaft ins Innere von Frankreich vorgedrungen werden. Die Hülfe Preußens, wenn ſie erlangt ward, hätte am Rhein und gegen Holland operirt*).

Militäriſche Sachkenner haben es als die ſchwache Seite des Planes hervorgehoben, daß er eine Offenſive annahm, der ſich kein rechter Nachdruck geben ließ und die eben dem Plane gemäß ſchon in ihren Anfängen ſtocken mußte, ſo daß der Gegner Zeit erhielt, Gegenmaßregeln zu treffen, welche den ganzen Entwurf von vornherein durchkreuzen konnten. Indem nämlich die Oeſterreicher den Inn überſchritten und nach Baiern einfielen, erklärten ſie den Krieg und ergriffen ſelbſt die Offenſive, aber ſie hielten dann am Lech inne, um den Zuzug der Ruſſen zu erwarten — eine Friſt, die Napoleon ſchwerlich unbenützt ließ. Man berechnete zwar, daß die Ruſſen raſcher am Lech ſein müßten als Napoleon, aber es iſt ſelten ein Calcul bitterer getäuſcht worden, als dieſer**).

Wäre dieſer Rechnungsfehler nur der einzige geweſen in dem Kriegsplane der Coalition! Aber der ganze Entwurf iſt theils mit Abſicht, theils wider Willen von den Urhebern ſelber ſo weſentlich umgeſtaltet worden, daß ſich in den ſpäteren Ereigniſſen

---

*) S. Schoell hist. des traités VIII. 90—119. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege II. 235 ff. III. 192 f.

**) Vgl. Rüſtow der Krieg von 1805. Frauenfeld 1853. S. 55. 56. Vgl. Geſchichte der Kriege VI. 2. S. 8 f. 14 ff.

kaum seine Grundzüge wiedererkennen lassen. Die Schweiz, durch welche der Angriff gegen Frankreich geführt werden sollte, beschloß man noch vor Anfang des Krieges als neutral anzusehen. Rußlands Hülfsheere standen zum guten Theil noch auf dem Papiere. Nur die erste russische Armee, die am 20. August von der galizischen Gränze hatte aufbrechen sollen, ist — statt sechszig- freilich nicht mehr als sechsunddreißigtausend Mann stark — ziemlich genau zu der festgesetzten Frist abmarschirt und hat in verschiedenen Colonnen und in ziemlich ungleichen Märschen ihren Weg nach dem Inn genommen, wo ihre ersten Abtheilungen schon vor Mitte October eintrafen, der Rest, namentlich die Reiterei und ein großer Theil des Geschützes, erst Wochen lang nachher sich mit ihnen vereinigte. Statt der sechszigtausend Mann, die im October am Lech sich mit den Oesterreichern verbinden sollten, um die Offensive zu beginnen, standen nachher am Ende dieses Monats nur etwa dreißigtausend Mann am Inn; sie waren gerade zeitig genug gekommen, um dort die Nachricht von der Auflösung der österreichischen Donauarmee zu empfangen. Die zweite russische Armee, die nach den Wünschen Oesterreichs rasch nachrücken sollte, blieb zurück, um den leisen Zwang, den man gegen Preußen üben wollte, zu unterstützen; sie ist kaum zu den letzten Entscheidungskämpfen dieses Feldzuges zeitig genug eingetroffen. Ein Heer von vierzigtausend Mann, das gegen Preußen und Norddeutschland bestimmt war, stand noch bei Grodno; die Garden verließen erst am 22. August Petersburg. So konnte die ganze erste Entscheidung des Feldzuges gefallen sein, bevor diese verzettelten Massen nur auf dem Schlachtfelde eintrafen.

Aber auch die Oesterreicher konnten nicht leisten, was auf dem Papier verheißen war. Der wirkliche Bestand ihrer Armee blieb weit unter dem Anschlag, ihre Feldrüstung war mangelhaft, die Pferde fehlten noch zum Theil, die Anstalten der Verpflegung waren unvollkommen. Das ganze Heerwesen war noch bis zu Duca's Entfernung in Verfall, für einen Krieg nichts vorbereitet, alle Mittel so dürftig, wie es die herrschende Geldnoth erwarten ließ. Die neuen Leiter des Kriegswesens, namentlich Mack, hatten nun in aller Eile ausgehoben, gerüstet und organisirt, wie es ihre Art war, mit Papier und Feder, wie es der Drang der Zeit mit sich brachte, mit unruhiger Hast, so daß Vieles angefangen, nichts

recht vollendet war. Selbst die verständigsten Männer Oesterreichs bewunderten diese Thätigkeit, die in wenig Monaten hunderttausend Mann aufstellte, wo man vorher nicht zwanzigtausend hatte schlagfertig machen können; aber sie übersahen, daß dies noch keine schlagfertige und kriegsbereite Armee war. Wurden doch noch jetzt, in den letzten Wochen vor dem Ausmarsch, ganz neue Organisationen der Regimenter und neue Exercierreglements erlassen, so daß der Soldat in einem Augenblick ins Feld zog, wo die Gliederung und Gruppirung eine andere, seine Officiere zum Theil neu und unbekannt waren. Daß unter diesen Umständen die Märsche langsam, nicht selten verworren waren, darüber durfte man sich nicht wundern.

Die Einsicht in diese Unvollkommenheit war bei den leitenden Personen selbst lebhaft genug, um jetzt in den Conferenzen vom Juli den Wunsch laut werden zu lassen, man möge mit dem Beginn des Krieges noch etwas zögern. Es mochte den österreichischen Kriegsautoritäten nicht zu viel scheinen, wenn man noch bis zum Frühjahr wartete, aber die Engländer drängten und verhießen Geld, die Russen prahlten mit großen eignen Zahlen und waren zugleich nicht verlegen, die Stärke des Gegners zu verringern. So blieb es bei dem verhängnißvollen Beschluß, noch im Herbst des Jahres loszuschlagen.

Waren die Mittel des Kampfes und ihre Organisation unzulänglich, so war es in noch höherem Maße die Führung. Es hatte unzweifelhaft, wie bei jedem Coalitionsheer, seine großen Schwierigkeiten, den rechten Mann zu finden; doch schien es in diesem Falle schon aus dem einen Grunde natürlich, den Erzherzog Karl an die Spitze der alliirten Truppen in Deutschland zu stellen, weil die Russen nach Wintzingerode's Versicherung bereit waren, sich ihm unterzuordnen. Aber der Erzherzog zählte nicht zu den Begünstigten dieser Zeit; pries man doch Oesterreich darum glücklich, daß die jüngste Cabinetsrevolution seinen Einfluß beseitigt hatte! Es mochte sein, daß er diese Ungunst zum Theil verdient hatte durch seine Toleranz gegen Unwürdige, in deren Händen die Heeresverwaltung verfiel; aber sein Hauptvergehen blieb doch immer, daß er in besserer Würdigung der Verhältnisse und Personen zum Frieden rieth, während allmälig Alles in die Kriegsposaune stieß. Drum ward er auf einen Kriegsschauplatz geschickt, der ihm

ſelber fremd war und auf dem die Hauptentſcheidung des Feldzuges nicht geſchehen ſollte.

Dagegen war Mack das militäriſche Factotum geworden. Es gehörte zu den folgenreichen Mißgriffen der damaligen britiſchen Politik, daß ſie in der Wahl der Perſonen auf dem Continent nur zu häufig ſich danach richtete, ob die Auserwählten gefügige Creaturen Englands, nicht ob es die Männer der rechten Begabung waren. So hätte ſie, allen früheren Erfahrungen zum Trotz, damals gern Thugut wieder dem öſterreichiſchen Staate als Miniſter aufgebürdet, ſo hörte auch Mack, ungeachtet der ſprechenden Erfahrungen von 1794 und 1798, nicht auf, Englands Schützling zu ſein. Mack hatte von der Pike auf gedient, aber er gehörte darum nicht zu den kühnen, ſelbſtändigen Talenten, die ſich, allen Schranken der Geburt und Ueberlieferung zum Trotz, ihre Bahn brechen. Sein Ruf war am Schreibtiſche, nicht im heißen Kampfe erworben; er war mehr ein begabter militäriſcher Bureaukrat, als ein hervorragender Soldat. Selbſt diejenigen, die es jetzt als eine glückliche Wendung prieſen, daß er den Erzherzog verdrängte, rühmten nur ſein Talent der Organiſation, ſeine Ordnung und Methode in Behandlung der Geſchäfte und ſeine raſtloſe Thätigkeit; Gentz z. B. hielt ihn für einen unübertrefflichen Generalquartiermeiſter, ſetzte aber ahnungsvoll hinzu: bewahre der Himmel, daß er je weiter gehe. Selbſt dieſe nachſichtigen Beurtheiler bewunderten nur die Ziffern und Zahlen, die der fleißige Bureaumann in wenig Monaten zuſammengebracht; ſie erſchraken über ſeine gemeine und niedrige Betrachtung der großen Weltlage, über ſeinen Mangel an politiſchem Urtheil*). Als wenn es ohne dieſes letztere jemals einen tüchtigen Feldherrn gäbe!

Es hat nur der Erfahrungen weniger Monate bedurft, um Pitts bitteres Wort neu zu beſtätigen: „Dieſe Herren in Wien ſind immer um ein Jahr, um ein Heer und um eine Idee zurück.“ Jetzt in dem neu erwachten Kriegseifer überſah die Bethörung der Meiſten, daß in dem ganzen Weſen der öſterreichiſchen Politik, den Verhältniſſen wie den Perſonen Weniges geändert, nichts gebeſſert war. Nicht Alle waren ſo verblendet, aber die Einſichtigen befanden ſich doch in unſcheinbarer Minderheit. Vereinzelte Stimmen,

*) Gentz IV. 60. 63.

ſelbſt aus dem ruſſiſchen Lager, geſtanden ſich, daß die Wiener Zuſtände ganz ſo ſeien, wie ſie vorher geweſen und daß höchſtens ein talentvoller und uneigennütziger Mann, wie der Erzherzog Karl, im Stande ſei, dieſen undankbaren Boden zu befruchten*). Auch Gentz, der doch nicht ohne Hoffnung auf einen Umſchwung war, meinte, daß keine dauernde Beſſerung zu erwarten ſei, ſo lange die alten Miniſter am Ruder blieben. „Man ſieht, klagt er, inmitten dieſer Anzeichen eines neuen Syſtems nicht die geringſte Veränderung in dem Geiſte, der perſönlichen Stimmung, der Haltung und Sprache der Regierenden. Der Kaiſer fürchtet und verabſcheut den Krieg immer in gleichem Maße; der Erzherzog Karl wird nicht müde, Denkſchriften im Sinne des Friedens zu ſchreiben oder ſchreiben zu laſſen; es gibt unter den Miniſtern und faſt auch unter den Feldherren keinen, der nicht dem nämlichen Syſteme blind hingegeben wäre; man muß Leute wie Mack, den Fürſten Karl Schwarzenberg, den Fürſten Johann Liechtenſtein u. ſ. w. reden hören, um zu begreifen, wie tief auch unter den Beſten der öffentliche Geiſt herabgedrückt iſt. Es geht Alles wie ſonſt, man ſpricht von der Finanznoth, von der Theuerung, vom Prater, von Pferden und von der Jagd, der höchſten Glückſeligkeit für unſere Leute, ganz ſo als wenn ſich nichts vorbereitete und man ganz ſicher wäre, daß die gegenwärtige Lethargie auch nicht einen Augenblick unterbrochen würde."

In der Hauptſache urtheilte der argwöhniſche Scharfſinn dieſer Stimmen vollkommen richtig; er täuſchte ſich nur in dem Einen, daß er bisweilen dem Verdacht nachgab, es ſei mit dem Kriege überhaupt noch nicht Ernſt. Die Politik der leitenden Diplomaten hatte ihr Geheimniß ſo gut zu bewahren gewußt, daß ſelbſt ſehr ſcharfſichtige und ſonſt trefflich unterrichtete Männer im Juli und Auguſt 1805 noch nicht wußten, wie tief Oeſterreich in die Kriegspolitik verflochten war. Sie ahnten nicht, daß die frivolen und leeren Leute, in deren Händen die Leitung des Kaiſerſtaates lag, wenigſtens die eine Kunſt der alten Diplomatie, „durch die Sprache das Geheimniß der Gedanken zu verbergen," vollkommen inne hatten. So ließen ſie jetzt, gleich nach den Conferenzen, in denen der Kriegsplan ausgearbeitet war, eine Erklärung in London,

*) S. Lebensbilder aus dem Befreiungskrieg III. 183.

Petersburg, Paris und Berlin eingeben (Ende Juli), die im Tone beſcheidenſter Friedensliebe den Cabineten empfahl, ſich auf dem Wege der Unterhandlung zu verſtändigen. Der Kaiſer von Oeſterreich bot im „feſten Vertrauen auf die gemäßigten Geſinnungen Frankreichs“ ſelber ſeine Dienſte als Vermittler an. Der Betrug war ſo dreiſt, daß gerade die feinſten Köpfe verſucht ſein mußten, dies Actenſtück als ein Zeichen friedlichen Rückzugs aufzufaſſen. Gentz z. B. war außer ſich über dies „gottloſe, unerhörte Actenſtück“ und ſprach von einem „verworfenen Miniſterium, in dem alles Gefühl von Pflicht und Scham erſtickt ſei, das nur athme für Niederträchtigkeit und das nichts ausſchwitze als Schande“*).

Er war diesmal im Irrthum; die Cobenzl, Colloredo und Collenbach mochten nicht ſchwerer wiegen, als er ſie ſchätzte, aber in dieſem Falle war die Feigheit, die er ihnen vorwarf, nur berechnet, den nahen Bruch noch kurze Zeit zu maskiren. Nur wenige Tage noch, und Oeſterreich trat förmlich und feierlich der dritten Coalition bei. Eine Erklärung vom 5. Auguſt lautete ganz anders als das friedfertige Rundſchreiben vom Juli; Oeſterreich ſprach ſich darin mit einer Entſchiedenheit aus, wie ſie nur das Bewußtſein vollendeter Waffenrüſtung einflößen konnte. Die letzten Differenzen mit England wegen höherer Subſidien erledigten ſich im Sinne des öſterreichiſchen Begehrens und am 9. Aug. wurden zu Petersburg die Urkunden zwiſchen den britiſchen, ruſſiſchen und öſterreichiſchen Geſandten ausgewechſelt, welche den Beitritt des Kaiſerſtaates zur Allianz vom 11. April förmlich beſtätigten.

In Frankreich täuſchte man ſich nicht mehr; wenn auch der Geſandte Napoleons ſich von der Duplicität des Wiener Hofes irre machen ließ und ſeinem Herrn friedliche Botſchaften gab, ſo war doch dieſer ſelbſt darüber völlig im Klaren, wie er mit Oeſterreich ſtand. Noch im Juli waren zwei franzöſiſche Beamte, der Generalinſpector Prony und der Genieofficier Coſtanzo, in Venedig von der öſterreichiſchen Polizei als verdächtig arretirt worden; raſch erfolgten franzöſiſche Repreſſalien, indem man einige kaiſerliche Beamte, die ſich im franzöſiſchen Gebiete befanden, verhaften

*) Gentz Schriften IV. 73. Ebendaſelbſt S. 93 ſteht das Rundſchreiben an die vier Höfe.

ließ; indeſſen gab man zu Venedig die beiden Franzoſen bald wieder frei und auch die Oeſterreicher wurden ihrer Haft entlaſſen. Aber das franzöſiſche Cabinet ergriff dieſen Anlaß, ſein diplomatiſches Schweigen zu brechen und ſich über ſein Verhältniß zu Oeſterreich ins Klare zu ſetzen. Eine Note vom 24. Juli erhob Beſchwerde über die Unbill, die Frankreich widerfahren ſei, und kam den Klagen Oeſterreichs über Bonaparte'ſche Uebergriffe mit gleichen Vorwürfen entgegen. Oeſterreich, hieß es, rüſte mit aller Kraft und offenbar nur gegen Frankreich; Oeſterreich habe im deutſchen Reiche ſeine Anſprüche widerrechtlich ausgedehnt, Lindau an ſich gebracht, ſich in Schwaben vergrößert und im Widerſpruch mit dem Frieden von Luneville die Schulden der Republik Venedig noch nicht bezahlt. Es mußte in der That dürftig beſtellt ſein mit den Gründen der Napoleoniſchen Politik, wenn man das als Aequivalent aufſtellen konnte gegen die Beſetzung Hannovers, die Mediatiſirung der Schweiz, die Unterwerfung Hollands, die Reunionen in Italien!*)

Aus blinder Ergebenheit, hieß es weiter, habe Oeſterreich die monſtröſen Anſprüche Englands begünſtigt, Napoleon habe aus Liebe zum Frieden bis jetzt geſchwiegen. Es ſei aber ferner unmöglich; die Verwicklungen des Seekrieges würden ihn niemals zu einer übertriebenen Nachgiebigkeit in den Angelegenheiten des Feſtlandes beſtimmen, ſelbſt wenn er ſich genöthigt ſähe, „einen offenen und entſchiedenen Krieg dem feindſeligen Drohen und Rüſten vorzuziehen.“ Uebrigens, ſo ſchloß die Note, gebe Frankreich die Erklärung, daß es den Frieden wolle, aber einen ehrlichen, beſtimmten und vollſtändigen Frieden, ohne Truppenbewegungen, ohne Bildung feindlicher Lager, ohne Kränkungen, die man franzöſiſchen Unterthanen zufüge.

So ſuchte Napoleon einzuſchüchtern, indem er die eine Hand an's Schwert legte, zu beſchwichtigen, indem er die andere zum Frieden bot. Er war darin aufrichtig, inſofern er kein Intereſſe hatte, Oeſterreich in die Reihen der Gegner treten zu ſehen. Daher die Ungeduld, mit dem Wiener Hofe ins Reine zu kommen. Noch war die Note vom 24. Juli nicht beantwortet, ſo folgte am 5. Auguſt ſchon eine zweite, welche die Frage in milderem Tone

*) S. Moniteur 1805. 26. 27. Septembre.

von einer anderen Seite aufgriff. Rußlands Uebergriffe im Osten, die Erwerbung der Krimm, seine Fortschritte in Georgien, seine Herrschaft auf den ionischen Inseln, seine Wühlereien in Griechenland, seine ungeduldige Gier nach dem Besitze von Constantinopel — das, und nicht Frankreichs Vergrößerungen, hieß es, enthielten die eigentliche Gefahr für die Unabhängigkeit des Festlandes. Wozu wolle sich Oesterreich für die britischen Interessen bewaffnen? Frankreich verlange nichts weiter, als ungestört zu sein in seinem Bemühen, den Frieden auf den Meeren zu erkämpfen; halte Oesterreich den Frieden, so werde England von selbst bald außer Stande sein, seinen Kampf zu verlängern.

Die Antwort des Grafen Cobenzl war im Tone nicht unfreundlich, in der Sache ausweichend. Nur um der eigenen Sicherheit willen habe man gerüstet; warum hätte man nicht beunruhigt sein sollen, nach dem Allem, was in Italien geschehen sei? Nicht Frankreich habe Erklärungen zu verlangen; vielmehr habe Oesterreich ein Recht zu fragen, wohin die französischen Entwürfe zielten? Rasch auf einander folgten noch zwei Noten aus Paris (13. 15. August); auf die Vermittelung, die in dem trügerischen Rundschreiben vom Juli angeboten war, kam Talleyrand darin zurück. Sie ward natürlich abgelehnt; Oesterreich solle seine Rüstungen einstellen, das sei die beste Vermittelung, seine aufrichtige Neutralität verbürge am sichersten den Frieden. Es spreche von Ruhe und erfülle doch alle Gränzländer mit Armeen, es sei unmöglich, in diesem Zustande zwischen Krieg und Frieden länger zu verharren. Wolle man Krieg, so möge man alle die Folgen erwägen, welche die Erneuerung des Kampfes nicht nur über die gegenwärtige Generation, sondern über den Kaiserstaat und seine Dynastie verhängen werde; wolle man Frieden, so gebe es einen einfachen Weg: Zurückziehung der Truppen aus Tirol, Verminderung der Heere in Steiermark, Kärnthen, Krain, Friaul und Venedig, bestimmte Erklärung gegen England, daß Oesterreich entschlossen sei, neutral zu bleiben.

Auch wenn alle diese Gründe hätten Eindruck machen können, es war zu spät zur Umkehr. Dies Drängen Napoleons bewies zudem nur, wie unerwünscht ihm in diesem Augenblicke der Kampf mit Oesterreich sei; man mochte daraus in Wien die verstärkte Ueberzeugung schöpfen, daß jetzt oder nie die rechte

Stunde zum Kampfe gekommen sei. Der Bund mit allen Feinden des französischen Kaisers war geschlossen, die Subsidien gesichert, die Armeen gerüstet; man wollte nun nicht länger säumen, ihm den Handschuh offen hinzuwerfen.

Schon die nächsten Wochen sollten den Kampf auf deutscher Erde erneuert sehen; doch war es Deutschland nicht, das den Kampf begann. Die alte Staatskunst, nicht einmal in ihren Meistern vertreten, erneuerte den Kampf, in dem sie zweimal ohne Ruhm und Vortheil unterlegen war; statt Thugut entfaltete Cobenzl jetzt das Banner des Krieges, sonst war Alles beim Alten. Im Volke gab sich nur hie und da die richtige Ahnung kund, daß hier ein Kampf um deutsche Existenz eröffnet ward; die Masse der Nation war stumpf, gleichgültig, in kleinen Sorgen um das Nächste und Niedrigste befangen. Nicht einmal die Fürsten waren einig. Die Höfe im Süden und Westen, wo man über die wahre Situation so unvollkommen unterrichtet war wie in Berlin, leitete nur der zutreffende Instinct, daß hier ein Krieg beginne, der, ohne sie beschlossen, vielleicht über sie hinwegging; sie neigten rasch auf die Seite, wo weniger zu fürchten und mehr zu hoffen war.

Preußen in den Bund hereinzuziehen, davon war die Coalition weiter als je entfernt. Die ungeschickte Taktik Rußlands, den Berliner Hof abwechselnd einzuschüchtern, zu liebkosen, zu düpiren, hatte ganz fehlgegriffen; Preußen war nur, sich selber unbewußt, weiter nach dem Westen hingedrängt worden. Vielleicht, daß es der Bonaparte'schen Politik, mit richtigeren Mitteln als im vorigen Jahre, jetzt besser glückte, Preußen vollends zu sich herüberzuziehen.

Napoleon war in einer Situation, die nach irgend einer Seite ein Opfer gebot. Seit Jahren war er beschäftigt, riesenmäßige Vorbereitungen zu einer Landung in England zu treffen; verschiedene Pläne waren entworfen und wieder aufgegeben worden, bald ward dem Tode des einen, bald der Ungeschicklichkeit eines anderen Admirals die Schuld gegeben, daß gleichwol noch nichts geschah, und der stolze Apparat der vereinigten Flotten Frankreichs und Spaniens, das Geschwader von mehr als zweitausend

Transportſchiffen, konnte faſt wie eine ungeheuere Demonſtration erſcheinen, berechnet, andere Operationen zu maskiren. Denn ſo unfruchtbar bis jetzt alle Vorbereitungen zur Landung geendet, ſie gaben dem Kaiſer doch die Mittel, den Kern ſeiner Heere in gedrängter Aufſtellung zuſammenzuhalten und gerüſtet zu ſein gegen die werdende Coalition der öſtlichen Mächte. Es waren nahezu 170,000 Mann der beſten Truppen, die jetzt im Auguſt 1805 an der Küſte von Boulogne vereinigt ſtanden, nur eines Winkes gewärtig, um die noch getrennten Kräfte der Gegner zu überraſchen und einzeln zu überwältigen. Er war gerüſtet gegen die Coalition, aber er war es auch gegen England. Sollten dieſe unermeßlichen Vorbereitungen, die Millionen verſchlangen und die mit einem Eifer und einer Ausdauer ohne Beiſpiel getroffen waren, in der That nichts Anderes ſein, als ein Popanz, um England zu ſchrecken und die Waffen bereit zu halten gegen die Feinde auf dem Feſtlande? Die britiſche Nüchternheit, ſo leicht durch eitles Spiel von Gefahr ſonſt nicht einzuſchüchtern, hat die Drohung doch ernſt genug genommen, die Bevölkerung zu den Waffen gerufen, Millionen ausgeſpendet, um die rettende Diverſion auf dem Feſtlande zu Stande zu bringen. Man konnte über die militäriſche Solidität eines ſolchen Entwurfes anders denken, als die Lobredner Napoleons, aber daß der Plan fantaſtiſch, faſt abenteuerlich ausſah, zeugte am wenigſten dagegen, daß ihn der Urheber ernſtlich meinte. Der Zug nach Aegypten, ſelbſt der Uebergang über den Bernhard, die Heerfahrt nach Moskau, die in den Tagen höchſter Macht laut gewordenen Entwürfe eines neuen Alexanderzuges nach Aſien beweiſen doch, daß die Conceptionen dieſes Geiſtes nicht nach dem gewöhnlichen Maßſtabe menſchlicher Wahrſcheinlichkeit gemeſſen ſein wollen. Es ſcheint uns darum nach der Natur des Mannes kaum zweifelhaft, daß ihn auch jetzt noch, trotz aller Schwierigkeiten und vielleicht gerade um ihretwillen, die neue Normannenfahrt nach Britannien mehr anzog und reizte, als ein gewöhnlicher Krieg mit ſeinen alten Gegnern. Er mied den Kampf mit Oeſterreich nicht, aber er ſuchte ihn auch nicht und hatte keinen Grund ihn zu ſuchen — dafür zeugt ſeine ganze Haltung in den letzten Monaten vor dem Bruche.

Wie ſich aber auch die Dinge wenden mochten, ob es ihm mehr galt, Oeſterreichs halb gezogenes Schwert in der Scheide

zu halten oder, durch einen Verbündeten verstärkt, den Kampf mit ihm auszufechten, eine Allianz mit Preußen war jetzt selbst um einen hohen Preis nicht zu theuer erkauft. Diese Allianz war ja 1803 und 1804 einer der leitenden Gedanken seiner Politik gewesen, und sie war ihm damals zum Theil nur darum mißlungen, weil er, der Gefahr noch ferner, zu geringen Lohn dafür bot. Sie jetzt selbst mit einem nennenswerthen Opfer zu erkaufen, war schon darum räthlich, weil nur der feste Bund mit Preußen eine Gewähr dagegen bot, daß die schwankende Politik des Berliner Hofes sich nicht doch noch in der letzten Stunde ins Lager der Feinde hinüberziehen ließ.

Ein Jahr zuvor, erinnern wir uns, hatte Preußen versprochen, den deutschen Norden vor feindlichen Einfällen zu schützen, wenn Napoleon das Occupationscorps in Hannover vermindere; das Zerwürfniß mit Schweden war ja darüber entstanden, daß Preußen, dem Vertrage vom 1. Juni 1804 getreu, die Verpflanzung des Krieges nach Pommern zu hindern suchte. Nun wollte die französische Politik jenes Abkommen so weit gedeutet wissen, daß Preußen seine Garantie auch auf Hannover selbst ausdehne, also, wie die Dinge jetzt lagen, dazu mitwirkte, dies Land gegen einen Einfall des legitimen Besitzers zu vertheidigen. Hardenberg lehnte das ab, ließ aber die Bemerkung fallen: hätte man früher Hannover an Preußen in Verwahrung gegeben, so würde eine solche Verlegenheit nicht vorgekommen sein. Die Franzosen nahmen das als eine wenig verhüllte Andeutung, daß die preußische Freundschaft um den Preis von Hannover zu haben sei, und sie meinten mit Recht, daß um solch ein Opfer in diesem Augenblicke diese einzige Allianz auf dem Continente nicht zu theuer erkauft werde. Preußen war dann mit England dauernd entzweit und durch den Besitz von Hannover fest an die französische Allianz gekettet. Zum ersten Male, seit von einem Bunde zwischen Preußen und Frankreich die Rede war, erfolgte daher jetzt das Anerbieten Napoleons, als Einsatz dieses Bundes Hannover hinzugeben.

Wer wollte die Bedeutung verkennen, die solch ein Gewinn für die Macht und Abrundung des preußischen Staates gehabt hätte? Hier war doch für den Abfall zu Frankreich ein Lohn geboten, welcher hinter dem geforderten Opfer nicht zurückstand!

Damit hörten endlich die Quälereien und Mißhandlungen auf, denen die Gebiete an der Elbe und Weſer ſchutzlos preisgegeben waren, die Lande kehrten zwar nicht zu ihrem rechtmäßigen Herrn zurück, aber ſie kamen doch unter eine deutſche Regierung, die wie eine erſehnte Erlöſung von dem fremden Soldatendrucke erſcheinen mußte. Und was wollten damals die Bedenken viel bedeuten, daß man ſich von dem fremden Eroberer mit deutſchen Landen ausſtatten ließ, daß man mit ſeiner Hülfe ein verwandtes deutſches Fürſtenhaus berauben half! Hatte denn die Politik der polniſchen Theilungen, die von Baſel, Campo Formio, Luneville und dem Deputationsreceß ſolche Gewiſſensbedenken gekannt? Gewiß war unter den vielen politiſchen Immoralitäten jener Zeit dieſe Wegnahme von Hannover lange nicht die größte, wohl aber die lockendſte und einträglichſte! War denn die Coalition in ihren Mitteln ſittlicher oder die Wiener Politik mit ihrer Lüſternheit auf Salzburg und ein Stück von Baiern deutſcher zu nennen? In einer Zeit, wo Recht und Moral in der großen Politik, nach Robespierre's Ausdruck, verhüllt und vertagt war, hatte fürwahr Keiner Urſache, den Andern als unſittlich anzuklagen. Wer der Glücklichſte war in dieſem Wettlaufe, ſich aus den Spolien der Uebrigen zu bereichern, dem gehörte in ſolcher Zeit die erſte Stelle.

Wir möchten nicht, daß jemals Zeiten wiederkehrten, wo ſolch einer Staatskunſt das große Wort gehörte, aber es war doch eine Staatskunſt, welche die Umſtände richtig erfaßte und daraus ihren Nutzen zog. Mit dieſer Politik hat ein Mann wie Montgelas ſeinem Herrn die Königskrone erobert und die neue bairiſche Staatsmacht gegründet. Es hat aber zu dem Verhängniß Preußens in jenen Zeiten mit am meiſten beigetragen, daß, wie ihm die rechte Kraft zum Guten fehlte, es auch den entſchloſſenen Muth des Schlechten nicht beſaß. Durch eine Reihe kleiner unwürdiger Schlauheiten der Haugwitz und Genoſſen, durch manchen unwahren und zweideutigen Schritt und vielleicht am meiſten durch ſeinen Mangel an Grundſatz und Entſchluß hatte Preußen damals den ſchlimmen Ruhm erlangt, eine undurchdringlich treuloſe Politik zu üben, und wie Unrecht that man ihm damit! Gerade jetzt bei dieſem Anlaſſe, wo ſolch eine reiche Beute zu gewinnen war, gab es vielleicht keinen Fürſten in Europa, deſſen bürgerlich ſchlichtes Rechtsgefühl vor dem Wege dieſer Beute ſo

zurückſchrak wie Friedrich Wilhelm III. Wie manche falſche und krumme Wendung hatte die preußiſche Politik ſeit 1795 gemacht, die dieſer durch und durch wahrhaftige, ſittenreine König wohl mit innerem Widerſtreben guthieß! Jetzt, wo es einmal einen offenen kecken Schritt der Selbſtſucht galt, erwachten alle die ehrenwerthen Scrupel, die z. B. bei der Politik des Reichsdeputationshauptſchluſſes ebenſo gerechtfertigt, aber ſtumm geweſen waren.

Dieſer Widerwille des Königs war das einzige große Hinderniß, auf welches Bonaparte's Anerbieten jetzt ſtieß. Hardenberg fühlte ſich gewaltig angelockt von der reichen Beute; er ging bereitwillig in die Vorſchläge der Franzoſen ein und ſuchte die Scrupel ſeines Königs zu überwinden. Der franzöſiſche Geſandte ſchrieb, wohl von ihm veranlaßt, eine eigene Denkſchrift, die Vortheile des neuen Bundes herauszuſtellen. Dadurch ſei der Friede am beſten zu ſichern, Oeſterreich und Rußland würden das Schwert in der Scheide halten, ſobald Preußen offen mit Frankreich gehe; es liege alſo jetzt in des Königs Hand, den Frieden zu erhalten und als Preis dieſer Mühe die ſchönſte Abrundung ſeines Gebietes zu gewinnen. Dieſe Auffaſſung, die den Ehrgeiz und die Friedensliebe zugleich reizte, machte doch Eindruck auf Friedrich Wilhelm. Kann ich — ſo ſoll er nach einer diplomatiſchen Quelle*) erſt ſeinen Miniſter gefragt haben — ohne gegen die Regel der Moral zu verſtoßen, ohne die Achtung der ehrlichen Leute zu verlieren, ohne als ein Fürſt ohne Glauben zu handeln, um des Beſitzes von Hannover willen den Charakter aufgeben, den ich bis jetzt behauptet habe? Aber es machte ihn doch wankend, wie Hardenberg, im Bunde mit dem franzöſiſchen Geſandten, ihm neben dem verführeriſchen Beſitze die noch reizendere Ausſicht bot, auf dieſem Wege noch einmal in der letzten Stunde der europäiſche Friedensvermittler zu ſein. Er war bereit, einen Bund zu unterzeichnen, in welchem die Unabhängigkeit der Schweiz, Hollands, Neapels, die Trennung der italiſchen und franzöſiſchen Krone garantirt war. Dieſe Bedingungen ſalvirten das eigene politiſche Gewiſſen; mit ihnen, ſo ſchien es, konnte man auch vor die Glieder der Coalition hintreten. Hardenberg glaubte das Spiel ge-

*) S. Lefebvre II. 106 ff., der aus Laforeſts Geſandtſchaftsdepeſchen geſchöpft hat.

wonnen; in einer ſo wichtigen Sache, äußerte er (13. Aug.) gegen Laforeſt, muß man raſch vorgehen, zumal mit dem Könige, einem ſcrupulöſen Manne, der keine andere Politik kennt, als diejenige, die ſeine menſchlichen Pflichten nicht verletzt.

Dieſe Nachrichten trafen Napoleon zu Boulogne in dem Augenblicke, wo der Bruch mit Oeſterreich unvermeidlich ſchien, der Ausbruch eines neuen Krieges auf dem Continente die Landungspläne in England für immer zu begraben drohte. Noch, ſcheint es, gab der franzöſiſche Kaiſer die Hoffnung nicht auf, die ſo mühſamen Vorbereitungen zu einem energiſchen Schlage zu benutzen; dazu that aber das Eine noth, daß ihm die Coalition des Feſtlandes in Ruhe gehalten ward. Nur ein Bund mit Preußen, ein raſcher, offener, ſchlagfertiger Bund konnte dies bewirken; darum wünſchte er ihn ohne Zögern abzuſchließen. Nicht als wenn er bereit geweſen wäre, durch die Verbindlichkeiten in Bezug auf Italien, Holland und die Schweiz die preußiſche Freundſchaft zu erkaufen; Hannover ſchien ihm ein zureichender Preis. Aber in jedem Falle mußte es ſchnell geſchehen; jede Woche, die verſäumt ward, verminderte für ihn den Werth des Bündniſſes. So ſchickte er (23. Aug.) von Boulogne aus ſeinen Duroc nach Berlin; die Perſönlichkeit dieſes Unterhändlers hatte ſchon einmal in einem wichtigen Augenblicke auf den preußiſchen Hof glücklich eingewirkt und die antifranzöſiſche Politik in Berlin aus dem Felde geſchlagen. Duroc ſollte, wie es Talleyrand in Wien gethan, vor Rußlands Alles bedrohendem Ehrgeize warnen, das Wachsthum der moskowitiſchen Macht und ihre Gefahren für Europa ſchildern, nicht den Krieg, ſondern die bewaffnete Abwehr des Krieges als das weſentliche Ziel des Bundes bezeichnen. In einem öffentlichen Vertrage, ſo war ſein Gedanke, konnte Preußen ſeine Neutralität verſprechen und Hannover „in Verwahrung" nehmen; in einem gleichzeitig abgeſchloſſenen geheimen ging Preußen einen engen Bund mit Frankreich ein, verſprach im Nothfalle ſeine Waffen mit den Napoleoniſchen zu vereinigen und empfing dafür als volles Eigenthum Hannover.

Dieſe Sendung Durocs und die Verhandlung, die ſich darüber im Auguſt und September zu Berlin entſpann, iſt für Preußen verhängnißvoll geworden; in ihr liegt der Anfang der Verwickelung, die zur Kataſtrophe von Tilſit geführt hat. Nicht daß

ſich jetzt Preußen um hohen Lohn Napoleon in die Arme warf, hat den Umſturz der alten Monarchie herbeigeführt, vielmehr weil es auch zu dieſem entſcheidenden Schritte nur zögernd und mit getheiltem Herzen ſich drängen ließ, dann in einem wichtigen Augenblicke aus Beweggründen, die nicht politiſch klug, aber ehrenwerth waren, plötzlich umſprang und ſich von der Coalition einen Moment fortreißen ließ, um auch hier wieder auf halbem Wege ſtehen zu bleiben und im unglücklichſten und unrühmlichſten Zeitpunkte den Rückweg zu dem plötzlich abgebrochenen Bündniſſe mit Napoleon zu ſuchen — dieſer Zickzack von politiſchen Wendungen, an denen nicht, wie die Gegner ſagten, die Treuloſigkeit, ſondern der Mangel an Entſchluß die größte Schuld trug, hat den furchtbaren Zuſammenſtoß von 1806—1807 herbeigeführt. Wir werden darum von dieſer Verhandlung vom Spätſommer 1805 und ihren Folgen noch zu reden haben. Für jetzt war nur das Eine entſchieden, daß die Coalition zunächſt *ohne* Preußen den Kampf begann.

Vierter Abſchnitt.

Ulm und Auſterlitz.

Die letzten diplomatiſchen Erörterungen mit Oeſterreich hatten Napoleon überzeugt, daß der Krieg auf dem Feſtlande unvermeidlich geworden war; er war entſchloſſen, den Gegnern, die ihn zu überraſchen meinten, mit einem gewaltigen Schlage zuvorzukommen.

Die Landung auf der britiſchen Inſel mußte nun in den Hintergrund treten, auch wenn Alles ſo pünktlich und ſicher zutraf, wie es angeordnet war. Der Admiral Villeneuve, ſo hatte der letzte Plan beſtimmt, ſollte bei Toulon auslaufen und durch eine Diverſion gegen Weſtindien die Aufmerkſamkeit des Feindes dorthin lenken; war Nelſon mit der britiſchen Flotte ihm gefolgt, um ihn aufzuſuchen, ſo ſollte er ſich raſch nach Europa zurückwenden, den Vorſprung an Zeit, der ihm gegönnt war, benutzen, um die blockirten Häfen von Ferrol und Breſt frei zu machen, und dann mit der vereinigten Flotte im Canal erſcheinen. Unter dem Schutze dieſer überlegenen Macht ſollten dann, etwa gegen Ende Auguſt, die bei Boulogne verſammelten Truppen an der britiſchen Küſte landen. Die Dinge hatten ſich aber ſo geſtaltet, daß an die Ausführung dieſes Planes kaum mehr gedacht werden durfte. Villeneuve war nicht in den Canal, ſondern nach Cadir geſegelt, und Nelſon hatte zeitig genug den Rückweg aus den weſtindiſchen Meeren angetreten, um ſich ſchon im Juli wieder den britiſchen Küſten zu nähern. Die beiden Vorausſetzungen, an die der Landungsplan geknüpft war, exiſtirten alſo nicht, ſo daß es zweifel-

haft war, ob überhaupt auf die Ausführung des Planes noch gehofft werden durfte. Die jüngste Wendung der festländischen Angelegenheiten und die fast zweifellose Gewißheit eines nahen Krieges mit Oesterreich und Rußland mußte denn vollends den Landungsentwurf beseitigen. Oder konnte man jemals im Ernste daran denken, Napoleon würde mit der Elite seiner Armee nach Britannien hinübergehen, während ein österreichisches Heer von 140,000 Mann sich gegen den Po und Mincio rüstete, zwei feindliche Armeen nach dem Rhein aufbrachen?

Gleichwol gewährte der Landungsentwurf dem Kaiser unschätzbare Vortheile. Unter der Hülle eines Planes, der nicht ausgeführt ward, hielt er ein imposantes Heer zum Kriege bereit, konnte alle Vorbereitungen zu einem neuen festländischen Kampfe treffen, jeden Schritt des Gegners scharf beobachten und dann, wenn der Moment des offenen Bruches gekommen war, mit einer raschen Schwenkung die Heeresmassen, die nach England bestimmt schienen, dem überraschten Feinde an den Rhein und die Donau entgegenwerfen. Seit Monaten hatte er also den Kern der Streitkräfte beisammen, die er gegen Oesterreich und Rußland bedurfte; es war ihm Zeit gegeben, Alles zu rüsten, vorzubereiten, selbst die Umrisse des Feldzugsplanes für den Fall festzustellen, daß er von Boulogne zum Kampfe nach Osten abgerufen würde. Es war einer der folgenreichsten Irrthümer, denen sich überhaupt jemals eine Coalition hingegeben hat: der Wahn der Alliirten von 1805, sie würden Napoleon überraschen; vielmehr ist niemals eine kriegführende Macht so vollständig überrascht worden, wie von ihm jetzt die Coalition.

Während die Verbündeten auf Preußen noch halb rechneten, unterhandelte Duroc in Berlin über eine französische Allianz und hielt damit vorerst das Schwert Preußens in der Scheide; indeß die Coalition in ihren früheren Entwürfen auf die süddeutsche Mitwirkung gezählt, hatte die Bonaparte'sche Politik in München wie in Carlsruhe den Sieg davongetragen*). Nach der geogra-

*) Mit Baden hatten schon vor Ende Septbr. die nöthigen Verabredungen stattgefunden; s. Thibaudeau hist. de la France. Empire I. 432. Daß zugleich auch die Kleineren, z. B. Nassau, bearbeitet wurden, ergibt sich aus Gagerns Antheil an der Politik I. 133 f. In Darmstadt war das Gleiche

phiſchen Lage Badens und Württembergs, nach ihren jüngſten Erwerbungen mit Frankreichs Hülfe, bei der lockenden Ausſicht auf noch größere Beute im Dienſte des mächtigen Imperators, bei dem Mangel jeder Gegenkraft von Seiten des in Auflöſung begriffenen Reiches war ein anderer Ausgang wohl nicht zu erwarten. Die jüngſten Umwälzungen hatten ja dafür geſorgt, daß die politiſche Stellung dieſer Gebiete nach Weſten neigte; die Coalition war kaum im Stande, ſie vor der Wucht der nahen franzöſiſchen Macht zu beſchützen, dieſe Kleineren alle mußten vielmehr ihre Sicherheit wie ihre Vergrößerung am natürlichſten von Napoleon erwarten. In Baiern ließ wohl die geographiſche Lage erwarten, daß Oeſterreich den Vorſprung bekommen würde. Hätte nur nicht alles Andere zuſammengewirkt, den Anſchluß an Frankreich zu begünſtigen! Oder war hier, nach allen Erfahrungen der letzten zwanzig Jahre, irgend welche Hinneigung zu Oeſterreich zu hoffen? Dies Baiern, von Joſeph II., von Lehrbach und Thugut unabläſſig bedrängt und ein halb Dutzendmal, wie eine ſichere Beute von einem lüſternen Raubthiere, umkreiſt — wo hätte es ſeine Sympathie oder auch nur ein gewöhnliches Vertrauen zum Wiener Hofe ſchöpfen ſollen? Gewiß war die Politik eines Montgelas ſo undeutſch und ſelbſtſüchtig wie eine, aber hätten ihm etwa — um von allen Andern zu ſchweigen — die Thugut und Cobenzl als Vorbilder deutſcher Geſinnung und patriotiſcher Uneigennützigkeit dienen können?! Man kann es beklagen, daß es ſo war, aber es iſt kein Zweifel: wenn Kurfürſt Max Joſeph, ſeine Rathgeber und ſelbſt ſein Volk auch nur ihre Neigung fragten, ſo entſchied dieſe nach Allem, was vorausgegangen war, für Bonaparte und nicht für Oeſterreich. Es war darum nicht ſchwer, den Münchner Hof, an welchem nur die Kurfürſtin Karoline entſchieden antibonapartiſch geſinnt war, den Anmuthungen der Coalition

---

geſchehen, aber unter Berufung auf die Pflichten gegen den Kaiſer abgelehnt worden. In einer diplomatiſchen Correſpondenz (d. d. Berlin 15. Septbr.) heißt es: „Heſſen-Darmſtadt hat ſich an den König von Preußen gewandt und Rath geſucht. Der franzöſiſche Kaiſer verlangt vom Landgrafen eine Offenſiv- und Defenſivallianz, ein Truppencorps von 3000 Mann, eine Lieferung von 1000 Pferden, verſpricht dagegen Garantie ſeiner jetzigen Lande und von der künftigen Eroberung eine verhältnißmäßige Indemnität.“ Später beim Durchmarſche ward das Verlangen wiederholt, aber nicht mit beſſerem Erfolge.

zu entziehen und zum französischen Bündniß zu bestimmen; nur die Nähe der österreichischen Waffen konnte noch davon abmahnen. Seit Napoleon versprechen konnte, daß er binnen wenig Wochen mit Hunderttausenden an der Donau stehen werde, waren die letzten Bedenken beseitigt; am 24. August schloß Baiern das Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich ab. Indessen war General Thiard bemüht, das Gleiche in Stuttgart und Karlsruhe vorzubereiten. Bevor die Coalition noch einen Schwertstreich gethan, hatte ihr Napoleon bereits einen diplomatischen Sieg abgewonnen, der eine Schlacht aufwog; das feindliche Gebiet begann für ihn nicht am Rhein, sondern erst am Inn.

Es ist eine geläufige Erzählung französischer Berichte, die eine gewisse populäre Geltung erlangt hat: Napoleon habe in heftigem Zorne über Villeneuve's Ausbleiben in den letzten Augusttagen zu Boulogne eines Morgens seinen vertrauten Secretair Daru herbeigerufen und diesem dann in einem Zuge den ganzen Kriegsplan von 1805 bis auf jede einzelne Bewegung, jede Etappe so in die Feder dictirt, wie er nachher zur Ausführung gekommen ist*). Man wird dem Sieger von Ulm und Austerlitz kaum etwas von seiner Größe und dem Feldzuge von 1805 von seinem Glanze nehmen, wenn man die Vorgänge weniger auf den Effect zustutzt und daran erinnert, daß der Krieg von 1805 etwas seit geraumer Zeit mit Sicherheit Erwartetes war, dessen Anordnungen vorzubereiten der französische Kaiser sich Zeit genug genommen hatte. Mit Recht haben sachkundige Stimmen bemerkt**), wie jene Ansicht sich in ihrer Uebertreibung selber richte, während es freilich ganz natürlich scheint, daß Napoleon die allgemeinen Umrisse eines Feldzuges, dessen Bedingungen er genau kannte, jetzt schon hat vorzeichnen können.

Bewunderungswürdig blieb darum doch die Sicherheit, mit der er jede Schwäche des Gegners benutzt, und die Präcision, womit er alle Vorbereitungen des Erfolges getroffen hat. Es galt vor Allem, die Feinde einzeln anzugreifen und die Oesterreicher zu schla-

*) Die Quelle der Erzählung ist Daru selbst, von dem sie zunächst auf Charles Dupin (de la force navale de l'Angleterre) übergegangen und dann durch die meisten folgenden Berichte weiter verbreitet worden ist.

**) S. Rüstow a. a. O. 62. 63. Ueber die Zahl der französischen Truppen s. die Detailberechnung in der Gesch. der Kriege VI. 2. 213 ff.

gen, bevor die ruſſiſchen Hülfsheere angekommen waren. Er durfte mit einiger Sicherheit erwarten, daß die Oeſterreicher, während ihr linker Flügel nach dem Po vordrang und ihr Centrum ſich auf Tirol ſtützte, mit ihrer Rechten den Inn überſchreiten und, um ſich Baierns zu verſichern, nach dem Lech und der Donau vorgehen würden. Dieſer rechte Flügel lag ihm zunächſt; ihn konnte er mit ſeinen Heeren von Boulogne aus Holland und Hannover raſcher erreichen, als den linken in Italien; in einem Falle, wo aber die Schnelligkeit Alles werth war, mußte dieſe Rückſicht dem Feldzugsplane ſeine Richtung geben. Gelang es dem franzöſiſchen Kaiſer, eine überlegene Macht raſch an die Donau zu werfen, ſo war es möglich, dieſen Flügel völlig zu umgehen und ihn mit der Wucht ſeiner Uebermacht zu erdrücken, bevor ein Mann vom ruſſiſchen Hülfsheere den Inn oder den Lech erreichte. Ein ſo gewaltiger Schlag, an der Donau herbeigeführt, während Maſſena am Po nur die Defenſive hielt, mußte auf den ganzen großen Kriegsſchauplatz entſcheidend wirken; ſelbſt wenn man in Italien einen Nachtheil erlitt, war das mehr als aufgewogen, ſobald es gelang, an der Donau die erſte alliirte Armee zu ſprengen, der zweiten mit Ueberlegenheit entgegenzutreten.

Die Streitkräfte zu einem ſolch entſcheidenden Schlage waren bereit. In Hannover ſtand ein Corps unter Bernadotte, von dem gegen achtzehntauſend Mann nach Franken und Baiern in Bewegung geſetzt werden konnten; eine gleiche Zahl ſtand unter Marmont im Lager bei Utrecht vereinigt. Bei Boulogne und in der nächſten Umgebung ſtanden die Corps von Davouſt, Soult, Lannes und Ney mit 110,000 Mann; dazu kam die Reiterreſerve von 22,000, und die Gardedivision mit 6000 Mann. Es waren alſo, ohne Augereau, der mit 14,000 Mann im Süden ſtand, und ohne die beiden Heere Maſſena's und Gouvion St. Cyrs, die vorerſt, etwa 48,000 Mann ſtark, Oberitalien und Neapel beſetzt hielten, über 170,000 Streiter gegen die Oeſterreicher in Süddeutſchland aufzubringen; die Verſtärkungen der deutſchen Contingente konnten ſie auf mehr als zweimalhunderttauſend bringen. Mit raſchen Märſchen war dieſe ganze Macht bis Ende September gegen die Donau und den Lech vorzuſchieben, während die erſten Vortruppen des ruſſiſchen Hülfsheeres kaum im October den Inn erreichten. Selbſt wenn die Oeſterreicher ſie hier in con-

centrirter Stellung erwarteten, bedrohte sie in einem mächtigen Bogen der Feind, dessen rechter Flügel sich ihrer Front näherte, während der linke, gerades Weges aus Hannover nach Franken und Baiern ziehend, ihre eine Flanke umging. Diese Gefahr der Umgehung war aber um so größer und vollständiger, je weiter das österreichische Heer vorging; rückte es, wie die politischen Pläne auf Baiern es erwarten ließen, bis zum Lech und bis gegen Ulm vor, so stand ihm der linke Flügel der Franzosen im Rücken, bevor es noch zum näheren Zusammenstoße kam.

Diesen Plan entwarf Napoleon in Boulogne und war seit dem 23. August unermüdet thätig, seine Ausführung vorzubereiten. Es ward die Aushebung von 60,000 Rekruten angeordnet, die Nationalgarde zur inneren Vertheidigung bereit gemacht, die Festungen besetzt, aus den neu Ausgehobenen die Reserven gebildet. In den letzten Tagen des Monats fingen die Heeresmassen an, sich in Bewegung zu setzen. Während Bernadotte das sogenannte erste Corps (gegen 18,000 Mann) bei Göttingen und Hannover sammelte, um durch Hessen nach dem Main und nach Franken vorzugehen, Marmont das zweite von mehr als zwanzigtausend Mann in der Richtung auf Mainz führte, setzte sich auch das Lager von Boulogne gegen Deutschland in Bewegung. Davoust mit dem dritten Corps (27,000 Mann) brach über Lille, Namur, Luxemburg, Saarlouis, Zweibrücken gegen Mannheim auf; Lannes (gegen 18,000 Mann) mit dem fünften zog über St. Omer, Cambray, Mezières, Verdun, Metz in der Richtung auf Straßburg; ihm folgte in geringer Entfernung Soult mit dem vierten (41,000 Mann), um sich bei Metz über Saarbrücken nach Landau zu wenden, indeß Ney mit dem sechsten (24,000 Mann) über Arras, Peronne, Rheims, Toul, Nancy nach dem Unterelsaß zog. Ebendaselbst bei Straßburg sammelte sich auch der größte Theil der Cavalleriereserve, die zweiundzwanzigtausend Mann stark nachher von Murat commandirt ward. Murat selbst, Savary und Bertrand bereisten in den ersten Tagen des Septembers den künftigen Kriegsschauplatz, recognoscirten die Innlinie, die Lech- und Donaugegenden; Bertrand besichtigte genau die noch übrigen Befestigungen von Ulm, und Murat brachte seinem Kaiser ziemlich detaillirte Nachweise über die Stärke der Feinde, ihre Bewegungen und ihre vorbereitenden Maßregeln. Napoleon war also auf's

beſte unterrichtet, während die Oeſterreicher noch nicht einmal ahnten, daß zweimalhunderttauſend Mann gegen ſie auf dem Marſche waren.

Es gränzt an das Unglaubliche, und doch war es ſo: Wochen lang blieb der Marſch ſolcher Heeresmaſſen verborgen! Die handgreifliche Vorſpiegelung, es ſolle ſich ein Obſervationscorps von 30,000 Mann bei Straßburg ſammeln, reichte hin, dieſe ungeheuern Vorbereitungen dem militäriſchen Gegner zu verdecken. Nicht nur Graf Philipp Cobenzl ſchrieb noch bis in die letzte Woche des Septembers beruhigende Briefe nach Wien, auch die Eingeweihteſten unter den Diplomaten und Kriegsleuten im öſterreichiſchen Lager lebten der frohen Zuverſicht, daß Bonaparte diesmal von ihnen überraſcht werden würde*). Schon in der Präciſion und Ruhe, womit dies Alles ausgeführt ward, prägt ſich die Vortrefflichkeit des damaligen franzöſiſchen Heeres und ſeiner Führer aus. Organiſation und Schule, kriegeriſche Uebung und militäriſches Selbſtvertrauen, Tapferkeit des Soldaten und Tüchtigkeit der Führer wirkten hier in gleichem Maße zuſammen, um die pünktliche Löſung auch der ſchwierigſten Aufgaben zu erleichtern. Noch war dies Heer, aus dem Kern der Nation gebildet, durch keine Niederlagen geſchwächt und entmuthigt, von einem kriegeriſchen Selbſtgefühl erfüllt, das ſich auch dem Neuling in dieſen Reihen raſch mittheilte; noch war der militäriſche Aufſchwung der Revolutionszeiten nicht völlig verrauſcht, wenn auch die republikaniſchen Reminiſcenzen allmälig vor der neuen Kaiſeranbetung verblaßten. Die ganze Gliederung des Heeres war muſterhaft; überall war der rechte Mann an ſeinen Platz geſtellt, jedes Armeecorps bildete unter einem hervorragenden Feldherrn eine Armee für ſich, Alles griff in ſelbſtthätiger Freiheit und doch in innigem Verſtändniß in einander ein; es war, wie ein Kenner ſagt, die Verbindung pünktlichen Gehorſams mit Freiheit der Bewegung für den Einzelnen niemals in einer Armee in gleich hohem Maße vorhanden wie in dieſer. Nur mit einem ſolchen Heere, dem der

*) Selbſt Sir Arthur Paget, der mit Gentz die Sachen am unbefangenſten anſah, hat die Macht der Franzoſen merklich unterſchätzt. S. deſſen Depeſche vom 18. Sept. 1805 in den parliamentary debates von 1806. T. VI. Append. S. XXXIV.

Imperator selbst Geist und Leben einhauchte, nur mit solchen Unterfeldherren war eine so kühne und großartige Disposition, wie die jetzt unternommene, mit der ganzen Zuversicht des Erfolges zu Ende zu führen.

So war Alles zu einem gewaltigen Schlage gerüstet; die Kraft der Nation, noch ungebrochen, wirkte mit der Genialität des Führers zusammen, den Erfolg zu sichern. Wohl konnte Napoleon ohne Prahlerei am Tage, wo er seine Befehle ausgab (23. Aug.), an Talleyrand schreiben: „Kommen die Flotten nicht, so rücke ich mit 200,000 Mann in Deutschland ein und stehe nicht still, bis ich die Thore Wiens berührt, den Oesterreichern Venedig sammt den andern italischen Besitzungen genommen und die Bourbons aus Neapel verjagt habe. Ich lasse die Oesterreicher und Russen sich nicht vereinigen; ich werde sie schlagen, ehe sie sich verbinden können." Doch blieb er selber noch in Boulogne, um die Täuschung zu unterstützen, als sei der Landungsplan nicht aufgegeben, als beschränke sich die ganze Rüstung gegen das Festland — auf die Reservearmee bei Straßburg!

Wo war in dem Oesterreich von 1805 die Kraft und Einsicht, die sich mit diesem Gegner messen konnte? Es war ein schlichtes, aber tiefsinniges Wort, das Gentz noch im Juli ausgesprochen: Ich sehe noch nichts ringsum, was mir einen Umschwung der Personen ankündigt, wie er nur einigermaßen dem Umschwung der Dinge entspricht. Allerdings saß auf dem Throne noch derselbe Kaiser Franz, der sich seit 1792 mit zäher Ausdauer um die Herstellung des alten Schlendrians bemühte, in dem so wenig ein selbständiges Talent, als kühne Raschheit und schöpferische Genialität gedeihen konnten. Noch standen um ihn als Rathgeber die Cobenzl, Colloredo und Collenbach, deren klägliche Mittelmäßigkeit die Lähmung und Erniedrigung Oesterreichs mit verschuldet. Noch war das alte System in voller Blüthe: jeden selbständigen Kopf zurückzudrängen, nur Intriguanten und Creaturen zu fördern; jeder freie Aufschwung aus dem Schooße der Nation war als Jakobinismus verdächtigt, Spionage, geheime Polizei, Brieferöffnen galten nach wie vor für die unentbehrlichen Stützen einer wohlgeordneten Staatsverwaltung. Der Krieg mit Napoleon ward wie jede andere diplomatische Angelegenheit im Stile der Cabinetskriege alter Zeiten geführt; von einer geistigen

und ſittlichen Erhebung zeigte ſich nirgends eine Spur, die Allmacht des Mechanismus trat mit einer wahrhaft naiven Selbſttäuſchung auf.

Um eine ſo große Sache ins Werk zu ſetzen, wie dieſen Krieg, der mit der Zertrümmerung des Bonapartismus, mit einer neuen Länderkarte und einem neuen Völkerrecht Europa's enden ſollte, war in Oeſterreich durchaus nichts Weſentliches geändert worden, als das Perſonal der oberſten Kriegsverwaltung; der Erzherzog Karl war durch Mack erſetzt, in das Kriegsdepartement eine gewiſſe mechaniſche Ordnung zurückgeführt, die Ziffern und Zahlen vermehrt, aber kein friſches Leben geweckt. Und es war noch zweifelhaft, ob dieſe gerühmte Ordnung wirklich etwas werth war. Indem man kurz vor dem Kriege noch neue Eintheilungen und Reglements ertemporirte, hat man wahrſcheinlich nur die Verwirrung vermehrt und das ſonſt tüchtige Material unfertig und in mangelhafter Organiſation auf den Kampfplatz geſchickt. Die Führung übernahm nominell zuerſt der Kaiſer ſelbſt, dann übergab er ſie, allerdings auch nur dem Namen nach, ſeinem fünfundzwanzigjährigen Vetter Ferdinand, dem Sohne des für Modena durch den Breisgau entſchädigten Erzherzogs gleichen Namens. Er war angewieſen, dem Rathe Macks zu folgen, in Zweifelfällen auch andere Generale zu hören, doch wenn Mack bei ſeiner Meinung beharre, ſich nach ihm zu richten. Es ließ ſich kaum eine unglücklichere Organiſation des Oberbefehls denken, und nur eine Perſönlichkeit der ſeltenſten Art wäre im Stande geweſen, dieſe Nachtheile einigermaßen aufzuwiegen. Aber die auserwählte Perſönlichkeit war Mack. Man ſchien in Wien auch nicht einmal zu ahnen, welch ein Zwiſchenraum die Virtuoſität des Gamaſchendienſtes, die Mack zur Noth beſitzen mochte, von der Fähigkeit des Handelns und Lenkens trennt. Mack war ſein Leben lang nichts Anderes geweſen, als ein Prototyp jener berufenen Wiener Kriegskunſt am grünen Tiſche, fruchtbar in Projecten, aber unfähig, ein einziges verſtändig auszuführen, ein wahrhaft exemplariſcher Ausdruck des ſprichwörtlich gewordenen Zopfes des kaiſerlichen Hofkriegsrathes. Seine verworrene Phantaſie ſchüttete immer neue Entwürfe aus, aber es fehlte ihm durchaus die Klarheit und Beſtimmtheit, ſie zu vollziehen; drum wo er immer praktiſch aufgetreten war, 1794 und 1798, hatte er ſich lächerlich gemacht.

Seine politische Weisheit und Beurtheilungsgabe war die eines gemeinen Korporals; es gab, wie die Folge gezeigt hat, keine zu plumpe Erfindung, womit man ihn nicht hätte narren können.

Freilich hatten die Einsichtigeren, wie Gentz, wie Philipp Stadion, unablässig daran erinnert, daß Pitt sich täusche, wenn er meine, die Dinge in Oesterreich seien besser geworden. Aber die Atmosphäre eines solchen Staates muß doch eine ansteckende Wirkung üben; denn die Gescheidtesten waren jetzt stockblind. In dem Augenblick, wo nur eine ganz unverhoffte Wendung der Dinge Oesterreich vor einer furchtbaren Niederlage sicherstellen konnte, wo den Alliirten die Initiative des Krieges bereits entwunden war und sie das Gesetz des Krieges, das sie Napoleon zu geben dachten, von ihm empfingen, in diesem Augenblicke konnte selbst ein feiner, scharfsichtiger Mann wie Gentz sich von dem tollen Spuck berauschen lassen, welcher dem officiellen Oesterreich damals die Binde um die Augen legte. In dem nämlichen Moment, wo sich die Heeressäulen von Boulogne, Utrecht und Hannover nach dem Rhein und Main in Bewegung setzten, sprach Gentz die Ansicht aus, Napoleon sei nicht mehr der alte, der er einst gewesen; das Kaiser- und Königspielen, Hofleben und Hofschmeichelei scheine ihn verändert zu haben. Oder er rief damals triumphirend: „das Gestirn des Tyrannen erbleicht" — in einem Augenblick, wo es glänzender und dräuender als je über Europa aufging. In den Tagen, wo der Kreis von Armeen schon anfing den verlorenen Mack zu umschließen, wo Bernadotte und Marmont sich bereits in seinen Rücken drängten, schrieb er prahlerisch (6. Oct.): „Das tiefe Stillschweigen Bonaparte's ist zwar höchst wahrscheinlich das zusammengesetzte Product vieler und mannigfaltiger Bewegungen in ihm, aber Scham und Verlegenheit haben gewiß ihren guten Theil daran. Einen solchen Moment erlebte der Theatermonarch noch nie, und die Kammerherren und Ceremonienmeister, die er nach Straßburg kommen läßt, werden ihm nicht heraushelfen."*)

Während so die Klügsten in hochmüthiger Selbsttäuschung sich berauschten, hatte Bonaparte seinen Kriegsplan wie ein geniales Kunstwerk geschaffen und alle Einzelnheiten mit wunderbarem Geschick vorbereitet; die Wiener Diplomatie, die ganze

*) Gentz Schriften IV. 86. 99. 117. Vgl. I. 296 f. 300.

Mandarinenwirthſchaft und die Weisheit des Hofkriegsraths war bereits der ſchmachvollſten Niederlage verfallen, bevor der „Theatermonarch" noch die Trommeln hatte rühren laſſen. Es ſollte der Welt an einem beiſpielloſen Probeſtück gezeigt werden, wie weit den alten Staaten, ihrer Cabinets- und Kriegskunſt die Fähigkeit innewohnte, ſich in einem Kampfe mit Bonaparte zu meſſen.

In den erſten Septembertagen erfolgten denn die diplomatiſchen Schritte, wie ſie gewöhnlich dem offenen Bruche vorangehen. Eine öſterreichiſche Note vom 3. September legte zuerſt officiell die Maske ab, womit bisher ſelbſt das Beſtehen der bewaffneten Coalition verhüllt war. Auch jetzt noch wurden die friedlichen Geſinnungen des Wiener Hofes betheuert, aber doch auch alle Beſchwerden und Verletzungen des Luneviller Friedens aufgezählt und die Herſtellung eines Zuſtandes, wie ihn die Verträge forderten, als Zweck der kriegeriſchen Rüſtungen bezeichnet. Wenige Tage ſpäter (9. Sept.) wurde dem deutſchen Reichstage eine amtliche Mittheilung gemacht und die Verſammlung aufgefordert, ſich durch die Verſuchungen Frankreichs nicht beirren zu laſſen, ſondern feſtzuhalten an dem Kaiſer, der den öffentlichen Zuſtand und die Verfaſſung des Reiches beſchützen werde.

Am Tage vorher hatte der Krieg begonnen (8. Sept.); die Oeſterreicher waren bei Schärding über den Inn gegangen. Eine Erklärung vom 12. konnte als die förmliche Kriegserklärung gelten. Oeſterreich, hieß es darin, wünſche den Frieden aufrecht zu erhalten, aber nur unter der Bedingung, daß man die Verträge achte, auf denen der Friede beruhe. Das geſchehe aber nicht von einer Macht, welche ſich die Rechte der Beſitznahme und Protection allenthalben beilege, die von den Rechten des Sieges ſpreche, nachdem dieſelben durch den Frieden erloſchen ſeien, die Gewalt und Drohung anwende, um den Nachbarlanden Geſetze aufzudringen, welche ihre Würde für beleidigt erkläre durch wohlbegründete Vorſtellungen, während ſie in ihren amtlichen Organen alle Monarchen Europa's angreife; einer Macht endlich, welche ſich allein zum Schiedsrichter aufwerfe über das Schickſal und das Intereſſe der Nationen. Oeſterreich ſei auch jetzt noch, im Einklang mit Rußland und England, bereit, auf Bedingungen hin zu unterhandeln, die mit der Ruhe und Sicherheit Europa's vereinbar ſeien.

Dies Manifest und der Einfall in Baiern ward von Napoleon als Kriegserklärung aufgenommen. Im Moniteur erfolgte die Veröffentlichung der diplomatischen Actenstücke und eine amtliche Darlegung des Verhältnisses zwischen Frankreich und Oesterreich. Darin waren die bittersten Anklagen auf England gehäuft, die Friedensliebe des französischen Kaisers betheuert, den gerechten Beschwerden über Frankreichs schrankenlose Herrschsucht Klagen über Oesterreichs ehrgeizige Uebergriffe entgegengestellt. Es war damit freilich so dürftig bestellt, daß Napoleon seinen Uebergriffen in Deutschland, Italien, Holland und der Schweiz nichts entgegenzustellen hatte als den Vorwurf: Oesterreich habe die venetianischen Schulden nicht bezahlt, Lindau, die Insel Meinau und Althausen erworben, sich auf Kosten Baierns und des deutschen Reiches zu vergrößern gesucht!*)

Die Oesterreicher hatten sich beeilt, den Inn zu überschreiten. Sie warteten nicht die Russen ab, noch die Vervollständigung ihrer eigenen Rüstungen, aber sie kamen doch nicht früh genug, um sich Baierns zu versichern. Wir wissen, schon am 24. August war ein vorläufiger Vertrag mit Napoleon unterzeichnet, der die bairische Armee an die Franzosen hingab und dafür dem Kurfürsten eine passende Arrondirung seines Gebietes verhieß. Wie nun Fürst Schwarzenberg (6. Sept.) in München unter Drohungen den Beitritt Baierns zur Coalition forderte und wenige Tage nachher die Truppen des Kaisers ins bairische Gebiet einrückten, kam Beides zu spät. Der Trotz und die gebieterischen Forderungen Oesterreichs, der Einfall ins Land und die militärischen Erpres-

*) Es kehrt das nachher in allen Manifesten und Noten wieder. Eine damals erschienene, schlagend und gewandt den österreichischen Standpunkt verfechtende Schrift („Wer ist der angreifende Theil, Oesterreich oder Frankreich?" 1805) bemerkt dazu S. 47 mit Recht: „Man wird ohne Zweifel bald kein Haus und kein Grundstück mehr kaufen dürfen, ohne den Kaiser Napoleon um Erlaubniß zu bitten. Die Anwendung des Heimfallrechts gegen die Güter aufgehobener geistlicher Corporationen, an deren Aufhebung Frankreich allein Schuld ist; veränderte Zahlungsmodificationen, welche die inländischen Gläubiger wie die ausländischen treffen ... Elende, bei den Haaren herbeigezogene Armseligkeiten, während Bonaparte ganze Königreiche mit einem Schlag vernichtet, ein großes Land nach dem andern sich zueignet, den übrigen mit Gewalt und Schrecken Tribute und Gesetze aufdringt, Republiken oder freie Städte an seine Schwäger verschenkt u. s. w."

ſungen dienten nur dazu, den Abfall an Frankreich zu beſchönigen und dem argloſen Volke glauben zu machen, der Uebergang ins franzöſiſche Lager ſei durch Oeſterreichs gewaltthätiges Verfahren abgenöthigt worden. Zunächſt galt es freilich, die Perſon des Kurfürſten und ſeine Armee vor der Zudringlichkeit der Oeſterreicher ſicherzuſtellen. Max Joſeph machte dem öſterreichiſchen Unterhändler Hoffnungen auf ſeinen Beitritt, ſchrieb an den Kaiſer einen Brief voll loyaler Geſinnungen (8. Sept.) und ſchien nur aus väterlicher Zärtlichkeit den augenblicklichen Anſchluß an Oeſterreich zu ſcheuen, weil der Kurprinz, auf einer Reiſe durch Frankreich begriffen, von der Bonaparte'ſchen Politik als Geiſel behandelt werden könnte. Noch in derſelben Nacht floh aber Max Joſeph nach Würzburg, während ſein Heer den Weg nach Franken einſchlug, um ſich mit den Franzoſen zu vereinigen. So war das bairiſche Bündniß verloren, auch wenn das Gebiet den Oeſterreichern offen ſtand. Seit Mitte des Monats war der ſüdliche Theil des Kurfürſtenthums von ihnen beſetzt, und Kaiſer Franz ſelbſt zog (21. Sept.) in der Hauptſtadt des bairiſchen Kurfürſten ein. Bis an den Lech und die Iller ſchoben ſich einzelne Corps der Oeſterreicher vor, nirgends ſah man feindliche Vorbereitungen und verharrte in dem thörichten Wahne, der Sieger von Marengo werde ein Opfer werden von Macks ſtrategiſcher Ueberlegenheit.

Am 23. September erſchien Napoleon im Senat, ließ die Aushebung der Conſcribirten und die Organiſation der Nationalgarden decretiren und ſpielte vor der franzöſiſchen Nation mit Erfolg die Rolle des unſchuldig Gekränkten. Der Senat gab darauf eine Antwort, die, wie eine franzöſiſche Stimme ſelber ſagt, eines Höflings der ſpaniſchen Könige oder eines Sclaven der Sultane von Stambul würdig war. Während die verbündeten Monarchen es unter ihrer Würde hielten, ſich an die Theilnahme der Völker zu wenden, richtete Napoleon an die Franzoſen eine Proclamation, die auf ihren Nationalſtolz und ihren Ehrgeiz gleich glücklich berechnet war. „Ich verlaſſe meine Hauptſtadt," rief er ihnen zu, „um meinen Verbündeten raſche Hülfe zu bringen und die theuerſten Intereſſen meiner Völker zu vertheidigen. Noch vor wenig Tagen hoffte ich, der Friede würde nicht geſtört werden, Drohungen und Beleidigungen hatten mich unempfindlich gelaſſen; aber jetzt hat die öſterreichiſche Armee den Inn überſchritten, München iſt beſetzt,

der Kurfürst von Baiern aus seiner Hauptstadt verjagt, alle meine Friedenshoffnungen sind verschwunden..... Beamte, Soldaten, Bürger, alle wollen das Vaterland frei halten vom Einfluß Englands, dessen Uebergewicht uns nur einen Frieden voll Schmach und Entehrung bringen würde, einen Frieden, dessen Grundbedingungen den Brand unserer Flotten, die Verschüttung unserer Häfen und die Vernichtung unserer Industrie enthielten. Alle Zusagen, welche ich dem französischen Volke geleistet, habe ich gehalten; die Nation hat gegen mich keine Verpflichtung eingegangen, der sie nicht entsprochen hätte. In dieser so bedeutungsvollen Lage wird sie fortfahren, den Namen der großen Nation zu verdienen, womit ich sie auf den Schlachtfeldern begrüßte. Franzosen, euer Kaiser wird seine Pflicht thun; meine Soldaten werden die ihrige, ihr die eure erfüllen."

Während Mack sein Heer bis nach Schwaben verzettelte, die kaiserlichen Truppen vereinzelt dem Feinde entgegentrieb und bei Ulm und an der Iller verfallene Schanzen wieder herrichten ließ, um den Stoß des Gegners zu erwarten, war Mannont (25. Sept.) bei Frankfurt, Bernadotte (27. Sept.) bei Würzburg angekommen, gingen Ney, Lannes und Murat bei Kehl, Soult und Davoust bei Mannheim und Speyer über den Rhein. Die Schwarzwaldpässe waren überschritten, Schwaben schon mit französischen Truppen überfluthet, bevor man im kaiserlichen Lager die Annäherung des Feindes vermuthete. Napoleon selbst war es, der seit dem 26. Sept. in Straßburg diese Bewegungen leitete; unter den Huldigungen und höfischen Ehren, in die ihn Gentz versunken glaubte, hatte er ohne Widerstand die Hauptmasse der großen Armee nach Schwaben gebracht. Am 1. October überschritt er selbst den Rhein. „Soldaten," rief er dem Heere zu, „der Krieg der dritten Coalition hat begonnen; die österreichische Armee hat den Inn überschritten, die Verträge verletzt, unsern Alliirten angegriffen und aus seiner Hauptstadt verdrängt.... Wir werden nicht eher stille stehen, als bis wir die Unabhängigkeit des deutschen Reichs gesichert, unserm Verbündeten geholfen, den Stolz unserer Feinde verwirrt haben. Wir werden keinen Frieden mehr ohne Bürgschaft schließen, unsere Großmuth soll unsere Politik nicht mehr irre führen! Soldaten, euer Kaiser ist in eurer Mitte; ihr seid nur die Vorhut der großen Nation; wenn es nöthig ist, wird sie sich auf meinen Ruf

wie ein Mann erheben, um dieſen neuen Bund zu zerſtören, den britiſcher Haß und britiſches Gold geſtiftet haben."

Für „die Unabhängigkeit des deutſchen Reichs" erklärte alſo Napoleon die Waffen zu ergreifen! Und das war noch lange nicht die ekelſte aller Unwahrheiten, womit dieſe Blätter unſerer Geſchichte befleckt ſind. Die Deutſchen ſelber überboten raſch den fremden Imperator. Max Joſeph von Baiern hatte eben noch eine Rolle durchgeſpielt, die ſeines perſönlichen Charakters wie ſeines fürſtlichen Namens gleich unwerth war. „Ich verpfände mein heiliges Wort — ſchrieb er am Tage, wo er ſich zur Flucht nach Würzburg rüſtete und ſeine Truppen ins franzöſiſche Lager ſandte, an den deutſchen Kaiſer — ich verpfände mein Wort, daß meine Truppen die Operationen der Armee in nichts hindern werden; ich ſchwöre und verſpreche, ruhig zu bleiben und nichts zu unternehmen." Und am nämlichen Tage ſchrieb der deutſche Kurfürſt an den franzöſiſchen Geſandten Otto: „Zweideutig zu erſcheinen in den Augen des Kaiſers, meines Beſchützers, das wird mich ins Grab bringen.... Ich fühle das Schreckliche meiner Lage. Dieſen Morgen habe ich an den deutſchen Kaiſer geſchrieben, ihm vorgeſtellt, daß mein Sohn in Frankreich ſei und er verloren wäre, wenn man mir nicht die Neutralität bewilligte; ich habe ihn auf den Knieen darum angefleht; hätten Sie ſehen können, was ich dieſe zwei Tage gelitten habe, Sie hätten Mitleid mit mir empfunden." Auf den Rath des franzöſiſchen Geſandten war er dann noch in derſelben Nacht nach Würzburg ins Bonaparte'ſche Lager entflohen; dort erhielt der Vertrag vom 24. Auguſt ſeine förmliche Beſtätigung, man fand aber für gut, ihn vom 23. September zu datiren, damit die Welt nicht erfahren ſolle, daß ſich Baiern ſchon vierzehn Tage vor dem Einrücken der Oeſterreicher an die Franzoſen verkauft hatte. Die bairiſche Armee, ungefähr 25,000 Mann ſtark, vereinigte ſich mit der franzöſiſchen; Napoleon erließ an ſie — der erſte Vorgang dieſer Art — eine gnädige Proclamation. „Ich habe mich", rief er den Baiern zu, „an die Spitze meines Heeres geſtellt, um euer Vaterland zu befreien; denn das Haus Oeſterreich will eure Unabhängigkeit vernichten.... Ihr werdet dem Beiſpiel eurer Vorfahren folgen, die ſich ſtets die Unabhängigkeit und die politiſche Exiſtenz bewahrten, welche die erſten Güter der Nationen ſind. Ich

kenne eure Tapferkeit und schmeichle mir, nach der ersten Schlacht eurem Fürsten und meinem Volke sagen zu können, daß ihr würdig seid, in den Reihen der großen Armee zu kämpfen."

Auch die Baiern selbst glaubten nicht schweigen zu dürfen. Ihr General Deroy erinnerte das Heer an die üble Behandlung und an die — Strapatzen, die es im jüngsten Kriege im Bunde mit Oesterreich hatte erdulden müssen! Er erwartete von ihnen, daß sie sich nicht würden „entehren" lassen. Vertrauet auf Gott und die gerechte Sache, rief er ihnen zu, und lasset euer Vaterland nicht untergehen. Kurfürst Max Joseph sprach dann auch selber zu seinem Volke. Er warnte es vor den „treulosen Planen Oesterreichs", das Baiern habe zwingen wollen, für „fremdes Interesse" zu streiten. „Der Kaiser der Franzosen," sagte der deutsche Kurfürst, „Baierns natürlicher Bundesgenosse, eilte mit seinen tapfern Kriegern herbei, um euch zu rächen, und schon kämpfen eure Söhne an der Seite der sieggewöhnten Völker und bald, bald naht der Tag der Rettung."

Als ärgerliches Nachspiel folgte noch ein diplomatischer Schriftenwechsel zwischen Baiern und Oesterreich. Der Kurfürst ließ eine „geschichtliche Darstellung" erscheinen, worin er den Kaiser Napoleon lobte, dessen „kräftiger Mitwirkung" Baiern eine Entschädigung für seine Verluste im Revolutionskriege zu verdanken habe, und damit die Gewaltschritte verglich, die sich Oesterreich erlaubt hätte. Wie Schwarzenberg drohend nach München gekommen sei und in gebieterischem Tone verlangt habe, Baiern solle sich an Oesterreich anschließen, die bairische Armee, wenn sie nicht entwaffnet werden wolle, in einzelnen Abtheilungen der österreichischen einverleibt werden; wie dann die Oesterreicher eingerückt seien, das Land mit Requisitionen bedrängt, die Kassen in Beschlag genommen und ihr Papiergeld zu erhöhtem Zwangscurs aufgezwungen hätten, während der Kurfürst sich auch nach seiner Abreise wiederholt bemüht habe, eine vertragsmäßige Neutralität zu erlangen, wie man ihm darauf mit entwürdigenden Anträgen geantwortet und z. B. verlangt habe, wenigstens die altbairischen Truppen zu entlassen und nur die aus den fränkischen und schwäbischen Gebieten zu behalten — das und Aehnliches war darin weitläufig berichtet und gegen solchen Schimpf an die „bairische Nation"

appellirt. Nur eines sagte die „geschichtliche Darstellung“ nicht: daß Baiern schon vorher, ehe Oesterreich drohte und Gewalt übte, mit Napoleon im geheimen Bündniß war. Die österreichische Erwiederung konnte dafür keinen urkundlichen Beweis geben, aber doch die Widersprüche zusammenstellen, die sich der Kurfürst hatte zu Schulden kommen lassen. Wie er am 7. September eigenhändig an Schwarzenberg die Zusage des Anschlusses gab, am 8. den Kaiser anflehte, ihm um seines Sohnes willen, den Napoleon als Geisel behandeln werde, Neutralität zu gewähren, und wie er dann noch in derselben Nacht nach Würzburg entwischt war, seinen Truppen die Richtung nach dem französischen Lager anwies und indessen die Oesterreicher mit scheinbaren Unterhandlungen hinhielt, das war hier in gedrängten Zügen zusammengestellt und mit den Actenstücken selbst belegt*).

Wenn Baiern, dessen geographische Lage allein unter den süddeutschen Ländern eher einen Anschluß an Oesterreich als an Napoleon erwarten ließ, sich so viel Mühe gab, um ins französische Lager zu entkommen, so war es nicht zu verwundern, wenn die Gebiete, die fast unter den Kanonen von Straßburg lagen, ohne Widerstreben dem Strome Napoleonischer Macht folgten. So hatten mit Baden schon vor dem gewaltsamen Bruche Verabredungen stattgefunden, welche den Anschluß vorbereiteten. Napoleon schrieb schon am 15. Sept. an Murat, er solle bereit sein, im Nothfall dem Kurfürsten von Baden zu Hülfe zu eilen, doch das Einverständniß geheim halten und Alles vermeiden, was Baden Oesterreich gegenüber compromittiren könne. Wie der französische Kaiser dann nach Straßburg kam, begrüßten ihn dort der Sohn und Enkel Karl Friedrichs, ein Beweis, daß Baden wenigstens nicht mit Oesterreich ging, auch wenn es versuchte, die Neutralität zu erlangen. Auf dem Marsche durch's Land ward dann (1. Oct.) zu Ettlingen ein Vertrag geschlossen, der gegen das Versprechen von Gebietsvergrößerungen in Vorderösterreich auch das badische Contingent von dreitausend Mann den Franzosen zur Verfügung stellte. Dagegen blieb Landgraf Ludwig von Darmstadt seiner Weigerung des Bündnisses getreu und seine Leistung beschränkte sich auf einen Train, den er den Franzosen lieferte.

*) S. polit. Journ. 1805 II. 996 ff. 1080 ff.

Kurfürst Friedrich von Württemberg schien sich zwingen lassen zu wollen; wie das Corps von Ney sich Stuttgart und Ludwigsburg näherte, nahm er die Miene an, als wolle er seine Residenzen vor dem Durchmarsch der fremden Truppen sichern. Es gelang ihm auch durch Vermittelung des französischen Gesandten, Ludwigsburg zu schützen; durch Stuttgart erzwang sich aber, zu des Kurfürsten lebhaftem Verdruß, Ney den Durchmarsch, indem er die Kanonen auf die Thore richten ließ. Es war nicht die Lebhaftigkeit deutschen Patriotismus', was den Kurfürsten zu diesem leisen Widerstand bestimmte, sondern nur autokratische Eitelkeit, vielleicht auch die Hoffnung, den Kaufpreis seiner Freundschaft zu steigern. Wie seine Beschwerde gegen Ney durch Berthier höhnisch und wegwerfend beantwortet, seine Klage über Erbrechung der Marställe vom General Dupont mit einem trockenen „cela m'est bien égal" erwiedert ward und gleich darauf (2. October) Napoleon selber in Ludwigsburg eintraf, beruhigte sich sein Unmuth. Denn so sehr auch der stolze kleine Despot Napoleon als Emporkömmling haßte, so demüthig verbeugte er sich jetzt nach dem Berichte eines glaubwürdigen Zeugen vor dem allmächtigen Kaiser*). Napoleon wußte, wie man solche Leute zu behandeln hatte. Er verlangte sogleich zur Kurfürstin, einer englischen Prinzessin, geführt zu werden, um diese Feindin zu bekehren. Er war so artig gegen sie und wußte so viel zum Lobe der Engländer und ihrer Literatur zu sagen, daß die Fürstin bald voll seines Lobes war. Dem Kurfürsten schmeichelte er, zeigte ihm ein vergrößertes Gebiet und eine Königskrone in der Ferne, so daß derselbe schon am andern Tage, als er nach einer vierstündigen Conferenz bei verschlossenen Thüren erschöpft den Kaiser verließ, die Aeußerung that: es sei ihm seit Friedrich II. Niemand von solcher Beredtsamkeit vorgekommen wie Napoleon; derselbe habe sonderbar genug auch ungefähr dieselbe tournure d'esprit wie der große Friedrich. Auch Württemberg trat dem französischen Bündnisse bei und stellte gegen ähnliche Zusagen, wie Baiern und Baden, ein Contingent von zehntausend Mann dem fremden Eroberer zur Ver-

*) S. Memoiren des General L. von Wolzogen. Leipzig 1851. S. 24. Vgl. Matthieu Dumas précis des évènemens militaires XIII. 341. Polit. Journ. 1805. II. 1065.

fügung*). Kurfürſt Friedrich, dieſe würdigſte Copie, die der Bonapartismus in Deutſchland aufzuweiſen hatte, war nicht der Mann, etwas halb zu thun; er wollte hinter Baiern nicht zurückbleiben, ſondern trat auch ſeinerſeits mit einer Anklageſchrift gegen Oeſterreich hervor, aus welcher ſchon der hohe Ton rheinbündiſcher Souverainetät vernehmlich herausklingt. Da waren alle Vergehen, die ſich Oeſterreich ſeit dem letzten Kriege gegen Württemberg hatte zu Schulden kommen laſſen, pünktlich aufgezählt: rückſtändige Forderungen, „unpaſſende" Einmiſchungen in die Machtvollkommenheit des ſchwäbiſchen Kreisdirectoriums und die Beſchützung der Ritterſchaft. Wie dann die jüngſten Kriegsausſichten ſich genähert, habe Oeſterreich lange Zeit ein tiefes Stillſchweigen über die wirkliche Lage beobachtet, dann plötzlich „mit Zudringlichkeit" die unſchickliche Anfrage gethan, ob dem Kurfürſten von Seiten Frankreichs der Antrag gemacht worden ſei, Militär, Geſchütz und Munition deſſen Dispoſition zu überlaſſen. Man habe darauf erwiedert, daß weder bisher ein ſolcher Vorſchlag gemacht worden, noch daß man ihn erwarte. Als inzwiſchen die Kriegsausſichten ſich in bedrohlicher Weiſe gemehrt, habe Württemberg wiederholt bei dem kaiſerlichen Geſchäftsträger und in Regensburg ſein Befremden geäußert, daß man es in ſolcher Lage ohne vertrauliche Eröffnung laſſe. Alle dieſe Aeußerungen und die Anfragen, was unter ſolchen Umſtänden für Württemberg zu erwarten oder zu fürchten ſei, ſeien aber vergeblich geblieben, bis plötzlich die Invaſion in Baiern, die kriegeriſche Beſetzung Oberſchwabens erfolgt und auch ein Theil des württembergiſchen Gebietes von militäriſchen Laſten und Requiſitionen heimgeſucht worden ſei. Auch dagegen ſei vergebens Abhülfe gefordert worden. Erſt als ſich auch die Franzoſen dem württembergiſchen Gebiete näherten, „fiel es dem kaiſerlich öſterreichiſchen Hofe ein, des Kurfürſten von Württemberg ſich endlich einmal zu erinnern." Man habe aber als Abgeſandten eben den Mann geſchickt, der als Civilcommiſſär bei

*) In einer Anrede an den landſtändiſchen Ausſchuß, worin Kurfürſt Friedrich ſeinen Beitritt zum franzöſiſchen Bündniß motivirte, war auch ein bezeichnender Wink enthalten. „Was Sie nicht können, kann Ihr Land," ſo habe Napoleon dem Kurfürſten auf ſeine Bedenken erwiedert. Wie dann der Kurfürſt meinte: „Meine Stände werden nicht einwilligen," habe Napoleon erklärt: „Gegen dieſe will ich Sie unterſtützen." S. pol. Journ. II. 1175.

der Armee die Bedrückungen des Landes geleitet und dadurch das gerechteste Mißfallen des kurfürstlichen Hofes auf sich geladen habe; derselbe sei außer Stande gewesen, das Benehmen seines Hofes zu entschuldigen, und habe sich auf Versicherungen des Bedauerns, auf Erklärungen der Unmöglichkeit, den Kurfürsten zu schützen, oder auf die Eröffnung beruhigender Aussichten im Falle günstiger kriegerischer Ereignisse beschränkt. „Gegen einen solchen Abgeordneten und auf so geartete Aeußerungen blieb dem Kurfürsten von Württemberg nichts übrig, als denselben schleunig abzufertigen, da ohnehin dessen Gegenwart in der bereits mit französischen Truppen stark besetzten Stadt Stuttgart mit Unannehmlichkeiten für ihn selbst begleitet sein konnte."

Nach diesen Proben reichsfürstlicher Gesinnung ließ sich ungefähr erwarten, welch bejammernswerthes Bild inmitten dieser Krisis der deutsche Reichstag bot. Derselbe hatte sich, während ein neuer Weltkrieg im Anzuge war, in die geläufigen Materien verloren, die fast nur noch zu Regensburg Interesse und Besprechung fanden: in die Beschwerden der durch den Deputationsreceß Beschädigten, in die Klagen des Reichskammergerichtes und in die Eingaben der Ritterschaft wegen fortdauernder Belästigung durch die weltlichen Fürsten. Wir erinnern uns, wie Pfalzbaiern im Jahre 1804 die Miene angenommen, als wolle es die volle Herstellung des gestörten Rechtszustandes wieder eintreten lassen; man war aber dort auf halbem Wege stehen geblieben und begann auch wohl im Laufe der Zeit die alten Bedrückungen zu erneuern. Die Ritterschaft hatte bald neuen Stoff zu Beschwerden am Reichstage, da auch die Kleineren, Württemberg, Darmstadt, Nassau-Weilburg und selbst Ligne dem Beispiele Baierns folgten. Dieselbe suchte Schutz bei dem alten wie bei dem neuen Bonaparte'schen Kaiserthum. Sie hatte durch ihren Geschäftsträger in Paris (Oct. 1804) dem neuen Imperator zu seiner Krone Glück wünschen lassen und erhielt dafür ein gnädiges Handschreiben Napoleons *). Auch der

*) Pendant son séjour, heißt es in dem Schreiben vom 4. Januar 1805, il (der ritterschaftliche Geschäftsträger) a pu se convaincre de la ferme intention, où je suis, de vous donner constamment des preuves de l'interêt que je prends à votre prosperité. Reichstagscorresp. von 1805. Nr. 40. Ueber das Folgende ebendas. Nr. 48. 50.

kaiserliche Hof ließ sich vernehmen. Es wurde ein Excitatorium (26. März 1805) erlassen und der todtgeglaubte Ausschuß zur Conservirung der ritterschaftlichen Rechte ward wieder zum Leben geweckt. Derselbe hielt im Juni noch einmal eine Conferenz und beschloß auch, an die widerstrebenden Fürsten eine Ermahnung zu erlassen; wir zweifeln aber, ob der Beschluß wirklich vollzogen worden ist. Die Zeichen standen nicht günstig für die Ritter. Selbst auf den kaiserlichen Hof, der so viel Freundschaft für sie an den Tag legte, war kein rechter Verlaß. Man wußte in Regensburg, daß Oesterreich in München viel nachgiebiger redete als in seinen öffentlichen Erklärungen, und daß der Graf Metternich zu Berlin die Andeutung gegeben, der Kaiser werde, wenn man seinen Wünschen in Bezug auf den Reichsfürstenrath entgegenkomme, die Ritter preisgeben. Ueberhaupt wolle Oesterreich dem preußischen Einfluß in Norddeutschland nicht hemmend entgegentreten; nur erachte man es für billig, daß ebenso der natürliche Einfluß des kaiserlichen Hofes im südlichen Deutschland anerkannt und durch eine größere Zahl Stimmen im Reichsfürstenrathe befestigt werde*).

Dieselbe Tendenz landesfürstlicher Abrundung löste um die gleiche Zeit auch die schon tief verfallene Kreisordnung vollends auf. Im fränkischen Kreise suchten Brandenburg und Pfalzbaiern die Stimmen der vier mediatisirten Reichsstädte durch einseitige Verfügung auf die Grafenbank zu bringen; im schwäbischen strebten die drei Kurfürsten von Baiern, Württemberg und Baden dahin, nicht nur die Stimmen der säcularisirten Hochstifter, sondern auch die der Reichsprälaturen und der 27 mediatisirten Reichsstädte an sich zu bringen und damit ihr Uebergewicht gegen jede Opposition zweifellos festzustellen. Das hatte schon zu Ende des Jahres 1804 die thatsächliche Auflösung dieses Kreises zur Folge**).

---

*) Aus der Reichstagscorrespondenz d. d. 10. Juni 1805.

**) Am 17. Dec. 1804 erklärte der kaiserliche Gesandte den kurfürstlichen: „daß er nun die Kreisversammlung pro dissoluta ansehen müsse, keine weiteren Schlüsse der Zurückgebliebenen für gültig anerkennen, auch den schwäbischen Reichsgliedern die reichsoberhauptliche Assistenz und Erhaltung gegen die Unterdrückung der drei mächtigen Kurhäuser zusagen könne.“ Reichstagscorrespondenz von 1805. Nr. 4.

Mitten in dieſe häuslichen Angelegenheiten, deren Erledigung ſchon die Kräfte der Reichsverſammlung überſtieg, fiel der Ausbruch des großen Krieges. Noch am 10. September wurde von franzöſiſcher Seite verſichert, daß Napoleon „eifrig an der Erhaltung des Ruheſtandes auf dem feſten Lande arbeite" und das Gelingen nur davon abhänge, ob Oeſterreich ſeine Truppen aus den an Italien gränzenden Provinzen zurückziehe. Aber dieſer Friedensbotſchaft folgte auf dem Fuße die Nachricht vom Einmarſch der Oeſterreicher in Baiern und die Erklärungen des franzöſiſchen und des kaiſerlichen Geſandten, die jede Friedensilluſion vernichten mußten. Ein Reſcript des Grafen Cobenzl an die k. k. Geſandtſchaften in Regensburg (vom 9. Sept.) motivirte kurz die Nothwendigkeit des Kampfes, wiederholte die Verſicherung, „den geſetzmäßig eingeführten Zuſtand der deutſchen Verfaſſung" aufrecht erhalten zu wollen, beklagte es, daß, „wie bereits verläſſige Spuren zeigten, von Seiten des franzöſiſchen Kaiſers mehrere Fürſten der vorliegenden Reichskreiſe zur Ergreifung der Waffen gegen ihren Kaiſer und Mitſtand vermocht und zu dieſem Ende neue geheime Verbindungen angeſponnen, ſchon beſtehende mißbraucht werden ſollten," und ſchloß mit der Ermahnung an die deutſchen Reichsſtände: „die gefährlichen Zwecke ſolcher Vorbereitungen einzuſehen und die Nothwendigkeit zu erkennen, von dem deutſchen Vaterlande das Schickſal Italiens und anderer ganz oder halb abhängig gewordener Nachbarn Frankreichs durch Einmüthigkeit, Treue und Entſchloſſenheit abzuwenden." Die franzöſiſche Note Bachers (11. Sept.) wiederholte die bekannten Klagen gegen Oeſterreich und war im Uebrigen beſonders durch die Dreiſtigkeit bemerkenswerth, womit die Miene angenommen war, Oeſterreich habe das deutſche Reich angegriffen und Bonaparte übe nur die heilige Verpflichtung, es zu ſchützen*). Wir finden keine Spur,

*) „S. M. l'Empereur des Français, hieß es darin, ne séparera jamais les interêts de son Empire de ceux des princes d'Allemagne qui lui sont attachés. Aucun des maux, qui les atteignent, aucun des dangers, qui les menacent, ne seront jamais étrangers à sa sollicitude. Persuadé que les Princes et les Etats de l'Empire Germanique sont pénétrés du même sentiment, le soussigné, au nom de l'Empereur des Français, engage la Diète à s'unir à lui pour presser par toutes les considérations de la justice et de la raison l'Empereur d'Autriche à ne pas exposer plus longtems la génération actuelle à d'incalculables mal-

daß auch nur Einer ſich verſucht gefühlt hätte, gegen dieſe ſchamloſe Verdrehung der einfachſten Verhältniſſe Proteſt einzulegen. Vielmehr zeigt ſich in Regensburg nur die eine Sorge, ob man in dem großen Conflict ſeine Neutralität ſicher erhalten und dem Reichstage inmitten des Waffenlärmes ſein Stillleben ungeſtört bewahren könne. Der Krieg wird nur als eine öſterreichiſche Sache angeſehen; bezeichnend genug wird ſelbſt in den Correſpondenzen aus Regensburg nur vom „Kaiſer von Oeſterreich", faſt nirgends mehr vom deutſchen Kaiſer geſprochen. Oder man ermannt ſich zu der heroiſchen Betrachtung, daß, wenn die franzöſiſchen Waffen glücklichen Erfolg haben ſollten, dies „gar leicht wieder eine zum Nachtheil mehrerer Reichsſtände gereichende Umwälzung" herbeiführen könne. Das Thema, daß die Franzoſen nur den Rhein überſchritten, um die deutſche Verfaſſung vor den Gewaltſtreichen Oeſterreichs zu ſchützen, kehrte dann in verſchiedenen Bonaparte'ſchen Erklärungen wieder. Der Kaiſer der Franzoſen, ſagte Bacher in einer Note vom 30. Sept., als er den Einfall in Baiern erfuhr, hat gefühlt, daß die Zeit der Erklärungen vorüber ſei und daß er handeln müſſe. In dieſer einzigen Abſicht haben ſeine Truppen den Rhein überſchritten, um Würtemberg und Baden vor einem ähnlichen Schickſale zu ſchützen. Der Kaiſer hat nur das eine Ziel vor Augen, den ungerechteſten Angriff zurückzuweiſen und die Unabhängigkeit des Reichskörpers herzuſtellen, die erſt durch die Uſurpationen Oeſterreichs, dann durch ſeine Gewaltthaten bedroht worden iſt; er will in Deutſchland keines der Gebiete behalten, welche das Loos der Waffen in ſeine Hände fallen laſſen mag; er verbürgt jedem Fürſten die Integrität ſeiner Rechte und Beſitzungen gegen die Uſurpationen des Hauſes Oeſterreich, und er wird nicht eher die Waffen niederlegen, als bis der Reichsdeputationsreceß wiederhergeſtellt und in allen ſeinen Grundlagen befeſtigt iſt.

Am Reichstage ſcheint kein Gefühl davon erwacht zu ſein, wie tief man eine Nation verachten mußte, der man ſo kecke So-

---

heurs, et à épargner le sang d'une multitude d'hommes destinés à périr victimes d'une guerre dont le but est tellement étranger à l'Allemagne, qu'au moment même où elle éclate, il est partout un objet de recherche et de doute, et que ses véritables motifs ne peuvent être avoués.

phismen ins Angesicht warf; wir sehen vielmehr aus den Correspondenzen, daß man diese Versicherungen „beruhigend" fand. Man war eifrig bemüht, an den Gränzen des Regensburger Gebietes Pfähle mit Aufschriften in deutscher und französischer Sprache aufzurichten, damit die Neutralität der Stadt streng respectirt werde. Der Kurerzkanzler glaubte damit Großes zu leisten und äußerte mit Nachdruck, „wie die jetzige Krisis mehr als jemals die Anwesenheit der Gesandtschaften und die Fortdauer der Reichstagsformen erfordere." Die Leute in Regensburg waren an dies leere Spiel der Formen schon so gewöhnt, daß sie sich auch jetzt nicht durch das Bewußtsein, eine klägliche Rolle zu spielen, beschämt fühlten. So mußten sie sich, wenn auch nicht ohne Schamröthe, gefallen lassen, daß die Franzosen ihre Siegesbülletins an den Reichstag wie an eine mit dem französischen Interesse eng verknüpfte Körperschaft richteten*). Indem man sich so von französischen Siegesberichten nährte, schritten die süddeutschen Fürsten vollends ungehindert und durch die französischen Siege ermuthigt rücksichtslos gegen die Reichsritterschaft und den deutschen Orden ein. Die Beschwerden der Bedrängten kamen in Regensburg sehr unbequem; man fühlte, wie ein Bericht sagt, daß die Reichsversammlung sich durch eine Berathung nur compromittiren könne, und gab sich der Hoffnung hin, daß der demnächst zu erwartende Friede „und die darin ohne Zweifel mit enthaltenen Dispositionen jede Debatte unnöthig oder doch nicht rathsam machen dürften."

Nur Dalberg glaubte, in diesem allgemeinen Elende sein Licht nicht unter den Scheffel stellen zu dürfen; jederzeit bereit, die Misère der öffentlichen Zustände mit salbungsvollen Phrasen zu

*) Die Ulmer Katastrophe wurde dem Reichstage in einem Schreiben aus dem französischen Hauptquartiere gemeldet, das mit den Worten anfing: Vous me mandez, Monsieur, que les ministres comitiaux manifestent un grand empressement de recevoir le plutôt possible une rélation des prodiges qui viennent de venger l'Empire Germaniqne de l'invasion des Etats d'un de ses principaux Membres et qu'ils se flattent que la Diète va enfin leur devoir l'avantage de sortir de l'inaction extrémement pénible à laquelle des circonstances anssi malheureuses l'avaient reduites. Pour remplir le voeu et satisfaire la juste impatience des membres de la Diète, je me hâte etc. Dieser Eingang erregte doch „bei dem ganzen Corps diplomatique die höchste Unzufriedenheit," aber man schwieg, wie zu so vielem Anderen.

umhüllen, trat er auch jetzt (8. Nov.) mit einer Ansprache an den deutschen Reichstag hervor, die zu den charakteristischen Actenstücken dieser traurigen Zeit gehört. In pathetischen Worten war die Sorge ausgesprochen, daß die Reichsverfassung, die zu zerreißen der ehemalige Mainzer Coadjutor sein gutes Theil beigetragen, aus der neuesten Kriegsnoth nicht unerschüttert hervorgehen, am Ende gar der Name deutscher Nation erlöschen werde. „Schmerzlich, rief der Kurerzkanzler, ist dieser Gedanke für besorgte gutgesinnte Gemüther. Se. kurfürstl. Gnaden der Kurfürst Erzkanzler wünschen und hoffen mit reiner deutscher Vaterlandsliebe, daß ein solches Unglück vermieden werde: 1) durch allgemeines Bestreben, die Einheit der deutschen Reichsverfassung zu erhalten; 2) durch Vereinigung der Gemüther in Befolgung der Reichsgesetze; 3) durch einstimmige Verwendung aller und jeder Teutschen, um einen guten, ehrenvollen, dauerhaften Frieden zu erwirken*)."

Es möchte schwer sein, die innere Lügenhaftigkeit und Impotenz deutscher Dalberge — einer Kategorie, die nicht ausgestorben ist — treffender zu schildern, als in diesem Documente. Aber so weit war es bereits mit der Knechtschaft des heil. röm. Reiches gekommen, daß selbst diese klägliche Allocution die Ungnade der Franzosen auf sich zog und der Kurerzkanzler des Reiches von Bacher über sein Unterfangen zur Rede gestellt ward!

Der große Kriegsplan der Coalition, der sich auf dem Papier so drohend ausnahm, schwand indessen immer mehr zu einem winzigen Resultate zusammen. Von Pommern bis nach Neapel sollte der Angriff gegen Frankreich begonnen werden, und jetzt war man kaum an einer bedeutenden Stelle schlagfertig und stark genug, den Gegner aufzuhalten. Nur in Oberitalien war Erzherzog Karl dem Heere Massena's beträchtlich überlegen, und in Unteritalien glaubte man auf eine Diversion in Neapel zählen zu können; allein es war Napoleon gelungen, die Bourbons dort vorerst durch ein Neutralitätsversprechen zu binden (21. Sept.) und die Trup-

*) Die Mittheilungen über den Reichstag sind der Reichstagscorrespondenz von 1805, Nr. 70. 72. 76. 78. 79. 89. 99. und den urkundlichen Beilagen entnommen.

pen, die in Neapel standen, zur Verstärkung Massena's nach der Lombardei zu ziehen. Der Plan, in Norddeutschland mit einem schwedisch-russischen Heere die Franzosen anzugreifen, war ohne die Zustimmung Preußens nicht durchzuführen, und den Gedanken, durch die Schweiz nach dem südöstlichen Frankreich vorzudringen, mußte man zunächst wenigstens aufgeben, da man sich offenbar selbst die Stärke nicht mehr zutraute, zugleich in Süddeutschland und Oberitalien das Uebergewicht zu behaupten.

Alle früheren Entwürfe der Coalition waren also verrückt und verschoben, aus der Stellung der Angreifenden waren die Verbündeten in die der Angegriffenen versetzt; sie hatten gemeint, sich dem Rhein zu nähern, ehe Napoleon gerüstet wäre; jetzt stand Napoleon in Schwaben, bevor der erste russische Soldat den Inn erreichte. Es konnte so kommen, daß von der losen Kette von Armeen, welche die Verbündeten ins Feld stellen wollten, ein Glied nach dem andern aufgerieben ward; die Oesterreicher an der Donau traf wahrscheinlich zuerst das Schicksal, in ein Netz französischer Streitkräfte verwickelt und darin festgehalten zu werden. Die Stellung, die Mack bis in die erste Woche des Octobers einnahm, war wenigstens nicht dazu angethan, einer solchen Katastrophe zu begegnen.

Die Streitkräfte, die Oesterreich bis zu dieser Zeit in Baiern und Schwaben vereinigte, betrugen nahezu 70,000 Mann*); daß die Armee nicht zahlreicher war und man das Heer in Italien

*) Die glaubwürdigsten Angaben berechnen für die Zeit vom 7—8. October 112 Bataillone Infanterie und 122 Escadronen Reiterei; zählt man, was wohl nicht zu hoch gegriffen ist, durchschnittlich die runde Zahl von 500 Mann auf das Bataillon, von 100 auf die Escadron, so ergibt sich eine Gesammtzahl von 56,000 Mann Infanterie und 12,200 Reitern. Davon zählte Kienmayers Corps 8000 Mann, Werneck mit Aspre's Detachement 16,860, Schwarzenberg 12,940, Riesch 19,400, Jellachich 11,000 Mann. Zu Ende September waren die Truppen in folgenden Aufstellungen: Kienmayer stand an der Donau bei Ingolstadt und Neuburg, in einzelnen Abtheilungen bis gegen Amberg ausgebreitet; Werneck mit einem Theile seines Corps am linken Ufer des Lech von Mindelheim und Landsberg bis gegen Burgau und Zusmarshausen; daran reihte sich dann die Aufstellung von gegen 60 Bataillonen und 8 Schwadronen an der Iller, bei Kempten und am Bodensee, während Fürst Schwarzenberg mit seiner Infanterie und zahlreicher Reiterei nach Oberschwaben vorgeschoben war. S. Gesch. der Kriege VI. 2. 29. 224 ff.

ohne Noth ſtärker machte, ſchrieb man in wohlunterrichteten diplomatiſchen Kreiſen einer verkehrten Delicateſſe Macks zu, der den ohnedies ſchon zurückgeſetzten Erzherzog nicht durch Schwächung ſeiner Armee noch mehr habe kränken wollen*). Dem ſei wie ihm wolle, das Entſcheidende war nicht die Zahl, ſondern die Aufſtellung dieſer Streitkräfte. Von den tiroler Päſſen an und vom Bodenſee längs der Iller, dann bis über die Donau hinüber nach dem fränkiſchen und oberpfälziſchen Gebiete hin war dieſe Armee zerſtreut; ihre Vorpoſten waren bis nach Oberſchwaben und in der Richtung nach dem Schwarzwalde hin vorgeſchoben. Um den Werth dieſer Aufſtellung richtig zu ſchätzen, darf man ſich nur die Frage vorlegen: war Mack ſtark genug, den Franzoſen die Spitze zu bieten, oder war er es nicht? Im erſten Falle wäre kein Grund geweſen, an der Iller zu bleiben, ſondern Mack mußte nach dem Schwarzwalde und nach dem Rhein vorgehen; im letzteren war auch die Stellung an der Iller ſchon zu gewagt, und Mack durfte den Feind nur am Inn erwarten, wo ihn die ruſſiſche Hülfe wenigſtens zum Theil vor Ankunft des Feindes erreichen konnte. Nachdem Baiern, Württemberg, Baden doch einmal verloren waren, fiel ohnedies der politiſche Beweggrund weg, der zu einem Verlaſſen der Innlinie hatte beſtimmen können.

Aber der öſterreichiſche Feldherr hatte noch keine Ahnung von der Lage, in welcher er ſich befand. Die Corps von Soult, Lannes, Murat und Ney waren nach Schwaben vorgedrungen, Davouſt rückte durch das Hohenlohe'ſche nach der Donau in der Richtung auf Neuburg. Am 8. Oct. ſollte er zu Monheim, zwiſchen Oettingen und Neuburg anlangen, am nämlichen Tage ſollte ſich Soult zwiſchen Nördlingen und Donauwörth befinden, Lannes in Neresheim, Ney ſchon den Tag zuvor in Heidenheim eintreffen. Um dieſelbe Zeit wurde Bernadotte zu Eichſtädt, Marmont zwiſchen Eichſtädt und Monheim erwartet, um dort Davouſt die Hand zu reichen. Ueber das Ziel dieſer Bewegungen war man auf öſterreichiſcher Seite vollſtändig im Dunkeln; nicht nur der argloſe Mack, der, wie eine militäriſche Stimme ſagt**), immer

*) S. die Depeſche Sir Arthur Pagets in Cobbetts parliamentary debates. Lond. 1806. T. VI. Appendix XXXVI.

**) Rüſtow a. a. O. 112.

nur dasjenige sah, was ihm Napoleon zeigen wollte, niemals das, was er selber wissen mußte, sondern auch die Verständigsten waren in Illusionen befangen. In dem Augenblicke, wo Napoleon sich schlagfertig machte, die gewaltigen Massen nach Süddeutschland zu werfen, waren z. B. in Wien die gescheidtesten Diplomaten der festen Meinung, es sei nur etwas über 100,000 Mann, was er aufbieten könnte, oder sie beruhigten sich mit dem trügerischen Trost, daß die Nachrichten von dem Anmarsche gewaltiger Streitkräfte sich als Uebertreibung herausstellten*). Wenn Sir Arthur Paget oder Gentz, die man beide als die am wenigsten befangenen Leute in Wien betrachten durfte, so optimistisch dachten, was war von einem Manne wie Mack zu erwarten? Er sandte keine Kundschafter aus, er benutzte seine zahlreiche und treffliche Reiterei nicht einmal, um die Stellung des Feindes zu recognosciren; er ließ sich nachher durch die plumpen Lügen düpiren, die ihm ein Bonaparte'scher Spion über die Schwäche Napoleons und eine demnächst in Paris ausbrechende Schilderhebung gegen den Kaiser vorgespiegelt hat. Wie die Franzosen jetzt über den Schwarzwald vorrückten, starke Avantgarden auf der Linie zwischen Pforzheim und Freiburg erschienen, bestärkte dies nur im österreichischen Hauptquartiere die Meinung, auf die Front an der Iller werde der Hauptangriff erfolgen. Die Bewegungen Marmonts und Bernadotte's erschienen mehr wie beobachtende; daß, um sie zu maskiren, Napoleon die Blicke der Oesterreicher auf sein Vorrücken in Schwaben zog, daß Bernadotte's Marsch das Netz zuzog, in welchem die kaiserliche Armee gefangen ward — an diese Möglichkeit ward im Mack'schen Hauptquartiere nicht im mindesten gedacht. Höchstens fing man an, wie sich jene Bewegungen nach der Iller sehr bald als bloße Demonstrationen erwiesen, die Möglichkeit eines Angriffes auf die rechte Flanke einzusehen; an eine Umgehung ward nicht gedacht. Die einzige Veränderung war denn auch die, daß Mack seine verzettelten Stellungen etwas mehr zusammenzog und sich in den ersten Tagen des Octobers enger bei Ulm concentrirte.

Indessen wurden die Bewegungen der Franzosen ohne Stö-

*) S. die Depeschen Sir Arthur Pagets vom 18. und 21. September bei Cobbett a. a. O. XXXIV.

rung vollführt; am 6. October war Davouſt ſchon in Neuburg, Soult in Donauwörth, Ney auf dem Wege dahin; Napoleon ſchlug am 6. zu Nördlingen, am 7. zu Donauwörth ſein Hauptquartier auf, um die Bewegungen zu leiten. Ob auch Bernadotte, dem ſich das bairiſche Corps angeſchloſſen, zur rechten Zeit an der Donau ankommen würde, hing davon ab, welchen Weg er nahm. Zog er von Würzburg über Nürnberg, ſo war es zweifelhaft, ob er früh genug kam; ſchlug er den geraden Weg über Ansbach ein, ſo war ſein rechtzeitiges Erſcheinen gewiß. Aber der Durchmarſch durch das preußiſche Ansbach verletzte die beſtehenden Verträge, in denen eine Neutralität aller preußiſchen Gebiete ausdrücklich ſtipulirt war, und eine ſolche Verletzung war in dieſem Augenblicke um ſo bedenklicher, als Preußen ein gleiches Anſinnen von Seiten der Coalition rund abgeſchlagen hatte. Eben war noch, um jeden Zweifel zu beſeitigen, in dem fränkiſchen Gebiete eine Verordnung vom 21. Sept. bekannt gemacht worden, wonach ohne ausdrückliche Genehmigung des Königs kein Durchmarſch geduldet, keine Requiſition, kein Vorſpann, keine Lieferung irgend einer Art geleiſtet, „ſondern gegen jeden ſolchen Verſuch proteſtirt und ſelbiger unter keinem Vorwande geſtattet werden ſolle." Aber dies Bedenken wog bei Napoleon nicht ſchwer. Sei es, daß er ſich Preußens durch Duroc bereits ganz verſichert glaubte, ſei es, daß er im Uebermuth des gewiſſen Erfolges nicht mehr für nöthig hielt, ſeine Geringſchätzung Preußens zu verhüllen, genug, er gab (28. Sept.) Bernadotte den Befehl, durch Ansbach zu marſchiren. Der Marſchall ſollte den Durchzug mit aller Höflichkeit und eifrigen Freundſchaftsverſicherungen vornehmen; die franzöſiſche Diplomatie wurde angewieſen zu behaupten, die Neutralitätsverträge bezögen ſich auf dieſe Enclave nicht. Bernadotte, ſchrieb Napoleon am 3. Oct., muß dieſes Gebiet durchziehen; doch iſt es nöthig, viele beruhigende Verſicherungen zu geben, viel Anhänglichkeit und Achtung zu bezeugen, dann ſchnell hindurchzuziehen mit der Erklärung: es ſei nicht anders möglich. So geſchah es; am nämlichen Tage durchzog das franzöſiſche Corps das preußiſche Gebiet und traf zur rechten Zeit zwiſchen Eichſtädt und Ingolſtadt ein. Die politiſche Wirkung des Schrittes reichte aber, wie ſich zeigen wird, doch viel weiter, als es in Bonaparte's Plan und Berechnung liegen konnte.

Auch jetzt noch beharrte Mack in seinem Glauben, daß der Feind seine Front an der Iller angreifen wolle, und alles Andere nur Demonstration sei, diesen Plan zu verdecken. Erzherzog Ferdinand, zwar dem Namen nach der eigentliche Oberfeldherr, jedoch angewiesen, den Rathschlägen Macks zu folgen, war aber anderer Ansicht; er erkannte die Gefahr und drang darauf, daß man ihr begegne. Mit Widerstreben gab Mack halb nach, und es wurde denn auch etwas Halbes beschlossen. Statt mit der äußersten Anstrengung wo möglich den Rückzug nach dem Inn oder Tirol anzutreten, oder, ehe sich an der Donau der eherne Ring der feindlichen Streitkräfte schloß, über die Donau den Rückzug nach Böhmen zu gewinnen, beschränkte man sich darauf, eine Frontveränderung vorzunehmen (5. Oct.), die Stellung an der Iller mit der an der Donau zu vertauschen und die Truppen bei Ulm, Günzburg u. s. w. zu concentriren. Während dies nicht allzu schnell vorbereitet ward, vereinigten sich (6. 7. Oct.) die französischen Heeresmassen zum Donauübergange; von der rauhen Alp bis gegen Neuburg und Ingolstadt standen jetzt die französischen Armeecorps, Ney am nächsten bei Ulm, Lannes bei Nördlingen, Murat und Soult in der Richtung auf Donauwörth, Davoust und Marmont gegen Neuburg gewendet, Bernadotte und die Baiern in der Richtung auf Eichstädt und Ingolstadt. Die einzelnen vorgeschobenen Posten der Oesterreicher waren nicht einmal ausreichend, den Uebergang zu vertheidigen; am frühen Morgen des 7. hatte Murat Donauwörth besetzt und die kleine Besatzung verdrängt; zu gleicher Zeit wurden auch weiter östlich die Uebergänge über den Fluß gewonnen, Kienmayers ohnehin unzulängliches Corps zum raschen Rückzuge auf's rechte Donauufer gedrängt. Während Ney auf der württembergischen Seite bei Ulm die Oesterreicher beschäftigte, konnten binnen wenig Tagen die Franzosen sich zwischen München und Augsburg ausbreiten und dem Feinde den Rückzug nach dem Lech und der Isar vollends abschneiden. Am 12. rückten die bairischen Truppen wieder in ihrer Hauptstadt ein.

Als Mack die erste Nachricht vom Verluste von Donauwörth erhielt (7. Oct.), ertheilte er Befehle zur Vertheidigung der Uebergänge an der Donau und dem Lech, die schon darum sinnlos waren, weil sich die Franzosen um diese Zeit schon fast im Besitze aller der Punkte befanden, die er noch wollte vertheidigen lassen.

Kienmayer z. B., der nach dieſen Befehlen den Lechübergang bei Rain vertheidigen ſollte, befand ſich auf dem Rückzuge nach München. Erzherzog Ferdinand, der erſt am Abend von Mindelheim in Ulm eintraf, mochte ahnen, wie die Dinge ſtanden; für den Fall, daß die Franzoſen nicht etwa nur in ſchwachen Colonnen den Fluß überſchritten hatten und damit die Gelegenheit zu einem günſtigen Angriffe boten, beſtimmte er Mack zu dem Entſchluſſe des Rückzuges. Das gegen Wertingen vorgeſchobene Corps unter Auffenberg, das eben abgeſandt war, um die Franzoſen an der Donau anzugreifen, ſollte nun gegen Zusmarshauſen und Augsburg zurückgehen, die Hauptmaſſe in derſelben Richtung folgen, Kienmayer die Verbindung mit den Ruſſen und den ſich dem Inn nähernden Verſtärkungen herzuſtellen ſuchen. Noch hatte Mack nahezu 60,000 Mann zur Verfügung; wurde der Rückzug raſch und energiſch ausgeführt, ſo war zwar immer der erſte Act des Feldzuges völlig mißlungen, aber doch der Kern der deutſchen Armee vor ſchmählicher Niederlage und Gefangenſchaft bewahrt.

Aber auch dazu ſchien es faſt zu ſpät; während man ſich über dieſen Rückzugsplan vereinigte und die verſchiedenen Corps, Rieſch und Schwarzenberg von Ulm, Jellachich von Biberach, Spangen von Mindelheim zur Vereinigung bei Günzburg erwartete, fingen die Franzoſen ſchon auf dem rechten Donauufer an ſich auszubreiten, und es ward mit jeder Stunde zweifelhafter, ob der Rückzug nach dem Inn noch durchzuführen ſei. Wenigſtens verhieß der erſte Zuſammenſtoß nichts Gutes.

Auffenberg war mit zehn Bataillonen und 6½ Escadronen, auf die Nachricht vom Falle Donauwörths, von Mack nach der Donau geſandt worden; wie er nach einem angeſtrengten Nachtmarſch am Morgen des 8. Oct. in Wertingen eintraf, kam ihm, da inzwiſchen der Rückzug nach dem Inn beſchloſſen war, der Befehl nach, nun ſchnell auf Zusmarshauſen zurückzuziehen. Auffenberg hielt ſich durch die Ermüdung des Marſches für berechtigt, dieſen Befehl nicht ſofort zu vollziehen, ſondern den Truppen Raſt zu gönnen. Schon war aber eine ſtarke feindliche Colonne, mehrere Reiterdiviſionen unter Lannes und Murat und ein Theil der Infanterie des Lannes'ſchen Armeecorps auf dem Marſche nach Wertingen; im Ganzen eine Maſſe, die mehr als doppelt ſo ſtark war, als die ermüdeten Oeſterreicher. Am Mittag griff Lannes'

Reiterei an und warf Auffenbergs über Wertingen vorgeschobene Truppen zurück, indessen auch Murat anlangte und die Flanken der Oesterreicher zu umgehen anfing. Zu spät ordnete dann der österreichische General den Rückzug an; der überlegene Angriff der Franzosen sprengte bei Wertingen einen Theil des Corps auseinander; vergebens suchte sich der Rest zum neuen Widerstande zu stellen, er erlag nach tapferem Kampfe der Uebermacht. Die Oesterreicher selbst geben 1800 Mann Verlust an, größtentheils Gefangene, unter denen auch Auffenberg selber war; die ganze Division war aufgelöst, ihre sechs Geschütze hatten dem Feinde überlassen werden müssen. Murat und Lannes rückten nun ohne Hinderniß auf Burgau, Zusmarshausen und Augsburg vor; der Rückweg nach dem Lech mußte also von Mack bereits mit den Waffen erzwungen werden. Am Morgen des 9. Oct. schien in der That sein Rückzug von Günzburg zu beginnen; die ersten Colonnen näherten sich Burgau, blieben dort kurze Zeit stehen und kehrten am Mittag wieder nach Günzburg zurück. Wahrscheinlich waren sie schon jenseits Burgau auf die erste französische Reiterei gestoßen.

Am rechten Ufer der Donau war also die Operation der Franzosen vollendet; sie standen im Rücken der Oesterreicher und hatten ihnen den Weg nach dem Inn verlegt. Indessen begann auch Ulm gegenüber, am linken Donauufer, ihre Thätigkeit sich zu entfalten. Es waren dort gegen 40,000 Mann unter Ney vereinigt, welche die Oesterreicher bei Ulm festhielten, indessen Napoleon ihnen den Rückweg abschnitt. Am 9. October kam es bei Günzburg zum Gefecht über den Donauübergang, das sich zum Vortheil der Franzosen entschied. Sie behaupteten die Donaubrücken und drängten den Feind nach Günzburg zurück. Abermals drang man jetzt im österreichischen Lager in Mack, Ulm zu verlassen, und er schien dazu entschlossen. Nachdem der Versuch, nach dem Lech hin durchzukommen, aufgegeben war, blieben nur die zwei Wege: entweder der Iller entgegen nach Tirol zu entkommen — und dieser Ausweg bot noch die wenigsten Gefahren — oder bei Ulm auf's linke Donauufer hinüberzugehen, sich nach Nördlingen durchzuschlagen und von dort den Rückzug nach Böhmen zu gewinnen. Nach dem Gefecht bei Günzburg schien Mack entschlossen, diesen letzteren Versuch zu machen; doch verschob er

die Ausführung auf den 11. October. An dieſem Tage ſollte das Gros der Armee über die Donau gehen, den Weg über Albeck, Heidenheim nach Nördlingen antreten, indeß ein Corps ſcheinbar in der Richtung auf Geißlingen und Stuttgart vorging, um den Schein einer Bewegung gegen die franzöſiſche Gränze zu erwecken — eine Demonſtration, von der ſich freilich aller Vorausſicht nach kein Menſch mehr täuſchen ließ. Ehe es aber zu dieſen Bewegungen kam, erſchien eine franzöſiſche Diviſion unter Dupont von Albeck her (11. Oct.) im Angeſicht der Oeſterreicher. Napoleon, der über die Stellung und Stärke des Feindes in dieſem Augenblicke nicht genau unterrichtet war und einen Rückzug nach Tirol zu fürchten ſchien, hatte Ney aufgetragen, Ulm anzugreifen und wo möglich wegzunehmen. Daran war freilich noch nicht zu denken. Während Ney die Uebergänge bei Günzburg deckte, bewegte ſich Dupont mit etwa 6000 Mann gegen Ulm, und es kam bei den Dörfern Haslach, Thalfingen und Jungingen zu einem hartnäckigen und blutigen Gefecht, in welchem Fürſt Karl Schwarzenberg einen glücklichen Reiterangriff ausführte und die Franzoſen zum Rückzuge zwang. Dieſer augenblickliche Erfolg, der aber von den Oeſterreichern ſelbſt theuer erkauft und durch keine weiteren Trophäen bezeichnet war, hatte die bedenkliche Wirkung, Mack gegen verſtändigen Rath noch unzugänglicher zu machen. Er überſchätzte den Werth des Gefechtes, wich nun wieder den Anmuthungen, Ulm zu verlaſſen, widerwillig aus und verſtockte ſich noch mehr in dem Wahne, daß es das Beſte ſei, bei Ulm zu verweilen. Doch ließen die tüchtigſten Officiere der Armee nicht ab, in ihn zu dringen, daß er die bedenkliche Stellung verlaſſe, und die unzweifelhafte Gewißheit, daß ſich große feindliche Maſſen zwiſchen Lech und Iller ſammelten, beſtimmte ihn denn auch ſelber, jenen Wünſchen ſein Ohr zu leihen. Aber es geſchah doch nur mit halbem Herzen, koſtbare Stunden gingen verloren, und erſt am 13. October ſollte der Abmarſch begonnen werden. Er brachte ſeine Zeit damit zu, ſeine Armee neu einzutheilen; er bildete daraus drei Corps, jedes von 16—18,000 Mann, wovon Fürſt Schwarzenberg den linken Flügel, Rieſch das Centrum, Werneck die rechte Seite commandirte. Außerdem ſtand Jellachich mit beinahe 5000 Mann noch bei Ulm, Spangen mit einem gleich ſtarken Corps in Memmingen, einzelne Bataillone waren noch in

Lindau und Stockach vorgeschoben. Am 13. Oct. sollte Werneck den Rückzug nach Heidenheim antreten, Riesch und Schwarzenberg ihm folgen, während Jellachich gegen Memmingen aufbrechen und sich mit Spangen dort vereinigen sollte.

Indessen traf Napoleon alle Vorbereitungen, den Oesterreichern am 14. October mit überlegenen Massen eine Schlacht zu liefern; es zogen sich gegen achtzigtausend Mann zwischen der Iller und dem rechten Donauufer zusammen. Wie Jellachich am 13. aufbrach, war sein Marsch schon nicht mehr ungefährdet, er ward von Memmingen getrennt und weiter südlich geschoben. Schon am Abende umstellte Soult diesen Ort und zwang am andern Tage das Corps von Spangen, sich kriegsgefangen zu ergeben. Indessen hatte auch am Morgen des 13. der Abmarsch von Ulm begonnen; Werneck hatte den Weg nach Heidenheim angetreten, Riesch und Schwarzenberg sollten in kurzen Zwischenräumen folgen. Die Wege waren schlecht, durch anhaltendes Regenwetter aufgeweicht, der Marsch ging daher nur sehr langsam von Statten. Gleichwol war dieser Ausweg der letzte, der eine Hoffnung eröffnete, die Armee vor schmählicher Capitulation zu retten. Aber der Marsch war kaum begonnen, so ward er auch wieder aufgegeben.

Es war eine neue Wandlung mit Mack vorgegangen, die das Schicksal der Armee entschieden hat. Am Mittag des 13. Oct. kamen ihm durch den Generalcommissair der Armee verworrene Berichte zu, die darauf hinausliefen, Napoleon sei durch eine Diversion in seinem Rücken gezwungen, sich nach dem Rhein zurückzuwenden. Es gehörte Macks politische Unwissenheit dazu, um im Ernste zu glauben, die Engländer hätten eine Landung bei Boulogne gemacht, oder Preußen, durch die Verletzung des Ansbacher Gebietes beleidigt, habe auf die Kunde von den Vorgängen des 3. Octobers bereits seine Armeen gegen Napoleon in Bewegung gesetzt; es gehörte aber auch seine militärische Verkehrtheit dazu, um anzunehmen, Napoleon werde — selbst alle jene Gerüchte im Ernste als Thatsachen zugegeben — rasch die Oesterreicher an der Donau im Stiche lassen und nach Boulogne gegen die Engländer, oder nach Mitteldeutschland gegen die Preußen marschiren. So unglaublich es klingt, es ist gleichwol kaum an der übereinstimmenden Nachricht zu zweifeln, daß Napoleon mit

bestem Erfolge ihn in diesen tollen Meinungen bestärkte. Er schickte, so wird erzählt, durch die Nachricht vom Abmarsch besorgt, die Oesterreicher möchten entrinnen, den bekannten Doppelspion Schulmeister an Mack, und dieser meldete ihm dann die handgreiflichen Lügen von dem Ausbruche einer Contrerevolution in Paris, vom Anmarsche der Engländer und dem eiligen Rückzuge Napoleons. Wer immer dem österreichischen Feldherrn diese Mährchen aufgebunden haben mag, er nahm sie mit gläubiger Begierde auf. Er hielt die Bewegungen der Franzosen wirklich für den Anfang ihres Rückzuges; er sprach in dem Moment, wo ihn Napoleon schon mit überlegenen Massen festhielt, im Ernste davon, „es sei jetzt der günstigste Augenblick, ihn aufzureiben. Das Vorrücken einer Colonne gegen Memmingen, sagte er, und die Stille auf dem linken Donauufer sind Beweise seines Rückzuges; wir müssen nun augenblicklich darauf denken, die Fortsetzung desselben zu beunruhigen, und unsere Armee muß mit ihm zugleich den Rhein erreichen, vielleicht irgendwo mit ihm passiren!“*) Er sistirte also den Abmarsch nach Nördlingen, er traf Anordnungen, um Napoleon auf seinem muthmaßlichen Rückzuge nach — Straßburg und Mannheim zu verfolgen. Es ist gewiß richtig, was ein militärischer Darsteller dieses Feldzuges sagt: die Kritik hört da auf, wo von rechnendem Verstande keine Spur mehr zu finden ist und eine liederliche Einbildungskraft sich durchaus der Herrschaft bemächtigt hat. Aber nicht nur ein armseliger Mensch, wie Mack, sondern auch Gescheidtere wiegten sich in ähnlichen Illusionen**).

---

*) S. Gesch. der Kriege VI. 2. 59. 60. Rüstow a. a. O. 142. 144.

**) Am 5. October verkündete die Wiener Hofzeitung noch: „Die gesammte französische Macht, welche in 10—14 Tagen auf dem rechten Rheinufer stehen kann, wird 86,000 Mann betragen;“ „längstens bis zum 11. October, fügte sie hinzu, wird durch die Vereinigung mit Kutusow die Armee bei Ulm auf 140,000 Mann gewachsen sein und am 30. durch die Ankunft der zweiten russischen Armee auf 200,000 anwachsen.“ Einen Tag später schrieb Gentz den bekannten Brief, worin er sich an der „Scham und Verlegenheit“ des „Theatermonarchen“ frohlockend weidete. Nach diesen Proben klingt es nicht unglaublich, was Hormayr (Geschichte Andreas Hofers I. 96.) berichtet, daß man bei der Berechnung der Ankunft der zweiten russischen Armee vergaß, die Verschiedenheit des russischen und gregorianischen Kalenders in Anschlag zu bringen!

Das Schicksal der österreichischen Armee war nicht mehr abzuwenden. Während Mack seine abenteuerlichen Befehle austheilte, um Napoleon an den Rhein zu verfolgen, hatte dieser alle Anstalten getroffen, das deutsche Heer an der Donau einzuschließen. Bernadotte und die Baiern standen östlich nach dem Inn zu gewendet, um den Russen, falls sie kamen, entgegenzutreten; an ihn schloß sich das Corps von Davoust, Soult war an der Iller und der obern Donau, die übrigen Streitkräfte der Franzosen schlossen einen Kreis um Ulm. Nördlich von der Stadt hielt Ney die Donauübergänge besetzt und breitete sich auf beiden Ufern des Flusses aus; östlich am rechten Ufer näherten sich im Halbkreise Marmont, Lannes und Murat mit ihren Armeecorps dem Platze. Es war diesen letzteren nicht schwer, am 14. October vorzudringen und die schwachen Posten des Feindes zurückzuschieben; sie standen am Abend schon auf dem engen Raume zwischen Pfuhl und Oberkirchberg dicht an die Stadt herangedrängt. Heftiger, aber nicht glücklicher für die österreichischen Waffen ward indessen am linken Ufer der Donau gestritten; das Corps von Riesch war dort, den früheren Anordnungen zufolge, auf dem Marsche gegen Nördlingen; die neuesten Befehle, die diesem Corps die Verfolgung Napoleons in der Richtung auf Mannheim zudachten, waren noch nicht eingetroffen. In einzelnen losen Abtheilungen vorwärtsziehend, geriethen diese Truppen einzeln mit dem Ney'schen Corps in Kampf; Riesch selbst bei Elchingen um die Donaubrücke, eine andere Division weiter nördlich bei Langenau; die Artillerie blieb zum größten Theil in den bodenlosen Hohlwegen bei Thalfingen stecken. Kaum gelang es noch Riesch, trotz des tapferen Widerstandes, der an einzelnen Stellen geleistet ward, mit beträchtlichem Verlust nach Ulm zurückzukommen; der Feind drängte nach, und am Abend des 14. Octobers war auch auf dieser Seite der Donau die Einschließung fast vollendet. Der Tag mußte selbst die Kurzsichtigsten belehren, wie die Dinge jetzt standen; es war nur eine Stimme unter den höheren Officieren im österreichischen Lager, daß nichts mehr übrig bleibe, als sich rasch am linken Donauufer durchzuschlagen, bevor der Kreis der Feinde sich völlig schloß — Mack allein blieb auch jetzt aller Vernunft unzugänglich. Mit einer Zuversicht, die an stillen Wahnsinn gränzte, behauptete er auch am Abend nach dem Treffen bei Elchingen noch, die Lage

des Feindes ſei ganz verzweifelt, er habe ſich nur noch geſchlagen, um ſeinen unvermeidlichen Rückzug zu maskiren. Es kam darüber zu offener Entzweiung. Der Erzherzog Ferdinand erklärte, ein längeres Verweilen bei Ulm müſſe unvermeidlich zur Kriegsgefangenſchaft führen; er werde darum die Stadt ſogleich verlaſſen und ſich mit dem Werneck'ſchen Corps, das am Tage zuvor gegen Heidenheim aufgebrochen war, zu vereinigen ſuchen. Beſſer wäre es vielleicht geweſen, wenn der Erzherzog den offenbar unzurechnungsfähigen Mann kurzweg beim Kopf nehmen ließ und die Leitung der vereinigten Streitkräfte ſelber ergriff; denn ſeine Entfernung gab dem Treiben Macks nur vollends freien Spielraum. Alle Zuſicherungen und alles Drohen Macks konnten ihn von der Ausführung ſeines Entſchluſſes nicht abhalten; in der Nacht verließ der Erzherzog mit zwölf Schwadronen die Stadt, um auf dem Umwege über Geißlingen den Weg nach Heidenheim und Nördlingen zu finden.

Noch in derſelben Nacht traf Napoleon ſeine Maßregeln, um die Stadt vollends einzuſchließen und durch den Angriff vom andern Tage die Capitulation vorzubereiten. Es waren wenigſtens fünfzigtauſend Mann, die am Vormittag des 15. Octobers an beiden Ufern der Donau dicht um die Stadt zuſammengezogen waren; die Befeſtigungen, im Spätjahr 1800 von den Franzoſen geſchleift und ſeit dem Beginn des Krieges nur unvollkommen und in der Eile wiederhergeſtellt, waren zum Theil durch die anhaltenden Regengüſſe eingeſtürzt, ſchwere Artillerie war nicht mehr da, von den fünfundzwanzigtauſend Mann Truppen, die ſich jetzt hinter den Mauern von Ulm zuſammendrängten, waren nach den Gefechten der letzten Tage kaum fünfzehntauſend zum Kampfe brauchbar, und auf Allen lag der entmuthigende Eindruck einer unverantwortlichen Führung. Mack ſelbſt war auch jetzt noch ſeines Glaubens an den Rückzug der Feinde ſo ſicher, daß er es nicht einmal der Mühe werth hielt, am fünfzehnten perſönlich auf dem Kampfplatze zu erſcheinen. Dagegen bezeichnete er dieſen Tag durch einen denkwürdigen Aufruf, worin er alle Officiere bei „ihrer Ehre und ihrer Pflicht aufforderte, das Wort Uebergabe nicht mehr hören zu laſſen, ſondern nur an die ſtandhafteſte und hartnäckigſte Vertheidigung zu denken. Schon in wenig Tagen werden zwei Armeen zum Entſatz erſcheinen. Die feindliche Armee, ſagte er,

ist in der schrecklichsten Lage; es ist unmöglich, daß sie sich länger als einige Tage in der Gegend halten kann. Wir haben, wenn es an Lebensmitteln fehlen sollte, mehr als 3000 Pferde, um uns zu nähren; ich selbst will der Erste sein, der Pferdefleisch ißt."

Während der österreichische Feldherr so seinem Delirium Luft machte, griffen die Franzosen die Höhen um die Stadt an, nahmen die Schanzen auf dem Michelsberge und drängten den Fliehenden auf den Fersen bis an einzelne Thore der Stadt nach. Nur die Geistesgegenwart einzelner Officiere verhütete hier, daß der Feind nicht sofort in die Stadt eindrang; sie sammelten die Flüchtigen und warfen die am weitesten vorgeschobenen feindlichen Abtheilungen noch zurück. Doch war kaum daran zu zweifeln, wenn Napoleon ernstlich wollte und einigen Verlust nicht scheute, konnte er noch an diesem Tage die Stadt erstürmen. Aber es bedurfte dieses Aufwandes an Kräften nicht; am Abend des 15. Oct. waren die Höhen um die Stadt schon von den Franzosen besetzt, es kostete wahrscheinlich keinen Tropfen Blut, sich des Platzes und der darin eingeschlossenen Besatzung zu bemächtigen.

Es waren noch ungefähr 20,000 Mann Infanterie, gegen 3300 Reiter und Artilleristen mit 59 Geschützen in der Stadt; die Verpflegung war bis zu Ende des Monats hinlänglich gesichert, Entsatz nicht wahrscheinlich, doch immerhin möglich. Die Franzosen litten durch das abscheuliche Wetter und durch die Schwierigkeit, eine so große Armee auf diesem engen Raume zu ernähren. Wenn man daher in Ulm wirklich so heroischer Entschlüsse fähig war, wie sie Macks Aufruf vom 15. October verhieß, so war auch jetzt noch, nicht etwa die Katastrophe abzuhalten, aber doch dem Feinde sein Sieg zu erschweren, vielleicht erträglichere Bedingungen der Uebergabe zu erlangen. Aber jener trotzige Aufruf entsprang nicht aus Muth und Geistesgegenwart, es sprach sich in ihm nur die Fortdauer unbegreiflicher Illusionen aus. Auch jetzt noch, als am Abend Ney eine Aufforderung zur Uebergabe an die Besatzung richtete und die Stimmung in der Besatzung sich laut aussprach, gegen freien Abzug zu capituliren, dauerte bei Mack die Täuschung fort; er bekämpfte solche Gedanken. Aber es bedurfte nur des Einen, daß ihm die herbe Wirklichkeit der Dinge endlich enthüllt und die dichte Binde von seinen Augen weggenommen ward, dann schlug ohne Zweifel sein prah-

leriſches Selbſtvertrauen mit einem Male in die gränzenloſeſte Entmuthigung um. Napoleon hatte noch in der Nacht den Grafen Philipp von Segur nach Ulm geſandt, um zur Uebergabe aufzufordern; aus ſeinem Munde erfuhr Mack, wie die Sachen ſtanden: die Stärke der Franzoſen, die Hoffnungsloſigkeit der eigenen Lage und die geringe Ausſicht auf ruſſiſchen Entſatz. Die Wirkung dieſer Mittheilungen war nicht zu verkennen; auf Segur ſelbſt machte, nach der Schilderung, die er gibt, dieſe Miſchung von Verblendung und Angſt, von Eigenſinn und Schwäche den Eindruck des tiefſten Erbarmens*). Doch raffte ſich Mack noch ſo weit zuſammen, die Uebergabe zur Kriegsgefangenſchaft, die Napoleon fordern ließ, abzulehnen und einen Waffenſtillſtand vorzuſchlagen. Als Vermittler dieſer Unterhandlungen begab ſich dann Fürſt Moritz Liechtenſtein (16. Oct.) ins franzöſiſche Hauptquartier. Napoleon überzeugte ihn von der geringen Ausſicht auf Entſatz und deutete drohend auf ein ſchlimmeres Schickſal hin, das Mack durch Eigenſinn über die Armee verhängen werde. Liechtenſtein wies den Gedanken der Uebergabe nicht zurück, bemühte ſich jedoch, wenn auch erfolglos, für das eingeſchloſſene Heer den freien Abzug nach Oeſterreich zu erlangen. Indeſſen war, vor Beginn der Unterhandlung und nachdem ſie geendet, die Stadt ein paar Stunden lang vom Michelsberge aus beſchoſſen und damit die letzten Widerſtandsgedanken beſchwichtigt worden; am 17. begab ſich Mack ſelbſt ins Napoleoniſche Hauptquartier, um über die Capitulation zu verhandeln. Sie ward in der Hauptſache ſo geſchloſſen, wie ſie der franzöſiſche Kaiſer wollte. Ulm mit ſeinen Magazinen und Waffenvorräthen ward übergeben; die Beſatzung zog mit den Waffen aus, um ſich dann kriegsgefangen zu ergeben; nur die Officiere wurden auf Ehrenwort in die Heimath entlaſſen, die Soldaten gingen gefangen nach Frankreich. Dem Allem war die nichtsſagende Clauſel angehängt: wenn binnen acht Tagen eine Entſatzarmee erſcheine, ſo dürfe die Beſatzung ſich mit ihr vereinigen und frei abziehen. Mit dieſer Clauſel glaubte Mack ſein Gewiſſen beruhigt; er gewann ſeine Gemüthsruhe wieder, wie wenn Alles trefflich gelungen ſei.

Ueber die Unterredung, die er in der Abtei zu Elchingen mit

*) S. Mémoires du général Rapp S. 26 ff.

Napoleon hatte, liegt uns eine Aufzeichnung von ihm ſelbſt vor*). Napoleon empfing ihn mit der Frage: Wie konnten Sie ſo eigenſinnig darauf beſtehen, ſich in dieſem Platze, der kaum den Namen einer Feſtung verdient, vertheidigen zu wollen? Mack ſuchte, ſo „ſchätzbar ihm die Anſicht des Kaiſers ſei", die entgegengeſetzte Meinung zu vertheidigen; die Stellung bei Ulm hätte ſich wohl bis zur Ankunft der Ruſſen halten laſſen, aber „unglückliche Umſtände" hätten ihn zur Uebergabe gezwungen. Das Geſpräch kam dann auf die Urſachen des Krieges; wer der angreifende Theil geweſen und ob Oeſterreich Urſache gehabt habe, loszuſchlagen. Es wurden die Gründe wiederholt, die in den öſterreichiſchen und franzöſiſchen Noten und Manifeſten waren für und wider geltend gemacht worden. Mack pries die Hülfsquellen Oeſterreichs, ſprach von 400,000 Mann, die Napoleon an der unteren Donau finden werde, und gegen die er einen Winterfeldzug unternehmen müſſe. „Nachdem mich der Kaiſer, berichtet Mack weiter, hatte ausreden laſſen, und ich ihm vorgeſtellt, wie er keine dauernde Eroberung, ſondern nur vorübergehende Einfälle werde machen können, unterbrach er mich plötzlich mit den Worten: Gut, wir wollen Frieden ſchließen, gehen Sie nach Wien; ich ermächtige Sie, dem Kaiſer zu ſagen, daß ich nur den Frieden will und ihn auch jetzt um billige Bedingungen zu ſchließen bereit bin, nur muß Rußland aus dem Spiele bleiben. Nachdem ich ihm vorgeſtellt, wie das nicht wohl anginge, beſann ſich der Kaiſer einen Augenblick und ſagte dann: Wohlan, ich will mit beiden unterhandeln, man nenne mir nur die Vorſchläge, ich bin begierig, ſie zu erfahren. Ich will Opfer bringen, ſelbſt große Opfer." Wie aber Mack von einem Waffenſtillſtande ſprach, erwiederte er: „Nein, ich kann meine Vortheile nicht unbenutzt laſſen, aber ich wiederhole es und ermächtige Sie, es Ihrem Kaiſer zu ſagen, daß ich den Frieden will. Er ſoll mir nur den Grafen Cobenzl oder ſonſt Jemanden mit einem ruſſiſchen Bevollmächtigten ſchicken." Auch auf die Verletzung des Ansbacher Gebietes kam die Sprache. Mack meinte, wenn er

*) „Précis de mon entretien avec l'Empereur des Français," datirt von Hütteldorf 27. October 1805. Am Schluſſe ſteht: tout ce que j'ai écrit, je puis l'attester sur ma parole d'honneur. Dieſe handſchriftliche Aufzeichnung iſt ohne Zweifel eine Copie des Aufſatzes, deſſen Gentz (Schriften IV. 130) erwähnt.

dies Mittel habe wählen wollen, ſei es ihm leicht geweſen, die Baiern abzuſchneiden. Warum haben Sie es nicht gethan? fragte lächelnd der Kaiſer. Weil der König von Preußen ſeine Neutralität erklärt und Jedem, der ſie verletzte, mit Krieg gedroht habe. Darum, meinte Napoleon, wird er keinen Krieg anfangen.

Während Mack ſeine letzten Hoffnungen an den Strohhalm der achttägigen Friſt knüpfte, erfüllte ſich auch das Schickſal des Reſtes der öſterreichiſchen Armee. Wie damals beſchloſſen worden war, Ulm zu verlaſſen und über Nördlingen den Rückweg nach dem Inn oder nach Böhmen zu ſuchen, war Werneck am Morgen des 13. Octobers mit noch 25 Bataillonen und 28 Escadrons, deren Zahl freilich zum Theil ſehr zuſammengeſchmolzen war, gegen Heidenheim aufgebrochen. Raſchheit und Geſchick konnte wenigſtens dieſen Theil der Armee noch retten. Nur war dazu Werneck ſo wenig der rechte Mann wie Mack; durch einflußreiche Verbindungen, nicht durch Verdienſt emporgehoben und durch ſeine ſchmutzigen Geldhändel berüchtigt, war Werneck nach den Kriegen von 1796—1797 penſionirt, aber, wie ſo manche Mittelmäßigkeit, jetzt wieder in Thätigkeit geſetzt worden. Er war auf ſeinem Marſche bis gegen Heidenheim gekommen; dort erfuhr er die Angriffe auf Ulm und beſchloß auf den Rath der Generale umzukehren (15. Oct.), um eine Diverſion im Rücken des Feindes zu verſuchen. Der an ſich löbliche Gedanke wurde aber unglücklich ausgeführt. In zwei Colonnen getheilt, durch die ſchlechten Wege aufgehalten, im Ganzen kaum mehr zehntauſend Mann ſtark, war das Corps an keiner Stelle mächtig genug, in die Entſcheidung einzugreifen; in verluſtvolle Gefechte verwickelt, ſah es ſich genöthigt, wieder umzukehren und abermals den Weg gegen Heidenheim anzutreten. Jetzt traf ein Befehl vom Erzherzog Ferdinand ein, mit ihm vereinigt den raſchen Rückzug nach den Erblanden zu verſuchen. Von einem Theile des Corps konnte der Befehl ſchon nicht mehr vollzogen werden; vom Feinde erreicht, ward es zerſprengt, indeſſen Werneck vergebens verſuchte, den Reſt ſeiner Reiterei vorauszuſenden und mit der übrigen Infanterie, einem ermatteten und entmuthigten Haufen von kaum zweitauſend Mann, nachzukommen. Vom Feinde bedrängt, gab er (18. October) bei Trochtelfingen nicht nur ſeine Truppen kriegsgefangen, ſondern

war einfältig genug, auch die bereits entkommenen Abtheilungen in die Capitulation einzuschließen. Durch Befehle, die er an sie ausstellte, eingeholt, mußten auch sie zum größten Theil die Waffen strecken!

Bei dieser allgemeinen Auflösung war es wohl begreiflich, daß der Rückzug des Erzherzogs Ferdinand, wenn auch für den Erfolg im Großen ohne Wirkung, doch als eine entschlossene That gepriesen ward. Er war am 15. mit seinen zwölf Schwadronen in Geißlingen angelangt, hatte dann am nächsten Tage einen angestrengten Marsch nach Aalen gemacht, wo sich eine vorausgesandte Abtheilung des Werneck'schen Corps ihm anschloß, und suchte nun von da nach Nördlingen zu kommen. Da schon hier überall Feinde waren, schlug er (17. Oct.) den Weg nach Oettingen ein. Den Rückzug nach dem Inn zu finden, schien schon kaum mehr möglich; er entschloß sich, seinen Weg nach Böhmen zu nehmen. Am Abend des 18. brach er nach kurzer Rast von Oettingen auf, wo abermals Bruchstücke des Werneck'schen Corps, der größte Theil der Reiterei und des Geschützes zu ihm stießen. Um nach Böhmen zu kommen, schlug er den Weg gegen Gunzenhausen an der Altmühl ein. Schon hing sich aber Murats Cavallerie an seine Ferse, und nur eine trügerische Unterhandlung, die Fürst Schwarzenberg mit den Franzosen anknüpfte, schaffte die nöthige Frist, den Zug fortzusetzen*). In gewaltigen Märschen ging dann der Erzherzog weiter. Die Infanterie freilich konnte nicht mehr folgen und fiel ermattet dem Feinde in die Hände; bei Nürnberg mußte auch Train und Geschütz zurückgelassen werden. Aber den Rest, etwa 1700 Reiter, 400 Kanoniere und 163 Trainsoldaten, brachte der Erzherzog, obwol von den Franzosen noch einmal erreicht und angegriffen, glücklich nach Eger, wo er am 22. October anlangte. Er hatte doch den Beweis geliefert, was ein muthiger Führer an Raschheit und Anstrengungen diesen Truppen zumuthen konnte.

Es drängte indessen Napoleon, von Ulm weiterzukommen. Die paar Tage, die sich Mack noch ausbedungen, waren ihm unbequem, weil sie die Verpflegung der Armee erschwerten und

*) S. Prokesch Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Fürsten Carl Schwarzenberg. S. 99 ff.

den Marſch an den Inn verzögerten. Drum lag ihm viel daran, alle zerſprengten Theile der öſterreichiſchen Armee in ſeine Gewalt zu bekommen; es war ihm, mit der einen Ausnahme des Erzherzogs, gelungen. Das genügte, um einen Mann wie Mack zu beſtimmen, daß er jene Clauſel aufgab. Am 19. October fanden zu Elchingen neue Verhandlungen ſtatt, in denen Berthier im Namen des Kaiſers auf Ehrenwort verſicherte, daß Bernadotte zwiſchen dem Inn und der Iſar ſtehe, Werneck capitulirt habe, Soult zwiſchen Ulm und Bregenz die Straße nach Tirol bewache, Lannes den Erzherzog verfolge und bereits am 18. in Aalen eingetroffen ſei. Den letzten Punkt ausgenommen waren alle dieſe Angaben richtig. Mack ließ die feſtgeſetzte Friſt, auf die er früher ſo viel Werth gelegt, fallen und verſprach, ſchon am 20. ſtatt ſechs Tage ſpäter den Platz zu räumen, wenn ein ihm an Stärke entſprechendes franzöſiſches Corps bis zum 25. bei Ulm ſtehen bleibe. Der Kaiſer hatte keinen Grund, dieſe Zuſage zu verweigern.

Am 20. October verließen die 23,000 Oeſterreicher die Stadt; Napoleon ſtand auf den Höhen vor der Stadt, von einem glänzenden Generalſtabe umgeben, und ſeine Truppen, blank und geputzt, bildeten Spalier. Schweigend defilirten die Oeſterreicher vor dem franzöſiſchen Kaiſer und legten dann ihre Waffen nieder. Die Officiere durften nach Oeſterreich zurück, die Soldaten gingen als Kriegsgefangene nach Frankreich. Die Generale — es waren außer Mack beſonders Klenau, Giulay, Liechtenſtein zu nennen — wurden von Napoleon im Tone gnädiger Herablaſſung empfangen, manches Verbindliche ihnen zum Troſt geſagt, doch nur um ihre Regierung mit Schmähungen überhäufen zu können. Er bedauerte ſie, das „Opfer der Thorheiten eines Cabinets zu ſein, das von unſinnigen Planen träume," er ſprach von Verrath gegen Europa, in deſſen Angelegenheiten man aſiatiſche Horden einmiſche, er deutete an, „es könne wohl das Ende der Dynaſtie Lothringen gekommen ſein," wenn der Kaiſer nicht raſch Frieden ſchließe*). Der ſoldatiſche Imperator, der ſich ſo unſägliche Mühe gab, in die Reihe der alten Dynaſtien einzutreten, verrieth doch darin

*) S. die Berichte der Augenzeugen bei Matthieu Dumas précis des évèn. milit. XIII. 98. Savary Mém. II. 152.

wieder seinen revolutionären Ursprung, daß er jetzt und später in den übermüthigsten Stunden seines Glückes nichts versäumt hat, das legitime Fürstenthum mit plumper Hand seines Nimbus zu entkleiden.

Es war Macks letzte charakteristische Handlung, daß er die an sich unbedeutende Frist fallen ließ und sich beeilte, den Franzosen Ulm zu räumen. Man behauptet, es hätte ihn dazu besonders die Ungeduld vermocht — fortzukommen nach dem Inn, um das zweite Heer der Coalition nicht lange auf seinen Rath und seine Leitung warten zu lassen. Denn daß er der Mann sei, der allein Oesterreich retten könne, davon war er auch jetzt noch lebhaft überzeugt. So gut ist es ihm freilich nicht geworden. Ein kriegsrechtlicher Spruch erwartete ihn, der ihn seiner Würden und Ehren entsetzte. Ein Glück, daß er nur eine glänzende Armee von 80,000 Mann aufgelöst und zum großen Theile dem Feinde überliefert; hätte er eine Sünde gegen das herrschende System begangen, er wäre wohl für seine Lebenszeit in einer der Festungszellen verschwunden, in denen Franz II. die Mißvergnügten und Gefährlichen unschädlich zu machen pflegte. Sein Vergehen galt in Oesterreich für leichter; er wurde schon nach den Leipziger Siegestagen durch Schwarzenbergs wohlwollende Vermittelung mit einer Pension begnadigt und dann auf seine Vertheidigung hin (1819) vollständig in den früheren Rang und alle seine Würden wieder eingesetzt.

Wie sich in Bonaparte's Haltung, in seinen Anreden und Bulletins jetzt zuerst der Ton blinden Uebermuthes ankündigte, dem er seit den Erfolgen von 1805 und 1806 verfiel, so war auch der Eindruck auf die Massen unbeschreiblich groß. Die Kaiserglorie des neuen Römerreiches hat wenig glänzendere Momente mehr erlebt, als diese Siege vom October 1805. Am linken Rheinufer träumte man sich in die Eitelkeit hinein, der „großen Nation" anzugehören, im Gebiete des späteren Rheinbundes erreichte die bewundernde Anbetung der Bonaparte'schen Herrlichkeit ihren höchsten Gipfel. Die süddeutsche Regierungspresse war in eine Bonaparte'sche Verzückung gerathen; wenn sie schon vor dem Siege den Segen des Himmels auf den Mann herabflehte, welcher „der Geißel der Anarchie" Einhalt gethan und dem Erbfeinde des Festlandes, dem gottvergessenen England, seinen Stachel zu nehmen

trachtete*), ſo läßt ſich denken, in welch dithyrambiſchem Tone ſie jetzt redete. In Baiern war wirklich eine Art von Volksbegeiſterung wach geworden, die, durch die bitteren Reminiscenzen der jüngſten Zeit erhitzt, nicht für Bonaparte, ſondern für bairiſche Selbſtändigkeit zu fechten glaubte. Im Norden von Deutſchland zeigte ſich aber noch nirgends ein elaſtiſcher Geiſt des Widerſtandes, ſelbſt wo der Druck in aller Unerbittlichkeit fortdauerte.

Nur in Preußen ſchien ſich ein Umſchwung vorzubereiten.

Wir haben die preußiſche Politik in dem Augenblicke verlaſſen, wo alle Zeichen auf einen Bund zwiſchen Napoleon und Preußen hinzudeuten ſchienen; von Boulogne aus ſchickte der franzöſiſche Kaiſer (Ende Auguſt) in dringendſter Eile Duroc nach Berlin, um das lange erſtrebte Bündniß raſch um ſo wohlfeilen Preis zu erlangen. Denn wohlfeil war der Preis, wenn ihm für Hannover, das er doch ſchwerlich auf die Dauer behalten konnte, die militäriſche Hülfe Preußens zum Kriege gegen die öſtlichen Mächte gewonnen ward.

Aber ſo weit waren die Dinge noch nicht. Es hatte im Grunde nur Hardenberg, nicht der König ſelbſt, den franzöſiſchen Anerbietungen ein williges Ohr geliehen; in Friedrich Wilhelm III. waren faſt mehr Bedenken als Hinneigung wach geworden, und es war recht bezeichnend für die Lage, daß der preußiſche Staatsmann den Franzoſen Eile in Behandlung der Sache anempfahl. Des Königs Gewiſſen ſollte eben überraſcht, der erſte verführeriſche Eindruck, den die Ausſicht auf Hannover weckte, ſchnell benutzt werden, bevor die ſchlicht bürgerliche Abneigung des Monarchen gegen die politiſche Immoralität, die man ihm zumuthete, wieder Boden gewann. Kaum bedurfte es, obwol auch dieſe ſchwerlich gefehlt hat, der Einwirkung von Seiten der Franzoſengegner, der Königin, der verbündeten Diplomatie, um den König von einer Bahn zurückzuſchrecken, in die man ihn vielleicht in einem aufgeregten Augenblicke hineindrängen konnte, die er gewiß

---

*) S. die bezeichnenden Auszüge aus einem Mannheimer Blatte im polit. Journal 1805. II. 1012 f. Aehnliches findet ſich in reicher Auswahl in bairiſchen Blättern.

nie aus eigener freier Wahl ging. Dem Gedanken eines Bundes mit Frankreich, wahrscheinlich eines Krieges mit der Coalition und eines Ersatzes durch Hannover, dem widerstrebte ebenso seine Friedensliebe und sein Vermittelungseifer, wie seine politische Moral.

Darum war, bevor noch Duroc in Berlin anlangte, dort bereits eine leise Wendung eingetreten; die hannover'sche Beute hatte von ihrer verführerischen Macht um so viel eingebüßt, als die unvermeidliche Gefahr des Krieges näher rückte. Als Duroc eintraf (1. Sept.), glaubte der wachsame Laforest bereits zu bemerken, daß sich der König von dem Gedanken eines französischen Bündnisses merklich entfernt habe; Hannover, schrieb er, übt auf Herrn von Hardenberg immer noch seine Verfuchung, aber der König scheint weniger Werth darauf zu legen. So fand denn auch Duroc den preußischen Monarchen gestimmt; Friedrich Wilhelm III. äußerte sich ziemlich kühl über den Besitz von Hannover, betonte dagegen die Zurückhaltung, die Preußen durch seine Lage anempfohlen sei, und meinte, der Friede sei noch möglich, wenn man Oesterreich von der Coalition, der es nur halb wider Willen gefolgt sei, trenne und es durch Bürgschaften in Bezug auf Italien beruhige. Dieser erste Anfang entsprach so wenig den Erwartungen, mit denen Duroe von Boulogne abgesandt worden war, daß der Vertraute des französischen Kaisers seine Mission schon wie eine verfehlte ansah. Noch gab Napoleon selbst die Hoffnung nicht auf; vielmehr suchte er mit Gründen, die unzweifelhaft geschickt ausgesucht und bis zu einem gewissen Punkte sogar von zutreffender Wahrheit waren, das Widerstreben des Königs zu überwinden. Er nannte den Glauben an die Fortdauer des Friedens mit Recht eine gefährliche Illusion und hob nachdrücklich hervor, daß es sich in diesem Augenblicke nicht mehr um die Wahl zwischen Krieg oder Frieden, sondern nur zwischen einem kurzen oder langen Kriege handele. Gelingt es — das war der kurze Sinn seiner Ausführung — in nächster Zeit der französischen Armee, am Inn einen Schlag gegen die Oesterreicher zu führen, so werden die Russen entweder mit ganzer Macht sich dahin wenden und Preußen Luft machen, oder sie werden, erschreckt von den Opfern eines solchen Krieges, die Hand zum Frieden bieten. Der Feldzug wird in beiden Fällen kurz und erfolgreich, die Opfer Preußens so gering wie möglich sein.

Zwei Tage bevor Napoleon dieſe Inſtructionen an Duroc ſchickte, waren die Oeſterreicher über den Inn gegangen, der Krieg alſo begonnen. Das Napoleoniſche Wort, daß es eine gefährliche Illuſion ſei, noch an Frieden zu glauben, erhielt damit raſch ſeine Beſtätigung; nur in Berlin zog man ſich jetzt um ſo eifriger in die neutrale Poſition zurück. „Die Neutralität iſt ein Syſtem, das der König nie aufgeben wird," lautete jetzt auf einmal ſelbſt Hardenbergs Ausſpruch*), und man ſondirte bei Kurheſſen, Sachſen und Dänemark, um im Einverſtändniß mit ihnen eine dritte Partei der Neutralen zu Stande zu bringen. So kam denn auch an Duroc der Beſcheid, daß man über dieſe Linie nicht hinausgehen, wohl aber allenfalls Hannover in Verwahrung (en dépôt) nehmen und dafür die Neutralität in dem großen Kriege verſprechen wolle. So wie die Dinge ſtanden, und nachdem das Größere nicht zu erlangen ſchien, war auch dies noch ein Gewinn für Napoleon. Er blieb vor einer Diverſion in Norddeutſchland geſchützt, und die Sorge vor Preußens Uebertritt zur Coalition war dann beſeitigt. Es ging daher (20. Sept.) an Duroc die Weiſung ab: er ſolle in dieſem beſchränkteren Sinne abſchließen und etwa gegen eine jährliche Zahlung von 6 Millionen Franken und die Bürgſchaft, Holland vor der Coalition zu ſchützen, Preußen Hannover in Verwahrung geben, doch ſo, daß aus dieſer Verwahrung kein Eigenthumsrecht für Preußen, kein Verzicht für Frankreich ſich ergebe. In einem geheimen Artikel ſollte Preußen ſich zu allen Freundſchaftsdienſten bereit erklären, die es ohne offenen Bruch der Neutralität Frankreich erweiſen könnte. Das wäre freilich für Preußen ein zweifelhafter Vortheil um ziemlich hohen Preis geweſen; darum lehnte man auch dieſen Vorſchlag ab und hielt es für das Beſte, auf die Art von Neutralität zurückzugehen, wie ſie in der ehemaligen Demarcationslinie feſtgeſetzt war.

So war alſo Preußen nach allen Schwankungen ſchließlich wieder dabei angelangt, im Augenblicke eines großen continentalen Krieges neutral bleiben zu wollen und mit dem ſchlechteſten Danke die Rolle des Vermittlers zwiſchen zwei ſchon kämpfenden Parteien zu ſpielen. Abermals, wie zur Zeit von Nowoſilzoffs Sendung und durch dieſe bittere Erfahrung nicht abgeſchreckt, ſuchte

*) Depeſche des Weimar'ſchen Geſandten an ſeinen Herzog vom 12. Sept.

Friedrich Wilhelm III. zugleich bei Napoleon und in Petersburg und Wien für Erhaltung des Friedens zu wirken. Nach allen Seiten gingen preußische Boten und Botschaften als Friedenstauben, während man auf keiner Seite mehr vom Frieden hören wollte oder an die Möglichkeit glaubte, ihn zu erhalten. Als einer der Vermittlungsboten, die der König in diesem Augenblicke aussenden wollte, ward auch Graf Haugwitz aus Schlesien nach Berlin beschieden, um eine Sendung nach Wien zu übernehmen. Damit kehrte eine Persönlichkeit zu den Geschäften zurück, deren Name besonders eng verflochten ist mit der verhängnißvollen Wendung der folgenden Ereignisse. Seine vorübergehende Entfernung im Sommer 1804 hatte freilich nichts gebessert. Wir sehen wenigstens nicht, daß in irgend einem wesentlichen Punkte Hardenberg die bedenklichen Geleise seines Vorgängers verlassen, oder höhere Principien und einen festeren, planmäßigeren Gang verfolgt hätte; eher möchten wir in seiner Politik vom August 1804 an die vielseitige Geschmeidigkeit vermissen, womit Haugwitz durch die europäischen Parteien hindurch lavirt war. Wohl hatte sich der Letztere in dem Augenblicke zurückgezogen, wo diese Kunst ihre schwierigste Probe bestehen sollte; aber Hardenbergs Leitung konnte den Vorgänger fast vermissen lassen. Es wird bei der wunderlichen Einrichtung, nach der damals die Staatsangelegenheiten in Preußen besorgt wurden, kaum möglich sein zu entscheiden, wieviel des Königs scheue Unentschlossenheit, wie viel Hardenbergs Experimente und wie viel die Intriguen der Cabinetsschreiber, wie Lombard, zu dem Ergebniß des letzten Jahres beigetragen haben; nur, scheint uns, war aber dies abgelaufene Jahr eines der unglücklichsten in der Geschichte der preußischen Politiker gewesen. Zugleich der Coalition und Napoleon gegenüber war Preußen tiefer compromittirt, als man das jemals Haugwitz hatte vorwerfen können.

In dem Augenblick, wo Preußen seine verzweifelten Friedensversuche erneuerte und statt entweder mit Bonaparte oder mit der Coalition zu gehen — an Sachsen, Kurhessen und Dänemark eine Verstärkung suchte, war in Berlin selbst die Diplomatie aller Parteien versammelt, nicht der Vermittelung oder Neutralität wegen, sondern um noch in diesem letzten Momente Preußen zur Theilnahme an der großen Action zu bestimmen. Von Duroc's Thätig-

keit haben wir oben berichtet; ihm gegenüber waren Graf Metternich und Maximilian von Alopeus, der ruſſiſche Geſandte, von dem uns über dieſe Zeit eine Anzahl Berichte vorliegen, unermüdet beſchäftigt, die Contremine zu legen. Seit dem 11. September war zu ihrer Verſtärkung auch Graf Merveldt angekommen, angeblich um den Einmarſch in Baiern zu entſchuldigen, in der That, um den letzten Sturm auf die preußiſche Neutralität zu machen. Gegen Alle hatte der König eine und dieſelbe Erklärung bereit: Preußen werde von der Neutralität nicht weichen und nur gegen den feindlich handeln, der ſolcher zuwider etwas angreifend unternehme.*) Aber das ſchreckte die Diplomatie der Coalition nicht ab; in Wien waren ſelbſt diejenigen, die nicht zu den Optimiſten gehörten, nicht ohne Hoffnung auf das Gelingen von Merveldts Sendung.**) Nur Wenige begriffen freilich, welche Bedeutung dies Gelingen hatte. Gentz war nicht müde zu predigen: ohne Preußen kann nun einmal nichts Rechtſchaffenes gegen Frankreich ausgeführt werden und ſo lange der hieſige Hof nicht ernſthafte Schritte thut, um Preußen zu gewinnen, iſt an ein wahres und großes Syſtem nicht zu denken. Er ward nicht müde, Pitt gegenüber darauf zu dringen, daß ohne einen Wechſel im öſterreichiſchen Miniſterium und eine aufrichtige Allianz mit Preußen der Plan der Coalition ſcheitern müſſe. Sein Gedanke war es auch, man müſſe den König von Preußen für einen großen Pacificationsplan zu gewinnen ſuchen, den man ihm als das einzige

*) Aus einer handſchriftl. Note vom 14. September. Alopeus ſchreibt am 12.: depuis hier au soir le général Merveldt est ici. Parmi les commissions dont il a été chargé se trouve celle de l'annonce de l'occupation de la Bavière par les Autrichiens. Dans ce moment ils y sont déjà. Nach einer andern diplomatiſchen Quelle hatte Merveldt zugleich erklärt, es komme hier nur darauf an, den Franzoſen das Prävenire zu ſpielen, der Kaiſer verſichere aufs heiligſte, ſeine Abſicht werde nie dahin gehen, eine Spanne breit von Baiern zu erwerben oder zu behalten. In mehreren andern Berichten iſt dann als der Hauptzweck bezeichnet, Preußen zur Coalition zu beſtimmen. Alopeus iſt noch ganz im Ungewiſſen, ob es gelingen werde. Le général Merveldt, ſchreibt er am 14. Septbr.: n'a pas eu encore audience; il l'atteindra peut-être aujourd'hui. — La semaine prochaine sera celle de la grande crise. Die letztere Erwartung ſchöpfte A. wohl aus ſeiner Kenntniß deſſen, was ſein kaiſerlicher Herr vorbereitete.

**) S. Gentz Schriften, IV. 113. Vgl. 88. 100. 160.

Mittel vorstellen sollte, dem Kriege auszuweichen und eine feste Basis für die Zukunft zu verschaffen; er hatte in diesem Sinne eine Denkschrift geschrieben und Merveldt mitgegeben. Wiederholt und mit allem Rechte warnte er vor der gefährlichen Taktik Rußlands, Preußen mit militärischem Drohen zur Freundschaft zwingen zu wollen; es hatte das nur den doppelten Nachtheil, den König zurückzustoßen und der Kriegführung im Süden die russischen Streitkräfte zu entziehen, mit denen man auf Preußen einen Druck zu üben meinte.

Gerade jetzt war aber Rußland entschlossen, seinen letzten Trumpf trotzig auszuspielen. Am 19. September kam ein Courier aus Wilna mit einem Schreiben des Czaren, worin derselbe ankündigte, er werde seine Truppen durch Südpreußen und Schlesien marschiren lassen. Der Durchmarsch war „nicht requirirt, sondern mit Nachdruck gefordert und selbst der Tag bestimmt, an welchem die Russen das preußische Gebiet betreten würden.“*) Wir brauchen kaum zu sagen, daß Niemand mehr darüber betreten war, als diejenigen, die in Preußen selbst eifrig für den Anschluß an die Coalition wirkten. Denn es hieß den König und die Stellung, in der er sich zu befinden glaubte, ganz falsch beurtheilen, wenn man meinte, solche Mittel würden günstig wirken; sie klangen nach den letzten Erklärungen Friedrich Wilhelms wie eine absichtliche Herausforderung. Noch am nämlichen Tage fand eine große Berathung im Schlosse statt, die damit endigte: es sei die ganze preußische Armee mobil zu machen. Dem russischen Kaiser mag das Ungeschickte des Schrittes, gleich nachdem er ihn beschlossen, selbst klar geworden sein; denn schon am 20. folgte ein zweites Schreiben, das einen freundlicheren Ton anschlug und den König zu einer persönlichen Zusammenkunft an der Gränze einlud. Ein solcher Vorschlag war in Berlin nicht unwillkommen, weil er der Lieblingsidee der Vermittelung schmeichelte. Aber der Eindruck der Drohung war doch nicht gemildert und sofort an den Kaiser eine Antwort des Königs gerichtet, die zwar auf den Vorschlag der Zusammenkunft einging, aber jedes Ansinnen des Durchmarsches in unzweideutigster Weise zurückwies.**) Haugwitz, der sich eben

*) Aus einem weimar. Bericht von 21. September.

**) Der Inhalt ist in einer Note von Hardenberg an Alopeus (d. d. 23.

jetzt (21. September) nach Wien begab, erhielt nach einer wohlunterrichteten Quelle *) den Auftrag, den Kaiſer ins Mittel zu ziehen und gegen die Gewaltſchritte Rußlands einen Einmarſch in Böhmen in Ausſicht zu ſtellen, falls ein Ruſſe das preußiſche Gebiet betrete.

So hatte es alſo die plumpe Taktik Rußlands dahin gebracht, daß Preußen mit einem Male in voller Waffenrüſtung ſtand, aber zunächſt gegen die Coalition. Nicht blos Gentz, der zu jeder Zeit dieſe Taktik bekämpft, nannte ſie „raſend, elend und abgeſchmackt," auch die ruſſiſche Diplomatie ſelbſt gab unwillkürlich zu, daß ihre Sache ſchlechter ſtände als je.**) Denn es war doch ein dürftiger Troſt, daß Preußen wenigſtens endlich aus ſeiner neutralen Stellung aufgerüttelt ſei; vor der Hand hatte es dieſe nur verlaſſen, um Front zu machen gegen die Coalition, und wenn Bonaparte jetzt ſeinen Vortheil recht verſtand, ſo konnte er aus dieſer Wendung den entſchiedenſten Gewinn ziehen. Aber zum Glück für die Verbündeten überbot er in demſelben Augenblick den Mißgriff Rußlands durch einen noch größeren, indem

---

Septbr.), die uns in Abſchrift vorliegt, kurz reſumirt. Es heißt darin: „Il (Alopéus) sait par conséquent, que le Roi s'est fait un plaisir d'accepter l'entrevue, que S. M. Impériale lui a proposée pour y discuter ultérieurement leurs intérêts reciproques. Mais le Roi n'a pas hésité un moment de se refuser dans cette même lettre au projet de faire passer les troupes russes par les provinces prussiennes. Ce passage sans le consentement de S. M. serait trop incompatible avec les rélations existantes entre les deux cours, trop contraire au système de neutralité de la Prusse, à son indépendance et à son dignité, pour que le Roi puisse croire un instant qu'un souverain, avec lequel S. M. est liée d'amitié, qui se charge du noble rôle de défenseur des Droits des Nations et surtout des neutres, veuille se porter à une mesure pareille et attenter sans la moindre provocation et sans griefs à ceux d'un état ami, voisin et allié, qui a été le boulevard de la sûreté du Nord et qui n'a jamais porté que des paroles de conciliation et de paix. Telle est la substance de la lettre que le Roi a envoyée le 21 à S. M. l'empereur par le Major de Hacke" etc.

*) Bericht des weimariſchen Geſchäftsträgers d. d. 29. Septbr.

**) Alopeus ſchreibt am 5. October: „Le caractère (des affaires) devient si maligne, que même l'espérance, dernière ressource des faibles mortels, commence à m'abandonner." Nach dieſer Aeußerung dürfte wohl die hoffnungsvoll lautende Aeußerung von Gentz aus derſelben Zeit (IV. 116) herabzuſtimmen ſein.

er ohne Anfrage vollzog, womit der Czar nur freundschaftlich gedroht hatte.

Man muß sich diese letzten Vorgänge lebhaft vergegenwärtigen, um den Eindruck zu bemessen, den die Allen unerwartete Botschaft machte, es sei am 3. October ein französisches Armeecorps, ohne Anfrage und allen friedlichen Protestationen der Behörden zum Trotz, durch das Ansbach'sche Gebiet marschirt. Jetzt war es an der französischen Partei erschrocken zu sein; nun mischte sich in die laute Entrüstung der Einen zugleich der kaum verhaltene Triumphruf der Andern, der Freunde des antibonapartischen Bündnisses.*)

Das preußische Gebiet in Franken war vor solchen Wechselfällen schwer zu schützen; das hatten die letzten Kriege gezeigt. Auch diesmal hatte der König, um Conflicte zu vermeiden, die man gewaltsam nicht hindern konnte, anfangs bestimmt, daß die Fürstenthümer dem Durchmarsch beider Theile, natürlich ohne Requisitionen und ohne sich in dem Gebiete festzusetzen, geöffnet sein sollten. Wahrscheinlich auf Hardenbergs Rath war man wieder davon zurückgekommen und hatte die bekannten Neutralitätserklärungen erlassen, deren früher Erwähnung geschehen ist. Es verrieth nun allerdings eine wunderliche Vorstellung von der Lage der Zeit und von Bonaparte, wenn man glaubte, diese Plakate an der Ansbacher Gränze würden stark genug sein, den Imperator und seine Armee aufzuhalten; es sprach sich darin wieder recht charakteristisch die Selbsttäuschung der preußischen Neutralitätspolitik aus. Indessen durch die letzten Vorgänge hatten jene Erklärungen eine erhöhte Wichtigkeit erhalten; es war, zumal nach der Differenz mit Rußland, der Angel- und Ehrenpunkt der preußischen Neutralitätspolitik geworden, ihr Gebiet von beiden Parteien unberührt zu bewahren. Indem Napoleon mit voller Kenntniß der Sachlage diese Neutralität verletzte, konnte man im Zweifel sein, ob ihn mehr die übermüthige Geringschätzung Preußens dazu be-

*) Am bezeichnendsten ist, zumal nach der Hoffnungslosigkeit des oben citirten Briefes, was Alopeus am 8. October schreibt: La démence de Bonaparte est venu au secours de la bonne cause, V. A. S. sait sans doute que les Français ont violé pas ont à fait nne vierge, mais au moins une dame, qui en avait la prétention. Nous avons donc passé subitement du noir au blanc.

wog oder die Ansicht, man werde in Berlin nach größeren auch diese Kränkung verschmerzen; aber eines wie das andere mußte in diesem Augenblick auf's empfindlichste beleidigen. Denn es liegt in der Natur scheuer und unentschlossener Menschen, deren Geduld auf manche bittere Probe gestellt war, plötzlich einmal den ersten besten, bisweilen auch schlechtesten Anlaß zu ergreifen, um ihrem gekränkten Selbstgefühl Luft zu machen; hier war nun durch den Zusammenhang der Umstände der Fall so ernst geworden, daß es selbst einem viel vorsichtigeren Manne, als Friedrich Wilhelm III. war, schwer fiel, die Augen zuzudrücken. Napoleon aber, wie vorher Alexander, täuschte sich in dem Charakter dieses Königs. Es konnte eine falsche Politik, welche seine angeborne Neigung zum friedlichen Vermitteln mißbrauchte, ihn wohl vielfach irre führen, aber sie vermochte nicht, sein militärisches und königliches Ehrgefühl so weit zu mißleiten, daß er nicht im rechten Augenblicke, wenn er sich selber ganz folgte, vollkommen den rechten Weg einschlug. Es ist nach dem Aufschwung altpreußischen Zornes und Stolzes, wie er sich jetzt im König und im Volke kund gab, eine Katastrophe gekommen, über der man bisweilen vergessen hat, daß dies plötzliche Entflammen gegen Bonaparte doch den einzigen glänzenden und ruhmwürdigen Moment der auswärtigen Politik Preußens seit 1795 bildet, und, wenn nachher ein entsetzlicher Fall eintrat, er nicht darum erfolgt ist, weil man diesem edlen Zorne nachgab, sondern weil man statt seiner bald wieder die alte muthlose „Klugheit" walten ließ. So sehr bewährte sich auch hier die Erfahrung, daß der gerade und leidenschaftliche Instinkt der Ehre schärfer sieht und besser rechnet, als alle die gepriesenen Listen diplomatischer Klugheit.

Seit zehn Jahren zum ersten Male hatte die französische Politik in Berlin jeden Boden verloren; die Begebenheit in Franken, heißt es in einem Gesandtschaftsbericht, hat den Erfolg gehabt, den jeder preußische Patriot wünscht. Im ersten Moment der Aufregung schien man geradezu geneigt, seine Waffen kurzweg gegen Frankreich zu kehren; man sprach davon, Duroc und Laforest, mit denen eben noch über ein Bündniß verhandelt worden war, ohne Weiteres ihre Pässe einzuhändigen und so auf eclatante Weise mit Bonaparte zu brechen. Die Erbitterung minderte sich nicht, als Napoleon in einem Briefe an den König, der ihn ent-

ſchuldigen ſollte, die Miene annahm, die Sache als eine Bagatelle zu behandeln. Dieſe vornehme Nachläſſigkeit goß Oel in's Feuer. Vergebens ſuchten die franzöſiſchen Diplomaten in Berlin den Fall zu rechtfertigen, indem ſie ſich auf den Vorgang der früheren Kriege beriefen oder geltend machten, es ſei noch kurz zuvor das bairiſche Armeecorps durch ein Stück fränkiſchen Gebietes marſchirt. Sie vergaßen, daß nach den letzten öffentlichen Erklärungen die Dinge nicht mehr lagen wie früher, und daß es eine andere Sache war, ob die Truppen eines kleineren Fürſten auf ihrem raſchen Rückzug nach Bamberg das Gebiet verletzten, oder ob ein franzöſiſches Armeecorps auf Befehl des Kaiſers durchzog. Am 14. October ließ ſich dann das preußiſche Cabinet in einer Note an Duroc und Laforeſt vernehmen, die, durch die Zeitungen raſch veröffentlicht, die ganze Aufregung, in der man ſich befand, ungemildert kund gab. Es war Bonaparte noch niemals von einer Macht, mit der er ſich noch nicht in offenem Kriege befand, eine gleich herbe Zurechtweiſung geworden. „Der König weiß nicht, hieß es darin, ob er ſich mehr über die Gewaltthätigkeiten in Franken oder über die unbegreiflichen Gründe wundern ſoll, womit man ſie zu rechtfertigen ſucht. Preußen hat ſeine Neutralität proclamirt; allein bis an's Ende ſeinen früheren Verpflichtungen getreu, deren ganzer Vortheil künftig Frankreich zu Gute kam, hatte es denſelben Opfer gebracht, welche ſein theuerſtes Intereſſe compromittiren könnten"…. Punkt für Punkt waren dann die Irrthümer und Sophismen der franzöſiſchen Rechtfertigung widerlegt, an die Proteſtation der Behörden und an die ausdrückliche Erklärung Hardenbergs, die er ſelber mündlich Duroc und Laforeſt gegeben, erinnert, und der Gegenſatz hervorgehoben, den das Verfahren Oeſterreichs zu dem Napoleons bildete. „Der König, fuhr die Note fort, hätte aus dieſem Gegenſatz wichtigere Schlüſſe über die Abſichten des Kaiſers folgern können; er beſchränkt ſich darauf zu denken, daß Se. kaiſ. Maj. wenigſtens Gründe gehabt haben, die poſitiven Verpflichtungen, die zwiſchen Ihnen und Preußen exiſtirt haben, ſo anzuſehen, als wenn ſie unter den gegenwärtigen Umſtänden keinen Werth mehr hätten, und da der König vielleicht bald in der Lage iſt, der Achtung Seiner Verſprechungen Alles aufzuopfern, ſo ſieht er ſich gegenwärtig als frei von allen früheren Verpflichtungen

an".... Es gelte ihm, ſo lautete der Schluß, ſowol ſeinem Lande den Frieden zu erhalten, als für Europa einen dauerhaften Frieden herzuſtellen; es werde nur ſeine eigene Sorge ſein, für die Sicherheit ſeiner Völker zu wachen. Fortan ohne Verpflichtungen, aber auch ohne Garantieen, ſehe er ſich genöthigt, ſeine Armeen diejenigen Stellungen einnehmen zu laſſen, welche die Vertheidigung des Staates erfordere.

Dieſen drohenden Worten folgte diesmal raſch die That. Auch für die Ruſſen ward jetzt die Sperre aufgehoben, welche ihnen den Durchmarſch durch Preußen verweigert hatte; den Truppenaufſtellungen im Oſten folgten nun größere im Weſten. In Niederdeutſchland ſammelten ſich fünfzigtauſend Mann, zwei andere Heere wurden in Weſtfalen und Franken ſchlagfertig gemacht. Aus der Erklärung, daß ſich der König ſeiner Verpflichtungen für entbunden erachte, war zunächſt zu folgern, daß Preußen dem Vorrücken der Schweden und Ruſſen kein Hinderniß entgegenſetze. Zugleich betrat in den letzten Tagen des Octobers ein preußiſches Corps den hannover'ſchen Boden; der Norden des Landes wurde beſetzt und die hannover'ſchen Behörden reſtituirt. Noch war es nicht ſo weit, wie Napoleon damals fürchtete, daß Preußen ſofort die Feſtung Hameln, die noch von den Franzoſen beſetzt war, angreifen würde; vielmehr ließ man die Garniſon ſich verſtärken und verproviantiren, ja man nahm — von Napoleon eine Zahlung von 66,000 Gulden für den in Ansbach verübten Schaden an. Das Cabinet ſchien ſeinen Zorn faſt wieder zu bereuen. Indeſſen nachdem man einmal ſo weit alle früheren Beziehungen zur Bonaparte'ſchen Politik abgebrochen, rieth es ſchon die Klugheit, bald offen in's andere Lager überzugehen. Napoleon ahnte, daß es ſo kommen müſſe; ſeine Briefe an die Vertrauten athmeten eine drohende und erbitterte Stimmung; wer ſeine korſiſche Natur kannte, der mußte ſich ſagen, daß er dieſe Octobertage Preußen nie vergeſſen werde.

Die Coalition behauptete in der That ſchon das Feld zu Berlin. Am Hofe wie in der Reſidenz machten ſich die antifranzöſiſchen Stimmungen ſo laut und entſchieden geltend, daß die Freunde der Bonaparte'ſchen Allianz ſchon nicht mehr wagten, ihrer Meinung einen offenen Ausdruck zu geben.*) Die Zuſam-

*) (Lombard) Matériaux etc. S. 121.

menkunft mit dem Czaren war unter dem Eindruck des Ansbacher Ereigniſſes und ſeiner Folgen zwar verſchoben worden, aber das Verhältniß zu dem ruſſiſchen Monarchen hatte ſich natürlich nur um ſo freundlicher geſtaltet. Mit der Ansbacher Botſchaft traf beinahe zuſammen die Ankunft des kaiſerlichen Adjutanten, des Fürſten Dolgorucki; er kehrte nach Pulawy, wo ſich Alexander damals aufhielt, mit einer Antwort zurück, in der ſich der Eindruck der erſten lebhafteſten Erbitterung über den franzöſiſchen Gewaltſtreich ausprägte.*) Es kam nun Alles darauf an, Preußen in dieſen Stimmungen zu erhalten. Schon früher hatte Gentz gerathen, durch perſönliche Zuſammenkünfte der Monarchen, durch Miſſionen der Erzherzöge müſſe man Friedrich Wilhelms perſönlich günſtige Dispoſitionen „im großen Stile bearbeiten". So reifte bei Oeſterreich und Rußland der Plan, durch perſönliche Einwirkung des Czaren und eines kaiſerlichen Prinzen Preußen zur Action zu drängen. Am 23. October kam eine Botſchaft von Alexander, er werde ſtatt der vorgeſchlagenen Zuſammenkunft an der Gränze ſelber den König beſuchen; zwei Tage ſpäter war er ſchon in Berlin angekommen. Am 30. October erſchien auch Erzherzog Anton, der Bruder des öſterreichiſchen Kaiſers; der Fürſtencongreß der Coalition, der Preußens Beitritt entſcheiden ſollte, war alſo beiſammen.

Wenige Tage vorher war die Schreckensbotſchaft der Ulmer Kataſtrophe angelangt. Der Eindruck, den ſie machte, war gewaltig, doch je nach den Perſonen verſchieden. Im Kreiſe der preußiſchen Politik war man betroffen und fühlte ſich eher zu friedlichen Entſchlüſſen geſtimmt, ſeit man den ganzen Umfang der Kräfte des Gegners überſchaute; die Coalition nahm die Miene an, als ſei der Ansbacher Durchmarſch eine Haupturſache der Bonaparte'ſchen Erfolge, und ſah darin, wie in der Kataſtrophe an der Donau, eine um ſo lebhaftere Aufforderung für Preußen, unverzüglich an dem Kriege Theil zu nehmen. Beim König, der ſich nun aus allen Entwürfen und Berechnungen, in die er ſich

*) Am 12. October ſchreibt Alopeus: La nuit vers hier le Prince Dolgorucki est reparti pour Pulawy. Il est porteur d'une lettre du Roi, dont je suppose que l'Empereur sera content. L'entrevue est suspendue pour le moment, les arrangemens, qu'on est à prendre sprès l'entrée violente des Françsis dsns le pays d'Anspach, exigeant la présence de S. M.

ſeit lange hineingelebt, mit einem Male herausgeworfen ſah, ſtieß man doch auf Widerſtand; indeſſen gelang es, dieſen zu überwinden, indem man, wie Gentz einmal gerathen hatte, den König für „einen großen Pacificationsplan" gewann und dadurch mit der Coalition verflocht. Am 3. November ward zu Potsdam ein Abkommen geſchloſſen, wonach Preußen als vermittelnde Macht zwiſchen Napoleon und den Alliirten auftreten ſollte; Preußen, ſo war der Plan, forderte von Napoleon als Friedensgrundlage die früheren Verträge, alſo die Entſchädigung Sardiniens, die Unabhängigkeit Neapels, des deutſchen Reiches, Hollands und der Schweiz, die Trennung der italiſchen Krone von der franzöſiſchen; wurden dieſe Grundlagen angenommen, ſo ward ein Friedenscongreß anberaumt, deſſen Aufgabe es war, einen von allen Seiten gemeinſam garantirten Zuſtand des Friedens und der Sicherheit wiederherzuſtellen. War binnen vier Wochen nach der Abreiſe des preußiſchen Unterhändlers die Friedensgrundlage nicht angenommen, ſo trat Preußen mit 180,000 Mann ſofort in's Feld und verſprach, auch alle übrigen ihm befreundeten Mächte in gleichem Sinne zu beſtimmen. Dafür bedingte ſich Preußen, wenn es zum Kriege kam, britiſche Subſidien, erleichterten Ankauf der Lebensmittel und im Frieden, „ſei es durch Erwerbung, ſei es durch Tauſch", eine beſſer geſicherte Gränze. Es ſollte fortan Alles im innigſten Vertrauen unter den Verbündeten verhandelt und jede Eröffnung von franzöſiſcher Seite, welcher Art ſie auch ſei, gegenſeitig mitgetheilt werden. In einem geheimen Artikel verſprach Rußland dahin zu wirken, daß England in den Tauſch oder die Abtretung von Hannover willige.*)

Es ward dafür geſorgt, daß die Welt raſch erfuhr, was zu Potsdam geſchehen war. In der Nacht vom 3. auf den 4. November, unmittelbar vor ſeiner Abreiſe, wünſchte Alexander noch das Grab Friedrichs des Großen zu ſehen; er begab ſich, vom preußiſchen Königspaar begleitet, um Mitternacht in die Garniſonkirche, küßte den Sarg und nahm dann, wie ein halbofficieller Bericht ſagt, „nach einem ernſten Blick auf den Altar von dem König und der Königin auf eine höchſt einfache Weiſe Abſchied."

*) Die Vertrags-Urkunde ſteht in der Geſch. der Kriege VI. 2. 247 ff. Vgl. Höpfner der Krieg von 1806 u. 1807. I. 21. Darnach iſt die Angabe z. B. K. A. Menzels, er ſei nie veröffentlicht worden, zu berichtigen.

Der Auftritt hatte damals die Bedeutung einer Demonstration, zu welcher Alexander in seiner Art, mit Empfindungen geschickt zu spielen, das arglose Gefühl des preußischen Fürstenpaares gebrauchte. Wie es häufig mit solchen tendenziösen Scenen geht, so ist auch hier der bittere Revers der Münze nicht ausgeblieben. Zwanzig Monate später hat Alexander zu Tilsit die glänzende Suite des französischen Imperators verherrlichen helfen und ließ sich mit den Spolien des namenlos mißhandelten preußischen Königs beschenken, dem, wie es dort hieß, aus „Achtung für den Kaiser aller Reußen", Napoleon nur die Hälfte seiner Staaten, noch nicht Alles abnahm!

Ob man sich im preußischen Cabinet wohl ganz klar darüber war, daß im Vertrag vom 3. November der Keim eines ungeheuren Krieges lag, den man siegreich beendigen mußte, wenn man nicht untergehen wollte? Ob man einsah, daß nach den Vorgängen vom October das alte Verhältniß zu Bonaparte auf immer zerstört war, und schon die eigene Selbsterhaltung gebot, mit den Feinden des französischen Kaisers nun bis zum Aeußersten zu gehen? Es deutet Manches darauf hin, daß auch jetzt die Illusionen noch nicht völlig gewichen waren. Duroc war (31. October) vom König freundlich entlassen und ihm bedeutet worden, man werde keinen Vorschlag machen, der nicht mit der Ehre, dem Ruhm und den Interessen des französischen Kaisers verträglich sei. Von einem unbefangenen Standpunkte gemessen, waren allerdings alle die Forderungen, die Preußen machen wollte, damit vereinbar; aber ob man ernstlich glaubte, Napoleon werde die Sache auch so ansehen und nun nach den Siegen an der Donau bereitwillig das gewähren, was er vor dem Kriege verweigert hatte? In jedem Falle glich Preußens gebieterische Alternative, mit der es jetzt vor den siegestrunkenen Imperator trat, der Sendung jenes stolzen Römers, der, mit dem Stab in der Hand, einen Kreis um den siegreichen Syrerkönig zog und Erfüllung seines Verlangens forderte, bevor er noch den Kreis verlasse. Zu einer solchen Mission durfte man nicht den geschmeidigsten und den Franzosen angenehmsten Mann, sondern mußte unbedingt den stolzesten und unbeugsamsten wählen. Preußen besaß damals nur einen Staatsmann, der für diesen Auftrag der rechte war — den Freiherrn vom Stein. Es war aber Graf Haugwitz, dem diese römische Sendung übertragen ward!

Es ging wie in Oesterreich; in einem Moment, wo sich der entschiedenste Umschwung der Verhältnisse vorbereiten sollte, behielten die alten Personen nach wie vor die Hand im Spiel; wie dort Cobenzl und sein Schweif, so sollten hier Haugwitz und Lombard zu einer Revolution mitwirken, welche die lauteste Verdammung ihrer ganzen Vergangenheit enthielt. Zwar regten sich in Preußen lauter als je die antibonaparte'schen Stimmungen; aber diese flackernde Begeisterung ging nicht in die Tiefe. Am Hofe waren die Königin Louise und der Prinz Louis Ferdinand die hervorragendsten Vertreter der Bewegung gegen Frankreich. Bei der Königin, obwol sie die Kräfte Preußens enthusiastisch überschätzte und nach Frauenart gern ihre Wünsche und Ideale für die Wirklichkeit nahm, wurzelte die Abneigung gegen Frankreich und ihr kriegerischer Eifer auf dem tiefen Grunde einer edlen, durchaus weiblichen Natur. Das hehre Muster einer deutschen Frau, mit allen königlichen und bürgerlichen Tugenden geschmückt, hat sie in den Zeiten des Druckes und der Erniedrigung durch ihr Vorbild mächtig dazu beigetragen, alle edleren Stimmungen zu heben und zu kräftigen. Aber in dieser rauhen, eisernen Zeit bedurfte es der Männer vom edelsten und reinsten Stoffe. Dem Prinzen Louis Ferdinand, dem Vetter des Königs, hatte die Natur die Talente verliehen, der ritterliche Held und Vorkämpfer einer solchen Zeit zu sein. Mit den reichsten fürstlichen Gaben ausgestattet, voll tapferen, verwegenen Muthes und frischer Lebensfreudigkeit, in allen ritterlichen Künsten Meister, geistreich, witzig, beredt, mit künstlerischen und geselligen Gaben verschwenderisch ausgerüstet, zugleich von einem freien Blick über die Weltlage und keineswegs befangen in dem blinden Aberglauben an die Vortrefflichkeit des alten Wesens, schien dieser Prinz, der jetzt in der vollen Jugendkraft des Lebens stand, mehr als jeder Andere geboren, den altpreußischen Heldensinn und die geniale Eigenthümlichkeit der Zeiten des großen Königs in sich zu einem Bilde zu vereinigen. Es fehlte ihm leider nur die alte preußische Strenge und Zucht. Wie einer seiner Vertrautesten treffend über ihn sagt,*) durch Mangel würdiger Beschäftigung, durch strenge Entfernung von Allem, was

*) Karl von Nostitz Leben und Briefwechsel. Dresden 1848. S. 80. Vgl. Stein's Leben von Pertz I. 162 ff.

durch höhere Thätigkeit seine großen Eigenschaften in einem bestimmten Wirkungskreise angespannt hätte, hat man seiner Seele ein tödtendes Opiat beigebracht, das sie auf mancherlei Abwege trieb. Nicht als wenn eine solche Natur in den Genüssen, womit er sich betäubte, in Spiel, Ausgelassenheit, Liebesabenteuern und frivoler Gesellschaft so leicht hätte untergehen können, der edle Stoff in ihm hat sich in den entscheidenden Momenten nie verleugnet, aber es ward doch eine Kraft zersplittert und vergeudet, die den Beruf zum Größten in sich trug. Es erwuchs in ihm ganz unbewußt der Gegensatz zu dem schlichten, schüchternen König, aber nicht zum Vortheil Preußens und nicht zu seinem eigenen. Denn es hing sich an ihn gar zu bald die wirkliche Frivolität großer Städte, der Uebermuth und die Unbändigkeit der jungen Officiere, der kecke Trotz vornehmer Unarten und Cavaliersgewohnheiten. Was dieser Kreis von Leuten vor der Katastrophe von 1806 getrieben hat, ist nicht immer so schlimm gewesen, wie es die Klatschsucht geschildert hat; aber es war in seinen Wirkungen schlimm genug für einen Staat und ein Heer, deren beste Ueberlieferung Zucht und Strenge gewesen waren. Man würde darum auch irren, wollte man in diesem Kreise von Leuten, die sich an den Prinzen andrängten, den rechten Stoff zu einem Widerstande suchen, der dem gewaltigen Gegner gewachsen war; sie empfanden kaum etwas von dem Gegensatz gegen das Bonaparte'sche Wesen, wie er später durch harte Prüfungen im Volke wach geworden ist. Sie haßten den Imperator mit dem Gefühl von Cavalieren und übermüthigen Soldaten, in denen noch der Glaube an ihre Unbesiegbarkeit ungeschwächt war; ihre Bildung wie ihre Sitte war mehr französisch als deutsch.

Zu den eifrigsten Anbläsern des Kriegseifers gehörte auch Johannes Müller. Es hat dem eiteln und biegsamen Manne, dessen Charakterschwäche noch größer war, als sein Wissen und sein reiches Talent, inmitten seiner heißblütigen Diatriben gegen Bonaparte nicht geschwant, daß er nach wenig Jahren im Dienste des armseligsten aller Bonaparte'schen „Theatermonarchen" sein trauriges Ende finden werde; damals hat er mit seinen Kreuzpredigten gegen Bonaparte und mit seinem deutschthümelnden Pathos wenigstens auf die vornehmen Kreise sichtbar eingewirkt.

An der Masse der Nation ging diese Thätigkeit ganz spur-

los vorüber. Eine charakteriſtiſche Frucht dieſes Kreiſes war eine Schrift, deren Idee Johannes Müller angehörte und deren Tendenz es war, die kriegsluſtigen Stimmungen in Berlin zu heben. Unter dem harmloſen Titel: „Ueberſetzung eines Fragments aus Polybius“, das in einem Kloſter auf dem Berge Athos gefunden ſein ſollte, wurde darin Friedrich Wilhelm III. und ſein Friedensſyſtem in der Perſon des Antiochus von Syrien geſchildert, und ihm aus Hannibals beredtem Munde alle die Gründe vorgehalten, die zum Kriege gegen den gemeinſamen Feind drängen mußten. Verfaſſer war der Graf Antraigues, ein franzöſiſcher Emigrant, deſſen ganzes Leben eine Kette von abenteuerlichen und zweideutigen Intriguen war; die Schrift war franzöſiſch geſchrieben, wurde von Müller in einer beziehungsreichen Recenſion ſehr angeprieſen,*) übte aber, wie ſich denken läßt, nicht einmal auf die engen Kreiſe, für die ſie geſchrieben war, eine nachhaltige Wirkung.

Die Maſſe des Volkes in Preußen war jetzt in derſelben dumpfen Theilnahmloſigkeit, wie ein Jahr ſpäter, als faſt ohne Zeichen des Schmerzes über ihm die alte Monarchie zuſammenbrach. Ein reger öffentlicher Geiſt exiſtirte nicht mehr; er war mit Lärm und lautem Raiſonniren nicht zu erſetzen. Die Schiefheit und Unwahrheit, woran, wie Müller ſagte, die langwierige ungeſtörte Bearbeitung und Verſtimmung durch Zeitungen, Inſinuationen und allen andern Trug Schuld war, ließ ſich nicht ſo mit einem Male beſeitigen. Der kriegeriſche Enthuſiasmus erſchien nur wie eine Berliner Modeſache, die plötzlich an der Oberfläche auftauchte und raſch verflog. „Das Publikum, ſchrieb ungemein bezeichnend Joh. Müller, iſt vortrefflich; Krieg iſt im Theater gefordert worden und bei den Marionetten hat man Bonaparte's Bild heruntergeſchmiſſen.“**) So „ſpottete er ihrer, er wußte ſelbſt nicht wie.“

Es hat freilich auch damals in Preußen an Männern nicht gefehlt, die den ganzen Ernſt des Kampfes erfaßten. Der Freiherr vom Stein, ſeit Herbſt 1804 ins Miniſterium berufen, um die wichtigſten Zweige der Finanzverwaltung zu leiten, war nicht nur im Gegenſatz zu ſeinen Vorgängern unermüdet thätig, alle Hülfs-

*) S. Müller's Werke, Bd. XI. 206 ff.

**) Gentz Schriften. IV. 119. Vgl. ähnliche Züge der Zeit Allg. Ztg. 1805. S. 1205. 1226. 1239.

quellen anzuspannen, um seinem König die Mittel des Kampfes zu schaffen, er berührte auch gleich jetzt den wunden Fleck des alten, nur noch mechanisch zusammengehaltenen Staatsorganismus. Mit der Benutzung des Schatzes, der Creirung von Schatzscheinen und der Aufnahme von Anlehen schien es ihm allein nicht gethan; er drang schon jetzt auf eine gleichmäßigere Besteuerung, auf Beseitigung der Verkehrsschranken, auf Wegräumung der Gränzen zwischen Stadt und Land, also auf materielle Reformen, die zu den neuen Lasten im Verhältniß standen. Er hoffte damit einen regeren Gemeinsinn Aller zu erwecken; „ich halte mich gewiß, schrieb er damals an den König, bei allen Unterthanen der preußischen Monarchie guten Willen und jede Erleichterung zu finden, sobald sie sehen, daß es sich in der That von der Aufrechthaltung und Sicherstellung der Ehre der Krone, der Unabhängigkeit und Selbständigkeit dieser Monarchie und von einem großen, edeln, rein aufgefaßten und kräftig zu verfolgenden Entwurf zur Wiederherstellung eines allgemeinen festen Friedens handelt." Er erinnerte daran, daß nicht in blendendem Glanze, sondern in ächter Cultur das höchste Ziel einer weisen Regierung bestehe, und meinte, „der Augenblick sei gekommen, durch eine Schrift die Begriffe des Volkes von der Nothwendigkeit der Maßregeln und von der Güte der Absichten und Aussichten zu bestimmen und zu befestigen."*)

So steuerte er schon jetzt mit sicherem Takte nach der Richtung, der seine spätere Verwaltungsepoche angehört; aber es bedurfte erst anderer Lehren und Prüfungen, bis ein solcher Rath bereitwillig gehört und ohne Rückhalt verfolgt ward.

„Wir fürchten Preußen nicht," rief ein Bonaparte'sches Blatt geringschätzig aus, als die neueste Wendung in Berlin eingetreten war, und allerdings war die Lage so beschaffen, daß der Imperator mit einigem Grund so zuversichtlich sprechen konnte. Noch lag ja ein weiter Zwischenraum zwischen den drohenden Worten und den feindlichen Thaten; und wenn man die preußische Politik nach

*) Aus der Denkschrift vom 26. October 1805 bei Pertz Steins Leben. I. 305–316.

ihren bisherigen Proben beurtheilte, war kaum zu erwarten, daß dieſer Rubicon mit raſcher Entſchloſſenheit würde überſprungen werden. Inzwiſchen war dem franzöſiſchen Kaiſer vielleicht alle Zeit gegönnt, durch einzelne entſcheidende Schläge den Ring der europäiſchen Coalition zu ſprengen, bevor er im Begriff war ſich zu ſchließen.

Auch der eine gewaltige Unglücksfall, der die Bonaparte'ſchen Triumphe dieſer Zeit durchkreuzt hat, vermochte das nicht zu ändern. In denſelben Tagen nämlich, wo Napoleon zu Ulm das öſterreichiſche Heer gefangen nahm, wo er in kriegeriſchem Uebermuth die Ueberwundenen bedrohte und mit ſtolzer Zuverſicht den nahen Fall Englands zu erwarten ſchien, in denſelben Tagen waren die vereinigten Flotten von Frankreich und Spanien bei Trafalgar vernichtet worden (21. Octbr.). Mit einem Schlage hatte Nelſons ſeemänniſche Meiſterſchaft die beiden Gegner trotz ihres tapfern Widerſtandes erdrückt; wohl war der Sieg durch ſeinen Tod theuer erkauft, aber die Trophäen waren auch ungeheuer, die beſte Ausrüſtung der beiden Marinen war zerſtört; es gab auf ein Menſchenalter hinaus keine franzöſiſche Seemacht mehr. So ſchloß das Jahr, das die britiſche Inſel mit einem neuen Normannenzug bedroht, mit einem Erfolge ohne Gleichen; die Flotte, die England ſollte erobern helfen, ſchwamm in Trümmern um die andaluſiſche Küſte und die britiſche Herrſchaft auf den Meeren hatte in der alten Welt keine Rivalen mehr.

Wohl war ſeit dieſem Tage an eine kriegeriſche Ueberwältigung Britanniens durch Napoleon nicht mehr zu denken und der Kampf der beiden gigantiſchen Mächte nahm nun einen unüberſehbaren Charakter an, aber der nächſte Rückſchlag dieſes Ereigniſſes war doch am wenigſten eine Erleichterung für das Feſtland. Es hatte vorerſt nur die Wirkung, den Druck dort zu verſtärken; um England zu beſiegen, bedurfte es fortan für Bonaparte nichts Geringeres, als die Gründung der continentalen Alleinherrſchaft. Wenn er Länder und Kronen nun immer abenteuerlicher durcheinander warf, gegen die natürliche Freiheit und Eigenthümlichkeit der Völker einen immer unerbittlicheren Krieg führte, die Bonaparte'ſche Uniformität über einen Welttheil auszubreiten ſtrebte, Küſten und Häfen mit einem ehernen Gürtel umſchloß, ſo war das Alles, wenn man ihn ſelber hörte, nur eine nothwendige

Reaction gegen die unnahbare Feindschaft der Briten. Es hat die Unnatur und Gewaltsamkeit einer solchen Politik allerdings mit der Zeit den großen Widerstand der Nationen hervorgerufen, aber bis es dazu kam, mußte vorerst die Wucht des Soldatenkaiserthums nur um so härter auf dem Festlande drücken.

Die militärische Ueberlegenheit Napoleons war durch die unerhörten Erfolge an der Donau vorerst entschieden. Der ganze Kriegsplan seiner Gegner war zerrissen; auch wo ihre Heere glücklicher gefochten, wie in Italien, war durch die Ulmer Katastrophe jede Frucht dieses Erfolges vereitelt. Auf dem italienischen Kriegsschauplatze, so war der erste Plan gewesen, sollte der erste Hauptschlag geführt werden; ein Heer von mehr als 140,000 Mann sollte dort die Etsch- und Minciolinie erobern, um dann vereint mit den Heeresmassen in Deutschland durch die Schweiz die Invasion im südöstlichen Frankreich zu beginnen. Der Plan war früh verändert, das italienische Heer auf kaum hunderttausend Mann gebracht und durch Entsendungen nach Deutschland noch mehr verringert worden. Was jetzt an der Etsch, in Südtirol und in Venedig von österreichischen Truppen unter dem Erzherzog Karl vereinigt war, betrug einige achtzigtausend Mann und war in seinen Bewegungen von dem abhängig, was auf dem deutschen Kriegsschauplatze geschah; die Franzosen, vorerst gegen 50,000 Mann stark und der Verstärkung durch Gouvion St. Cyr aus Neapel gewärtig, waren von Massena geführt; er eröffnete den Feldzug mit dem Uebergang über die Etsch, der nach hartnäckigem Kampf am 18. October bei Verona errungen ward. Beobachtend standen sich nun beide Heere gegenüber, jeder Theil schien zu erwarten, welche Entscheidung auf dem deutschen Kriegsschauplatze fallen werde. Am 25. October kam dem Erzherzog die erste Kunde von den Ereignissen bei Ulm; nun blieb ihm nichts übrig, als den Rückzug nach Innerösterreich anzutreten. Es stand ihm aber ein ausgezeichneter Feldherr voll Wachsamkeit und Energie entgegen, von dem nicht zu erwarten war, daß er ihn den Rückzug ungefährdet werde antreten lassen. Nur eine Schlacht, wenn immer möglich durch eine entscheidende Niederlage des Gegners beendet, konnte die Kraft der Verfolgung brechen, dem Rückzug ungestörte Ruhe schaffen. Bei Caldiero, eine Strecke von Verona, hatte der Erzherzog sich eine verschanzte Stellung geschaffen,

die ſtark genug war, auch den heftigſten Anprall des Gegners abzuweiſen. Am 29. October ging Maſſena vor, drängte die öſterreichiſchen Vorpoſten zurück und eröffnete am andern Tage ſeinen ungeſtümen Angriff auf die Verſchanzungen vor Caldiero. Weder der blutige Kampf dieſes Tages (30. October), noch ein erneuerter Angriff am 31. October — ein Kampf, der den Oeſterreichern über fünftauſend Mann, den Franzoſen wohl gegen achttauſend koſtete — errang dem franzöſiſchen Feldherrn den Erfolg, um deſſentwillen er den Angriff unternommen; den Oeſterreichern wurde der Rückweg nicht abgeſchnitten, es war nicht einmal gelungen, ſie ſofort nach der Schlacht zum Rückzug zu zwingen und durch die Verfolgung ihre Niederlage zu vollenden. Wohl rühmten ſich beide Theile des Sieges, der Erzherzog ohne Zweifel mit größerem Recht. Auch er hatte zwar den ganzen Zweck, den er ſich ſetzte, nicht erreicht; ſtatt den Franzoſen eine entſcheidende Niederlage beizubringen, hatte er nur ſeine Stellungen mit anſehnlichen Opfern behauptet, doch mußte der Feind ihm Zeit laſſen, ſich für einen geordneten Rückzug zu ſammeln. Ein kleines Corps deckte mit ausdauernder Tapferkeit den Rücken der Armee, die über Vicenza ihren Weg nach der Brenta nahm. Oberitalien war allerdings verloren; um die Mitte des Novembers ſtanden die Franzoſen am Tagliamento, die Oeſterreicher hinter dem Iſonzo. Die Waffenehre freilich war in dieſem kurzen Feldzuge von den Oeſterreichern mit allem Glanze behauptet worden, aber der Erfolg war durch die Kataſtrophe von Ulm beſtimmt. Statt eines Angriffskrieges war an der Etſch eine Vertheidigungsſchlacht geliefert worden; die gehoffte Eroberung der Lombardei hatte mit dem Rückzug nach Friaul geendet.

Auch auf den äußerſten Flügeln der großen Coalitionsarmee trugen die Ereigniſſe denſelben Stempel des Mißlingens. Erſt jetzt hörte man von der Ankunft des ruſſiſch-ſchwediſchen Heeres in Norddeutſchland, erſt im November landeten, theilweiſe von Stürmen verſchlagen, die erſten Abtheilungen der deutſchen Legion an der hannover'ſchen Küſte, um dieſelbe Zeit kamen auch die erſten Coalitionstruppen in Neapel an. So ſchloß der erſte Act eines Feldzuges, der mit einer Invaſion in der Franche Comté hatte beginnen ſollen. Die Donauarmee ward kriegsgefangen nach Frankreich transportirt, die italieniſche hatte ſich nur einen

erträglichen Rückzug erkämpft. Die Russen waren im Anzuge, aber erst in einem Augenblicke, wo die Armee von Ulm zersprengt war; ein anderes Heer, ohne Verbindung mit ihnen, stand in Tirol, ein drittes in Steiermark, die Anfänge eines neuen Armeecorps in Böhmen, lauter lose Glieder, gegen welche die compakte Macht überlegener, siegestrunkener Massen heranstürmte.

Gegen Ende des Octobers war der größere Theil des ersten russischen Heeres unter Kutusow am Inn vereinigt, im Ganzen höchstens einige dreißigtausend Mann, die nur unbedeutende Verstärkungen zu erwarten hatten*); alle übrigen russischen Streitkräfte standen noch weit zurück und es war im besten Falle zu erwarten, daß ein Theil von ihnen bis Anfang December in Mähren eintraf. Dem Heere Kutusows, das bei Braunau lagerte, stand stromaufwärts zur Seite eine österreichische Armee unter Merveldt, die, aus dem früheren Kienmayer'schen Corps gebildet und durch Zuzüge verstärkt, etwa 25,000 Mann betrug. Diese vereinigten Heere von nicht 60,000 Mann wären kaum im Stande gewesen, Napoleon am Inn aufzuhalten, auch wenn ihre inneren Verhältnisse günstiger gewesen wären, als sie in der That waren. Es fehlte an einer geordneten Führung; Kutusow spielte zwar den Oberfeldherrn, Merveldt erhielt aber directe Befehle vom Hofkriegsrath; da fehlte es denn nicht an Stoff zu Zwistigkeiten. Die Russen, obwol ihr materieller Zustand sehr mangelhaft war, sahen doch mit dem gewohnten Hochmuth auf ihre Verbündeten herab, was denn in diesen einen natürlichen Widerwillen gegen die barbarischen Waffengenossen erzeugte. Als jetzt die Nachricht vom Schicksal der Donauarmee durch Mack selber überbracht ward, war man wohl darüber einig, daß die Innlinie verlassen werden müsse, nur meinte der russische Feldherr, man müsse sich nach den russischen Verstärkungen, die von Nordosten kamen, zurückziehen; Merveldt hielt es für zweckmäßiger, eine Stellung an der Salza

*) Es bestand aus der Avantgarde unter Bagration (9 Bataillone, 10 Escadrons) und den Divisionen Maltitz, Doctorow, Schepelew (27 Bataillone und 25 Escadr.) und der Reserve unter Miloradowitsch (9 Bat.); ihre officielle Stärke betrug 39,106 Mann, die wirkliche Zahl war viel geringer. Das Merveldt'sche Corps betrug 33 Bat., 60 Escadrons, nach den wahrscheinlichsten Berechnungen 17,750 Mann Infanterie, 6600 Reiter. S. Gesch. der Kriege VI. 2. 242 ff.

zu nehmen und dort die Ankunft der Oesterreicher aus Tirol und Italien zu erwarten. Es siegte die erstere Ansicht, und am 26. und 27. Oct. begann der Rückzug beider Armeecorps nach der Traun und Enns.

Schon war der Feind ihnen auf den Fersen und seine ersten Colonnen überschritten bereits am 28. den Inn. Napoleon hatte sich sogleich nach der Uebergabe von Ulm in Bewegung gesetzt, um die verbündeten Heere wo möglich zu erreichen und über sie hinweg sich die Straße nach Wien zu öffnen. Bernadotte's und Davouſt's Corps, dann Murat mit der Reiterei bildeten jetzt die Spitze der großen Armee; an sie schlossen sich Marmont, Soult und Lannes. Schon am 22. Oct. hatte der Kaiser selbst sein Hauptquartier nach Augsburg verlegt, drei Tage später ging er mit der Garde nach München vor, während seine Marschälle bereit standen, am 26. Oct. die Isar zu überschreiten. Ihre ersten Abtheilungen langten am Inn an, als die Verbündeten eben diese Linie geräumt hatten. Schon zwischen dem Inn und der Traun kam es zu einzelnen Gefechten, deren Ausgang zeigte, daß es für die Alliirten das Räthlichste war, sich auf ihre rückwärts liegenden Verstärkungen zurückzuziehen.

Nur in der rechten Flanke der Franzosen standen die Oesterreicher; Tirol war noch in ihren Händen. Es war Ney's Aufgabe, sobald er (26. Oct.) nach dem Vertrage Ulm verlassen durfte, die Oesterreicher daraus zu verdrängen und so die Verbindung mit Massena's italischer Armee herzustellen. Zu seiner Unterstützung konnte schon Augereau mitwirken, der, aus dem Süden Frankreichs aufgebrochen, am 23. Oct. bei Hüningen den Rhein überschritt und sich in der ersten Hälfte des Novembers über den Schwarzwald nach Oberschwaben in Bewegung setzte. Auch eine bairische Brigade war von Bernadotte's Corps getrennt und von Salzburg nach dem obern Inn hin entsendet worden.

Das Alles bildete indessen, zumal es nur stückweise auf den Kampfplatz trat, keine allzugroße Macht, um Tirol zu erobern. Es standen dort unter dem Oberbefehl des Erzherzogs Johann über 20,000 Mann; Chasteler bildete an der östlichen Gränze den rechten Flügel, St. Julien stand um Innsbruck und deckte die nördlichen Gebirgspässe, Jellachich war als linker Flügel im Vorarlberg, eine Reserve war theils bei Innsbruck, theils im obern

Innthal vertheilt. Diese Heeresmacht stand in Verbindung mit dem Hiller'schen Corps, das 17,000 Mann stark Südtirol besetzt hielt, und hatte neuerlich von der Armee am Inn noch ein Corps von 3000 Mann zur Verstärkung erhalten. Nimmt man hinzu, daß sich eine Landesvertheidigung zu organisiren anfing, die sich auf 20,000 Mann zum großen Theil auserlesener Schützen belaufen konnte, so reichte das gewiß hin, um die unvergleichliche Gebirgsfeste zu decken; man konnte wohl an eine kühne Offensive denken*). Es scheint auch, als wenn der Erzherzog Johann, der hier auf einem ihm verwandteren Terrain stand, als damals Moreau gegenüber bei Hohenlinden, sich anfangs mit der Idee getragen habe, auf München oder an den Inn hervorzubrechen und die Verbindungen des Feindes zu bedrohen. Ist doch vier Jahre später gezeigt worden, was Tirol durch sich selbst vermochte; jetzt wurde freilich nur Schmach und Spott geerntet. Der Fluch der Pedanterie, des Zopf- und Gamaschenregiments, der Rath- und Thatlosigkeit übte, wie in dem ganzen Feldzuge von 1805, auch auf diesem Kriegsschauplatze seine lähmende Macht; die Verworrenheit, das Ueberraschtwerden, das Zuspätkommen hat sich hier auf kleinem Raume ähnlich bewährt, wie im Großen bei Ulm**).

In den ersten Novembertagen war das bairische Corps von Reichenhall aus ins östliche Tirol eingedrungen; die ersten Uebergänge wurden mit Ungestüm genommen, nur der Strubpaß ward

---

*) S. außer den früher genannten Quellen (Hormayrs) Geschichte Andreas Hofers. Zweite Auflage. I. 97. 99. 101.

**) Wie man die Dinge noch später ansah, beweist der aus amtlichen Quellen geschöpfte Bericht in der österr. Militärzeitschrift 1823. IV. Derselbe meint, die Lage in Tirol sei täglich bedenklicher geworden, denn die Verbindung mit dem Herzen der Monarchie hätte verloren gehen müssen und „dann war Tirol ganz der eigenen Kraft überlassen" (S. 38). Als wenn nicht das Jahr 1809 bewiesen hätte, was das Land auch ohne Verbindung „mit dem Herzen der Monarchie" und „ganz der eigenen Kraft überlassen" zu leisten vermochte! Es ist gewiß eine treffende Bemerkung, die Rüstow a. a. O. 300 über den Feldzug von 1805 macht: „Fast alle österreichischen Generale, denen wir begegnen, halten ihre Armeen lediglich zum Demonstriren und Hinhalten bestimmt; jeder will höchstens warten, will nicht handeln. Lauter Demonstrationen können offenbar nichts bewirken, alle Demonstrationen haben nur Sinn, insofern sie mit einem entscheidenden Auftreten auf einem anderen Punkte in einem verständigen Zusammenhange stehen."

trotz wiederholter, blutiger Angriffe (2. Nov.) von den Oesterreichern und dem Landsturm behauptet. In demselben Augenblicke war Ney mit etwa achttausend Mann bei Mittenwald erschienen; während die Hälfte seines Corps die Besatzung der Scharnitz in heftigem, wiewol erfolglosem Andrange beschäftigte (4. Nov.), umging die andere, von bairischen Gebirgsjägern geführt, die Leutasch und zwang den ungeschickten Führer zur Uebergabe. So standen die Franzosen im Rücken der Scharnitz; der Besatzung blieb nichts übrig, als sich nach fruchtlosem Widerstande zu ergeben. Am 5. Nov. zog Ney in Innsbruck ein.

Er hatte, auch mit den Verstärkungen, die er an sich zog, vorerst nicht über 12,000 Mann bei sich, und seine scheue Vorsicht bewies, wie wenig Ursache die Gegner hatten zu verzweifeln. Indessen war bereits (3. Nov.) ein Befehl des Erzherzogs Karl, von dem der Führer in Tirol abhing, angelangt, der die Räumung Tirols verfügte; er hielt die Vereinigung einer möglichst zahlreichen Masse Truppen im Innern der Monarchie für zweckmäßiger, als die Behauptung des Gebirgslandes. Da er in diesem Augenblicke seinen Rückzug von der Etsch antrat, sollte sein Bruder die tiroler Armee auf dem Brenner sammeln und durch das Pusterthal den Weg nach Kärnthen suchen, um sich mit der italischen Armee zu vereinigen. Mit einem patriotischen Eifer, der damals allenthalben selten war, erboten sich die Tiroler, ihr Land zu vertheidigen, wenn auch nur 6—8000 Mann Truppen zurückblieben; es war vergeblich. Wäre nur wenigstens der Rückzug so gelungen, daß die Absicht des Erzherzogs Karl erreicht ward! Aber die Verwirrung und Kopflosigkeit einzelner Führer, die planlosen Hin- und Hermärsche, die feige Preisgebung der festen Punkte bilden im Ganzen ein würdiges Seitenstück zu den Ereignissen von Ulm.

Erzherzog Johann war am 6. und 7. Nov. über den Brenner nach Sterzing gezogen, wo er die noch zurückgebliebenen Corps erwartete, setzte sich mit Hiller in Südtirol in Verbindung und trat (10. Nov.) mit dem Gros der Armee den Rückzug ins Pusterthal an. Am nämlichen Tage ergab sich Kufstein an ein kleines bairisches Corps unter Umständen, die für die Führer wie die Truppen ein gleich schmähliches Zeugniß enthielten*). Indessen

*) S. Geschichte Andreas Hofers I. 105. 106. Anm.

hatte Jellachich — es war schwer zu sagen, ob mehr seine Unfähigkeit oder sein Eigensinn Schuld war — im Vorarlberg gezögert und, statt die Vereinigung mit dem Erzherzoge zu suchen, durch sinnlose Märsche die beste Zeit verloren und stand dann wie festgewurzelt bei Hohenembs, bis Ney die Brennerstraße besetzt hielt und Augereau's Vortruppen sich Bregenz näherten. Es zeichnet die allgemeine Auflösung, die übrigens bei solcher Führung natürlich war, daß zwei Obersten, Kinsky und Wartensleben, in Vorahnung des Schicksals, das ihrer wartete, (13. Nov.) mit zehn Schwadronen und sechs Geschützen auf eigene Hand aufbrachen und sich, wie früher Erzherzog Ferdinand, durch die dünnen französischen Posten nach Böhmen durchschlugen. Sie fanden freilich keine so günstigen Beurtheiler, wie der Erzherzog Ferdinand; sie wurden bestraft — während der schuldigere Führer frei ausging, um für spätere Niederlagen aufgespart zu werden. Einen Tag nachdem jene Officiere entronnen waren, schloß dann Jellachich zu Dornbirn eine Capitulation mit Augereau, wonach der Rest seines Corps, etwa 4000 Mann, freien Abzug nach Böhmen erhielt, gegen das Versprechen, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen. Ein ähnliches Schicksal, wenn auch im Einzelnen unter rühmlicheren Vorgängen, erreichte die Division des Prinzen Rohan, die aus acht Bataillonen und zehn Escadronen bestand. Zum Theil durch falsche Nachricht getäuscht, hatte der Prinz zu lange im Innthale, besonders bei Nauders verweilt, um sich noch rasch mit dem Erzherzoge vereinigen zu können. Er zog dann durch das Vintschgau, schlug eine französische Division bei Botzen und hätte wohl auch jetzt noch den Weg durch das Pusterthal gewinnen können. Allein er hoffte durch Südtirol die italienische Armee zu erreichen (Mitte November), stieß aber mit den inzwischen in Oberitalien angekommenen Verstärkungen unter Gouvion St. Cyr zusammen, wo er dann nach tapferem Widerstande, von der Uebermacht des Feindes erdrückt, sich bei Castelfranco (24. Nov.) ergeben mußte.

So gelang es den Franzosen, die Verbindung mit Massena's italienischem Heere herzustellen; in einem gewaltigen Bogen, der sich von der Südgränze Böhmens bis nach dem adriatischen Meere hin ausdehnte, bedrohten nun die feindlichen Armeen die österreichischen Erblande, auf deren Mittelpunkt und Hauptstadt Napo-

leon selbst mit der Masse seiner Streitkräfte jetzt losdrängte. Vorerst hatten die Verbündeten ihm nichts entgegenzustellen, was ihm den Weg nach Wien mit Sicherheit verlegen konnte; vielleicht daß in Wochen die Rückwirkung der Angriffe in Norddeutschland und Neapel zu spüren war, oder daß Preußen sich dann anschloß und die russischen Heere endlich eintrafen, auch die Armeen der Erzherzoge sich hinter Wien vereinigten — das Alles waren mögliche und selbst wahrscheinliche Chancen, nur brauchte es noch Zeit, bis sie sich erfüllten. Darum wäre ein Waffenstillstand das Wünschenswertheste gewesen für die Sache der Coalition; er allein konnte Zeit geben, die schlimmen Wirkungen der letzten Niederlagen etwas zu mäßigen und Kräfte zu sammeln zu einem glücklicheren Kampfe. Der Versuch wurde auch gemacht; gleichsam als Antwort auf die lauten Friedensversicherungen, die Napoleon bei Ulm hatte hören lassen, schickte der österreichische Monarch den Grafen Giulay zu ihm nach Linz, um ihm einen Waffenstillstand anzutragen (8. Nov.). Napoleon durchschaute natürlich die Absicht und knüpfte die Gewährung an Bedingnisse, die unannehmbar waren.

So rückten denn die Franzosen vor, ohne daß Kutusow ihnen die gehoffte Schlacht anbot. Wohl war es (5. Nov.) bei Amstetten zu einem heftigen Zusammenstoße zwischen der Nachhut der Verbündeten und der französischen Avantgarde gekommen, der von muthvollem Widerstande Zeugniß gab; allein es schien nicht die Absicht des russischen Feldherrn, um den Besitz von Wien noch einen großen Kampf im freien Felde zu wagen. In Wien zwar hatte man am Anfang November die Idee noch nicht aufgegeben, daß die verschiedenen Flußübergänge so lange als möglich zu behaupten seien, und man forderte den General auch dazu entschieden auf; der Officier, den man an ihn sandte, Feldmarschallieutenant Schmidt, einer der besseren österreichischen Generalstabsofficiere jener Zeit, überzeugte sich aber selbst, daß der Rückzug das Vernünftigste, und an eine Offensive nicht zu denken sei, so lange noch die übrigen russischen Heere nicht angekommen waren. Die Situation des verbündeten Heeres erforderte dies um so gebieterischer, als in demselben Augenblicke ein neuer fühlbarer Verlust erlitten war. Wir erinnern uns, Kutusow und Merveldt waren über die Richtung ihres Rückzuges vom Inn nicht einig gewesen;

jener wollte sich auf die russischen Verstärkungen, dieser auf die Armee der Erzherzoge zurückziehen. Auch als Kutusows Ansicht die officielle Billigung erhalten, konnte Merveldt dem Reize nicht widerstehen, sich südlicher zu wenden, als es für die Stärke der ohnedies schon sehr unzulänglichen Armee zuträglich war. Zwar mit der Absicht, sich wieder an Kutusow anzuschließen, war er über Steyer gegen Mariazell aufgebrochen, dort unter das Armeecorps Davoust's gerathen, von ihm (8 Nov.) mit überlegener Macht umklammert und die ganze Division zersprengt worden. Viertausend Mann und alles Geschütz waren in die Hand der Feinde gerathen; Merveldt selbst hatte höchstens 2000 noch übrig, die er durch Steiermark nach Ungarn zu retten suchte. Damit waren die Streitkräfte, die zum Schutze der Kaiserstadt den französischen Armeen noch entgegenzustellen waren, auf weniger als fünfzigtausend Mann zusammengeschwunden; Kutusow hatte noch ungefähr 25,000 Russen und 6—8000 Oesterreicher bei sich, bei Wien selbst standen noch dreizehntausend Mann zum Theil ungeübter Reserven, und an Verstärkungen hatte der russische Feldherr in nächster Zeit nichts mehr zu erwarten, als die noch zurückgebliebene sechste Colonne seines Armeecorps, die auf 8000 Mann angegeben ward*). Diese Lage ließ ihm allerdings kaum eine andere Wahl, als den gewaltig überlegenen Massen des Feindes auszuweichen und auf das linke Donauufer hinüberzugehen. Am 8. Nov. vollführte er diesen Entschluß bei Mautern.

Es waren verschiedene Umstände, besonders wohl übertriebene Nachrichten von Verstärkung der Gegner, die Napoleon in dem Glauben erhielten, es werde ihm noch auf der Straße nach Wien eine Schlacht angeboten werden. Er hielt St. Pölten für die

*) Noch am Inn war mit den Russen eine Macht von 25,000 Oesterreichern vereinigt gewesen; durch die Entsendung einer Colonne von etwa 3000 Mann nach Tirol, durch die Zersprengung des Merveldt'schen Corps war das, was bei Kutusow noch übrig war, auf eine kleine Abtheilung unter Nostiz (4 Bat. und 6 Escadr.) und 36 Escadronen Reiterei beschränkt, die indessen (8. 9. Nov.) durch den Hofkriegsrath nach Wien gerufen wurden. Seitdem war mit Kutusows Corps von österreichischen Truppen nur noch die Nostiz'sche Abtheilung vereinigt; wir erwähnen das ausdrücklich, weil es Taktik der russischen Berichte ist, entweder die Thätigkeit oder gar die Anwesenheit dieser kleinen Schaar zu ignoriren.

Stelle, wo das am wahrſcheinlichſten geſchehen werde, und beſchloß nach dieſem Punkte hin die Maſſe ſeiner Streitkräfte zuſammenzuziehen. Gleich nachdem Kutuſow auf das linke Ufer des Stromes zurückgegangen war, ſchlug der Kaiſer ſein Hauptquartier in der Abtei Melk auf und traf Anſtalten, die einzelnen Colonnen, wie es die Natur der Sache mit ſich brachte, nicht allzuſchnell, gegen St. Pölten zu vereinigen. Er ward bald, und zwar auf eine recht empfindliche Weiſe, über ſeine Meinung enttäuſcht.

Am linken Donauufer ſtand nur Marſchall Mortier mit der Diviſion Gazan und einigen Reiterſchwadronen; die Diviſionen Dupont und Dumonceau folgten nach. Sie ſtanden aber noch mehrere Tagemärſche zurück, als Mortier ſchon am 8. bei Marbach, am 9. bei Spitz, am andern Tage bei Stein angelangt war. Es konnte dem Marſchall alſo begegnen, daß er mit ſeiner kleinen Schaar unter die vereinigte Macht der Feinde gerieth, denn Kutuſow, den Napoleon bei St. Pölten zu ſchlagen dachte, war ihm nicht nur ruhig ausgewichen, ſondern war jetzt auch in der Lage, einer verlaſſenen franzöſiſchen Abtheilung einen tödtlichen Streich zu verſetzen. Während Mortier ſorglos (10. Nov.) über Dürrenſtein gegen Stein vorging und ſich, ohne Kenntniß von der Stellung des Feindes, getrennt von den übrigen Diviſionen, in einem Thale befand, das zur Rechten von der Donau, links von bewaldeten Bergen eingeſchloſſen war, wurde im verbündeten Hauptquartier von dem öſterreichiſchen General Schmidt, deſſen wir erwähnten, der Plan entworfen, die franzöſiſche Diviſion vollſtändig abzuſchneiden. Noch vor Tagesanbruch ſollte eine Abtheilung über die Höhen, welche das Thal umgaben, gegen Dürrenſtein in den Rücken des Feindes vorrücken, und wenn dann am Morgen (11. Nov.) der Kampf in der Front bei Stein begann, die Franzoſen zugleich von den Höhen aus in der Flanke und bei Dürrenſtein im Rücken angegriffen werden. Die pünktliche Ausführung dieſes Entwurfes ſchnitt Mortier von den nachrückenden Diviſionen ab und überlieferte ſein Corps dem unvermeidlichen Untergange. Doch trafen die Colonnen, denen die Umgehung aufgetragen war, nicht zeitig genug ein, und der Kampf hatte vorn bei Stein bereits lebhaft und eine Zeit lang mit günſtigem Erfolge für die Franzoſen begonnen, bevor der Angriff in der Flanke und im Rücken eintrat. Indeſſen gelang es den Ruſſen, den

Kampf mit verstärkten Kräften wieder aufzunehmen und den Marschall am Nachmittage mit Verlust zurückzudrängen. Sein Weichen traf mit dem Zeitpunkte zusammen, wo eine der Umgehungscolonnen schon Dürrenstein in seinem Rücken bedrängte; jetzt erst vermochte Mortier die ganze Gefahr seiner Lage zu überschauen. Was die Mack, Werneck, Jellachich und ihres Gleichen in ähnlicher Situation gethan hätten, läßt sich ungefähr denken; sie hätten nicht blos für sich, sondern auch für die rückwärts stehenden Divisionen capitulirt; der Marschall behielt auch in diesem verzweifelten Moment seine besonnene Haltung und brachte den Feind um den Triumph, die ganze Division aufzulösen oder zu versprengen. Er setzte den bedenklichen Kampf bis zur Dunkelheit fort, faßte dann den Rest seiner Division zusammen und schiffte den größeren Theil bei Dürrenstein über die Donau, indeß eine kleine Abtheilung noch gegen Stein hin Stand hielt und dann unter dem Schutze der Nacht über die Berge nach Spitz entkam, wo Dupont im Laufe des Tages eingetroffen war, aber durch eine der rückwärts gesandten Colonnen festgehalten ward. Bei diesem Zusammenstoße fiel der Feldmarschalllieutenant Schmidt, ein um so empfindlicherer Verlust, als der zum Nachfolger bestimmte Merveldt damals auf seiner Irrfahrt durch Steiermark nach Ungarn begriffen und die Berufung Weyrothers in den Generalstab eine unzweifelhaft unglückliche Wahl war.

Der Erfolg bei Dürrenstein war der einzige, der auf dem Rückzuge vom Inn bis nach Mähren erfochten ward; über Allem, was weiter geschah, lastete dasselbe Verhängniß von Thorheit und Mißgeschick, womit der ganze Feldzug bezeichnet ist.

Als die erste Nachricht von der Niederlage an der Donau nach Wien kam, war die Enttäuschung um so furchtbarer, je länger man sich in eiteln Träumen des Erfolges gewiegt. Es war ein Unglück, das, mit Gentz zu reden, „die Seele vernichtete und das Denken aufhob." Das Unbegreiflichste, rief er aus, ist mir, daß ich hoffen konnte; ich habe mich spät, sehr spät zum Hoffen entschlossen, aber endlich hoffte ich doch auch. Es war eine unverzeihliche Verblendung; denn ich kannte Mack und ich kannte die, die ihn verschrieben und gebraucht hatten.... Das Fehlschlagen meiner Hoffnungen, schrieb er ein andermal, ist so sehr das größte aller Uebel für mich, daß Alles, was jetzt noch geschehen

kann, mich nur mittelmäßig afficirt. Ob ſie mich bis in die Tartarei verjagen, oder in den Tempel ſperren, oder füſtiliren laſſen, iſt mir Alles eins. Aber Bonaparte nicht geſchlagen, die Kurfürſten nicht mit neuzuerfindender Schmach geſtraft zu haben, in einem Moment, wo aller Werth des Lebens am Siege hing, nicht zu ſiegen, die Triumphberichte der Höllenrotte in ihren verdammten Zeitungen zu leſen, das Frohlocken ihrer Anhänger in Deutſchland — das abſorbirt das Gemüth und läßt für keine anderen Schmerzen Raum.

Die leitenden Perſonen waren wie gelähmt. Es ward jetzt erſt recht klar, daß es dieſem Staate an Männern fehlte. „Der Pöbel hier — ſchreibt Gentz — ich meine diesmal den hohen Adel und die Miniſter, ſieht nun blos die nächſte Zukunft; das ſo eben Vergangene, das einzig Schreckliche fühlen ſie kaum. Aber die Gränze! Aber Wien!" Es war der letzte Strohhalm dürftiger Hoffnung, an den ſich Gentz jetzt hing, daß wenigſtens Wien verlaſſen und damit der Kampf aufs Aeußerſte getrieben ward. „Geſchah dies nicht, ſo war in weniger als vierzehn Tagen der ſchändlichſte Friede unterzeichnet." Allerdings ſetzt er hinzu: Ob wir ihm entgehen, iſt freilich äußerſt zweifelhaft. Wenn der Kaiſer, meinte er, die Kataſtrophe nicht benutzte, um die ganze Regierung umzuformen, ſo war doch Alles verloren.*) Eine leiſe Ahnung davon ſchien auch in den herrſchenden Regionen aufzudämmern. Zum erſten Male ſprach der Kaiſer in bewegtem Tone an ſein Volk, erinnerte es an die Erhaltung alles deſſen, was ihm heilig und theuer ſei, und wie die öſterreichiſche Monarchie ſich aus jedem Sturme im Laufe des letzten Jahrhunderts mit neuer Stärke erhoben habe. „Ihre innere Kraft iſt noch unverſiegt. Noch lebt in den Herzen der guten und biederen Menſchen, für deren Glück und Ruhe ich kämpfe, der alte vaterländiſche Geiſt, der bereit iſt zu jeder That und jedem Opfer, um zu retten, was gerettet werden muß: Thron und Unabhängigkeit, Nationalehre und Nationalglück. Von dieſem Geiſte der Vaterlandsliebe Meiner Unterthanen erwarte ich mit hoher und ruhiger Zuverſicht alles Große und Gute; vor Allem aber Eintracht und feſtes, ſchnelles, muthvolles Zuſammenwirken zu Allem, was angeordnet werden wird, um den raſchen Feind

*) S. Gentz Schriften IV. 125 f. 128. 131. 133. 146.

so lange von den Gränzen fern zu halten, bis jene große und mächtige Hülfe wirken kann, welche Mein erhabener Bundesgenosse, der Kaiser von Rußland, und andere Mächte zum Kampf für Europa's Freiheit und die Sicherheit der Throne und der Völker bestimmt haben." Ein späterer Aufruf des Kaisers (13. November) nannte auch bereits unumwunden Preußen unter den Verbündeten Oesterreichs. Zugleich forderte der Hofcommissar Graf Saurau Jünglinge vom Adel und von der Bürgerschaft auf, sich der Bürgermiliz zum Schutze der Hauptstadt anzuschließen.*) Es schien sich also doch, nach der ersten Niedergeschlagenheit, der Wille äußersten Widerstandes kundzugeben; man griff, wenn auch noch schüchtern, zu Mitteln, die noch 1797 für staatsgefährlich gegolten hatten.

Aber Wien sollte nicht gehalten werden; am 6—7. November wanderten der Hof, die Diplomatie und die Minister nach Preßburg und von da nach Mähren. Es ließ sich gegen dies Preisgeben der Hauptstadt militärisch gewiß Manches sagen; nur war die politische Betrachtung ohne Zweifel begründet, daß, wenn dann die Hauptstadt in die Hand des Feindes fiel, die muthlosen Rathgeber der Krone mit verzweifelnder Eile auch den schmachvollsten Frieden als Nothbret ergriffen. Indem man Wien verließ, war es freilich die Absicht nicht, die Thore der Hauptstadt dem Feinde ohne Widerstand zu öffnen. Aber die Kopflosigkeit sorgte dafür, daß auch um sie kein Tropfen Bluts vergossen ward. Am 13. November näherten sich die ersten Colonnen von Murat und Lannes der Hauptstadt; ohne Schwierigkeiten kamen sie in die Leopoldsvorstadt, erst an der Spitzbrücke drohten ernstere Hindernisse. Es standen ungefähr 13,000 Mann in der Stadt; Alles war zur Zerstörung der Brücke bereit, ein Officier hatte schon die Lunten zur Hand, um sie zu verbrennen. Aber der Mann, in dessen Hand die Leitung lag, war wieder eine von den begünstigten Nullitäten, ein Fürst Auersperg, dessen Sorglosigkeit und Einfalt Alles vereitelte. Die französischen Führer, Murat, Lannes und Bertrand, gingen, anscheinend wie bei einer Promenade, über die schlecht bewachte Brücke, verblüfften den Officier, der mit der brennenden Lunte bereit stand, und täuschten ihn mit der Ver-

*) S. Allg. Z. 1278 f. 1306. 1310.

ſicherung, es ſei ein Waffenſtillſtand geſchloſſen.*) Erſt das raſche Nachrücken der geſchloſſenen Colonnen und das Wegnehmen der Kanonen, die am anderen Ufer ſtanden, zeigten, worauf es abgeſehen war; dennoch ließ ſich Auersperg noch mit der Lüge täuſchen, es ſei eine Waffenruhe feſtgeſetzt. Er zog ſeine Truppen zurück und die Franzoſen beſetzten Wien.

Es war hier ſo wenig wie im übrigen Deutſchland ein lebendiges Bewußtſein von dem Zuſtande erwacht, dem man entgegenging; man war noch ſtumpf für die Gefühle, die wenige Jahre nachher auch in den Ueberwundenen und Waffenloſen laut geworden ſind. Oeſterreich ließ ſich damals ganz gut und willig von dem Eroberer regieren; die vorhandene Bureaukratie ſchaffte dem franzöſiſchen Generalgouverneur Clarke und dem Intendanten Daru emſig in die Hände; ſie halfen die „Ordnung" aufrecht erhalten und mahnten zum Gehorſam. Die geläufige Schablone franzöſiſcher Finanz- und Polizei-Organiſation war raſch in Stand geſetzt. Der Hauptſtadt ward dann eine große Contribution auferlegt, der 2000 Feldſtücke, 100,000 Gewehre und großen Munitionsvorräthe nicht zu gedenken, welche Beute des Siegers wurden. Es ging das Alles ſo ruhig und glatt ab, daß die Franzoſen in ihren officiellen Blättern und Bulletins die Gutmüthigkeit und Loyalität unſerer Nation nicht laut genug rühmen konnten.**) Es iſt freilich eine Zeit gekommen, wo wir das Lob verſcherzten.

---

*) Nach der Schrift: Die Franzoſen in Wien. Eine hiſtoriſche Skizze, nach den Berichten eines Augenzeugen entworfen durch M. J. C. H. Photopel 1806. S. 29 f. hätten ſie zur Beglaubigung einen penſionirten öſterreichiſchen General, der ihnen in voller Uniform begegnet war, aufgegriffen und mitgeführt.

**) S. die Verordnungen Allg. Z. S. 1317. 1322. Ebendaſ. S. 1325 den Artikel aus der Wiener Zeitung Dann das 26. Bulletin in der Sammlung von Goujon I. 70. Lefebvre II. 195. Wie verſchieden damals die Stimmung von der im Jahre 1809 war, beweiſt unter Anderm die Aufzeichnung des Priors von Melk, der über des Kaiſers Anweſenheit bemerkte: „es wäre der ſchändlichſte, ſchwärzeſte Undank, es hier nicht ausdrücklich anzumerken, daß Napoleons Gnade alle unſere Hoffnungen und Wünſche weit übertroffen habe". S. Keiblinger Geſch. des Stiftes Melk S. 1059. Manche Züge zur Schilderung der franzöſiſchen Wirthſchaft gibt die angeführte Schrift: „Die Franzoſen in Wien".

Durch die Ueberrumpelung der Wiener Brücke hatten die Franzosen einen Vorsprung gewonnen, welcher Kutusow's Rückzug nach Mähren gefährdete; schon folgten ihm von Krems aus französische Colonnen, während Murat mit ansehnlichen Kräften den Weg von Wien nach Znaim einschlug, das Entrinnen des russischen Heeres zu hindern. Kutusow, nur noch wenige Märsche von dem nachdringenden Feinde getrennt, warf rasch den General Bagration, auf dessen muthvolle Ausdauer er sich verlassen konnte, mit etwa 7000 Mann auf der Wiener Straße dem Feinde entgegen, um ihn so lange aufzuhalten, bis er mit dem Gros des Heeres den Rückzug nach Mähren gefunden hatte. Bei Hollabrunn, ungefähr auf dem halben Wege zwischen Wien und Znaim, hatte sich Bagration mit seinem kleinen Corps, bei dem sich auch der Rest Oesterreicher unter Nostitz befand, am 15. November aufgestellt, als schon Murats Avantgarde eintraf. Murat, dem eben noch an der Wiener Brücke seine Kriegslist so gut gelungen, versuchte hier das Gleiche: den Feind mit einem angeblichen Waffenstillstande hinzuhalten, bis seine ganze Macht angelangt war. Aber diesmal fiel dieser verbrauchte Kunstgriff auf ihn selbst zurück und zwar so grell, daß die Bonaparte'schen Geschichtschreiber, die solch gelungene Listen an ihren eigenen Helden sonst höchlich bewundern, diesmal ihre sittliche Entrüstung kaum bergen mögen. Der schlaue Kutusow, dem Bagration das Gerede Murats melden ließ, ergriff geschickt diese Handhabe, um sich ruhigen Rückzug zu schaffen. Er sandte Wintzingerode ab, der sich zufällig bei ihm befand, und trug dem französischen Reitergeneral einen Vertrag an, wonach die russische Armee Deutschland räumen, Murat aber seine Bewegung nach Mähren nicht fortsetzen sollte; die Ausführung des Abkommens war von Napoleons Genehmigung abhängig gemacht; bis diese eintraf, sollten beide Heere in ihren Stellungen verbleiben. Die List war so handgreiflich, daß Napoleon, als ihm der Vertrag nach Schönbrunn gemeldet ward, sofort voll Verdruß Murat befahl, den Feind anzugreifen und zu zersprengen. Aber über diesem Hin- und Hersenden hatte Kutusow fast einen Tag Zeit gewonnen und konnte ungestört seinen Rückzug gegen Brünn antreten. Damit es gelang, mußte freilich Bagration sich opfern und mit seiner kleinen Schaar den Andrang des Feindes, der allmälig auf eine Macht von mehr als dreißig-

tauſend Mann anwuchs, ruhig abwarten. Er hatte ſeine Stellung bei Schöngrab genommen, als am Nachmittag des 16. Novembers die Antwort Napoleons eintraf und Murat nun ohne Zögern angriff. Bis in die Nacht ſchlug ſich dann das heldenmüthige Häuflein gegen den überlegenen Feind; ein Drittheil der Mannſchaft ſammt dem Geſchütz erlag freilich in dem ungleichen Kampfe, aber dem Reſt gelang es, zwei Tage ſpäter ſich wieder mit Kutuſow zu vereinigen.

Der zweite Act des Feldzuges, die Eroberung Wiens und der deutſchen Erblande, war zu Ende; es begann der dritte, auf einem anderen Kriegsſchauplatze und zum Theil mit neuen Kräften.

Noch ehe Kutuſow Brünn erreicht hatte, erhielt er die Nachricht, daß die zweite ruſſiſche Armee, unter Burhöwden, nur noch wenig Märſche entfernt ſei; mit ihr vereinigt hatte er ſich gegen Ollmütz zurückgezogen und nahm bei Olſchan eine günſtige Stellung, deren Front ſich auf dem Höhenzuge dort ausbreitete, deren Flanken theils durch die March, theils durch ſumpfige Niederungen gedeckt waren; die vereinigte ruſſiſche Streitmacht, mit der ſich öſterreichiſche Verſtärkungen, namentlich die Wiener Beſatzung, vereinigt hatten, betrug dort etwa 86,000 Mann; es war das erſte Mal in dieſem Kriege, daß die Verbündeten an einer entſcheidenden Stelle dem Feinde numeriſch überlegen waren; denn Napoleon, der am 20. November ſein Hauptquartier nach Brünn verlegte, konnte dort vorerſt nur 60—70,000 Mann vereinigen. Er hatte den größten Theil der Armeecorps von Soult, Lannes, Murat und Bernadotte zur Verfügung; doch mußte der Letztere Böhmen beobachten, wo der Erzherzog Ferdinand mit Ausrüſtung eines neuen Heeres beſchäftigt war. Marmont ſtand in Steiermark, Ney und Augereau in Tirol, Davouſt in Wien und der Umgebung, die Diviſionen (Gazan, Dupont, Dumonceau), die uns von Dürrenſtein her bekannt ſind, hielten die Donau oberhalb Wien beſetzt, das württembergiſche Contingent half die Operationslinie in Oberöſterreich decken, das badiſche bildete die Garniſon in Augsburg und Braunau. So groß die Summe dieſer Streitkräfte war, ſo war doch die Ausdehnung der Operationen vom Rhein bis nach Steiermark, Ungarn und Mähren noch größer.

Die mäßige Ueberlegenheit, in welcher sich die Verbündeten bei Olschan befanden, mußte sich aber mit jedem Tage zu ihren Gunsten steigern. Außer den Rüstungen in Böhmen, die wenigstens die Kräfte des Gegners theilten, kam jetzt besonders die vereinigte italienisch-tirolische Armee in Betracht. In der letzten Woche des Novembers trafen beide Erzherzoge in Steiermark, zwischen Cilli und Marburg, zusammen, und es war nun ein Heer von 80—90,000 Mann von Süden her im Anmarsch auf Wien. Erzherzog Karl, der sich vielleicht in zehn bis zwölf Tagen der Hauptstadt nähern konnte, rückte zwar nicht in beschleunigten Märschen vor, aber er war doch sicher zu erwarten und sein Heer groß genug, um mit einem Theile die Franzosen in Niederösterreich zu beschäftigen und zugleich mit einem anderen zur Entscheidung in Mähren mitzuwirken. Man hatte also alle Ursache, ihn abzuwarten. Auch die Landungen in Neapel und in Hannover, die wie so vieles Andere in diesem Feldzuge verspätet waren, vermochten erst jetzt wirksam in die Entscheidung einzugreifen, und die letzten russischen Streitkräfte konnten ebenfalls im Laufe des Decembers in Mähren eintreffen. Ja, wären alle diese Verstärkungen nicht zu hoffen gewesen, hätte nicht jede Woche des Abwartens der Coalition neue Kräfte zugeführt, so reichte eine einzige Betrachtung hin, das Hinhalten und Zögern mit der Entscheidung in offener Feldschlacht zu motiviren. Für Preußen war jetzt die Stunde der Entscheidung gekommen. Wenn vier Wochen nach der Abreise des preußischen Abgesandten, hieß es im Potsdamer Vertrag vom 2. November, die Unterhandlung nicht dazu geführt hat, Napoleon zur Annahme der Friedenspräliminarien zu bestimmen, so tritt Preußen mit 180,000 Mann in den Kampf ein. Es bedarf keines Wortes, um einleuchtend zu machen, wie gewaltig sich die Lage veränderte, wenn Preußen im Laufe des Decembers eine Armee nach Franken einrücken ließ und ein Hülfsheer nach Mähren sandte. Man braucht die Kriegsmittel des französischen Kaisers und die Hülfsquellen, die in ihm selber lagen, nicht im Mindesten zu unterschätzen und wird sich doch sagen müssen, daß seine Situation dann schwierig genug ward. Die Ausdehnung des Kriegsschauplatzes und seine weit nach Osten vorgeschobene Stellung im Feindeslande, die er mitten im Winter gegen überlegene Massen vertheidigen sollte, die Diversionen in

Italien und Norddeutſchland konnten dann noch im letzten Act des großen Kampfes die ganze Kriegslage verändern.

Drum lag der Wendepunkt der Entſcheidung jetzt vor Allem darin, Preußen zur Mitwirkung zu beſtimmen und nicht früher einen Kampf herauszufordern, als bis dies geſchehen war. Für die preußiſche Politik war es noch eine letzte unſchätzbare Gunſt des Schickſals, daß es ſo kam; unter glücklicheren Verhältniſſen ging es ſchwerlich je wieder gegen Napoleon in den Kampf. Aber darum kam Alles darauf an, ihm dieſe Gunſt der Lage ganz intact zu erhalten und mit unverminderten Kräften auf ſeinen Eintritt in den Kampf zu warten. Man kannte ja im Lager der Coalition die ſcheue Unſchlüſſigkeit der preußiſchen Politik; eine unglückliche Schlacht, vielleicht ſelbſt ein kleineres Mißgeſchick reichte hin, die Entſchlüſſe, die der Potsdamer Vertrag hervorgerufen, wieder wankend zu machen. Ließ ſich aber gar die Armee in Mähren in einen Kampf verflechten, der eine entſcheidende Niederlage nach ſich zog, ſo war faſt mit Beſtimmtheit zu erwarten, daß die Berliner Staatsmänner und vor Allen der unglückliche Unterhändler Haugwitz Alles aufbieten würden, ſich aus den Potsdamer Verpflichtungen wieder herauszuwickeln. Die preußiſche Allianz ging dann der Coalition verloren, wie die Diverſionen an der Weſer und am Po wirkungslos auseinanderfielen. Die Natur der Verhältniſſe, der politiſchen wie der militäriſchen, ſchrieb daher den Alliirten in Mähren ihr Verhalten auf's unzweideutigſte vor; ſie durften nicht in dieſem Feldzuge von ſo vieler verhängnißvoller Verſpätung ſich zuletzt noch durch einen verfrühten Angriff die einzige Ausſicht des Erfolges entreißen laſſen. Sie mußten eine Schlacht nicht ſuchen, höchſtens, wenn ſie Napoleon angriff, in ihrer trefflichen Stellung bei Olſchan mit überlegener Macht den Handſchuh, der ihnen hingeworfen ward, aufnehmen.

Unter den verſchiedenſten militäriſchen Autoritäten iſt denn auch ſeit fünfzig Jahren nur eine Stimme darüber geweſen, daß nur die vermeſſenſte Kurzſichtigkeit einen anderen Weg einſchlagen konnte. Es haben auch nicht eigentlich militäriſche Gründe die Verbündeten zum Angriff beſtimmt.

Kutuſow war es nicht, der zur Schlacht drängte. Er war ſein Lebenlang der Mann ſchlauer Vorſicht geweſen und hatte ſeinen Feldherrnruf dadurch begründet. Wir werden ſpäter erfahren,

wie er ſich 1812 auf dieſelbe Weiſe dieſen Ruf zu erhalten ſtrebte und im Frühjahr 1813 durch eben dieſe zögernde Vorſicht den Groll aller eifrigen Patrioten gegen ſich aufgeweckt hat. Auch in dieſem ſeinem erſten Feldzuge gegen Napoleon war er dieſer Strategie bis jetzt treu geblieben; ſein Verharren am Inn, ſein Rückzug, ohne eine Schlacht zu wagen, die Stellung bei Olſchan, die er jetzt bezog, zeigen zur Genüge, daß er nicht geneigt war, in einem Wagſtück ſeinen Namen und ſeine Armee auf's Spiel zu ſetzen. Aber ſeit ſich der Czar ſelber im Lager bei Ollmütz befand, hörte er auf die leitende Perſönlichkeit zu ſein. Wie die politiſche Umgebung Alexanders nach dem Ausdruck von Gentz aus „wohlmeinenden Philanthropen" beſtand, die „mit einigen Fragmenten wiſſenſchaftlicher Bildung geſchmückt, übrigens ohne Kraft, ohne Geiſt, ohne große Anſichten, ohne Muth und Beharrlichkeit" waren, ſo wurde er auch militäriſch ſchlecht genug berathen. Dem eiteln, hochmüthigen Ruſſenthum gegenüber, wie es Fürſt Peter Dolgorucki, ſein Adjutant, vertrat, ſtand als Generalſtabschef der aus den neunziger Jahren her bekannte öſterreichiſche General Weyrother, ein Mann aus derſelben Schule wie Mack, und gleichwie dieſer weniger um ſeiner Talente willen an dieſen Platz geſtellt, als weil er mit dem Uebermuth der Ruſſen ſich geſchmeidiger als Andere zu vertragen verſtand. Die Ruſſen ſelbſt lebten noch in den Erinnerungen von 1799; ſie ſprachen es offen aus, Bonaparte's Unbeſiegbarkeit ſei nur darin zu ſuchen, daß er den rechten Gegner noch nicht gefunden. Das Mißlingen des Feldzuges von 1805 minderte dieſes hohe Selbſtgefühl nicht, ſondern ſteigerte nur ihre höhnende Geringſchätzung der Oeſterreicher. Einem Manne wie Gentz war der „blinde, dumme und unverſchämte Nationalſtolz" dieſer Barbaren unerträglich geworden; er konnte nicht ohne Zorn erzählen, in welchem Tone der Verachtung, der Schadenfreude und der Rachſucht die Ruſſen, namentlich Großfürſt Conſtantin und Dolgorucki, ſich noch nach der Niederlage von Auſterlitz über die Oeſterreicher ausließen.*) Der tapfere Widerſtand ihrer Soldaten bei Dürrenſtein und Schöngrab hatte ſie vollends blind gemacht; ſie hielten ſich nun für berufen, die Beſieger Napoleons zu werden. Es ſtimmen die meiſten Berichte der Zeitgenoſſen darin überein, daß das Treiben dieſer Renommiſten

*) Gentz Schriften IV. 158. 167.

(Gentz bezeichnet ſie mit einem viel ſtärkeren Ausdruck) auf den Kaiſer eingewirkt hat, und er, von ihren Schmeicheleien betäubt, anfing, ſich für einen Feldherrn zu halten. Die Schwierigkeit der Verpflegung, durch die Art, wie die Ruſſen im Lande ihres Verbündeten hauſten, noch vergrößert, die Ungunſt der Jahreszeit, in der die Truppen im Freien bivouakiren mußten, waren dann begierig zu Hülfe genommen, um die Rathſchläge des raſchen Angriffes zu unterſtützen.

Das ruſſiſche Syſtem brachte es mit ſich, daß ein General, wenn er auch, wie Kutuſow, das Richtigere ſah, ſich doch der herrſchenden Strömung unterwarf. Wohl riethen hervorragende öſterreichiſche Officiere, wie Fürſt Karl Schwarzenberg, die eben bewieſen hatten, daß ſie nicht aus Mangel an Muth für Vorſicht ſtimmten, zum Abwarten; aber man hörte ſie nicht. Kaiſer Franz, der nun auch im Feldlager eingetroffen war, ſchien eine raſche Entſcheidung zu wünſchen oder gab wenigſtens ſeinem Verbündeten willig nach; auch andere Stimmen im öſterreichiſchen Lager waren für den Angriff. Es wird ſchwer zu entſcheiden ſein, ob ſich wirklich, wie verſichert wird, in manchem Oeſterreicher aus Groll gegen die übermüthigen Freunde der ſchadenfrohe Gedanke regte, ſie möchten nur ſchlagen, d. h. ſich ſchlagen laſſen; es zeichnet aber ſchon die ganze Situation, daß ein ſolcher Verdacht hat ausgeſprochen werden können.

Während man ſich im verbündeten Lager zur Schlacht entſchloß, ſpielte noch ein kleines diplomatiſches Intermezzo. Kaiſer Franz ſandte noch einmal den Grafen Giulay, diesmal in Stadions Begleitung, in's franzöſiſche Lager, um Friedensvorſchläge zu machen. Napoleon ſchien nicht ſehr geneigt, ſich jetzt mit ihnen in Verhandlungen einzulaſſen, und wies ſie an Talleyrand. Dagegen that er ſelber einen ähnlichen Schritt, ſich dem Czaren zu nähern. Möglich, daß er Hoffnung hegte, durch eine beſondere Verſtändigung mit Rußland Oeſterreich zu iſoliren, den preußiſchen Angriff im Keim zu erſticken und auch ohne Schlacht zum Ziele zu gelangen. Er ſchickte (28. November) Savary zum ruſſiſchen Kaiſer, zunächſt ohne beſtimmte Aufträge, nur mit einem höflichen Begrüßungsſchreiben, das den Weg zu weiterer Verſtändigung bahnen ſollte. Die lange Unterredung Savary's mit Alexander, über welche der Franzoſe ſelbſtgefällig Bericht gegeben

hat*), führte zu keinem bestimmten Ergebniß; Napoleon schickte ihn zum zweiten Male hinüber und schlug eine persönliche Unterredung und einen Waffenstillstand von 24 Stunden vor. Der Czar lehnte das ab, sandte aber Dolgorucki zu einer Conferenz nach Brünn. Schon Savary hatte viel zu erzählen gewußt von der Ungeduld zu kämpfen im russischen Lager, und wie man dort nicht anders glaube, als die Franzosen fürchteten die Schlacht; jetzt hatte Napoleon selbst Gelegenheit, den eiteln Hochmuth reden zu hören. Es scheint, er hat selbst den Kunstgriff nicht verschmäht, scheinbar in die Anschauungen Dolgorucki's leise einzugehen**); er ließ ihn ganz ausreden und fertigte ihn dann mit einer trockenen Wendung ab. Diese Unterhandlung hatte jedenfalls den guten Erfolg für ihn gehabt, die Stimmungen im feindlichen Lager an der Quelle kennen zu lernen und die Russen in der erwünschten Einbildung zu bestärken, daß er der Schlacht ausweichen wolle; er mochte wohl vom Anfange an nichts Anderes damit bezweckt haben.

Von diesen diplomatischen Sendungen am Vorabende einer großen Entscheidungsschlacht konnte nur eine bedeutsam werden: die von Haugwitz. Wir haben schon früher hervorgehoben, welch unheilvoller Mißgriff es war, diese drohende Mission in die Hand eines Mannes zu legen, der, von allem Andern abgesehen, nicht einmal den ernsten, ehrlichen Willen haben konnte, daß sie gelang***). Es fiel schon in Berlin auf, daß er sich mit seiner Abreise nicht besonders beeilte; die russische Diplomatie schöpfte Verdacht†). Aber auch in den weniger Mißtrauischen stieg die begründete Ahnung auf, daß seine Botschaft zu spät komme für die

*) S. Mémoires II. 170 ff.

**) S. das dreißigste Bulletin bei Goujon I. 78.

***) Daß die Partei des Auslandes in Preußen selber kaum ein Geheimniß daraus machte, wie wenig sie den Bruch mit Bonaparte wollte, beweisen ihre späteren Auslassungen; s. Haugwitz fragment des mémoires S. 6. 7. Lombard matériaux S. 120 ff.

†) In einem der handschriftl. Berichte von Alopeus heißt es am 14. Nov.: Ce cher comte Haugwitz n'est parti que ce matin, en prenant par Dresde. Selon toutes les apparences sa marche sera tout aussi lente que les apprêts de son voyage. Je pense toujours qu'il ne produira rien.

Entſcheidung*). Die Situation lag ſo klar vor Augen, daß auch die Argloſeren ſie vollkommen richtig überſchauten; Napoleon, das ſagte ſich jeder Laie in diplomatiſchen Dingen, wird verſuchen, die unbequeme Geſandtſchaft für jetzt abzuweiſen, und ſie erſt empfangen, wenn die Entſcheidung geſchehen iſt. Fiel dieſe ungünſtig, ſo war dann Preußen vielleicht als Vermittler zu brauchen; fiel ſie günſtig, ſo war kaum zu beſorgen, daß dieſer Unterhändler den Ton des Potsdamer Vertrages anſchlagen würde.

In der That war dies Napoleons Taktik. Er ließ am 24. Nov. Bernadotte ſagen, wenn Haugwitz durch Iglau komme, ihn dort aufzuhalten und ihm vorzuſpiegeln, das Hauptquartier werde nach Iglau verlegt werden. Das hatte nebenbei die gute Wirkung, die Prahler in Ollmütz glauben zu machen, die Franzoſen wollten wirklich retiriren. Napoleon wußte in der Hauptſache Alles; Giulay und Stadion hatten ihm den Gefallen gethan, vom Potsdamer Vertrage ſoviel zu ſagen, als er zu wiſſen brauchte; ſie hatten ihm ſelbſt die Zahlen genannt, mit denen Preußen ins Feld rücken wolle. „Der König von Preußen, hatte er damals grollend geſagt, ſoll mir's vergelten.“ Haugwitz kannte dieſe Aeußerung; ſie war ihm auf der Reiſe von Ollmütz aus gemeldet worden. Er konnte alſo vollkommen klar darüber ſehen, was Preußen bevorſtand, wenn die Coalition überwunden war. War es zu denken, daß ein Mann ſo kurzſichtig oder ſo leichtfertig war, auch nur einen Moment ſeine Sendung noch zu verzögern, jetzt, wo es ſich nicht mehr um Preußens Wollen oder Nichtwollen, ſondern nur noch um ſeine Sicherheit vor Bonaparte's Rache handelte?!

Hören wir ihn ſelber, wie er ſeine Ankunft in Brünn und

*) Auch der Bericht des weimariſchen Geſandten an ſeinen Herzog klagt über ſein Zögern. „Bei der bedrängten Lage Oeſterreichs, ſchreibt er am 21. Nov., wollen Manche hieraus die Folgerung ziehen, daß es mit den hieſigen Demarchen nicht rechter Ernſt ſei; Andere, die dieſen nicht bezweifeln, beſorgen doch, daß man dem Kaiſer Napoleon zu viel Zeit laſſe und daß er nach der Ankunft des Grafen Haugwitz durch diplomatiſche Manöuvres denſelben ſo lange hinhalten werde, bis er die Oeſterreicher völlig vernichtet hat und im Stande iſt, den Preußen und Ruſſen tête zu bieten.“

seine Audienz bei Napoleon (30. Nov.) erzählt*). „Der Empfang beim Kaiser war so, wie ihn Haugwitz von diesem erstaunlichen Manne erwartete. Er blieb vier Stunden mit ihm zusammen. Es war der Augenblick, wo die gegenwärtigen Heere Napoleons ganzes Denken beschäftigten, und obwol er sich von den Strapazen des Tages ermüdet fühlte, entließ er den Minister doch erst gegen Mitternacht. „„Sie sprechen mir von Frieden, sagte er, ich würde Ihnen gern darauf antworten; Sie reden mir von Vermittelung, ich könnte Ihnen sagen, daß ich vielleicht stark genug bin, sie zu entbehren; Sie sollen jedoch wissen, daß ich die guten Dienste Preußens, wenn Graf Haugwitz ihr Träger ist, stets mit Vergnügen aufnehme, aber Sie sehen, ich bin nicht mehr Herr darüber. Man will eine Schlacht, gut, man soll sie haben. Wir sind zum ersten Male zusammengetroffen, vielleicht wird es das letzte Mal sein. Das Schicksal mag sich erfüllen, man wird aber nie von mir etwas erlangen, was meinem Ruhme zu nahe tritt. Bertrand wird morgen zu Ihnen kommen."" Graf Haugwitz zog sich zurück, um endlich etwas der Ruhe zu pflegen, deren er so sehr bedurfte. Aber Caulaincourt suchte ihn im Namen des Kaisers auf, um ihn zur Abreise nach Wien aufzufordern. „„Man will sich schlagen, sagte Caulaincourt, und der Kaiser wünscht, daß Sie sich entschließen nach Wien zu gehen, wo übrigens auch Talleyrand ist. Es wäre dem Kaiser leid, einen Mann dieser Verwirrung auszusetzen, der sich eben neuen Anspruch auf seine Achtung erworben hat."" Haugwitz nahm den Weg nach Wien; dort fand er Talleyrand, dessen Instructionen sich indessen auf Höflichkeiten beschränkten, und die Unterhandlung, die Haugwitz aufgetragen war, ruhte bis zu Napoleons Ankunft."

Wir haben nichts an dieser Erzählung ändern oder kürzen mögen, weil sie besser als Alles aus den eigenen Worten des Mannes erkennen läßt, in welche Hände das Schicksal der preußischen Monarchie gelegt war. Die Feder des bittersten Gegners könnte nicht plastischer die Eitelkeit des Mannes schildern, den man mit

*) Fragment des mémoires inédits S. 8. Nach den franz. Berichten hätte die Audienz am 1. Decbr., nach mehreren anderen Zeugnissen am 28. Nov. stattgefunden. Haugwitz selbst sagt aber: „l'avantveille de la bataille d'Austerlitz."

ſo plumpen Schmeicheleien fangen kann, oder die Einfalt, womit er ſich nach Wien abſchicken läßt, oder den Leichtſinn, womit er trotz einer vierſtündigen Unterredung, deren er ſich rühmt, nicht die Zeit findet, ſich ſeines Auftrages zu entledigen. Wären die Dinge nicht ſo furchtbar ernſt, man wäre faſt verſucht zu lachen über den Menſchen, der im Stande iſt ſelber ſo naiv zu erzählen, wie man ihn — zum Tölpel in der diplomatiſchen Komödie machte.

An dieſem Tage iſt das Schickſal der preußiſchen Monarchie entſchieden worden. Daß Haugwitz nachher den Schönbrunner Vertrag ſchloß, war ein Act politiſcher Wandelbarkeit, den er mit der veränderten Lage entſchuldigen, den er zur Noth noch als ein beſonderes Probeſtück ſeiner raſch entſchloſſenen Pfiffigkeit rühmen mochte; er hatte vielleicht nicht Unrecht, dann ſeine Ankläger zu fragen: „Was ſollte ich nach Auſterlitz Anderes machen?“ Aber daß er jetzt in Brünn nicht mit allem Ernſte ſeinem Auftrage nachging und, wenn er kein Gehör fand, nicht ſofort umkehrte, um das Zeichen zum Aufbruche zu geben, daß er ſich halb aus kläglicher Schwäche, halb aus ſchielender Falſchheit der Geſinnung abfertigen ließ, innerlich froh, die Bürde ſeiner Miſſion einſtweilen abgewälzt und Zeit gewonnen zu haben, bis neue Umſtände ſich änderten — das zeugt von einem ſo empörenden Grad von Frivolität und Pflichtvergeſſenheit, daß wir vergebens in der Geſchichte nach einem Seitenſtücke dazu ſuchen. Ein Staat, in dem ſo etwas möglich war, ohne die herbſte Strafe möglich war, mußte aufgelockert ſein bis in ſeine Fundamente.

Es war Napoleon indeſſen gelungen, ſeinen Gegnern im verbündeten Lager ganz die Gedanken und Hoffnungen einzuflößen, die ſeinem Zwecke entſprachen. Sie gaben ihre ſichere Stellung auf und vertauſchten ſie mit einem Plane zum Angriffe auf einem Schlachtfelde, deſſen Vortheile und Schwächen Napoleon und ſeine Feldherren gründlich durchforſcht hatten. Als er in Brünn angelangt war und ſich auf dem hügeligen, von kleinen Flüßchen und Defileen unterbrochenen Gebiete orientirte, das ſich gegen Auſterlitz hin ausdehnt, da ſagte er ſeinen Marſchällen: „Studiren Sie dies Terrain genau, es wird in wenig Tagen unſer Schlachtfeld ſein.“ Seine Vorausſicht hatte ſich erfüllt; die

Verbündeten brachen eben aus ihrem Lager bei Olschan auf und setzten sich gegen Brünn in Bewegung. Bei Wischau überraschten sie (28. Nov.) die französischen Vorposten, nahmen eine Anzahl Husaren gefangen und stießen dann auf Murat, der sich langsam zurückzog. Der an sich ganz werthlose Erfolg mochte die letzten Bedenken im verbündeten Hauptquartiere verstummen machen; man war dort nun fest überzeugt, daß Napoleon im Gefühl seiner Schwäche der Schlacht auszuweichen suche. Ueber seine wirkliche Lage befanden sich die Russen und Oesterreicher, wie ihre Berichte selber eingestehen, völlig im Dunkeln. Sie kannten nicht einmal annähernd das Verhältniß seiner Kräfte und hielten ihn für viel schwächer, als er war. Gleichwol hatte er ihrer Streitmacht von einigen achtzigtausend Mann am entscheidenden Tage ein Heer entgegenzustellen, das im Ganzen nur etwa zehntausend weniger zählte, als das seiner Gegner.

Am 1. Decbr. war das alliirte Heer in seine Stellung zum Angriffe zwischen Austerlitz und Brünn eingerückt. Die südliche Seite des Schlachtfeldes, die nach der Wiener Straße zu gelegen ist, und wo die Dörfer Augezd, Tellnitz und Sokolnitz eine bedeutende Rolle zu spielen bestimmt waren, nahm der linke Flügel der Verbündeten ein; daran schlossen sich die Stellungen des Centrums, die sich um die Höhen von Pratzen ausbreiteten, der rechte Flügel dehnte sich nordwärts bis über die Straße, die von Brünn nach Ollmütz führt. Der Angriffsplan, den Weyrother entworfen, ging darauf aus, die rechte Flanke des Feindes im Süden zu überflügeln, ihn zurückzuwerfen in nördlicher Richtung, und so die Verbindung mit Wien und die mit Böhmen ihm abzuschneiden. Während die Linke der Alliirten am andern Morgen in vier Colonnen in der Richtung auf Tellnitz und Sokolnitz vorrückte, sollte die Rechte den Feind festhalten und beschäftigen, bis der entscheidende Erfolg auf der andern Seite gewonnen war, dann mit vereinter Macht der Gegner auf Brünn zurückgeworfen werden. Es ist nicht unsere Sache, den Werth dieses Planes zu beurtheilen; nur weckt es keine günstige Meinung, daß fast alle Männer von Fach mit seltener Einstimmigkeit ihn tadeln und über seine Anlage im Ganzen wie über die verworrenen Details entschieden ungünstig aburtheilen. So viel leuchtet jedenfalls auch dem Laien ein, daß ein Plan wenig Aussicht auf Erfolg bot, den

ein öſterreichiſcher Generalſtabsofficier entworfen, den aber der ruſſiſche Oberfeldherr Kutuſow und mit ihm gewiß mancher andere nur mit Widerwillen ertrug, und der überhaupt nur vollzogen ward, weil es der Kaiſer ſo wollte. Wo ſo wenig Harmonie unter den Führern war, wo bald Weyrother, bald Kutuſow, bald der Kaiſer ſelbſt als die leitende Perſönlichkeit erſchien, da war auch bei dem beſten Plane Unheil und Verwirrung kaum abzuwenden.

Napoleon hatte ſeine Truppen vor Brünn zuſammengezogen und auf einem wohlgedeckten Terrain aufgeſtellt; er ſelber überſchaute von einem günſtig gelegenen Punkte das ganze Schlachtfeld. Es iſt nicht zu zweifeln, daß er die letzten Tage eifrig benutzt hatte, alle möglichen Fälle zu überdenken und einſtweilen ſeine Combinationen vorzubereiten. Erſt am Tage vor der Schlacht war es freilich möglich, einen beſtimmten Plan zu machen; denn jetzt erſt enthüllte ſich durch die Bewegungen der Gegner die wahre Abſicht ihres Angriffes. Napoleon konnte nicht mehr im Zweifel darüber ſein, daß es hauptſächlich ſeinem rechten Flügel gelte, daß man ihn von Wien abſchneiden und nach Norden werfen wolle. Es mag wohl ſein, daß, wie er ſelber verſichert, ihn „unſägliche Freude" erfüllte, wie er am 1. Dec. die Feinde zur Schlacht ſich entwickeln und einen Plan im Werden ſah, der ihm ſelber den ſicheren Erfolg verhieß. Jetzt traf er ſeine Anordnungen für die Schlacht des folgenden Tages. Die Operation der Verbündeten mußte von ſelbſt den Schlüſſel ihrer Aufſtellung, die Höhen von Pratzen, entblößen. Auf dieſe Höhen entſchloß er ſich darum ſeinen Hauptſtoß zu richten und, während der Feind ſich gegen ſeine Rechte in hartnäckigem Kampfe verbiß, die Höhen von Pratzen zu gewinnen. Das machte einmal ſeinem rechten Flügel, der ohne Zweifel mit überlegener Macht angegriffen ward, am wirkſamſten Luft, dann ſetzte es ihn in Stand, von den Höhen herab dem linken Flügel der Alliirten mit allem Nachdrucke in die Flanke zu kommen. Dieſe Bewegung zu unterſtützen und die rechte Seite der feindlichen Schlachtordnung zu beſchäftigen, war dann die Aufgabe ſeines linken Flügels. Noch am Abend des 1. Dec. erließ er an das Heer einen Aufruf, aus dem die Erwartung des Sieges mit aller Zuverſicht herausſprach. „Die Stellungen, die wir einnehmen, rief er ihnen zu, ſind furchtbar; während die Feinde

ſich in Bewegung ſetzen, um meine Rechte zu umgehen, werden ſie mir ihre Flanke darbieten.“ So war der Plan der Schlacht dem franzöſiſchen Heere ſchon in allgemeinen Umriſſen vorgezeichnet. Eine frohe Zuverſicht lag auf der ganzen Armee; wie der Kaiſer am Abend die Linien durchritt, empfing ihn begeiſterter Jubel, man ſah Hunderte von Freudenfeuern im franzöſiſchen Lager auflodern, die den Vorabend des Krönungstages und des kommenden Sieges zu feiern ſchienen.

Am frühen Morgen des zweiten December hatte das franzöſiſche Heer ſeine Schlachtordnung eingenommen. Auf dem ſüdlichſten Theile des Kampfplatzes, bei den Dörfern Tellnitz und Sokolnitz, wo ein durchſchnittenes Terrain, von dem Goldbache durchſtrömt, und kleine Landſeen natürlichen Schutz boten, ſtellten ſich unter Davouſts Führung ungefähr 12,500 Mann in Linie; ſie bildeten die Rechte, gegen welche die größte Wucht des feindlichen Angriffes beſtimmt war. An ſie lehnte ſich im Centrum Soult mit 16,000 Mann, den Höhen von Pratzen ungefähr gegenüber; zu ſeiner Linken ſtand Murat mit 10,000 Reitern, der ſich auf die Diviſionen unter Lannes und Bernadotte, über 22,000 Mann ſtark, ſtützte; die Reſerve von 13,000 Mann ſtand weiter rückwärts. Um 7 Uhr Morgens begann, von Burhöwden dem Namen nach geleitet, der Angriff der Verbündeten auf die Stellung des rechten feindlichen Flügels; Kienmayers öſterreichiſche Reiterei eröffnete ihn, die übrigen Colonnen rückten nach, freilich nicht ſo raſch und gleichzeitig, wie es das Gelingen des Planes gebot. Denn als der Angriff auf Tellnitz erfolgte, war es nicht einmal eine vollſtändige franzöſiſche Diviſion, die den erſten Stoß aufhielt; auch wie dann Davouſt bei Sokolnitz anlangte, war die Uebermacht entſchieden auf Seiten der Verbündeten. Kienmayers Vorhut mit fünf Bataillonen und 23 Escadronen, Doctorows erſte Colonne mit fünfundzwanzig, die zweite unter Langeron mit achtzehn, die dritte unter Przibyszewski mit ſiebzehn Bataillonen bildeten eine Heeresmacht von 30—40,000 Mann, gegen die Davouſt bei Tellnitz und Sokolnitz kaum ein Drittheil dieſer Stärke einzuſetzen hatte. Doch begünſtigte ihn das Terrain und die Uebermacht des Feindes trat weder zu gleicher Zeit, noch an jeder Stelle wirkſam hervor. Indeſſen ſchwankte der Kampf unentſchieden hin und her, die beiden Dörfer wurden genommen und

verloren, der Uebergang über den Goldbach von den Alliirten erzwungen, nur gelang es ihnen nicht, das zu erreichen, was das eigentliche Ziel ihres Angriffes war. Statt den rechten Flügel der Franzoſen raſch zu überwältigen, von der Verbindung mit Wien zu trennen und gegen Brünn vorzudringen, löſte ſich der Kampf in eine Reihe von einzelnen blutigen Gefechten auf, die den größten Theil des Morgens ausfüllten, ohne irgend eine Entſcheidung zu geben. Alles Drängens und aller Verluſte ungeachtet gelang es Davouſt, die Feinde aufzuhalten.

Indeſſen kam die Erleichterung von einer anderen Seite. Während die Verbündeten ſich im gewaltigen Angriffe auf die franzöſiſche Rechte verbluteten, ward im Centrum, auf den Höhen von Pratzen, die Entſcheidung des Tages vorbereitet. Die alliirte Streitmacht beſtand dort zu faſt gleichen Hälften aus Ruſſen und Oeſterreichern, von denen die Letzteren meiſt junge Truppen enthielten; der Führer der Colonne war Kollowrat, doch befand ſich hier auch der Oberfeldherr Kutuſow und führte die unmittelbare Leitung. Hätte Kutuſow allein zu entſcheiden gehabt, er hätte die Stellung von Pratzen nicht entblößt; er zögerte auch ſichtlich, ſo raſch, wie es der Schlachtplan mit ſich brachte, den vorausgegangenen Colonnen gegen Tellnitz und Sokolnitz nachzurücken. Aber der Czar befahl es ausdrücklich; er ſetzte ſich alſo in Bewegung, zu einer Zeit, wo der heiße Kampf auf ſeiner Linken ſchon mehrere Stunden lang entbrannt war. Auf dieſen Moment hatte Napoleon gewartet, um Soult gegen die Höhen vorrücken zu laſſen. Deſſen erſte Diviſionen erſchienen jetzt vor der Stellung von Pratzen, als eben der Abmarſch der Verbündeten begonnen hatte. Kutuſow beeilte ſich, ſeine Truppen in eine Schlachtordnung zu formiren und den Stoß des Feindes zurückzuweiſen. So entſpann ſich denn um das Dorf und die nahen Anhöhen ein Kampf der heftigſten Art, in welchem der Ungeſtüm des franzöſiſchen Angriffes gegen die Ausdauer der ruſſiſchen Vertheidigung lange Zeit vergeblich rang, aber zuletzt das Uebergewicht behauptete. Gegen die Mittagsſtunde hatten die Verbündeten ihre Stellung von Pratzen verloren und waren in vollem Rückzuge.

Während der linke Flügel der Verbündeten ſich in erfolgloſem Kampfe verblutete, das Centrum durchbrochen ward, war auch auf der Rechten hartnäckig und mit Ehren gefochten worden. Dort

ſtanden von den Dörfern Blaziowitz, Kruch und Holubitz an bis über die Brünn-Ollmützer Straße hinaus Fürſt Johann Liechtenſtein mit achtzehn öſterreichiſchen und dreißig ruſſiſchen Schwadronen, Bagration mit 12 Bataillonen und 35 Schwadronen Ruſſen, endlich die Reſerve mit den kaiſerlichen Garden, vom Großfürſten Conſtantin geführt. Ungefähr um die Zeit, wo die Bewegung gegen Pratzen ausgeführt ward, begannen auch hier die Franzoſen den Angriff. Er ſchwankte eine Zeitlang hin und her, ſein Ausgang hing vornehmlich davon ab, wie ſich auf den benachbarten Höhen von Pratzen der Kampf entſchied. Es war vorzugsweiſe eine Reiterſchlacht, reich an glänzenden Probeſtücken beider Heere. Nachdem ruſſiſche Uhlanen Kellermanns Reiter ungeſtüm geworfen, aber von den Quarré's der franzöſiſchen Infanterie bei der Verfolgung blutig zurückgewieſen waren, man ſich um Blaziowitz hitzig geſchlagen und die Franzoſen hier Fuß faßten, trat der Kampf nicht weit von dieſem Dorfe in ſeinen prägnanteſten Moment. Die ruſſiſche Leibgarde zu Pferd ritt ein franzöſiſches Infanterie-Regiment über den Haufen, bereitete neuen Bataillonen, die zu Hülfe kamen, das gleiche Schickſal, und wie Napoleon, unter deſſen Augen dies geſchah, ſeine Garde unter Beſſières gegen ſie vorgehen ließ, wurde auch ſie von den Ruſſen geworfen. Erſt Rapp mit den auserleſenen Reitern, die des Kaiſers Eskorte bildeten, gelang es, durch einen furchtbaren Stoß den Feind zum Stehen zu bringen, und dies brachte die Wendung. Ein neuer franzöſiſcher Angriff, der gelang, und das inzwiſchen entſchiedene Schickſal des Centrums bei Pratzen hatte den Rückzug der Verbündeten zur Folge. Auf dem äußerſten Ende der großen Schlachtlinie war Bagration mit Lannes in lebhaftem Kampfe und hatte ſich mit gewohnter Bravour geſchlagen, aber er hatte die allgemeine Wendung des Kampfes nicht aufhalten können.

Es war ungefähr in der letzten Vormittagsſtunde, als dieſe entſcheidende Wendung eintrat. Nachdem das Centrum und die Rechte der Verbündeten geworfen waren, befand ſich der linke Flügel, allerdings der größte Truppenkörper der Armee, aber ſeit dem frühen Morgen in heißen und verluſtvollen Kampf ohne Entſcheidung verwickelt, in einer höchſt mißlichen Lage. Napoleon war jetzt auch an Zahl der Stärkere; auch ihm hatte wohl der Kampf

bei Tellnitz, Sokolnitz und Pratzen beträchtliche Opfer gekoſtet, aber er beſaß auch noch unangebrochene Bataillone, die jetzt unſchätzbar waren, um den Sieg zu einem ganz entſcheidenden zu machen. Es war nicht zu denken, daß ein Feldherr wie er ſich dieſen Vortheil ſeiner Lage entgehen ließ. Im Beſitz der herrſchenden Poſition von Pratzen brauchte er mit ſeinen ſchon ſiegesfrohen oder noch ungeſchwächten Truppen nur in die Ebene einzuſchwenken, um dem erſchöpften und zerriſſenen linken Flügel des Feindes einen furchtbaren Rückzug zu bereiten. Ein ſolcher Schlag ward erleichtert durch Burhöwdens unheilvolles Zögern; ihm hatte Kutuſow nach dem Verluſt von Pratzen vergebens den Befehl zugeſandt, ſofort den Rückzug anzutreten. Er hatte noch keine Einſicht in die ganze Gefahr ſeiner Lage. Jetzt richtete ſich gegen Mittag der erſte Stoß der Sieger von Pratzen gegen Sokolnitz; die Colonne Przibyszewski's, von Davouſt eben in gewaltigem Angriff zurückgeworfen, ward jetzt plötzlich auch im Rücken von den ſiegreichen Bataillonen des Feindes gefaßt. Es entſpann ſich ein furchtbares Handgemenge, deſſen unvermeidliches Ende war, daß die von zwei Seiten umklammerten Ruſſen theils niedergemacht, theils gefangen wurden. Auch was ſich im Augenblick noch durchſchlug, gerieth anderen Verfolgern in die Hände. Indeſſen hatten die bei Tellnitz noch ins Gefecht verwickelten ruſſiſchen Colonnen, ſchon ſehr zuſammengeſchmolzen, den Kampf abgebrochen und den Rückzug gegen Augezd eingeſchlagen, um über die Littawa zu entkommen. Aber die Brücke brach unter den erſten hinüberdrängenden Colonnen zuſammen; ſie mußten zurück nach Tellnitz und es blieb ihnen kein anderer Rückweg, als über das ſchmale Stück Land, das ſich einem Damm ähnlich zwiſchen dem Mönitzer und Satczaner Teich hinzieht. Ein Theil mußte bei Tellnitz wieder Stellung nehmen, um den an Zahl immer wachſenden Feind dort zu beſchäftigen und dem Reſte der fliehenden Colonnen ſicheren Rückzug zu ſchaffen. Aber nicht lange war auch nur eine leidliche Ordnung zu halten; noch ſchlug ſich zwar das kleine Häuflein bei Tellnitz wacker gegen die Uebermacht, aber in die Rückziehenden kam Verwirrung, eine Pulvererploſion brachte die Koſaken in Unordnung, ſie warfen ſich auf die Infanterie und nun ſuchte ſich in wildem Chaos Alles über den ſchmalen Damm hinüberzudrängen, der bald die Maſſe der Flüchtigen nicht mehr

faßte. Viele wagten sich auf die dünne Eisdecke der zugefrorenen Teiche; schon warf der Feind Granaten unter sie und steigerte die Verwirrung auf's höchste, während zugleich die Eisdecke unter der Last zusammenbrach. Indessen hatte auch die Nachhut bei Tellnitz weichen müssen und es drängte nun Alles in wilder, unaufhaltsamer Flucht rückwärts. Erst die einbrechende Nacht entzog die flüchtigen Schaaren ihren ungestüm nachdrängenden Verfolgern. Es wird unter diesen Umständen glaublich, daß, wie Burhöwden seine Reste wieder sammelte, noch etwa 8000 Mann übrig waren; die erste und zweite Colonne, deren Trümmer er noch führte, waren am Morgen 43 Bataillone stark ausgezogen.

Es sind wenig Schlachten geschlagen worden, in denen der Sieg so vollständig war. Die Oesterreicher geben selber 6000 Mann als ihren Verlust an, die Russen einundzwanzigtausend, und nach der Ansicht unbefangener Beurtheiler ist diese Angabe noch zu klein.*) Ihnen scheint, daß der Gesammtverlust eher über als unter dreißigtausend Mann betrug. Die Franzosen berechnen, wahrscheinlich zu niedrig, ihren Verlust nur auf achthundert Todte und 6000 Verwundete, rühmen sich dagegen, 180 Kanonen, 400 Artilleriefahrzeuge und das ganze Gepäck erbeutet zu haben. Aber nicht nur glänzend erschien der Sieg, er war auch verdient. An wenig Stellen war die persönliche Ueberlegenheit des Imperators über das alte, legitime Europa so mächtig hervorgetreten als in der Anlage und Leitung der Schlacht vom 2. December. Die Verwirrung im Oberbefehl der Verbündeten, die groben Illusionen, in denen man sich bewegte, die träge und unfähige Haltung Burhöwdens, das planlose Auseinanderfallen der einzelnen Truppenkörper hatten kein anderes Ergebniß verdient, auch wenn die russischen Truppen sich zum größten Theil mit der gewohnten fatalistischen Ausdauer schlugen und die Oesterreicher es an Tapferkeit nicht fehlen ließen, die Schmach von Ulm zu verwischen. Es war ihnen der traurige Triumph geworden, alle Welt zu überzeugen, daß der moskowitische Hochmuth grobes Unrecht übte, wenn er die früheren Niederlagen der „Feigheit" der Oesterreicher Schuld gab, oder wenn er jetzt wieder den Oesterreicher Weyrother für alles Mißlingen verantwortlich machte. Die Zustände im russi-

*) S. Rüstow S. 394.

ſchen Hauptquartier, die eitle Selbſttäuſchung des Czaren und ſeiner Günſtlinge, die Unfähigkeit einzelner Führer, für die man dann die minder Schuldigen ſtrafte — boten Stoff genug zu einer Parallele mit der öſterreichiſchen Leitung bei Ulm.

Am 3. December verlegte Napoleon ſein Hauptquartier nach dem Kaunitz'ſchen Schloſſe Auſterlitz, von wo eine ſiegesſtolze Proclamation an die Armee der Schlacht ihren Namen gab. Er traf die Anordnungen zur Verfolgung der Feinde, deren Gros ſich ſüdöſtlich nach der ungariſchen Gränze hindrängte. Die Frage, ob man noch fähig ſei, den Widerſtand fortzuſetzen, ſcheint von ihnen nicht ernſtlich erwogen worden zu ſein; unter dem Eindruck der Niederlage dachten die Ruſſen nur an ihre Rettung und machten es damit dem tief entmuthigten öſterreichiſchen Monarchen leichter, bei dem Sieger den Frieden zu ſuchen. Noch am Tage nach der Schlacht ſchickte Franz II. einen Abgeſandten an Napoleon, um eine Unterredung mit ihm zu erlangen. Am Nachmittag des 4. December kamen bei Naſiedlowitz die beiden Kaiſer auf freiem Felde zuſammen; Napoleon, von glänzendem Gefolge umgeben, Kaiſer Franz, von Lamberti begleitet, wie Gentz ſagt, „in ſeiner gewöhnlichen mitleidswürdigen, jetzt mehr als je verfallenen Geſtalt". Nach einigen Höflichkeiten begann an einem Wachtfeuer die denkwürdige Unterredung; im vollen Siegesübermuth gab der Imperator dem Erben der deutſchen Kaiſerkrone eine Lection und ließ ſpäter in ſeinen Bulletins die Lüge ausbreiten, der beſiegte Monarch habe, wie um abzubitten, die Schuld des Krieges auf die Briten geſchoben. Er verkannte freilich die ganze Perſönlichkeit des öſterreichiſchen Kaiſers, wenn er glaubte, deſſen autokratiſcher Stolz werde ihm je die Demüthigung dieſer Stunde vergeſſen. Es wird erzählt, Franz habe nach ſeiner Heimkehr nach langem Schweigen endlich mit ſeinem bekannten Ausdruck höchſten Zorns in den Augen und Mundwinkeln zu Fürſt Johann Liechtenſtein geſagt: „Jetzt ſeit ich ihn geſehen habe, kann ich ihn gar nicht mehr leiden." Wenigſtens deutet mancher Moment aus den letzten Tagen Napoleoniſcher Herrſchaft darauf hin, daß der „Schwiegervater", an den dann gern appellirt ward, ſeinem Eidam die erſte Bekanntſchaft vom 4. December 1805 nie vergeſſen hat.

Das Ergebniß der Unterredung entſprach Napoleons Wünſchen. Kaiſer Franz trennte ſeine Sache von der ſeines Verbün-

deten und war zu einem Waffenstillstand bereit, dessen erste Bedingung der Abzug der Russen war. Am 6. December ward zu Austerlitz ein Abkommen unterzeichnet, wonach die Feindseligkeiten ruhen sollten; die Russen sollten in bestimmter Frist und auf einer vorgeschriebenen Route Mähren, Ungarn und Galizien räumen, das ungarische Aufgebot eingestellt werden, überhaupt keine fremde Armee den österreichischen Boden betreten. Die französische Armee besetzte das Erzherzogthum Oesterreich, Steiermark, Krain, Görtz, Istrien, Venedig, Tirol, in Böhmen den Kreis Tabor und einen Theil des Budweiser Kreises, in Mähren außer den Kreisen Znaym, Iglau, Brünn das Land rechts von der March, in Ungarn Preßburg. Zu Nickolsburg sollten unverzüglich die Friedensunterhandlungen beginnen.

Kaiser Alexander hatte gegen diesen Ausweg nichts einzuwenden; er war froh, aus der unheilvollen Lage sich so herauszuwickeln, ließ sich die demüthigende Bedingung eines Abzuges in festgesetzten Etappen gefallen, nahm aber die Miene an, als entbinde er aus Großmuth seinen Verbündeten aller weiteren Verpflichtungen. Davoust hatte die Verfolgung gegen ihn geleitet und war bis gegen die ungarische Gränze auf den Fersen der Russen nachgedrängt; die Nachricht von dem Waffenstillstand machte der weiteren Verfolgung ein Ende.*)

Damit war die Coalition aufgelöst und Oesterreich hatte sich auf Discretion dem Sieger überliefert. Am Tage der Schlacht bei Austerlitz war das russische Corps unter Essen, zwölftausend Mann stark, bei Prerau angekommen; es konnte jetzt den vorgeschriebenen Rückmarsch mitmachen. Am Tage vor dem Waffenstillstand hatte der Erzherzog Ferdinand mit seinem böhmischen Aufgebot bei Iglau den Baiern ein glückliches Gefecht geliefert; es konnte an dem großen Erfolge nichts mehr ändern. Auch der Erzherzog Karl, jetzt an der Raab angelangt, war nun allein nicht mehr stark genug, der Ueberlegenheit Napoleons Schach zu bieten. Die russischen Truppen aus Italien, die nichts weiter ausgerichtet, als die Bourbons in Neapel unrettbar compromittirt hatten, wurden vom

*) Die von Napoleon in Umlauf gebrachte Erzählung, die in manchen andern Büchern wiederkehrt, als habe er den Czaren generös entwischen lassen, ist von dem Verfasser der Geschichte der Kriege VI. 2. 167. 266 ff. erschöpfend widerlegt.

Czaren abgerufen; das britiſch-ruſſiſch-ſchwediſche Corps in Hannover, gerade zeitig genug angelangt, um unthätig das Ende des Kampfes zu erleben, ſchiffte ſich wieder ein. So fielen die Rüſtungen der Coalition wie loſe Bruchſtücke ohnmächtig auseinander.

Dieſe Lage hätte auch andere Männer als die Cobenzl, Dietrichſtein, Zichy u. ſ. w. entmuthigen können; ſprach doch Zichy, der Finanzminiſter, es ſchon offen aus, mit Tirol, Venedig und einem Stück von Oberöſterreich ſei der Friede nicht allzu theuer erkauft. Die Lage war hoffnungslos; denn der letzte Strohhalm, an den man ſich noch hing, lag in der Intervention Preußens. Wir haben aus der Audienz, die Haugwitz vor der Schlacht gehabt, uns überzeugen können, wie eitel dieſe Hoffnung war; wir werden ſehen, er hat nach der Schlacht Alles, was man von ſeiner Vermittlung befürchten konnte, erfüllt, ja übertroffen. Drum war es ein fruchtloſes Bemühen, jetzt in Berlin auf einen raſchen Entſchluß zu dringen; dort hatte man ja die Entſcheidung der Dinge an Haugwitz überlaſſen! Dieſen ſelber zu bewegen, daß er als Vermittler eintrete, war ein ebenſo eitler Verſuch; auch wenn nicht Talleyrand ihm durch die Erklärung, man werde nur mit Oeſterreich, ohne jede dritte Einmiſchung, verhandeln, die Antwort erſpart hätte, er war weniger als je geneigt, den Friedensboten für Oeſterreich zu machen. Er zog mit dem Bande der Ehrenlegion prunkend in Wien umher, pries Napoleons Größe und umwedelte Talleyrand, in der Erwartung, daß ihm die Pforten Bonaparte'ſcher Gnade wieder aufgethan würden. Doch darüber ſpäter.

Talleyrand, der, von den Traditionen der Choiſeul'ſchen Politik beherrſcht, ſeine Vorliebe für eine franzöſiſch-öſterreichiſche Allianz nie verbarg, hat damals den Vorſchlag gemacht, der ſchon in den achtziger Jahren einmal im Kreiſe der Hertzberg'ſchen Politik laut geworden: Oeſterreich mit den Donauprovinzen zu entſchädigen. Das hätte ihm als Erſatz für den Verluſt der weſtdeutſchen und italieniſchen Beſitzungen gelten müſſen, hätte es mit Rußland dauernd entzweit, die Anläſſe des Conflictes mit Frankreich beſeitigt und der öſterreichiſchen Politik keine andere Wahl als die franzöſiſche Allianz gelaſſen. Aber es war keine Ausſicht, daß Napoleon jetzt auf ſolche Entwürfe einging; die nächſte Aufgabe war ihm: Oeſterreich vollends aus dem Reiche herauszuwerfen, den

kümmerlichen Rest der Reichsverfassung zu beseitigen und jene deutsch-französische Mittelmacht zu schaffen, die unter dem lockenden Aushängeschild souveräner Königreiche den deutschen Süden und Westen in Bonaparte'sche Präfecturen umgestaltete.

Die Verabredungen mit den süddeutschen Verbündeten waren schon getroffen, als man zu Brünn und dann zu Preßburg über den Frieden verhandelte; Baiern waren reiche Arrondirungen und der Königstitel zugesagt, mit Württemberg und Baden wurden, zum Theil während der Friedensunterhandlungen zu Brünn und Preßburg, ähnliche Abkommen festgestellt. Besonders ließ sich Württemberg in dem Brünner Vertrage vom 12. December außer den Entschädigungen und der Königswürde die neue Souveränetät versprechen. Diese künftigen Vasallen waren auch allein näher eingeweiht in die Unterhandlung; während sonst jeder Dritte ausgeschlossen blieb von den Conferenzen, wurde Baron Gravenreuth, der bairische Gesandte, zugelassen. So war denn auch das österreichische Bemühen fruchtlos, bessere Bedingungen zu erlangen. Man war bereit, Oberitalien und Venedig bis auf Istrien und das Küstengebiet aufzugeben, auch Vorderösterreich, Eichstädt, Passau gab man preis. Aber man wollte Salzburg als Ersatz und die toskanische Linie sollte dafür mit Tirol entschädigt werden. Ja nach einer französischen Quelle hätten die österreichischen Unterhändler als Entschädigung für einen oder den anderen Prinzen des Hauses sogar Hannover in die Reihe ihrer Wünsche aufgenommen! Dem sei wie ihm wolle, solche Wünsche waren fruchtlos, da Oesterreichs Situation es mit sich brachte, daß ihm die Bedingungen von Napoleon dictirt werden konnten. Nachdem er es von seinen Alliirten getrennt, blieb nur noch übrig, daß er ihm die letzte schwankende Hoffnung — auf Preußen — zerstörte. Es mochte zweifelhaft sein, wie viel dem Imperator noch ein Bund mit Preußen werth war, oder wie weit seine Aufrichtigkeit dabei ging; aber in diesem einen Moment hatte der Abschluß mit Preußen eine Bedeutung, weil er damit vor Oesterreich hintreten und mit den letzten Illusionen auch den letzten Widerstand brechen konnte.

Am 15. December unterzeichnete Haugwitz zu Schönbrunn die Unterwerfung Preußens unter das Bonaparte'sche Protectorat; eilf Tage später, am 26. December, fügte sich auch Oesterreich zu

Preßburg den Napoleoniſchen Bedingungen. Der Friede erkannte alle Uebergriffe, die Frankreich ſeit dem Vertrag von Luneville in Europa gemacht, als zu Recht beſtehend an; die Veränderungen in Holland, der Schweiz, die neueſten Umgeſtaltungen in Italien wurden von Oeſterreich anerkannt, das venetianiſche Gebiet, wie es zu Campo Formio und Luneville an Oeſterreich gekommen war, jetzt an das Königreich Italien abgetreten. In Deutſchland überließ der Kaiſer an Baiern: die Markgrafſchaft Burgau, Vorarlberg, die Grafſchaften Hohenembs und Königsegg, die Herrſchaften Tettnang und Argen, das Gebiet von Lindau, ganz Tirol mit Brixen und Trient, auch die 1803 an Oeſterreich überlaſſenen Theile der Stifter Eichſtädt und Paſſau. Ebenſo ſollte Baiern die Reichsſtadt Augsburg beſetzen und mit allen Rechten der Oberherrlichkeit mit ſeinen Staaten vereinigen dürfen. An Württemberg überließ Oeſterreich die Städte Ehingen, Munderkingen, Riedlingen, Mengen und Saulgau, die Grafſchaft Hohenberg, die Landgrafſchaft Nellenburg, die Vogtei Altorf, den Theil des Breisgaus, der württembergiſche Enclave war, und die Städte Villingen und Breunlingen. Auch durfte Württemberg die Grafſchaft Bonndorf, die 1803 dem Johanniterorden als Entſchädigung zugewieſen war, in Beſitz nehmen. An Baden fiel der Reſt der vorderen öſterreichiſchen Beſitzungen: das was vom Breisgau übrig blieb, die Ortenau, die Stadt Conſtanz und die Comthurei Meinau. Für alle dieſe Verluſte erhielt Oeſterreich Salzburg und Berchtesgaden, alſo den Kern der toskaniſchen Entſchädigung von 1803; die toskaniſche Linie ward mit einem neu creirten Kurfürſtenthum Würzburg entſchädigt, welches Baiern abtrat. Die Würde und die Beſitzungen des Deutſchordensmeiſters, bisher noch einer der letzten Ueberreſte der geiſtlichen erwählten Würden, ſollte fortan in der Linie eines öſterreichiſchen Erzherzogs erblich ſein, ebenſo ward dem Modeneſer Erzherzog, deſſen Beſitz an Baden überlaſſen war, Entſchädigung verſprochen, aber nicht geleiſtet. Auch wenn man die Entſchädigung von Salzburg und Berchtesgaden in Abzug brachte, verlor Oeſterreich 1140 Quadratmeilen mit zwei Millionen und beinahe 800,000 Einwohnern, mußte nach einem geheimen Artikel außer den vorangegangenen Beraubungen noch vierzig Millionen Kriegskoſten tragen, und was die Hauptſache war, ſein Zuſammenhang mit Deutſchland, der Schweiz und Italien war zerriſſen.

Denn außer der territorialen Verdrängung aus dem Reiche ſetzte der Friede zugleich einige inhaltſchwere Bedingungen feſt, welche die dürftigen Reſte der alten Reichsordnung, wie ſie aus der Umwälzung von 1803 noch geblieben waren, vollends auflöſen mußten. Der ſiebente Artikel ertheilte den Kurfürſten von Baiern und Württemberg die Königswürde, und der Kaiſer erkannte ſie darin an. Es war freilich die Phraſe hinzugefügt, ſie hörten darum nicht auf, dem deutſchen Bunde*) anzugehören, aber die nächſte Zukunft mußte zeigen, daß das eben nur eine Phraſe war. Im 14. Artikel hieß es dann: die Könige von Baiern und Württemberg ſo wie der Kurfürſt von Baden werden auf den ihnen abgetretenen Gebieten, wie in ihren alten Landen der „vollen Souveränetät und aller daraus fließenden Rechte" genießen, ganz ſo wie der Kaiſer von Oeſterreich und der König von Preußen ſich deſſen in ihren deutſchen Landen erfreuen. Der Kaiſer wird weder als Reichsoberhaupt noch als Mitſtand die Vollziehung irgend eines Actes hindern, zu dem jene Fürſten in Folge ihrer Souveränetät ſchreiten werden. Zugleich verzichtete Oeſterreich auf alle Rechte und Anſprüche jeglicher Art, die es innerhalb der Gebiete von Baiern, Württemberg und Baden noch hätte erheben können.

Dieſe Beſtimmungen ließen erwarten, daß neben der neuen Souveränetät weder für die Reſte der Reichsordnung, noch für die ſchutzloſen Körperſchaften, die von den neuen Königreichen umſchloſſen waren, noch für die überlieferten ſtändiſchen Rechte ein Raum übrig blieb; ſchon die nächſte Zeit mußte dieſe, jetzt unvermeidlich gewordene, Revolution vollenden.

*) à la conſédération germanique; der Name „Reich" wurde aus nahe liegenden Gründen vermieden.

Fünfter Abschnitt.

Der Rheinbund.

Der Demüthigung Oesterreichs und der Errichtung der deutsch-französischen Königreiche im Süden war Preußen mit dem Vertrage vom 15. December nur wenige Tage vorangegangen, einem Vertrage, der schon mehr einer Capitulation ähnlich sah, als einem Bündniß.

Als die Potsdamer Allianz geschlossen war, verhehlte man sich in Preußen nicht, daß der Krieg die unmittelbare Folge davon sein könne. Der Rath des Herzogs von Braunschweig war damals*): Oesterreich solle mit größter Anstrengung Tirol behaupten, die Armee vom Inn zurückziehen und jeden entscheidenden Zusammenstoß mit dem Feinde vor Burhöwdens Ankunft vermeiden. Nach Ankunft der Verstärkungen, von denen vielleicht Bennigsens Avantgarde schon früh genug in Böhmen anlangen könne, um die Franzosen zu beunruhigen, könne dann die Offensive gegen die Donau wieder beginnen. Würden die Unterhandlungen scheitern, so würden die in Franken, an der Werra, dem Main und in Westfalen schlagfertigen Truppen Preußens gegen Donauwörth vorgehen und die französischen Verbindungen bedrohen. Entweder werde dann Napoleon sich gegen die Preußen wenden, — dies gebe den Verbündeten Zeit, in einem raschen Angriff

*) Nach einem handschr. Actenstück: „von dem Herzog von B. entworfener und in der Conferenz zu Potsdam im Nov. 1805 vorgetragener Operationsplan."

nach der Donau vorzudringen, und eine verlorene Schlacht müsse dann den Feind über den Rhein zurücktreiben — oder Napoleon ziehe sich nach dem Lech und der Iller zurück, was die preußische Armee in den Stand setze, am linken Ufer der Donau herauszugehen, sich des obern Neckars zu bemächtigen und die Franzosen vom Rheine abzuschneiden.

Die veränderte Lage veranlaßte eine Umgestaltung dieses Planes. Es liegt uns eine etwas spätere Aufzeichnung vor, wonach der linke Flügel der preußischen Angriffsarmee unter Fürst Hohenlohe, dreißig Bataillone, vier Jägercompagnien, vierzig Escadronen und neun Batterien stark, über Peterswalde nach Böhmen marschiren und in der letzten Woche des Decembers gegen Theresienstadt vorrücken sollte. Das Centrum, 34 Bataillone, zwei Jägercompagnien, 35 Escadronen und neun Batterien, vom König und vom Herzog von Braunschweig geführt, sollte am 17. Dec. von Erfurt aufbrechen, am 30. bei Dohna in der Nähe von Pirna stehen und am 3. Januar an der Eger anlangen. Der rechte Flügel unter Rüchel, 15½ Bataillone, zwei Jägercompagnien, zwanzig Escadronen und vier Batterien zählend, war bestimmt, am 17. Dec. von Gotha über Chemnitz gegen Böhmen aufzubrechen und am 6. Januar an der Eger einzutreffen. Außerdem waren drei Reservecorps, dann die Aufstellung bei Baireuth, bei Fulda, in Westfalen und ein Corps in Oberschlesien mit in Rechnung gebracht, die mittelbar oder unmittelbar in die Operationen der Angriffsarmee eingreifen sollten.

Noch war freilich die Hoffnung auf friedliche Verständigung nicht aufgegeben; die Führer der einzelnen Corps waren, wie wir aus ihren Instructionen sehen, durchaus in dem Sinne angewiesen: „daß man den angeknüpften Unterhandlungen wegen eines dauerhaften allgemeinen Friedens mehr Nachdruck geben und erst, wenn diese wider Verhoffen einen ungünstigen Ausgang haben sollten, an dem Kriege thätigen Antheil nehmen wolle." Noch am 7. December äußerte der König in einem Schreiben an den Kurfürsten von Sachsen: „Mein bisheriges Benehmen und Meine E. D. bekannte Denkungsart ist Denselben ohne Zweifel Bürge, daß Ich Mich nie in einen Krieg verwickeln werde, wenn derselbe nur irgend zu vermeiden sein sollte. Im Falle aber die angeknüpften Negotiationen nicht den erwünschten Erfolg hätten und

die Friedensbedingungen von der Art wären, daß durch sie keine dauerhafte Ruhe zu erwarten stände, ein Friedensbruch also durchaus nicht abgewendet werden könnte, so bin Ich fest entschlossen, Mich an die Spitze Meiner Armee zu stellen und sowol für Meine Erhaltung als für die Meiner Alliirten zu streiten."

Durch diese Schwankungen zwischen Krieg und Frieden brach denn wohl hie und da die lichte Ueberzeugung durch, daß die Lage eine wahrhaft verzweifelte war, und, wenn es nicht an der Thatkraft gefehlt hätte, es war Einsicht genug in die trostlosen Zustände vorhanden, um auch jetzt noch Preußen auf den rechten Weg zu leiten. „Das Unglück, äußerte der Herzog von Braunschweig*), ist meines Ermessens auf den höchsten Grad gestiegen, und soll Deutschland nicht eine Provinz von Bonaparte werden, so sind alle Anstrengungen, alle Thätigkeit kaum mehr hinreichend, das allgemeine Verderben abzuwenden. Alles ist zu spät, selbst unsere Negotiationen, die auf die unerträgliche Langsamkeit unserer Märsche berechnet sind, und fällt Oesterreich ganz, wie ich noch nicht hoffe, so wird die Reihe an uns kommen und dann erst werden die überführet, die auf Frankreich rechneten und Preußens Absonderung von dem allgemeinen Wohl von Europa für ein Glück hielten."

Der Erfolg der preußischen Mitwirkung hing aber vor Allem von zwei Voraussetzungen ab: einmal daß die Alliirten sich nicht vorher aufs Haupt schlagen ließen und dann daß Haugwitz seine Mission mit gewissenhaftem Eifer erfüllte. Wir haben gesehen, wie leichtfertig und unverantwortlich dort der Uebermuth der Russen, hier die charakterlose Frivolität des Unterhändlers beides vereitelt hat.

Jetzt kamen in rascher Folge die Nachrichten von der Niederlage von Austerlitz, dem Abzug der Russen und dem Waffenstillstand, oder, wie man in Berlin sich gern ausdrückte, „dem Abfall Oesterreichs von der Coalition." Unter dem überwältigenden Eindruck dieser Botschaften schien man der Mission von Haugwitz fast zu vergessen. War es bei der herrschenden Unschlüssigkeit, die noch bis zuletzt zwischen Krieg und Frieden geschwankt, auffallend, wenn

*) Schreiben an Fürst Hohenlohe d. d. 24. Nov. 1805 (aus den handschr. Correspondenzen).

man dem ersten Schrecken wich, den vernachlässigten französischen Gesandten wieder eifrig aufsuchte und Lombard den anstößigen Auftrag gab, die Motive der preußischen Politik bei ihm zu rechtfertigen? Man kann sich denken, wie Lombard diesen Auftrag erfüllte. Nach seinen Erklärungen erschien die preußische Politik nicht nur als muthlos, sondern geradezu als schlecht; er wies auf die Langsamkeit der Rüstungen, auf das Versäumen des rechten Moments, zum Beweis, daß man niemals habe Ernst machen wollen! Auch der Herzog von Braunschweig ließ sich zu Aussagen herbei, die seiner nicht würdig waren, weil sie seiner wirklichen Ueberzeugung widersprachen. Dem früher abgelehnten, nun erneuerten Ansinnen Laforests, Hameln vor einem Angriff zu schützen, gab Hardenberg jetzt mit einer unanständigen Eile nach*).

Auch die vertraulichen Aeußerungen, die uns in den Correspondenzen der bedeutendsten Personen vorliegen, sprechen die gleiche Stimmung aus: Schrecken über die Niederlage, Verlegenheit wegen der eingegangenen Verpflichtungen, vollkommene Rathlosigkeit, was nun zu beginnen sei. Wir finden nirgends einen Laut des Vorwurfs darüber, daß Haugwitz seine Sendung nicht unverzüglich erfüllt hatte; man gab vielmehr seinen einschläfernden Rathschlägen willig nach**). Der Abzug der Russen, der österreichische Waffenstillstand, der jeden Einmarsch fremder Truppen verbot, das

*) S. Lefebvre I¹. 229. Das Abkommen wegen Hameln wird durch ein Schreiben des Herzogs d. d. 21. Dec., das uns vorliegt, bestätigt.

**) In einem Schreiben des Herzogs von Braunschweig (d. d. 14. Dec.) heißt es: „Preußen ist gegen Frankreich noch nicht im Kriege gewesen; der Graf von Haugwitz hat unterm 2. und 6. d. M. vorzüglich darauf angetragen, die Feindseligkeiten noch nicht anzufangen, indem bereits vor der unglücklichen Bataille von Austerlitz der Graf von Stadion im Namen des österreichischen Kaisers Friedenseinleitungen in Wien gemacht hätte. Preußen würde daher im gegenwärtigen Zeitpunkt ohne Alliirte und, nachdem der Zweck die österreichische Monarchie zu retten aufhört, allein mit Frankreich Krieg anfangen; überdem fehlten noch alle directen Nachrichten über die beiden Kaiser. Dieses sind die wichtigen Gründe, die S. M. den König bewegen, die Armee vorerst in dortiger Gegend zu dislociren und die ferneren Berichte des Grafen Haugwitz nach seiner Unterredung vom 8. (7.) d. M. mit dem Kaiser Napoleon abzuwarten, um sodann zu beschließen, was in gegenwärtiger Lage der Dinge dem höchsten Interesse am angemessensten sein wird."

erſchien in dieſer Noth wie ein Troſt, womit die rathloſe Unthätigkeit entſchuldigt werden konnte*). Dazwiſchen brach dann wieder die peinliche Ahnung durch, die Kleiſt in einem Briefe an Rüchel ausſprach: „es wäre freilich ſehr unglücklich, wenn Napoleon uns einſchläfern wollte, um Zeit zu gewinnen" ... „Ich fürchte, ſetzt er treffend hinzu, daß keine entſcheidende Parthie ergriffen wird und wir abermals in einem unbeſtimmten Zuſtande bleiben, wodurch unſere Lage wenig verbeſſert werden dürfte. Mit dieſem Manne müſſen wir entweder Krieg oder Frieden machen, und das Letztere kann nur geſchehen, wenn wir uns mit ihm auf eine gewiſſe Art verbinden. Entweder muß man ſich hiezu entſchließen, oder ſofort mit den Waffen in der Hand für die andere Partei fechten. Alle übrigen Maßregeln ſind ſchwankend und führen uns immer tiefer in Verlegenheiten hinein, aus welchen es am Ende zu ſpät ſein wird uns herauszureißen."

Die Lage war allerdings ſo wunderlich, wie ſie ſich denken ließ. Man war mit der Coalition im Bunde und ging eben gegen Laforeſt die Verpflichtung ein, Hameln und Holland vor einem Angriff ſicher zu ſtellen; man bot ſich Napoleon als Vermittler an! und in demſelben Augenblick ſtellte der Czar auf ſeinem Rückzuge die in Schleſien eingerückten Truppen Bennigſens unter den Oberbefehl des Königs von Preußen! Es waren recht unbequeme Gäſte, deren „hochtrabende Windbeuteleien" den Preußen bald ebenſo läſtig wurden wie den Oeſterreichern in Mähren**). Zu allen dieſen Verlegenheiten kam, daß man aus Brünn und Preßburg nichts erfuhr, Haugwitz allmälig immer ſchweigſamer

*) Ein Brief des Herzogs an Rüchel d. d. 15. Dec. ſpricht das unverblümt genug aus. In einem Schreiben vom 23. Dec. meint der Herzog, nach dem Vertrage hätte man vier Wochen nach der Abreiſe von Haugwitz, alſo nach dem 11. Dec. die Operationen beginnen ſollen. Das wäre auch geſchehen, „wenn der Waffenſtillſtand zwiſchen Oeſterreich und Frankreich nicht eine ganz veränderte Lage der Dinge bewirkt hätte." Jetzt könne man nur als Mediator auftreten, als ſolcher aber natürlich keine feindlichen Maßregeln unternehmen. Daran reihen ſich dann die allerdings begründeten Klagen über das unvernünftige Drängen zur Schlacht, „nachdem zu Wien vor Verlaſſung dieſer Stadt in einem Kriegsrath, von welchem ich die Abſchrift in Händen habe, war ausgemacht worden, daß man erſt den 15. Dec. die Operationen wieder anfangen wolle."

**) Schreiben Kleiſts d. d. 31. Dec.

ward, zuletzt verstummte. Der König entschloß sich, den General von Phull nach Oesterreich zu senden; er sollte das Abkommen wegen Hameln mittheilen, in der That aber erforschen, was der Abgesandte trieb, dessen leichtfertigen Händen Preußens Schicksal anvertraut war*)!

Wir haben den Grafen Haugwitz in dem Augenblicke verlassen, wo er sich von Brünn nach Wien schicken ließ; dort wartete er die Ereignisse ab, denen seine Mission ihre Richtung hatte vorzeichnen wollen. Kaum in Wien angelangt, ward er von der Nachricht des Sieges vom 2. December eingeholt. Es mag nur eine Anekdote sein, was berichtet wird, Haugwitz habe in der ersten Ueberraschung ausgerufen: „Gottlob, nun sind wir gerettet"; es ist aber kein Zweifel, daß mit diesen Worten seine wahre Stimmung vollkommen richtig bezeichnet wird. Er war froh, die widerwärtige Sendung im Sinne der Coalition abschütteln zu können und durch die Ereignisse freie Hand zu haben für seine Politik. Das waren die Tage, wo er mit dem großen Bande der Ehrenlegion umherzog und durch fleißiges Antichambriren bei den Franzosen sich die Brücke zur Herstellung der alten Freundschaft zu bahnen suchte. Dem Ansinnen Stadions, nun für Oesterreich zu vermitteln, wich er aus und nahm den Wink Talleyrands, daß man sich jede Intervention eines Dritten verbitte, geduldig hin. Erst am 7. Dec. erhielt er wieder Zutritt bei Napoleon; er meldete sich — natürlich nicht um die Bedingungen des Potsdamer Vertrages zu stellen, sondern um ihm wegen des Tages von Austerlitz Glück zu wünschen. Das ist ein Compliment, soll ihm Napoleon höhnisch erwiedert haben, dessen Adresse das Schicksal geändert hat. Haugwitz selbst stellt nicht in Abrede, daß der Imperator seines verhaltenen Grolles kaum Meister ward und ihm im Tone leidenschaftlicher Erregung den Vertrag von Potsdam vorwarf**). Wenn es noch eines Zeugnisses über seine Stimmung

*) Schreiben des Herzogs d. d. 23. Dec.: „Es bleibt allerdings eine peinliche Lage, bis heute von Graf Haugwitz nichts zu vernehmen; um dieses Stillschweigen aufzuklären, ist nun aber der General v. Phull mit einem königlichen Handschreiben an Bonaparte abgesendet worden." Zugleich versichert er, seit dem Waffenstillstande vom 6. Dec. seien von Oesterreich „keine Aufforderungen geschehen, um von Preußen Hülfe zu erhalten."

**) Fragment des mémoires inédits S. 11. 12. Die wahre Gesinnung

bedurfte, so konnte es das vierunddreißigste Bulletin geben, das er drei Tage später in die Welt gehen ließ. Dort war im Tone gnädigen Wohlwollens gegen den König, den Herzog von Braunschweig, Haugwitz, Lombard die preußische Politik auf's übermüthigste gehofmeistert, von der Macht Preußens schon ziemlich geringschätzend gesprochen, einem „in Hannover geborenen" preußischen Minister (Hardenberg) die freche Verleumdung nachgesagt, er „sei dem Goldregen nicht unzugänglich gewesen."

Noch hatte Napoleon kein dringendes Interesse, sich mit dem Vertreter Preußens auseinanderzusetzen. Der Friede mit Oesterreich war noch ungewiß, die völlige Entfernung der Russen noch nicht erfolgt, die Widerstandskraft Oesterreichs noch nicht auf die eine Armee des Erzherzogs Karl beschränkt; eine Erörterung, die zum Bruch mit Preußen führen konnte, war also vorerst zu meiden. Haugwitz selbst freilich dachte nicht mehr daran, nach dem Tage von Austerlitz im Sinne der Potsdamer Convention aufzutreten, nachdem er vorher sich besonnen hatte es zu thun. Ihm mußte das jetzt als die größte Verwegenheit erscheinen, und ein Satz seiner Instruction, der ihm vorschrieb, die Feindseligkeiten jedenfalls bis zum 22. Dec. zu verzögern — ein Satz, der sich aus militärischen Gründen zur Genüge erklärte — war ihm eine erwünschte Handhabe, den ganzen Sinn seiner Sendung nach den veränderten Umständen umzugestalten. In den Besprechungen mit Napoleon theils eingeschüchtert durch die drohende Gefahr eines Aufbruches gegen Preußen, theils gelockt durch die Aussicht auf Vergrößerung, zugleich mit seinem Wunsche einer Erneuerung der norddeutschen Neutralität trocken abgewiesen — ward Haugwitz mit jeder Stunde mehr in die Richtung hineingedrängt, in welcher der französische Kaiser ihn haben wollte*).

Indessen hatten die Dinge sich so gestaltet, daß ein Abschluß mit Preußen einen unzweifelhaften Werth erhielt, weil er den

---

der Coterie legt Lombard in einer Apologie des Schönbrunner Vertrages offenherzig dar. S. Matériaux S. 135.

*) S. seinen Bericht a. a. O. S. 15–24. Obwol er darin das Einzelne merklich verschönert, auch das, was die Franzosen aus ihren Quellen (s. Lefebvre II. 239 f.) berichten, geschickt verschweigt, ist doch dort die Summe von Eindrücken und Bedenken, die auf ihn wirkten, im Wesentlichen ohne Zweifel richtig zusammengefaßt.

Oeſterreichern die letzte Stütze ihres Widerſtandes entzog. Am 13. Dec. empfing Napoleon den preußiſchen Abgeſandten in Schönbrunn. Nach einigen freundlichen Worten, die ihm perſönlich galten, folgte ein heftiger Ausbruch über die preußiſche Politik. „Es wäre ehrenvoller für Ihren Herrn geweſen, rief der Imperator, mir offen den Krieg zu erklären; er hätte dann ſeinen neuen Verbündeten wenigſtens einen Dienſt gethan. Aber Ihr wollt die Freunde von aller Welt ſein; das iſt nicht möglich; man muß zwiſchen mir und meinen Gegnern wählen. Ich will Aufrichtigkeit, oder ich trenne mich von Euch; offene Feinde ſind mir lieber als falſche Freunde. Ich gehe auf meine Feinde los, wo ſie ſich immer finden mögen.“ Er ſprach in ſeinem wahren oder verſtellten Zorne ſo laut, daß die Adjutanten im anſtoßenden Cabinet jedes Wort vernahmen. Dem donnernden Ausbruche des Unwillens folgte dann ein Sonnenblick der kaiſerlichen Gnade; er redete von dem Wohlwollen, das er auch jetzt noch gegen Preußen empfinde, von der Achtung, die er für Haugwitz ſelber hege; er zeigte neben der Drohung eines gewaltſamen Bruches, eines Einfalles in Schleſien, einer Herſtellung Polens im Hintergrunde den Beſitz von Hannover als Prämie einer innigen Allianz. Hier eingeſchüchtert, dort geſchmeichelt, zugleich von einem Kriege mit Napoleon bedroht und von einer vortheilhaften Allianz mit ihm gelockt — es war kein Wunder, wenn Haugwitz dieſer doppelten Taktik erlag und auf die Bedingungen einging, die ihm der Kaiſer noch am nämlichen Tage durch Duroc vorlegen ließ. Am 15. December, ungefähr um die Zeit, wo Preußen ſeine Heere zur Coalition wollte ſtoßen laſſen, ſchloß er zu Schönbrunn eine Allianz mit Napoleon.

Nach dem Vertrage ging Preußen ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich ein, trat an Baiern die Markgrafſchaft Ansbach, an Frankreich das Fürſtenthum Neuenburg, den Reſt von Cleve und die Feſtung Weſel ab; Baiern ſollte dafür Preußen mit einem Gebiet von zwanzigtauſend Seelen entſchädigen und an Frankreich das Herzogthum Berg abtreten. Preußen erhielt den ſouverainen Beſitz von Hannover. Beide Mächte verbürgten ſich ihre gegenſeitigen Gebiete, wie ſie durch die neuen Verträge beſtimmt waren, und verſprachen, die Ratification binnen drei Wochen zu vollziehen. Das Peinlichſte bei dieſem Vertrage war

weniger die Hingabe alter, angeſtammter Lande gegen eine Erwerbung, deren Moralität ſo zweifelhaft war wie ihre Sicherheit, als vielmehr der Umſtand, daß Preußen keine andere Wahl mehr blieb, als dieſe Allianz oder ein Krieg unter den ungünſtigſten Umſtänden. Es mußte ſich entweder, faſt iſolirt, in einen Kampf mit dem Sieger von Ulm und Auſterlitz ſtürzen, oder mit den Spolien des verwandten welfiſchen Hauſes belohnt, der erſte der Rheinbundſtaaten werden. Und hier half kein Zögern, kein Bedenken; man mußte eines oder das andere ganz und ohne Aufſchub wollen. Jedes Säumen, mochte es aus Unentſchloſſenheit oder aus Scham entſpringen, verſchlimmerte nur die Lage; ſich bedenken über die Annahme dieſes Neſſuskleides und doch nicht alsbald zum Schwerte greifen, zerſtörte vollends die Gunſt des Imperators und minderte die Schmach doch nicht.

Haugwitz ſcheute ſich doch, dieſen Abſchluß nach Berlin zu berichten*); er wollte ihn ſelber ſammt einem Briefe Napoleons, der im Gegenſatze zu den letzten Zornausbrüchen den Ton zärtlichſter Freundſchaft anſchlug, dem König überbringen**). In Peterswalde begegnete er Phull, der nach ihm geſchickt war, um zu hören, wie es ſtehe. Am Weihnachtstage traf er in Berlin ein. Man hatte dort doch ſo wenig dieſen Ausgang erwartet, daß Hardenberg noch am 22. an den engliſchen Geſandten Harrowby erklärte, man unterhandle nur, um Zeit zu gewinnen und für alle Fälle bereit zu ſein. Die kriegeriſchen und patriotiſchen Kreiſe brauſten in aller Erbitterung gegen den Unterhändler auf, der treulos ſeine Aufträge nicht etwa überſchritten, ſondern geradezu ins Gegentheil verkehrt habe. Der König berief einen großen Staatsrath, über deſſen ſtürmiſche Verhandlungen die Franzoſen raſch unterrichtet waren. Dort ſtanden ſich die Anſichten ſchroff gegenüber; die Verpflichtung gegen die Coalition, das höhere Staatsintereſſe und die Ehre Preußens fanden in der Berathung ihre Verfechter, wie der gemeine lockende Gewinn, welcher der Preis

*) „Im Vertrauen kann ich E. E. eröffnen, ſchreibt Kleiſt an Rüchel, wie der Miniſter Haugwitz ſchriftlich gemeldet, daß er einige Unterredungen mit dem Kaiſer gehabt, welche von der Art geweſen, daß er ſelbſt ſolche S. M. hinterbringen müßte und dieſerwegen ſofort ſeine Rückreiſe antreten würde.“ (Aus der handſchr. Correſp.)

**) Den Brief ſ. bei Höpfner „der Krieg von 1806 u. 1807.“ I. 26.

des Bündnisses war. Hätte die Berathung nur dazu geführt, daß man sich zum einen oder zum andern rückhaltlos entschloß! Aber es sollte auch jetzt noch zwischen Ja und Nein ein Mittelweg gefunden werden. Der Vertrag ward nicht verworfen, aber auch nicht geradezu ratificirt; Haugwitz sollte nach Paris gehen und eine Denkschrift mitnehmen, worin die Gründe, die gegen ihn sprachen, zusammengefaßt waren*).

Eine Ahnung, daß man auf einem abschüssigen Wege begriffen sei, überkam doch selbst diejenigen, deren angeborene Unentschlossenheit ihnen die Früchte ihrer besseren Einsicht verdarb. „Sie haben Recht, schrieb damals der Herzog von Braunschweig an Rüchel, wenn Sie unsere Lage für bedenklich halten, nur habe ich bei mir selbst Anstand genommen, zu entscheiden, ob bei der jetzigen Jahreszeit, bei dem Mangel an Magazinen, nach dem Abfalle Oesterreichs und dem Rückzuge der Russen es rathsam gewesen wäre, mit Frankreich in einen Krieg sich einzulassen, dessen Armee zwar geschwächt war, das aber von den Kräften Oesterreichs, Italiens und des südlichen Deutschlands nach Willkür disponiren konnte, wo eine gewonnene Schlacht uns an die Ufer des Rheines führte, ein Echec aber den Krieg in die Länder der preußischen Monarchie spielte." Aber die Patrioten knirschten vor Zorn und Scham, das Heer fühlte sich gedemüthigt, im Volke schlug der vielleicht nur flüchtige Aufschwung nationalen Stolzes, der nach der Ansbacher Beleidigung erwacht war, nun vollends in die alte Gleichgültigkeit um.

---

*) In einem Schreiben vom 9. Jan. 1806 eröffnet der König dem Minister von Heym, daß Bennigsen zum Rückzuge aufgefordert sei, doch solle er es vor der Hand geheim halten, „weil die Sachen, wenn auch nicht wahrscheinlichen, doch möglichen Falles eine andere Wendung nehmen könnten, indem der Definitivabschluß der gedachten Unterhandlungen noch nicht erfolgt sei." Am nämlichen Tage schreibt der Herzog von Braunschweig an Rüchel, Haugwitz gehe nach Paris, „um die wichtigsten Gegenstände der Convention vom 15. Dec. im Detail zu reguliren," und daß man dann Hannover „provisorisch besetzen" werde. Wenn Haugwitz später im Oct. 1806 gegen Gentz äußerte, man habe nur einen Scheinfrieden gewollt, um Napoleon zu täuschen (s. Mém. et lettres de Gentz p. 237), so sehen wir darin nur einen verspäteten Versuch, sich vor Oesterreich und Gentz wegen seines Bonapartismus rein zu waschen; er machte sich treuloser als er war, denn den Decembervertrag nahm er gewiß ernstlich, soweit er überhaupt irgend etwas im Ernste nahm.

Das doppelte Spiel zwischen beiden kämpfenden Parteien, das auch mit dem Schönbrunner Vertrage sein Ende noch nicht fand, trug indessen mit jedem Tage herbere Früchte. Während England, mit dem Hardenberg noch am 22. December freundliche Verabredungen wegen des Rückzuges der britischen Truppen traf, bald Ursache zu haben glaubte, Preußen schmachvoller Doppelzüngigkeit zu beschuldigen, grollte Napoleon desgleichen, weil ihm das Verzögern der Ratification wie ein leiser Rückfall in die Coalitionspolitik erschien. Die erläuternde Denkschrift, womit der ratificirte Vertrag Laforest überreicht ward, schlug namentlich vor, Alles vorerst noch in statu quo bis zum allgemeinen Frieden zu belassen; Preußen solle keine Abtretung machen, Hannover nur besetzen, Frankreich inzwischen den König Georg III. vermögen, daß er Hannover durch freiwilligen Vertrag abtrete*).

Mit diesen Aufträgen begab sich Haugwitz (Mitte Januar) nach Paris; ein freundliches Schreiben des Königs sprach von „einigen Wünschen," die er noch mitzutheilen habe. Aber der Schönbrunner Vertrag war in Napoleons Augen die „letzte Probe" für Preußen gewesen; es hatte sie nicht bestanden. In den unwahren und inconsequenten Schritten, in welchen die preußische Politik unter dem Doppelgeiste Hardenbergischen und Haugwitz'schen Einflusses hin und her schwankte, war er versucht, berechnete Treulosigkeit zu sehen; und auch wenn es das nicht war, schon die leisen Anwandlungen eines eigenen Wollens, das nicht das seine war, vertrug er nicht mehr. Durch den Rausch seiner jüngsten Siegesglorie betäubt, wollte er nur Verbündete, die ihm rückhaltlos wie Vasallen dienten; Preußen erschien ihm noch weder unselbständig noch zuverlässig genug für diese Rolle. Er fing an

*) In dem Manifest vom 9. Oct. war die Unsicherheit des Besitzes einerseits, die Gefahr einer neuen französischen Occupation Hannovers andererseits hervorgehoben. „Alle Plagen des Krieges hätten sich auf die Monarchie gewälzt und die Erwerbung von Hannover mußte Preußen, wenn sie unter weniger traurigen Conjuncturen geschehen konnte, die ersprießlichsten Vortheile verschaffen. Der König glaubte also seine Wünsche mit seinen Grundsätzen zu vereinigen, indem er den vorgeschlagenen Tausch nur unter der ausdrücklichen Bedingung annahm, daß die Vollziehung desselben bis zum allgemeinen Frieden verschoben und die Zustimmung Sr. Maj. des Königs von Großbritannien abgewartet werden sollte."

dieſe kleinere Macht zu haſſen, die ſich vermaß ihn überliſten zu wollen. Er folgte denn auch fortan in ſeinem Verhältniſſe zu Preußen nicht mehr den Geboten einer maßvollen Politik, ſondern den Eingebungen ſeines wilden korſiſchen Naturells; was er vom Februar bis zum October 1806 gegen Preußen that, wechſelte zwiſchen trotzigem Hohn, Geringſchätzung oder berechneter Kränkung; er ſchien es darauf anzulegen, daß der gebeugten Monarchie Friedrichs des Großen keine Wahl mehr blieb, als den Kelch der Demüthigung ſchweigend bis zur Neige zu leeren, oder einen hoffnungsloſen Kampf der Verzweiflung einzugehen.

Es kam Manches zuſammen, den Verdacht, Preußen ſpiele ein hohes Spiel raffinirter Treuloſigkeit, bei Napoleon zu unterſtützen. Nachdem die Truppen der Coalition ihren Rückzug aus Hannover begonnen, erſchien am 27. Jan. 1806 eine Proclamation Friedrich Wilhelms III., wonach mit Frankreich eine Uebereinkunft geſchloſſen war, „vermöge der die Staaten Sr. großbrit. Maj. in Deutſchland von franzöſiſchen Truppen nicht wieder beſetzt, vielmehr von ihnen gänzlich geräumt und bis zur Abſchließung des allgemeinen Friedens von Preußen allein in „Verwahrung und Adminiſtration" genommen werden ſollten. Unter den gleichen Formen nahm der General Graf Schulenburg-Kehnert vom Lande Beſitz, und im Februar rückten preußiſche Truppen ein. Erklärungen ähnlichen Inhaltes wurden an den britiſchen Geſandten in Berlin und an den hannover'ſchen Staatsminiſter Grafen von Münſter übergeben; Münſter wies aber natürlich das Anſinnen, die Occupation ruhig anzuerkennen, zurück, hob den Widerſpruch der preußiſchen Erklärungen vom 22. Dec. mit den jüngſten Schritten ſcharf hervor und verließ unter entſchiedenem Proteſt Hannover*). Jenes ſcheue Verfahren verſöhnte England und Hannover nicht, es erbitterte nur den franzöſiſchen Kaiſer; er ſah darin das Bemühen, Hannover als Prämie von der Coalition, nicht von ihm zu erlangen. Schon jetzt war Preußen in der Lage, ſich gegen ſeinen Groll rüſten zu müſſen; aber auch dies ward verſäumt; es bewirkte, daß die britiſch-ruſſiſchen Corps ſich einſchifften, ſetzte die eigene Armee auf den Friedens-

*) S. die Actenſtücke in Voß Zeiten VII. 1 ff. Vgl. A. Z. 1806. S. 199. 284. 287. 517.

fuß und gab ſich ſo wehrlos dem Uebermuthe und der Rachſucht des Korſen preis*).

Das war der Ankunft des Grafen Haugwitz in Paris vorangegangen; alle Welt wußte dort, und Lucheſini bereitete den Abgeſandten darauf vor, daß der Kaiſer gegen Preußen höchſt erbittert ſei. „Nur ruhig, äußerte er mit gewohnter Leichtfertigkeit, ſobald ich ihn geſprochen habe, wird ſich Alles machen.“ Er täuſchte ſich; Napoleon erwog im Ernſt die Frage, ob es nicht beſſer ſei, Preußen ſeiner Schönbrunner Verpflichtungen lediglich zu entbinden und den Vertrag einfach als nicht geſchehen zu betrachten. Ein in denſelben Tagen erfolgter Miniſterwechſel in London eröffnete ihm die Möglichkeit eines Friedens mit England; es war in dieſem Falle doch wünſchenswerth, noch über Hannover frei verfügen zu können. Dieſe Stimmungen trafen mit der Ankunft von Haugwitz zuſammen. Aber in dem nämlichen Augenblicke traf man in Berlin die Anſtalten, den Vertrag durch die Beſetzung von Hannover doch halb zu vollziehen, die Ruſſen aus Norddeutſchland zu entfernen und die eigene Armee auf den Friedensfuß zu ſetzen; man regte alſo den Zorn Napoleons auf und gab ſich doch zugleich waffenlos in ſeine Hände. Der Kaiſer ließ Haugwitz fünf Tage ohne Audienz, und wie er endlich (6. Febr.) vorgelaſſen ward, empfing er ihn mit den bitterſten Vorwürfen. „Ihr König, rief er aus, weiß nicht was er will; einige Unbeſonnene drängen ihn zum Kriege; ich ſage Ihnen, das wird nicht gut enden.“ Haugwitz ſuchte zu beſchwichtigen und zu verſöhnen, entſchuldigte das Zögern zu Berlin und hielt entgegen, daß Frankreich ſelbſt durch den Ansbacher Vorfall den erſten Anſtoß dazu gegeben, das verletzte Selbſtgefühl Preußens unter die Fahnen der Coalition zu treiben. War es wirklich Ernſt oder nur diplomatiſches Manöver, genug, man nahm die Miene an, ſich von Haugwitz begütigen zu laſſen und Preußen ſeine jüngſten Schwankungen zu „verzeihen.“ Aber dabei blieb der Kaiſer wie

*) Nach einer Verſicherung Boyens (in der Minerva 1833) hatte der König auf die Anzeige von Haugwitz' Sendung ſehr freundliche Antwort von Paris erhalten und ſetzte nun beruhigt die Armee auf den Friedensfuß. Nach Höpfner a. a. O. I. 30 hatte Haugwitz nach ſeinem ungnädigen Empfange ſchon am 8. Febr. nach Berlin geſchrieben, man ſolle gerüſtet bleiben; es war aber zu ſpät.

Talleyrand, daß der Vertrag von Schönbrunn nicht mehr exiſtire, und wenn Preußen mit Frankreich in ein näheres Verhältniß treten wolle, dies durch einen neuen Vertrag geſchehen müſſe. Es wurde dabei das gleiche Spiel geſpielt wie zu Schönbrunn; es ward Hannover als Lockſpeiſe vorgehalten und zugleich drohend auf die franzöſiſchen Armeecorps hingewieſen, die ſich im Nu gegen das entwaffnete Preußen in Bewegung ſetzen würden. So ließ ſich denn Haugwitz einen neuen Entwurf vorlegen, den er am 15. Febr. 1806 unterzeichnete.

Es war die alte Sage von den ſibylliniſchen Büchern, die ſich hier erfüllte; was die preußiſche Politik einkaufte, ward an Werth immer kleiner, der Preis aber höher. Mit dem Pariſer Vertrage verglichen, war ſelbſt der Schönbrunner noch vorzuziehen. Dort war für die Abtretung von Ansbach wenigſtens eine Entſchädigung verſprochen, jetzt fiel ſie weg; damals war es Haugwitz noch gelungen, die Verpflichtung zum Bruche mit England abzuwenden, jetzt mußte Preußen die Elb- und Wefermündungen und ſeine Seehäfen den britiſchen Schiffen verſchließen; damals hatte es nur den früheren Beſtand der Napoleoniſchen Macht zu verbürgen, jetzt kam noch die Vertreibung der Bourbons aus Neapel hinzu. Nach einer glaubwürdigen franzöſiſchen Quelle*) hätte man zu dem Allem noch die brutale Drohung hinzugefügt, wenn Haugwitz das nicht unterzeichnen wolle, werde der Krieg die unmittelbare Folge ſein.

Haugwitz überließ es Lucchesini, dieſen Bundesvertrag dem König erträglich zu machen; die Ratification erfolgte denn auch im Anfange März**), aber, wie das Manifeſt vom October ſpäter erklärte, nur in dem Gedanken, die noch nicht ſchlagfertige militäriſche Kraft für einen günſtigeren Moment aufzuſparen. Allerdings trug die neue Allianz nicht den Stempel des Friedens an ſich, ſondern war unter den Anzeichen tiefſten Mißtrauens und kaum verhaltener Feindſeligkeit geſchloſſen worden. Napoleon bedachte ſich nicht mehr, den halb gepreßten Verbündeten durch Schritte hochmüthiger Geringſchätzung zu kränken; in Preußen hatte man

*) Lefebvre II. 261.

**) Nach den meiſten Angaben am 9., nach Höpfner I. 31, der aus preuß. Urkunden geſchöpft hat, am 3. März.

den Vertrag mit gebundenen Händen angenommen und fing nun an inne zu werden, daß man die Freiheit seiner Action verloren hatte.

Der Vertrag war noch nicht bestätigt, so hatte Napoleon schon Ansbach, Neuenburg, Cleve besetzen lassen; die kränkende Eile sollte der Welt zeigen, daß Preußen außer Stande sei, die Bedingungen vom 15. Febr. zurückzuweisen. Eine rührende Vorstellung der Ansbacher, die baten, man möge sie nicht verstoßen, da sich die Gesinnung gegen ein Regentenhaus nicht wie ein Rock wechseln lasse*), mußte lautlos zu den Acten gelegt werden. Französische Generale kamen nach Hannover, um sich von den Anstalten zu überzeugen, die Preußen gegen den britischen Handel treffe, und erklärten offen, ihre Mission sei: darüber zu wachen, daß Alles, was Preußen dort vornehme, dem Vertrage entspreche. Bald folgte ein neuer Act der Demüthigung und zwar unter Formen, die in der Geschichte des diplomatischen Verkehrs unerhört waren. Hardenberg galt in den Augen Napoleons als der Repräsentant der antifranzösischen Richtung im Ministerium; er hatte eben noch Haugwitz in seinem zürnenden Ausbruche gesagt: „Sie sind ein ehrlicher Mann, aber Sie gelten nichts mehr in Berlin, dieser Hardenberg, der an die Engländer verkauft ist, spottet über Sie.“ Nun ward um diese Zeit jene Note an Harrowby bekannt, die Hardenberg am 22. Dec. geschrieben, drei Tage bevor Haugwitz die Botschaft vom Schönbrunner Vertrage brachte. Eine unbefangene Betrachtung mußte zugeben, daß in dem Widerspruche zwischen jener Note und dem Vertrage vom 15. Dec. keine Treulosigkeit enthalten war; es prägte sich darin nur der Gegensatz zweier Systeme aus, deren eines am 3. Nov. zu Potsdam die Oberhand gewonnen, deren zweites am 15. Dec. zu Schönbrunn den Sieg davon trug. Der Moniteur vom 21. März brachte nun die Note im Texte gefälscht und mit den giftigsten Ausfällen auf den preußischen Minister; es gebe, hieß es unter Anderm darin, keine Persönlichkeit in Europa, die tiefer entehrt sei als Hardenberg! Die Replik des Ministers theilte (8. April) in einer preußischen Zeitung, französisch und deutsch, die ächte Depesche mit, erläuterte ihren Zusammenhang und beantwortete den gemeinen

*) S. Voß Zeiten VI. 345 f.

Ausfall des Bonaparte'schen Blattes mit ebensoviel Schärfe als Vornehmheit und Würde; es war das Beste und Männlichste, was Hardenberg während seiner Leitung der auswärtigen Angelegenheiten gethan hatte. Aber so, wie die preußische Politik schon stand, war seine Position damit unhaltbar geworden. Am 15. April meldete die Hofzeitung, dem Grafen Haugwitz sei die Leitung der äußeren Politik wieder allein übertragen, und zwei Tage später ward Hardenberg ein „unbestimmter Urlaub" bewilligt*).

Indessen war auch eine andere bittere Frucht des Februarvertrags zur Reife gediehen: der Bruch mit England. Am 28. März hatte das preußische Gouvernement in Hannover bekannt gemacht, daß „zufolge eines Vertrages zwischen Preußen und Frankreich" die Häfen und Ströme an der Nordsee der britischen Schifffahrt gesperrt seien. Wenige Tage später (1. April) kündete Preußen an, daß es von Hannover nicht blos provisorischen, sondern definitiven Besitz ergreifen werde; es sei, hieß es, ein Vertrag mit dem Kaiser der Franzosen abgeschlossen worden, vermöge dessen „für Preußen der rechtliche Besitz auf die Sr. kais. Maj. durch das Eroberungsrecht zuständigen deutschen Staaten des Kurhauses Braunschweig erworben sei." Noch kurz zuvor (17. März) hatte das britische Ministerium sich im Namen Georgs III. auf's bestimmteste gegen Preußen erklärt und die ausdrückliche Versicherung abgegeben, daß „weder politische Convenienz noch ein angebotenes Aequivalent den König von England jemals dazu bringen würde, seine deutschen Erblande abzutreten." Nun, da die Blokade und die Besitznahme verfügt war, antwortete man mit Repressalien. Am 5. April verbot die britische Regierung ihren Schiffen, in preußische Häfen einzulaufen, und verfügte die Beschlagnahme aller preußischen Fahrzeuge, die sich in britischen Häfen befänden. Binnen zehn Tagen zählte man schon gegen hundert Schiffe, die von dieser Maßregel getroffen waren. Es folgte rasch die Blokade der norddeutschen Flüsse und die Aussendung von Kaperbriefen; Maßregeln, die dem Handel Preußens eine tödtliche Wunde versetzten. Der diplomatische Bruch mit England war zugleich unter Umständen erfolgt, die noch empfindlicher waren für die

*) S. Allg. Zeit. 1806. S. 448. 456. Auch bei Schöll histoire des traités VIII. 23 ff. finden sich die beiden Artikel.

preußische Ehre, als jene Repressalien für den preußischen Verkehr. Der kurhannover'sche Gesandte hatte gleich nach der definitiven Besitznahme Berlin mit Zurücklassung eines Protestes verlassen, das Gleiche geschah (12. Mai) zu Regensburg; eine Botschaft an das britische Parlament hatte die einstimmige Billigung der Politik des Ministeriums zur Folge und ein bitteres Manifest (20. April), vom Grafen Münster verfaßt, berief sich auf die „heiligsten Grundsätze der Redlichkeit und Ehre, mit einem Worte auf alle die Verbindlichkeiten, auf welchen die gegenseitige Sicherheit der Staaten und der bürgerlichen Gesellschaft beruhe"*). Das Manifest war im Tone, in mancher einzelnen Anklage übertrieben, aber es machte tiefen Eindruck, und was konnte Preußen darauf Begründetes entgegnen, ohne sich mit seinem aufgedrungenen, argwöhnischen Verbündeten auf's bitterste zu entzweien? Am 11. Juni erklärte dann Preußen den Krieg an England — einen Krieg, den es nicht führen konnte, den es nur zu leiden hatte.

Zu allen diesen Anklagen und den maßlosen Ausfällen, wozu im Parlament die britischen Minister selbst den Anstoß gaben, kam noch eine kleine Fehde mit Gustav von Schweden, die, man mochte von des Königs Zurechnungsfähigkeit denken wie man wollte, doch nur Preußen zur Last fiel. Gustav schien gute Lust zu haben, das welfische Erbe in Norddeutschland gegen Preußen zu behaupten; wenigstens ließ er im Lauenburgischen eine kleine Truppenabtheilung zurück und weigerte sich, sie zurückzuziehen. Es kam, als die Preußen dann einrückten, bei Seedorf zu einem kleinen Gefecht (23. April), das einige Leute kostete — ein Vorgang, bei dem das Lächerliche Schweden, das Gehässige Preußen zur Last fiel. In einer Erklärung an den Reichstag und einem Rundschreiben an die Höfe unterwarf dann Gustav die preußische Politik einer schonungslosen Beurtheilung und folgte dem Beispiel Englands, ließ die Häfen an der Ostsee blokiren und preußische Schiffe wegnehmen. War es mehr die Rücksicht auf die absonderliche Individualität des schwedischen Monarchen oder Scheu vor Rußland, genug, man ließ diese Schritte ungestraft, so nahe es auch lag, an Pommern Repressalien zu nehmen. Es deutete das

*) S. Allg. Z. 1806. 454. 485. 493. 504. 521. 526. 530. 533 f. Voß Zeiten VII. 1–65.

aber Niemand mehr als Großmuth des Stärkeren gegen den Schwachen; Preußen war schon so tief gebeugt, daß die Welt glaubte, es fürchte sich vor Schweden, weil dies Rußland zum Rückhalt hatte.

Während so alle Fäden gewaltsam zerrissen, die Preußen noch mit den europäischen Mächten verbunden hatten, ward dadurch das Verhältniß zu Napoleon um nichts enger; Preußen hatte das eigenthümliche Geschick, mit der Zahl erbitterter Feinde zugleich den Argwohn und Haß des unwillkommenen Freundes wachsen zu sehen. Die Rücksichtslosigkeiten, die er nach dem Februarvertrag geübt, konnten zur Noth noch wie eine Frucht des Grolles über die Schwankungen vom December und Januar erscheinen; aber die nächste Zeit schon sollte zeigen, daß dem preußischen Staate die herbsten Demüthigungen von ihm erst noch aufgespart waren.

Die neue Souveränetät im Südwesten begann indessen, sich unter französischem Schutze Bahn zu brechen gegen den Rest der alten Ordnungen des Reiches. Noch ehe der Krieg beendet war, hatte sie die früher unterbrochene Razzia gegen die Ritterschaft mit besserem Erfolge erneuert. Am 19. Nov. erließ der Kurfürst von Württemberg ein Patent, worin er, um „im ganzen Umfange seiner Staaten eine vollkommene Gleichförmigkeit hervorzubringen," verkündete, er werde einstweilen und bis auf Weiteres alle ritterschaftlichen Besitzungen, sowol in den alten als neuen Landen, dann alle Besitzungen des deutschen und Johanniterordens und alle noch nicht säcularisirten auswärtigen geistlichen Corporationen in Besitz nehmen lassen. Baiern, das früher auf halbem Wege stehen geblieben war, griff nun unbedenklich durch, Baden, das vorher an dem Verfahren gegen die Ritter keinen Theil genommen, folgte jetzt dem Beispiel der andern. Die Protestationen und Beschwerden der Bedrängten ließen nicht lange auf sich warten, aber wer sollte sie hören? Die französischen Waffen geboten vom Rhein bis zur ungarischen Gränze und ihre Unterstützung gehörte den Fürsten, welche die Gewalt übten. Ein militärischer Tagesbefehl, den Napoleon durch den Chef seines Generalstabes am 19. Dec. bekannt machen ließ, billigte öffentlich die Piraten-

züge gegen die Ritterſchaft und wies die Führer der Truppen an, Alles, was Baiern, Württemberg und Baden in dieſer Sache unternehmen würden, im Nothfall mit den Waffen in der Hand zu unterſtützen. Dieſem „Ordre du jour," der die Rechtsverhältniſſe vieler Jahrhunderte über den Haufen warf, folgte dann im Vertrag von Preßburg die förmliche Verkündigung der neuen fürſtlichen Souveränetät. Nachdem die Ritter- und die geiſtlichen Körperſchaften eingeſchmolzen waren, kam die Reihe an die Stände. Zuerſt in Württemberg ward die unbequeme alte Verfaſſung beſeitigt; am 30. Dec. ließ der Kurfürſt die Collegien den unbedingten Unterthaneneid leiſten; die ſich weigerten, wurden entlaſſen und den übrigen erklärt: „die Verfaſſung ſei aufgehoben und jede Verſammlung oder collegialiſche Berathung werde als Empörung beſtraft werden." Zur Motivirung ward die neue Doctrin erfunden: Souveränetät und ſtändiſche Einrichtungen ſeien mit einander unverträglich. Es folgte dann eine neue Verwaltungsorganiſation, die den Formen des Bonaparte'ſchen Beamtenregiments treu nachgebildet war. Auch der Kurfürſt von Baden erklärte, die Verfaſſung im Breisgau ſei aufgehoben, denn er bedürfe in ſeiner Sorge für das Wohl des Landes dieſes „erſchwerenden und koſtſpieligen Zwiſchenorgans" nicht. Andere, auch nicht Solche, die für den Rheinbund reif waren, z. B. Dänemark in Holſtein, folgten dieſen Beiſpielen; ſelbſt der erbittertſte Gegner Bonaparte'ſcher und rheinbündiſcher Politik, Guſtav von Schweden, fand es nachher der Staatsraiſon angemeſſen (Juni 1806), die alte pommerſche Verfaſſung zu beſeitigen und das Land Schweden einzuverleiben *).

Wunderlich war bei dieſen neuen Souveränen, wie leicht ſie das ſchmachvolle Verhältniß der Abhängigkeit von Bonaparte vergaßen und die Miene annahmen, in ein neues, ſelbſtändiges Daſein einzutreten. Namentlich in Baiern that man das Mögliche, ſich in dieſe Einbildung hineinzuſchwindeln. Wir haben ſchon früher geſehen, wie man den Kampf für Napoleons Intereſſe dem guten Volke als einen Kampf für die „vaterländiſche" Unabhängigkeit darzuſtellen trachtete; jetzt wurde die Fiction erfunden, der von Napoleon geſchenkte Königstitel ſei nur die Wiederherſtellung

*) Vgl. die Actenſtücke in Voß Zeiten VII. 65 ff. 241. Winkopp rhein. Bund I. 138 f. 388.

des „uralten" bairischen Königthums, ja es fanden sich feile Narren, welche die uralte Verwandtschaft der bojischen Vorfahren der Baiern mit den Galliern bewiesen. Der neue König von Württemberg war doch in seiner Neujahrsproclamation aufrichtig genug zu sagen, „zufolge eines mit Napoleon am 12. Dec. errichteten Staatsvertrages" nehme er die Königswürde an; in München gab man sich die traurige Mühe, diese neueste deutsche Schmach für die glänzende Restauration alter Macht und Herrlichkeit auszugeben. „Hoch lebe Napoleon, der Wiederhersteller des bairischen Königthums!" rief die Münchner Staatszeitung am 1. Jan. 1806 voll Entzücken und auch die amtliche Verkündigung der neuen Königswürde am nämlichen Tage hatte den Muth zu sagen: „es sei durch die Vorsehung Gottes dahin gediehen, daß das Ansehen und die Würde des Herrschers in Baiern seinen alten Glanz und seine vorige Höhe zur Wohlfahrt des Volkes und zum Flor des Landes wieder erreicht habe." Wenige Wochen später wurde eine bairische „Nationalcokarde" eingeführt; als Zweck der Verordnung ward bezeichnet: bei „der bairischen Nation den Gemeinsinn wieder anzufachen und ihr den eigenthümlichen Nationalcharakter wieder zu geben, durch welchen sie sich immer ausgezeichnet habe."

Charakteristisch für diesen neuen „Nationalcharakter" war dann der servile Jubel, womit der fremde Imperator in denselben Tagen zu München begrüßt ward, und die brutale Soldatenherrschaft, die auf diesen französisch-deutschen Präfecturen fast ähnlich lastete wie auf dem Feindeslande. Der ganze Süden war noch mit französischen Truppen überzogen; von Braunau aus, das noch einen Monat nach der Räumung des übrigen österreichischen Gebietes besetzt bleiben sollte, verbreitete sich die große Armee über die angränzenden Gebiete und ihr Generalstab behielt zu München seinen Sitz, wie wenn der Krieg fortdauere. Um Baiern nicht allein zu belasten, ward Davoust nach Mittelfranken, Bernadotte nach Ansbach, Ney nach Oberschwaben geworfen. Alle Verheißungen der nahen Räumung waren trügerisch; die Occupation dauerte fort, denn sie war ein erwünschtes Mittel für Napoleon, Oesterreich zu schrecken, gegen Preußen gerüstet zu sein und die süddeutschen Fürsten in Zucht zu erhalten. Als Entschädigung für die Kosten vieler Monate wurde z. B. Baiern ein Almosen von 500,000 Franken zugeworfen und wie der Württemberger Monarch

sich beschwerte, wurde er unsanft daran erinnert, daß er Napoleon Alles verdanke und französische Officiere mehr gälten, als seine von den Franzosen geschenkte Königswürde. Das wehrlose Frankfurt ward mit der frechen Forderung von vier Millionen Franken Contribution heimgesucht (Febr. 1806) und vergebens suchte die alte Reichsstadt die Last abzubetteln, indem sie sich an „den großen Beherrscher" wandte, „dessen Gnade allein jenes schwere Unglück abwenden oder mildern könne." Der brutale Augereau, der rechte Mann zur Vollziehung eines solchen Auftrages, drohte mit zehntausend Mann Einquartierung, wenn man nicht augenblicklich die Hälfte der Summe bezahle, und die Gnade des „großen Beherrschers" war nicht gesonnen zu helfen. Das waren nur die Anfänge eines Systems, das selbst die sogenannten Alliirten der Bonaparte'schen Politik in hundert verschiedenen Formen auspreßte und das Leben ihrer Unterthanen bald so wenig schonte, wie ihr Eigenthum. Man hatte wahrhaftig keine Ursache, sich um dieser neuen Glückseligkeit willen mit „Nationalcokarden" zu schmücken; viel eher schien die Mainzer Zeitung im Recht, wenn sie damals höhnend verkündete, „es gebe kein Deutschland mehr, es sei ein Irrthum, an eine deutsche Nation zu glauben, das seien nur Klagen Weniger am Grabe eines Volkes, das sich überlebt habe"*).

Die Umrisse der neuen Staatskunst Napoleons traten indessen immer bestimmter hervor. Schon die Vermählungen seines Stiefsohnes Eugen Beauharnais mit der Tochter Max Josephs von Baiern (Jan.) und seiner Adoptivtochter Stephanie mit dem badischen Kurprinzen (April) waren bemerkenswerthe Anzeichen einer dynastischen Politik, wie sie von dem Sohne der Revolution, zumal nach der Katastrophe des jüngsten Condé, kaum zu erwarten waren. Nun hatte schon am Tage des Preßburger Abschlusses der Kaiser angekündigt, daß die Bourbons in Neapel für ihren neuen Abfall gezüchtigt werden würden. Diese unselige Dynastie, deren einziges Verdienst in den Augen der damaligen Politik ihr unbegränzter Haß gegen das revolutionäre und Bonaparte'sche Frankreich war, hatte sich früh mit der Coalition eingelassen, dann im Moment, wo der Krieg ausbrach, einen Neutralitätsvertrag mit

*) S. Winkopp a. a. O. I. 130. Vgl. über das Frühere Mathieu Dumas Precis XV. 379. A. Z. 1806. S. 167. 171.

Napoleon geſchloſſen, um wenige Wochen ſpäter, in einem Augenblick, wo die Hauptſache ſchon verloren war, die Maske abzuwerfen, den Coalitionstruppen ihr Land zu öffnen und damit nur eben die Rache des Siegers von Ulm und Auſterlitz herauszufordern. Ein Bulletin, das von jenem Tage datirt war, kündigte die Strafe ihres „Verrathes" an; „St. Cyr marſchirt nach Neapel — ſo ſchrieb Bonaparte in Schönbrunn im Cabinet Marien Thereſiens über deren Tochter — um dieſe verbrecheriſche Frau vom Thron zu ſtoßen, die ſo ſchamlos Alles verletzt hat, was heilig iſt unter den Menſchen." In dieſem Bulletin war auch zuerſt das berufene Wort gebraucht: „ſie hat aufgehört zu regieren". Zum Nachfolger der Bourbons ward der älteſte Bruder des Kaiſers, Joſeph, berufen; der erſte größere Verſuch, die Bonaparte'ſche Sippſchaft auf den erledigten Thronen Europa's zu verſorgen. Die Ernennung Murats zum Herzog von Cleve und Berg, die Erhebung der Schweſter Pauline zur Fürſtin von Guaſtalla, die Dotirung ſeines Bruders Ludwig mit der neugeſchaffenen Königskrone von Holland folgten binnen wenig Monaten nach. So tauchte allmälig das Gebäude eines großen Patrimonialſtaates auf, wie es das Mittelalter in einzelnen Epochen geſehen; die volksthümlichen Erinnerungen der Revolution verblaßten mehr und mehr neben dem durchaus dynaſtiſchen und feudalen Grundzuge dieſes neuen Weltreiches. Ob die neuen Familienkönigreiche ihm ſo viel Macht gaben, wie ſie Sorgen und Opfer forderten, was in dem unvermeidlichen Conflict zwiſchen den nationalen Intereſſen der Völker und dem dynaſtiſchen der Bonaparte'ſchen Könige ſchließlich den Sieg behauptete, das mußte die Zukunft zeigen. Vielleicht war es der erſte große Mißgriff des neuen Syſtems: ſich ſolche Schattenkönige zu ſchaffen, die mehr Hülfe bedurften, als ſie leiſteten, und denen in der peinlichen Alternative, ſchlechte Regenten ihrer neuen Länder oder ſchlechte Bonapartiſten zu ſein, ein unfruchtbares Werk aufgebürdet war, deſſen Laſt von Frankreich wie von den Filialkönigreichen bald gleich drückend gefühlt ward. Es war wenigſtens ein bedenklicher Anfang, daß Napoleon ſeinem neuen König Joſeph als politiſche Moral vorſchreiben mußte: „du wirſt dich niemals durch die öffentliche Meinung halten können; laß die Lazzaronis ohne Erbarmen niederſchießen, nur mit heilſamem Schrecken wirſt du der italieniſchen Bevölkerung imponiren. Lege eine Con-

tribution von dreißig Millionen auf das Land; dein Gang iſt zu unentſchieden, die Soldaten und Generale müſſen in Ueberfluß leben; dreißig Millionen ſind nichts für ein Land wie Neapel.... Mit Liebkoſungen gewinnt man die Völker nicht.... So habe ich zu Wien hundert Millionen auferlegt und man hat das ſehr vernünftig gefunden. Deine Proclamationen laſſen den Herrn nicht genug durchfühlen.... Ich ſehe mit Vergnügen, daß man ein Dorf der Aufſtändiſchen verbrannt hat; ſolche Exempel thun Noth.... Was für Liebe willſt du von einem Volke verlangen, für das du noch nichts gethan, das du mit vierzig- oder fünfzigtauſend Fremden erobert haſt?...."*) Dies neue politiſche Programm verkündete eine Ueberſpanntheit der Ziele, die nur durch die Gewaltſamkeit der Mittel überboten ward.

Zugleich kehrte die Feudalität in einer anderen Form zurück. Es wurde eine Reihe von Gebieten und Renten in Kronlehen umgewandelt und damit die hervorragendſten Feldherren und Staatsmänner des Kaiſerreichs dotirt. Vielleicht war auch das ein bedenkliches Wagniß: ſich den glücklichen Soldaten des Kaiſerreichs ſo früh entbehrlich zu machen und ihnen den Wunſch des Genießens ſo nahe zu legen, in einem Augenblick, wo er ihrer Aufopferung noch ſo ſehr bedurfte. Vielleicht kam der Tag, wo er es zu bereuen hatte, den Glückskindern der Revolution ſo früh die Prämie ertheilt zu haben.

Indeſſen das waren Bedenken künftiger Zeiten; vorerſt konnte er, was er wollte. Die Nation war betäubt von der Siegesglorie der letzten Tage, ihre Eitelkeit und ihr militäriſcher Stolz hieß ernſtere Betrachtungen ſchweigen. Es war ein phantaſtiſcher Schwindel über die Nation gekommen, der, von dem Genuß der gegenwärtigen Glorie geſättigt, Fragen an die Zukunft keinen Raum ließ. Ein Blatt um das andere ward aus dem Kranz revolutionärer Erinnerungen und Errungenſchaften herausgepflückt; man beſann ſich nicht in der Exſtaſe dieſes Augenblicks. Die Zöglinge und Erben der Demokratie von 1793 überboten ſich in Schmeichelei und Weihrauch der Verehrung; der „große" Napoleon genügte nicht mehr, es ward ein „heiliger" Napoleon erſun-

*) S. Mémoires et Correspondance du Roi Joseph. T. II. 87. 88. 90. 94. 199. 250. 266.

den, in deſſen Cultus zugleich die Wiederherſtellung der Religion und die Geburt des Kaiſers vereinigt war.

Wer die franzöſiſche Natur und die Gewaltſamkeit der neuen Politik betrachtete, dem konnte bange ſein um das Erwachen aus dieſem Rauſche; aber es war noch weit bis dahin. Noch wetteiferten die Nationen faſt alle in der Bereitwilligkeit, das blendende Joch zu tragen.

So lag es denn auch in der vollen Macht des Siegers von 1805, den Trümmern des Reiches die Geſtalt zu geben, die ſeiner neuen Politik entſprach; ſprach ſich doch ſchon während des Krieges und noch beſtimmter ſeit dem Preßburger Frieden der allgemeine Inſtinct dahin aus, daß aus dem jüngſten Kampfe eine neue Form Deutſchlands hervorgehen und daß Napoleon der Schöpfer ſein werde. Das Bewußtſein, daß dieſe kümmerlichen Bruchſtücke des alten Reiches für jedes ſtaatliche Daſein ungenügend ſeien, gab ſich ſchon vorher bezeichnend darin kund, daß ſeit Jahren auf verſchiedenen Seiten nach neuen Geſtaltungen geſucht ward. So waren im preußiſchen und norddeutſchen Kreiſe die Gedanken der Neutralitätsverbände und Fürſtenbündniſſe, wie wir früher ſahen, immer wieder hervorgeholt, ja im Grunde niemals aufgegeben worden. So war von Dalberg ſchon zu Ende des Jahres 1804 der Plan einer Kurfürſtenunion angeregt worden, der freilich an dem gemeinſamen Widerwillen Oeſterreichs und Preußens ſcheiterte, weil man weder zu Wien noch zu Berlin gern die mittleren Staaten in eine Conföderation vereinigt ſah, die ſich als dritte Macht in Deutſchland geltend zu machen verſucht war.*) Aber dieſer Gedanke einer dritten Macht war nicht zu beſeitigen, ſeit die Zwietracht und Schwäche Oeſterreichs und Preußens dem Bonaparte'ſchen Einfluſſe die mittleren und kleineren Reichsſtände zugeführt hatte. Der Gedanke ihrer Verbindung mit Frankreich war eine der feſtſtehenden Traditionen der jüngſten Geſchichte geworden. Die Verträge von 1796, die franzöſiſche Clientel in der Zeit der Auflöſung von 1802 und 1803 enthielten bereits die Anſätze einer ſolchen deutſch-franzöſiſchen Verbindung. Es war darum

*) Reichstagscorreſp. von 1805. No. 14.

sehr natürlich, daß man schon im Herbst 1804, als sich der neue Imperator in Mainz von den süd- und westdeutschen Fürsten huldigen ließ, den Abschluß eines förmlichen Bündnisses unter Napoleonischem Protectorat erwartete. Nun kam der Krieg von 1805. Da waren die drei süddeutschen Kurfürsten in der unzweideutigsten Form der Allianz an Napoleons Seite erschienen, hatten ihre Truppen ihm zur Verfügung gestellt, es war ihnen schließlich ein großer Theil der Beute des Krieges und die Königswürde mit der Souveränetät zu Theil geworden, worin zugleich die Auflösung des alten Reiches unzweideutig ausgesprochen war.

Das Bewußtsein, daß dessen Formen nun unhaltbar geworden und inmitten dieser Zerrüttung, Gewaltthätigkeit und Auflösung irgend eine bestimmte Ordnung der Dinge zu wünschen sei, machte sich denn auch in den verschiedensten Kreisen geltend. Es ist in politischen Schriften, in diplomatischen Depeschen, am Reichstag zu gleicher Zeit die Rede von einer „neuen Verfassung", ohne daß irgend Jemand noch zu sagen wußte, welches diese Verfassung sei. Einzelne Flugschriften riethen dazu, da Oesterreichs Ansehen gebrochen sei, müsse sich das übrige Deutschland im Süden und Westen unter die aufblühende Macht Baierns zu vereinigen suchen.*) Andere schlugen die Wahl eines neuen Kaisers „nicht unmittelbar nach einander aus dem nämlichen, auch nicht eben aus dem mächtigsten Hause" vor, hielten aber zugleich für nöthig, daß sich die mindermächtigen Stände in einen Bund vereinigten, der sich eine bessere gemeinsame Rechtspflege und eine allgemeinere Gesetzgebung zur Aufgabe setze.**)

Der deutsche Reichstag, in seiner kläglich verfallenen Gestalt, fing an zu fühlen, daß er überflüssig geworden sei. Denn was sollten er und seine Formen noch für einen Sinn haben, nach einem Kriege, in dem die Kurfürsten den Kaiser bekriegt, nach einem Frieden, in welchem der Kaiser seine letzten Positionen im Reiche verloren, die siegreichen Kurfürsten Souveräne und Könige geworden waren? Wie wenig Pietät allerwärts für diese Formen noch

*) S. „Von den höchsten Interessen des deutschen Reichs, mit besonderer Rücksicht auf den Einfluß, welchen Baiern gegenwärtig auf jene behauptet" 1806.

**) S. „Winke ans Vaterland" 1806.

vorhanden war, war ſchon durch die eine Thatſache genügend erwieſen, daß kein deutſcher Fürſt ſich berufen fühlte, gegen die ſittliche und rechtliche Seite der jüngſten Revolution Verwahrung einzulegen; nur ein Reichsſtand — natürlich der König von Schweden — erinnerte an die Eide, welche die Kurfürſten auf die Reichsverfaſſung geleiſtet, und erklärte es in heftigen Worten „unter ſeiner Würde", länger an einer Verſammlung Theil zu nehmen, deren „Entſchließungen unter dem Einfluß der Uſurpation und Selbſtſucht ſtänden".*) Wie die Dinge lagen, war das eine Stimme in der Wüſte; das Reichsdirectorium verweigerte, wie der Reichstagsbericht ſagt, „aus guten Gründen die verlangte Dictatur dieſer Note".

Indeſſen ward der Friede vom 26. December bekannt; bezeichnend genug erhielt der Reichstag die officielle Mittheilung erſt, als der weſentliche Inhalt des Vertrags bereits aus allen Zeitungen bekannt war. Man fühlte doch in Regensburg, daß damit die Erhaltung der alten Ordnungen unvereinbar war; ſchon der Ausdruck „confédération germanique" gab Stoff zum Denken, noch mehr die neue Souveränetät, womit die franzöſiſchen Verbündeten dotirt waren. Es drängten ſich nun die mannigfaltigſten Vermuthungen. Erſt hieß es — und das ſchien ganz in der Natur der Dinge zu liegen — Napoleon wolle das römiſch-deutſche Kaiſerthum des Mittelalters völlig wiederherſtellen und auch für Deutſchland die Kaiſerwürde annehmen. Andere meinten, dieſe Würde werde nun wohl ganz verſchwinden; doch verſicherte einer der Eingeweihten, Dalberg, „die Conſtitution des deutſchen Reiches unter einem Oberhaupte werde wenigſtens für jetzt noch beſtehen bleiben, allein ihrer inneren Verfaſſung möchten wohl bedeutende Veränderungen bevorſtehen. Der Kurfürſtenrath und Fürſtenrath würden wohl ſchärfer getrennt, in dem letzteren

*) „Les sentimens et les principes de S. M., hieß es in einer ſchwediſchen Note vom 13. Januar, sont trop connus et déjà trop souvent énoncés à la Diète, pour qu'il soit nécessaire de les répéter, surtout dans une époque, où il ne faut pas parler le langage de l'honneur, et encore moins suivre ses loix pour être écouté. S. M. trouve par conséquent, qu'il seroit au dessous d'Elle de prendre part depuis ce jour aux déliberations de la Diète aussi longtems, que ces décisions ne seront influencées que par l'usurpation et l'égoisme". (Aus der Reichstagscorreſp.)

nur noch die älteſten Fürſtenhäuſer und zwar nur mit je einer Stimme übrig bleiben, das ſtädtiſche Collegium ganz verſchwinden."*) Dazwiſchen gab ſich denn ſchon in einer am Reichstage vertheilten Schrift der Anſpruch Kurſachſens kund, gleichfalls die Königswürde zu erlangen, während auf der anderen Seite, offenbar durch das Schickſal der Ritterſchaft und der Stadt Augsburg ermuthigt, verſtohlene Wünſche laut wurden, auch die Hanſeſtädte zu mediatiſiren. Der Reichstag fühlte ſich in dieſem Gewirre zur vollſtändigſten Ohnmacht verurtheilt; er konnte nur hören und vermuthen, nichts mehr thun. „Der Reichstag, heißt es in einem Bericht vom 17. März, befindet ſich gegenwärtig in der größten Unthätigkeit, und dieſe wird wahrſcheinlich ſo lange andauern, bis der Preßburger Friede mit allen ſeinen Modificationen dem Reiche zur Sanction vorgelegt werden wird — wenn anders dieſe noch für nöthig erachtet werden ſollte".

Es ſchien in der That nicht, als wenn man zu Paris, Wien oder München dies für „nöthig erachtete", und die Herren zu Regensburg blieben auf ihre ſtillen Betrachtungen darüber beſchränkt: wie ſich wohl die neue Souveränetät zur Reichsgewalt, den höchſten Gerichten u. ſ. w. ſtellen werde. Indeſſen verlautete doch ſo viel, daß ein neuer Verfaſſungsplan für Deutſchland im Werden ſei, der aber natürlich nicht in Regensburg, ſondern in Paris verhandelt werde. „Die Formen des neuen deutſchen Staatenbundes, ſchreibt am 24. April ein Correſpondent vom Reichstage, ſind noch nicht gebildet und können erſt in einigen Monaten conſolidirt werden." Darüber ſchienen Alle einig, daß das Reich, wie es war, nicht mehr zu halten ſei; nur ſchieden ſich die Stimmen darin, daß die Einen wenigſtens die deutſche Sache noch, ſo gut es ging, wie eine innere Angelegenheit behandelt ſehen wollten, die Anderen offen und ungeſcheut die Einmiſchung und den Einfluß Frankreichs verfochten. Unter den Schriften, die damals Aufmerkſamkeit erregten, iſt eine von Intereſſe, weil ſie den ſpäteren Anſchauungen, denen der deutſche Bund ſeine Entſtehung verdankt, vielfach nahe kommt. Es wird darin die Umgeſtaltung des Reiches in einen Bund gefordert, der deutſche Kai-

*) S. Reichstagscorreſpondenz d. d. 27. Jan. 1806. Vgl. ebendaſ. No. 10. 17.

ſer ſoll in Zukunft nur als „primus inter pares“ gelten, die Reichsverſammlung nur von den ſouveränen conföderirten Staaten beſchickt werden und ſich der Form eines perpetuirlichen Congreſſes nähern, die Reichsgerichte, die Kreisverfaſſung, der Lehensnerus ſollten beſeitigt, das Militärweſen der mindermächtigen Staaten den größeren incorporirt werden.*)

Während man ſich ſo in Projecten erging, befeſtigte ſich das Gerücht, daß in Paris ein neuer Verfaſſungsentwurf im Werke ſei; ſchon im Mai erwartete man in Regensburg „ſtündlich“ darüber eine franzöſiſche Mittheilung und erzählte die Aeußerung von Talleyrand: „bis gegen Ende des Monats werde das Schickſal des deutſchen Reiches beſtimmt entſchieden ſein“.**) Nach einer Seite hin machte die Angelegenheit allerdings Fortſchritte, inſofern die alten Ordnungen mit jedem Tage mehr durchlöchert wurden. So erhielt (Ende März) der Reichstag die Anzeige, daß der Prinz Murat als Herzog von Cleve und Berg in den deutſchen Reichsverband eintrete. Wie es auch in dieſen letzten ernſten Tagen niemals an komiſchen Zügen deutſcher Pedanterie gefehlt hat, ſo entſetzten ſich jetzt die gewiſſenhaften Reichsjuriſten alter Schule vor Allem darüber, daß Baiern ſich erlaubt habe, ein noch im Reichsproceß liegendes Gebiet, eine „Res litigiosa“ wie Berg, ohne Weiteres an Frankreich abzutreten;***) doch gab es auch vernünftige Stimmen, die fühlten, welch neue Schmach für das Reich es war, einen franzöſiſchen Abenteurer, der ſich bis jetzt nur als Cavallerieofficier hervorgethan, übrigens ſeine Erhebung lediglich der Schwägerſchaft Napoleons verdankte, als deutſchen Reichsfürſten dem Reiche aufgedrungen zu ſehen. Der Reichstag ſelbſt war aber durch Alles, was ſich ſeit drei Monaten zugetragen, ſo völlig umgeſtaltet, daß man im Falle einer Berathung ernſtlich in Verlegenheit geweſen wäre, nach welchen Formen denn etwa verhan-

*) S. „Beiträge zum neuen deutſchen Staatsrecht“. 1ſtes Heft. Heilbronn 1806.

**) Reichstagscorreſpondenz No. 43. d. d. 22. Mai.

***) Die Souveräne machten überhaupt von der Beſtimmung des Friedens, daß ſie ihre Länder „de la même manière qu'en jouissent l'Empereur et le Roi de Prusse“ beſäßen, ausgiebigen Gebrauch. Baden trat ſchon 20. Dec. Kehl an Frankreich ab, Naſſau überließ 12. März Caſtel und Koſtheim. S. Schöll hist. des traités VIII. 67. 68.

delt werden ſollte. Da war Hannover von Preußen in Beſitz genommen, die beiden Ritterorden ſo gut wie aufgehoben, die Fürſtenthümer Ansbach, Eichſtädt, Trient, Briren vertauſcht und verſchenkt, ein neuer Herzog von Cleve und Berg creirt, der neuen Souveränetäten nicht einmal zu gedenken. Nun wurde der Reichstag auf einmal (27. Mai) durch die officielle Anzeige des Erzkanzlers überraſcht, daß er den — Cardinal Feſch zu ſeinem Coadjutor ernannt habe.

Unter allen an Frankreich hingegebenen Reichsſtänden legte der Reichserzkanzler Karl Theodor von Dalberg die größte und zudringlichſte Ungeduld an den Tag, Napoleon völlig zum Herrn über Deutſchland gemacht zu ſehen. Er legte ihm in einem Schreiben vom 19. April die innere Verwirrung und Rechtloſigkeit deutſcher Zuſtände vor Augen, erheuchelte ein lebhaftes Intereſſe, daß dies „loyale, fleißige, kräftige" Volk eine Regeneration ſeiner Verfaſſung erlebe, und bezeichnete Napoleon als den Mann, der gleich Karl dem Großen dieſer neue Kaiſer des Abendlandes werden müſſe. Wie Rudolf nach dem Zwiſchenreich, ſo müſſe er Deutſchland wiederherſtellen, vielleicht könne er alljährlich einige Wochen in Mainz mit den befreundeten Reichsfürſten zuſammentreten, um die „Keime deutſcher Wiedergeburt zu entwickeln".... „Werden Sie, Sire — ſo ſchrieb der erſte deutſche Kurfürſt an den Imperator — der Regenerator der deutſchen Verfaſſung".... „Wenn irgend ein ideologiſcher Irrthum mich täuſcht, ſo bezeugt mir mein Herz wenigſtens die Reinheit meiner Geſinnungen".*)

Es war mit der „Ideologie" des Dalberg nicht ſo arg, wie er ſelber und mancher nachſichtige Beurtheiler die Welt hat glauben machen wollen. Wie er in ſeiner früheren deutſchthümelnden Periode immer ſeine ganz beſtimmten perſönlichen Intereſſen verfolgte, ſo verlor er ſie auch jetzt in ſeiner Bonaparte'ſchen Verzückung nicht aus den Augen. Seit dem Preßburger Frieden, dem Umſturz der Ritterorden und der Ritterſchaft, ſeit den fortgeſetzten Reunionen der begünſtigten neuen Souveräne fühlte der einzige geiſtliche Kurfürſt ſeine Stellung wanken; ſchon griff einer und der andere von den Souveränen auch nach ſeinem Eigenthum, und der neue Herzog Joachim von Cleve und Berg verrieth eine

*) S. die Briefe bei Thiers VI. 368. 369.

bedrohliche Vorliebe für die Einkünfte des Rheinoctroi, auf welche der Erzkanzler angewiesen war. Darüber fühlte sich Dalberg beunruhigt und schrieb schon im April an Napoleon: Murat solle Kurfürst, Fesch sein Coadjutor werden, Murat das Rheinoctroi an sich nehmen, aber ihm selber eine andere Versorgung angewiesen werden. Indem er sich dem Schwager und Onkel dienstbar erwies, mußte wohl auch der Imperator selbst sich dankbar zeigen und den, so unheimlich isolirten, letzten geistlichen Kurfürsten unter seinen besonderen Schutz nehmen. Das war es in der Hauptsache, was Dalberg mit der „Regeneration" der deutschen Verfassung vorerst erreichen wollte.

Es scheint nicht einmal, als wenn man in Paris besonderen Eifer gezeigt hätte, den bei Napoleon nicht sehr beliebten Fesch in Deutschland zu versorgen; Dalberg selbst hatte das größte Verdienst bei der Sache.*) Drum erregte es auch die größte Ueberraschung in Regensburg, als die Eröffnung vom 27. Mai kam und darin die „durch die Zeitumstände gerechtfertigte Entschließung" bekannt gemacht ward, den Cardinal Fesch, „dessen Geschlechtsvorfahren sich schon zeitig im 15ten und 16ten Jahrhundert in öffentlichen Diensten deutscher Lande ausgezeichnet haben", zum Mitregenten und Nachfolger zu ernennen. So merkwürdig, wie der Act selbst, waren die Rechtfertigungsgründe, die Dalberg folgen ließ. Es ward denn doch auf allen Seiten peinlich empfunden, daß abermals ein Fremder gegen alle bestehenden Wahlordnungen ins Reich eingeschwärzt ward; der deutsche Kaiser ließ sich noch einmal — zum letzten Male — zürnend und mißbilligend vernehmen, selbst Baiern war mißvergnügt, da dort, wie man allgemein glaubte, der zweite Sohn des Königs Max Joseph als Nachfolger des Erzkanzlers gewünscht ward. Da hatte nun Dalberg die selbst in dieser Zeit bemerkenswerthe Dreistigkeit, sich aus der schamlosen Handlung noch ein Verdienst zu machen. Es sei

*) Nach Dalbergs eigner Darstellung war auf seinen Antrag am 22. Mai der Bescheid erfolgt; derselbe „brachte sowol die vollkommene Beistimmung des französischen Kaisers zu dieser Ernennung, mit dem dringenden Rath, solche auf das schleunigste zu bewerkstelligen, als auch eine förmliche mit dem großen Siegel von Frankreich vollzogene Urkunde der vollkommensten Garantie aller und jeder Parcellen des Churstaates und der dazu gehörigen Revenuen, so wie auch des Rheinschifffahrtsoctroi". Reichstagscorresp. No. 46.

Alles, so lautete der kurze Sinn einer langen Rechtfertigung, nur darum geschehen, um die bedrohte deutsche Reichsverfassung zu schützen und unter Napoleons mächtigen Schutz zu stellen*). Er schien noch Dank dafür zu erwarten! Doch war diesmal die einmüthige Meinung in Regensburg, die wenigstens vertraulich sich unverhohlen aussprach**): die Ernennung sei nach Kirchen- und Reichsrecht nicht zu rechtfertigen, vielmehr eine Beleidigung des Kaisers und aller Reichsstände, insbesondere der Kurfürsten. Es reime sich schlecht zu den patriotischen Reden, daß der Kurfürst einen Fremden, der nicht einmal die deutsche Sprache kenne, zum Coadjutor ernannt habe. Ein Ausländer solle also Decan des Kurfürstenrathes, Leiter der Kaiserwahlen, der Reichstage, Erzkanzler sein, die Archive, die Matrikeln, die Siegel des Reiches in Händen haben und die Reichsgesetze bewahren, deren Sprache er nicht einmal verstehe?

Indessen man an officiellen Mittelpunkte des Reiches sein Schicksal aus Napoleons Händen erwartete, waren die Sachen in Paris wirklich zum Abschluß gekommen. Die Vermuthungen und Gerüchte, womit man sich in Regensburg trug, waren in der Hauptsache gegründet; nur irrte man in der Voraussetzung, Napoleon beabsichtige eine Verfassung für das gesammte deutsche Reich. Nicht die Organisation, sondern, wie nachher Jemand am Reichstage die Rheinbundsacte treffend genannt hat, die Desorganisation Deutschlands mußte sein Zweck sein; eine Vereinigung, gleichviel in welcher Form, konnte seine politischen Berechnungen nur durchkreuzen, eine Theilung Deutschlands in Gruppen allein sie fördern. Dazu gab ihm der Preßburger Friede sogar eine gewisse Berechtigung. In dem berufenen 14. Artikel, wo die neue Souveränetät festgestellt war, versprach der Kaiser „weder als Reichsoberhaupt noch als Mitstand irgend einen Act zu hindern, welcher in Folge davon vollzogen wäre oder vollzogen würde."

*) „Der Churfürst schmeichelt sich, hieß es in der vertraulichen Eröffnung a. a. O., daß seine Mitstände unter den vorliegenden so traurigen Umständen des deutschen Vaterlandes diesen Schritt nicht ungünstig ausdeuten werden, da er nach seiner Ueberzeugung das einzige Mittel war, einen so wichtigen Theil der deutschen Verfassung und der damit so innigst verbundenen churerzkanzlerischen Würde wenigstens vor's Erste noch zu retten."

**) Reichstagscorresp. No. 51.

Es war über dieſen Satz, aus welchem man das Verfahren gegen die Ritterſchaft und die Gründung des Rheinbundes rechtfertigen konnte, ohne Zweifel in Preßburg genauer verhandelt worden und wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß die öſterreichiſche Politik ſchon damals in der Lage war, etwas dem Rheinbunde Aehnliches daraus zu folgern*). Nach den Veränderungen in Italien nahm der franzöſiſche Kaiſer die Sache eifriger auf. Wie wir aus einer Notiz an Talleyrand ſehen**), war es damals (21. April) ſein Gedanke, außer Baiern, Württemberg, Baden noch einen vierten nordweſtdeutſchen Staat zu machen, deſſen Kern zunächſt Cleve und Berg geweſen wäre, der ſich dann ſpäter vielleicht durch Hannover und die Hanſeſtädte vergrößert hätte. Mit dieſen vier franzöſiſchen Staaten, mit Oeſterreich, Preußen, Sachſen und Kurheſſen hätte ſich dann das deutſche Reich in acht Staatengruppen aufgelöſt, unter welche alle kleineren Gebiete mediatiſirt worden wären. Die Hauptfrage, die Talleyrand damals beantworten ſollte, war: ob dieſe Mediatiſirung den vier Bonaparte'ſchen Verbündeten oder den vier andern vortheilhafter ſein werde?

Dieſe erſte beſtimmte Anregung blieb nicht geheim; in Regensburg z. B. wußte man wenigſtens, wahrſcheinlich durch Dalberg und Albini, daß etwas im Werke ſei. Es wiederholte ſich nun das ekle Schauſpiel von 1802 und 1803, das im Zuſammenhang mit den Ereigniſſen von 1805 einem Manne wie Gentz das Wort abgezwungen hat: „Ich weiß wohl, daß wir jetzt unſere Würde als Deutſche kaum geltend machen dürfen; dafür haben unſere Regenten geſorgt***).“ Man drängte ſich, ſeit das Wort „Mediatiſirung“ verlautete, wie damals bei den Säculariſationen, eifrig nach Paris, bettelte, beſtach, intriguirte mit allen Kräften. Deutſche Länder und Stämme wurden wieder im Aufſtreich ver-

*) In der Reichstagscorreſpondenz d. d. 26. Juni heißt es: „Der franzöſiſche Botſchafter zu Wien behauptet, bei den Unterhandlungen zu Preßburg ſei verſprochen worden, daß der deutſche Kaiſer den Veränderungen, welche der Kaiſer Napoleon im deutſchen Reiche einzuführen gut finden werde, ſich nicht widerſetzen wolle.“ Dazu ſtimmt auch der kühle Ton, in welchem nachher die Abdication des Kaiſers erfolgte.

**) Correspondance inédite VII. 361 f.

***) Gentz Schriften IV. 158.

kauft; wer zahlte, war ſeiner Exiſtenz zunächſt ſicher und die hohen Würdenträger des Kaiſerreichs ſackten Millionen ein. Die Trinkgelder und diplomatiſchen Geſchenke wurden, nach dem Ausdruck eines Franzoſen*), wie Börſengeſchäfte verhandelt; der Eine ließ ſich von einem bedrängten deutſchen Dynaſten 200,000 Flaſchen Champagner um enormen Preis abkaufen, der Andere ließ ſich einfach eine halbe Million Franken und mehr baar bezahlen. Der Herzog von Mecklenburg z. B. ließ ſich zu 120,000 Friedrichsd'or verſichern, wußte es aber durch ruſſiſchen Einfluß ſpäter dahin zu bringen, daß ihm zwei Drittel davon erlaſſen wurden. Auch Hamburg zahlte für ſeine zweifelhafte Unabhängigkeit einige Millionen Mark. Unter denen, die den Gedanken eines engeren Bündniſſes mit Frankreich, ſchon um ihrer Sicherheit willen, emſig betrieben, waren natürlich vor Allen Baiern, Württemberg und Baden zu nennen; ſie ſollen auch damals einen Entwurf ausgearbeitet und dem Kaiſer überreicht haben**). Mit ihnen allein wurde auch eine Art von Unterhandlung gepflogen; nicht als wenn Napoleon ihnen gemeinſam einen Entwurf vorgelegt hätte, er ließ vielmehr nur über einzelne Fragen mit ihren Geſandten discutiren, auch ſie ſahen die ganze Acte erſt, als ſie ihnen zur Unterzeichnung vorgelegt ward. Die Andern hörte man nicht einmal, ſie mußten ſich glücklich ſchätzen, wenn man ihnen den Beitritt offen ließ. Außer Talleyrand war beſonders ein Beamter im Miniſterium, Labesnardière, dabei thätig; er conſultirte wieder den achtzigjährigen Pfeffel, der ein Menſchenalter früher in Zweibrücken und Verſailles in deutſchen Dingen gebraucht worden war. Aus dieſem Kreiſe erhielt der Freiherr von Gagern den erſten geſchriebenen Entwurf, in dem ſich jene früheren Gedanken Napoleons ſchon beſtimmter geſtaltet haben und wenigſtens die Grundzüge der Rheinbundsacte zu erkennen ſind. Doch iſt der Bund hier noch weit genug gefaßt; Heſſen-Caſſel, die Napoleoniden in Holland und Italien ſollen dazu gehören. Aber die Hauptmomente der Rheinbundsacte — Auflöſung des deutſchen Reiches, eine Conföderation mit einer Art von Lehenspflicht gegen Frankreich, Mediatiſirung, der Bundestag in Frankfurt, ſeine Abtheilung in zwei

*) Montgaillard histoire de France. X. 115.

**) Reichstagscorreſp. No. 53.

Collegien, die Stellung des Erzkanzlers — ſind darin ſchon wahrzunehmen *). Das Protectorat Napoleons über den Bund iſt natürlich in der Hauptſache darin enthalten, inſofern alle „Beſchlüſſe der Conföderation Frankreich zur Beſtätigung vorgelegt" werden ſollten; der Name ſelbſt mag wohl im Kreiſe der Kleinſten erfunden worden ſein, die ſich beſſer ſicher zu ſtellen glaubten, wenn ſie dem Imperator den ausdrücklichen Titel des Protectors anboten.

Außer den drei Souveränen von Preßburg machte ſich, wie immer, Dalberg beſonders viel zu ſchaffen. Er übernahm die Vermittelung für die Kleineren, die mit der Mediatiſirung bedroht waren, machte einen Entwurf und ließ ihn durch einen Franzoſen, der in ſeinen Dienſten ſtand, einen Herrn von Varicourt, nach Paris bringen. Der Abgeſandte muß gute Dienſte geleiſtet haben, denn er kam reich beſchenkt zurück und ward zugleich von der Emigrantenliſte geſtrichen, was ihm den Anſpruch auf eine große Erbſchaft ſicherte. Dalberg war eben in Begriff, in Regensburg reinen Tiſch zu machen, indem er (7. Juli) die Reichsverſammlung auf drei Monate Ferien beſchließen ließ, als Varicourt von Paris kam und den nahen Abſchluß des Bundes berichtete. Was davon in Regensburg bekannt ward, verbreitete zuerſt helleres Licht über das Weſen des Planes. Daß das Reich aufgelöſt, die Reichsgerichte beſeitigt, der Reichstag ſelbſt gar nicht mehr gefragt werden würde und die franzöſiſchen Truppen wohl darum ſo lange in Deutſchland blieben, um die neue Theilung wirkſam zu unterſtützen, daß dem Erzkanzler Frankfurt, Baiern Nürnberg zufalle, daß ferner der Bund zunächſt nur den Süden Deutſchlands umfaſſe und daß es jedem nicht mediatiſirten Fürſten frei ſtehe, beizutreten oder die entgegengeſetzte Parthie zu ergreifen, — Letzteres „jedoch auf eigene Gefahr" — das waren ungefähr die Neuigkeiten, die aus den Andeutungen von Dalbergs Vertrauten herauszuhören waren **). Er ſelbſt und ſein Albini ſpielten die

*) Gagern, Mein Antheil an der Politik I. 141—144. Daß die Sache vor Anfang Juli in den Grundzügen fertig war, beweiſt Lord Yarmouths Depeſche an Adair vom 2. Juli, die wenigſtens die Hauptzüge enthält. S. Historical memoir of a mission to the court of Vienna in 1806. By Sir R. Adair. Lond. 1844. S. 321.

**) Reichstagscorreſp. No. 58. Vgl. 60.

Mißvergnügten und Ueberraſchten; das Gehäſſige der Umwälzung ſollte Andern aufgebürdet werden. Auch bereitete er den Reſt der anweſenden Diplomatie darauf vor, daß die ganze Sache wohl ohne den deutſchen Reichstag werde zu Ende gebracht werden.

Um dieſelbe Zeit, wo der Reichserzkanzler auf die Kataſtrophe vorbereitete, fand am 17. Juli die Unterzeichnung zu Paris ſtatt *). Schon etwa zehn Tage vorher war den einzelnen Geſandten Baierns, Württembergs, Badens und des Erzkanzlers das Document mitgetheilt worden; auch Gagern wurde, als er ſich bei Talleyrand an den Spieltiſch ſetzen wollte, bei Seite ins Cabinet genommen und ihm die Acte von dem Miniſter vorgeleſen. Eine gemeinſame Unterzeichnung fand ſo wenig ſtatt, als eine eigentliche Unterhandlung; jedem Einzelnen wurde die Acte vorgelegt zum Unterzeichnen und es bedachte ſich natürlich Keiner, wo die Wahl nur zwiſchen Rheinbund oder Mediatiſirung gegeben war. Die Dalbergiſchen Quellen in Regensburg verſicherten: am 17. habe die Unterzeichnung ſtattgefunden und es ſei jedem der betheiligten Fürſten ein Exemplar zugefertigt, doch nur 24 Stunden Bedenkzeit gegönnt worden. Denn ſchon am 25. Juli mußten die Ratificationen bei Berthier zu München gegeneinander ausgewechſelt und am 1. Auguſt die nöthigen Erklärungen der Bundesgenoſſen an den Reichstag erlaſſen werden **).

Vier Kurfürſten und zwölf Fürſten, die mit Ausnahme des Herzogs von Berg alle Glieder des Reiches und deſſen Satzungen eidlich verpflichtet waren, ſagten ſich durch die Acte vom Reiche los und ſchloſſen mit Napoleon einen Bundesvertrag, „um dadurch den inneren und äußeren Frieden Süddeutſchlands zu ſichern, für welchen, wie die Erfahrung ſchon lange und auch neuerlich wieder gezeigt, die deutſche Reichsverfaſſung keinerlei Bürgſchaft mehr biete.“ Baiern, Württemberg, der Reichserz-

*) Mit der Angabe Gagerns I. 149, daß der vom 12. Juli datirte Vertrag am 17. unterzeichnet und vollzogen iſt, ſtimmen auch alle Berichte in der Reichstagscorreſp. überein. Nach Lucheſini I. 389 f. wäre die Unterzeichnung verzögert worden, weil ſich inzwiſchen die Ausſicht eines Abſchluſſes mit England und Rußland nicht ungünſtig geſtaltet und in dieſem Falle allerdings der neue Bund nur ſtörend einwirken konnte.

**) Reichstagscorreſp. No. 63. Vgl. 62. 74. Die Bundesacte ſelbſt ſ. bei Winkopp Rhein. Bund. I. 1 ff.

kanzler, Baden, Cleve und Berg, Heſſen-Darmſtadt, die naſſauiſchen Linien von Uſingen und Weilburg, die Fürſten von Hohenzollern-Sigmaringen und Hechingen, die von Salm-Salm und Salm-Kyrburg, der Fürſt von Iſenburg-Birſtein, der Herzog von Aremberg, der Fürſt von Liechtenſtein, der Graf von der Leyen (die vier Letzteren durch Protection und einflußreiche Familienverbindung zum Theil ohne ihr Vorwiſſen aufgenommen) bildeten die Glieder des Bundes. Der Kurfürſt von Heſſen, der, wie franzöſiſche Quellen verſichern, eifrig um den Eintritt in den Bund, aber auch um die Beſitzungen ſeiner darmſtädtiſchen Vettern buhlte, ward nicht aufgenommen, vielleicht, weil Napoleon die Möglichkeit erwog, daß Hannover wieder an die Welfen zurückgegeben ward und man dann eines Entſchädigungsobjectes für Preußen bedurfte, das allerdings am natürlichſten in Kurheſſen geſucht ward, vielleicht auch weil der Kurfürſt jetzt wie ſpäter im Herbſt über der Berechnung, wo am meiſten Vortheil zu holen ſei, es zu keinem Entſchluß bringen konnte.

Die genannten Fürſten trennten ſich, wie es im 1. und 2. Artikel der Bundesacte hieß, für immer vom Gebiete des deutſchen Reiches und vereinigten ſich als „Rheiniſche Bundesſtaaten" zu einem beſonderen Bunde; mit Ausnahme der Anſprüche, welche den Staatsgläubigern und Penſionären zuſtehen, und der Beſtimmungen über das Rheinoctroi, ſind alle Reichsgeſetze, welche bisher dieſe Verbündeten, ihre Unterthanen und ihre Staaten im Ganzen oder theilweiſe betreffen konnten, in Zukunft null und nichtig. Der Reichserzkanzler erhält den Titel Fürſt Primas, Baden, Cleve-Berg, Darmſtadt die großherzogliche Würde mit königlichen Rechten und Vorzügen; das Haupt des Hauſes Naſſau wird zum Herzog, der Graf von der Leyen (zwar nur Beſitzer eines Landes von dritthalb Quadratmeilen, aber Neffe des Fürſten Primas) zum Fürſten erhoben. Alle dieſe Bundesglieder ſollten von jeder fremden Macht unabhängig ſein (Frankreich galt natürlich nicht als fremde Macht, wohl aber Oeſterreich und Preußen), nirgends ſonſt Dienſte irgend einer Art nehmen können, außer in dem Bunde, und wenn ſie ſchon mit andern Mächten Verbindlichkeiten eingegangen hätten, dieſelben entweder löſen, oder ihre zum Rheinbund gehörigen Fürſtenthümer auf eines ihrer Kinder übergehen laſſen. Zur gemeinſamen Vertretung der Bundesglieder ſollte eine Ver-

sammlung in Frankfurt bestimmt sein und in zwei Collegien, einem königlichen unter dem Vorsitze des Fürsten Primas und einem fürstlichen unter dem Vorsitze von Nassau, die gemeinsamen Angelegenheiten berathen; es ist aber mit diesem Bundestage so wenig Ernst gemacht worden, wie mit dem Grundgesetz, das nach Artikel 11 der Bundesacte binnen Monatsfrist zur Verhandlung kommen sollte. Ueber die Zeit, wann der Bundestag versammelt sein sollte, über die Art seiner Berufung und Verhandlung ward überhaupt nie eine Bestimmung getroffen. Protector des Bundes war der Kaiser der Franzosen; er hatte die Aufnahme neuer Glieder zu bestimmen, die Truppenrüstungen anzuordnen und nach dem Ableben des Fürsten Primas den Nachfolger zu ernennen.

An diese Bestimmungen reihten sich, in den Artikeln 13 bis 28, eine Reihe von territorialen Veränderungen, deren Grundgedanke die bessere Abrundung der neuen Rheinbundstaaten war; außer Tausch und gegenseitiger Abtretung war hier namentlich die gefürchtete Mediatisirung in umfassender Weise durchgeführt. Ohne Rechtstitel, lediglich durch einen Act revolutionärer Gewalt wurden hier von einem fremden Eroberer und einer Anzahl ihnen gleichgestellter Mitstände im Reiche eine Reihe fürstlicher Familien eingeschmolzen, die nicht so glücklich gewesen waren, brauchbare Werkzeuge für die Bonaparte'sche Politik zu sein, oder durch Geld, Protection, Familienverbindung ihre bedrohte Existenz zu retten.

Baiern trat die Herrschaft Wiesensteig, die, etwa 1 ½ Quadratmeilen groß, ganz von württembergischem Gebiete umschlossen war, an Württemberg ab und entsagte den Rechten, welche die Landvogtei Burgau auf die reiche Benedictinerabtei Wiblingen erheben konnte. Dagegen vereinigte Baiern mit allen Souveränetätsrechten die Reichsstadt Nürnberg und die Deutschordenscommenden Rohr und Waldstetten mit seinem Gebiete und erlangte zugleich die Souveränetät über eine Reihe bisher reichsunmittelbarer Besitzungen *).

*) Dahin gehörten in Franken das Fürstenthum Schwarzenberg, die Grafschaft Castell, die Herrschaft Limburg-Speckfeld, die Herrschaft Wiesentheid und die hohenloheschen Oberämter Schillingsfürst und Kirchberg; in der Oberpfalz die Grafschaft Sternstein; in Schwaben das Fürstenthum Oettingen, ein Theil der Taxis'schen und der Fugger'schen Besitzungen, die Grafschaft Edelstetten, die Burggrafschaft Winterrieden, die Reichsherrschaften Burheim und Thannhausen.

Württemberg tauſchte an Baden die jüngſt erſt erworbene Grafſchaft Bonndorf, die Städte Breuulingen, Villingen und Tuttlingen mit einem Theile des Amtes gleichen Namens am rechten Donauufer und erhielt dafür von Baden die Stadt Biberach ſammt dem Gebiet. Außerdem kamen die Stadt Waldſee, die Grafſchaft Schelklingen, die Deutſchordenscommenden Kapfenburg und Altshauſen und die Abtei Wiblingen an die Krone Württemberg, der in derſelben Weiſe wie Baiern die Souveränetät über eine Reihe bisher reichsunmittelbarer Gebiete zufiel*).

Baden erwarb außer dem eben erwähnten Tauſch von Württemberg das Fürſtenthum Heitersheim nebſt allen andern Beſitzungen des Johanniterordens, welche vom badiſchen Gebiete eingeſchloſſen waren, ebenſo die Deutſchordenscommenden Beuggen und Freiburg und erlangte die Souveränetät über ſehr anſehnliche reichsunmittelbare Gebiete**). — Der Großherzog von Berg erhielt die ehemals kurkölniſchen Aemter Königswinter, Villich und die Stadt Deutz, welche Naſſau-Uſingen nach dreijährigem Beſitze wieder abtreten mußte; er mediatiſirte die Herrſchaften Limburg-Stirum, Bruch, Hardenberg, Gimborn, Wildenberg, Homburg, Bentheim, Steinfurt, Horſtmar, Looz, Siegen, Dillenburg, Hadamar, Weſterburg, Schadeck, Beilſtein und Runkel. — Heſſen-Darmſtadt vereinigte die Burggrafſchaft Friedberg mit ſeinem Gebiete und erhielt die Souveränetät über die von ſeinem Territorium umſchloſſenen reichsunmittelbaren Herrſchaften***). — Der Fürſt Primas er-

*) Die Güter des Hauſes Truchſeß-Waldburg, die Grafſchaften Baindt, Guttenzell, Egloff, Hegebach, Isny, Königsegg, Ochſenhauſen, Roth, Schuſſenried und Weißenau, die Herrſchaften Miedingen und Sulmingen, Neu-Ravensburg, Tannheim, Warthauſen, Weingarten, einige Taxis'ſche Aemter, die Herrſchaften Gundelfingen und Neufra, die Grafſchaft Limburg-Gaildorf, ein Theil der hohenlohe'ſchen Beſitzungen und des Amtes Krautheim hatten dies Schickſal.

**) Es war der größere Theil des Fürſtenthums Fürſtenberg, die Herrſchaft Hagnau, die gefürſtete Grafſchaft Thengen, die Landgrafſchaft Klettgau, die gräflich leiningiſchen Aemter Neudenau und Billigheim, das Fürſtenthum Leiningen, die löwenſteiniſchen Beſitzungen auf dem linken Mainufer und die ſalm-krautheim'ſchen Aemter nördlich von der Jart.

***) Breuberg, Heubach, Habizheim, die Grafſchaft Erbach, die Herrſchaft Ilbenſtadt, einen Theil der Grafſchaft Königſtein, dann die riedeſel'ſchen und zum größten Theil die ſolms'ſchen Güter, die Grafſchaften Wittgenſtein-Wittgenſtein und W.-Berleburg und Heſſen-Homburg.

hielt Stadt und Gebiet von Frankfurt am Main, nebſt der ſouveränen Hoheit über die löwenſteiniſchen Beſitzungen auf dem rechten Mainufer und die Grafſchaft Rineck. — Sigmaringen erwarb die Herrſchaften Achberg und Hohenfels, die Klöſter Kloſterwald und Habſtall, und die Souveränetät ſowol über alle ritterſchaftlichen Beſitzungen in ſeinem Gebiete als über einige fürſtenbergiſche und taxis'ſche Herrſchaften. Auch Naſſau war im Mediatiſiren reichlich bedacht*); ſelbſt Salm, Iſenburg und Aremberg gingen nicht ganz leer aus.

So that die Revolution von 1803 einen gewaltigen Schritt vorwärts und verflocht in ihre Umwälzung Manche von denen, welche bei der damaligen Beraubung die Eifrigſten geweſen waren. Aus dem Fürſtenrathe, wie er thatſächlich bis jetzt noch beſtanden, wurden von den Reichsſtänden, die eigene Virilſtimmen beſaßen, der Hoch- und Deutſchmeiſter, der Johannitermeiſter, Oranien-Fulda, Lobkowitz, Salm, Dietrichſtein, Auersberg, Fürſtenberg, Schwarzenberg, Thurn und Taxis in das Schickſal der Mediatiſirung verflochten; dazu kamen denn zahlreiche Fürſtenfamilien mit Collectivſtimmen, vor Allen die vier Grafencurien des Reichstages**). Außer ihnen, den beiden Ritterorden, den Reichsſtädten Nürnberg und Frankfurt ward natürlich auch die reichsunmittelbare Ritterſchaft, an der ſeit 1803 gezerrt und geriſſen worden war, jetzt unwiderruflich in das gleiche Schickſal verflochten. Man ſchlug die Summe der auf dieſe Weiſe eingeſchmolzenen Gebiete

*) Naſſau erhielt die Hoheit über die wiedrunkel'ſchen Aemter Dierdorf, Altenwied, Neuenburg, einen Theil der Grafſchaft Niederiſenburg, die Grafſchaften Wied-Neuwied, Diez, die Herrſchaften Holzapfel und Schaumburg, einen Theil von Münzfelden, die Aemter Wehrheim und Burbach, den am linken Ufer gelegenen Theil der Herrſchaft Runkel, den ritterſchaftlichen Ort Krautberg und die ſolms'ſchen Aemter Hohenſolms, Braunfels und Greifenſtein. Salm-Kyrburg erhielt die Souveränetät über die Herrſchaft Gehmen; Iſenburg-Birſtein über die Grafſchaften I.-Büdingen, Wächtersbach und Meerholz, der Herzog von Aremberg über die Grafſchaft Dülmen.

**) Außer den genannten beſonders die Häuſer Hohenlohe, Wallerſtein, Löwenſtein, Sinzendorf, Truchſeß-Waldburg, Solms, Leiningen, Sayn-Wittgenſtein, Wied, Windiſchgrätz, Metternich, Hatzfeld, Stolberg, Caſtell, Rechtern, Schönborn, Oſtein, Stadion, Aspremont, Törring, Baſſenheim, Quadt, Königsegg, Sternberg, Plettenberg, Limburg, Walmoden, Bentheim, Salm, Erbach, Wittgenſtein u. a.

auf mehr als 550 Quadratmeilen mit 1,200,000 Seelen an. Die drei Jahre zuvor begonnene Abrundung und Uniformirung des vielgestaltigen deutschen Reichsgebietes ward also im großen Stile fortgesetzt, so gewaltsam wie damals, mit den gleichen Organisations- und Verwaltungsnormen nach Bonaparte'schem Zuschnitt, auch mit denselben stillen Nachwirkungen, wie sie eine jede Revolution begleiten, die nur abgelebte Formen auflöst, ohne eine lebenskräftige Gestaltung hervorzurufen.

Die Souveränetätsrechte der Rheinbundsfürsten bestanden in der Gesetzgebung, der obersten Gerichtsbarkeit, der oberen Polizei, der Conscription und der Besteuerung; die regierenden Fürsten und Grafen, welche die Landeshoheit verloren, behielten dagegen ihre Domainen als Patrimonial- und Privatgut, so wie auch alle gutsherrlichen und Lehensrechte, welche nicht wesentlich mit der Souveränetät verknüpft sind, also die mittlere und niedere Gerichtsbarkeit, die Forstjustiz und Polizei, Jagd, Fischerei, Berg- und Hüttenwesen, Zehenten und Lehngefälle, Patronat und ähnliche Einkünfte; doch sollten sie keines ihrer Rechte an einen dem Bunde fremden Fürsten übergehen lassen, überhaupt nie etwas veräußern, ohne es zuvor dem souveränen Landesherrn angeboten zu haben.

Der gesammte Bund war in seinem völkerrechtlichen Verhältnisse an die französische Politik geknüpft; es war eine große Napoleonische Präfectur. Jeder Krieg auf dem Festlande war beiden gemeinsam; Augsburg und Lindau sollten als Angriffspunkte gegen Oesterreich befestigt werden und jeder Bundesfürst ein Contingent stellen*); die Bewaffnung dieser Truppen sollte dann in Wirksamkeit treten, wenn Napoleon es befahl.

Dies war der Hauptinhalt der „Schimpf- und Spottconstitution," wie sie Gentz nannte, „gebildet aus drei köstlichen Bestandtheilen, einem Sklavenvolke unter einem doppelten Herrn, Despoten in erster Potenz, selbst Sklaven eines höheren Gebieters, und einem selbstgeschaffenen, Alles verschlingenden Oberdespoten." Die Politik des westfälischen Friedens hatte ihre letzte Aufgabe erfüllt. Die Auflösung Deutschlands in gesonderte Gruppen und

*) Frankreich 200,000 M., Baiern 30,000, Württemberg 12,000, Baden 8000, Berg 5000, Darmstadt 4000, Nassau und die kleineren 4000 Mann. S. Art. 35—38.

die Einschmelzung aller besonderen Rechte unter die dynastische Souveränetät war erreicht, die Fürsten hatten von jener berüchtigten Befugniß des Friedens von 1648, selbständig Verträge eingehen zu dürfen, schließlich den Gebrauch gemacht: einen Pact zu schließen, der das Reich selber auflöste. Ob die französische Politik ganz weise gehandelt hatte, die Dinge bis zu diesem Punkte zu treiben, darüber ließ sich streiten. Bonaparte selber hatte einmal in seinen früheren Tagen das Wort gebraucht: wenn das deutsche Reich nicht existirte, müßte man es erfinden; nun hatte er selber diese Form zerstört, die seit 1648 in zwei Perioden dazu beigetragen hatte, Frankreich das Uebergewicht in Europa zu erringen. Nun hatte er selber die bunte dynastische Vielfältigkeit gemindert, mehr Uniformität geschaffen, ein gefährliches Ferment in diesen trägen alten Stoff geworfen, sich unter den entsetzten Fürsten, Grafen und Freiherren eine Opposition geweckt, die denn doch vielleicht, im Bunde mit dem volksthümlichen Widerwillen gegen das Fremde, mit der Zeit gefährlich werden konnte. Es war doch möglich, daß diese Nation noch zu viel Lebenskraft besaß, um sich diese äußerste Zumuthung gefallen, sich in drei Stücke theilen und den Süden und Westen unter eine fremde Dictatur stellen zu lassen; dann konnte die rheinische Bundesacte zwar den Todestag des alten tausendjährigen Reiches, aber auch den Anfang eines neuen Lebens bezeichnen, dessen jugendliche Kraft sich zuerst am Bonapartismus erprobte.

Vorerst freilich und so lange noch diese Napoleonische Macht in ihrer ungeschwächten Blüthe stand, war darauf kaum zu hoffen; das neue Kaiserthum des Abendlandes hatte einen neuen Zuwachs an äußerer Macht erhalten. Ein Gebiet von beinahe 2400 Quadratmeilen und acht Millionen Bewohnern, in einem glücklichen Himmelsstriche gelegen und von einer tüchtigen Bevölkerung bewohnt, groß genug, um Frankreich ansehnlich zu verstärken, und doch nicht so groß, um eine selbständige Politik zu verfolgen, war zu Dienst und Hülfe an Frankreich geknüpft. Der Bund bestand aus Fürsten, die ihre Lage wie ihr Interesse mit Napoleon verband, deren äußere Abhängigkeit von ihm durch die schrankenlose Gewalt im Innern belohnt ward, die sich zum größten Theil wohl fühlten in dieser Präfectenmacht und die allzu rasch vergaßen, daß der soldatische Absolutismus auf keinem Boden

geſchichtlich weniger heimiſch war als in Deutſchland. Es war wohl denkbar, daß dieſe nivellirende und revolutionäre Gewalt, welche vielfach Raum und Licht ſchaffen mußte, ſie mochte wollen oder nicht, mit der Zeit doch mittelbar dem Volke zu Gute kam, ſeine Spannkraft hob, ſeine Thätigkeit ſteigerte und hundert Bedürfniſſe zum Leben weckte, die in der verzerrten Kleinſtaaterei alter Zeit nicht wach werden konnten. Vorerſt hatte es aber damit noch keine Gefahr. Dem dynaſtiſchen Bonapartismus ſtand eine Beamtenmacht zur Seite, die ohne Tradition und Pietät für das Geſchichtliche, nach der Napoleoniſchen Schablone erſchaffen, nur in ihm und ſeinen Staatsmarimen ihr Vorbild ſah; eine neu creirte Heeresmacht, die meiſtentheils jetzt zuerſt militäriſch disciplinirt und geübt unter dem fremden Herrn eine Kraft kennen und brauchen lernte, für die in der alten Reichsarmee und ihren kläglichen Contingenten keine Stelle war. Die neuen Souveräne, ihre Armeen wie ihr Beamtenthum waren darum zunächſt auch innerlich nur an Bonaparte geknüpft, der ihr Schöpfer und Muſter war.

Am 1. Auguſt, wie Napoleon beſtimmt hatte, konnte die officielle Mittheilung des ratificirten Vertrages und die Erklärung, daß man das Reich als aufgelöſt anſehe, in Regensburg vollzogen werden. Eine franzöſiſche Note erinnerte an die Schwäche und Haltloſigkeit der alten Verfaſſung und miſchte Wahres und Falſches nicht ohne Geſchick durch einander, um zu dem Schluſſe zu gelangen, daß die Abſchließung eines neuen Bundes unter dem Schutze eines Mächtigen nothwendig geworden ſei. Auch die Geſandten der Rheinbundsglieder gaben eine dreiſte Erklärung ab, welche die Verfallenheit des Reiches, den Baſeler Frieden und die Erfahrungen der jüngſten Jahre als Motive anführte, um die Schließung eines „neuen, den Zeitumſtänden angemeſſenen Bundes" zu rechtfertigen. „Sie hätten zwar, hieß es in dieſem denkwürdigen Actenſtück, den leeren Schein einer erloſchenen Verfaſſung beibehalten können, allein ſie haben es im Gegentheil *ihrer Würde* und der *Reinheit ihrer Zwecke* angemeſſener geglaubt, eine offene und freie Erklärung ihres Entſchluſſes und der Beweggründe, durch welche ſie geleitet worden ſind, abzugeben. Vergeblich aber würden ſie ſich geſchmeichelt haben, den gewünſchten Endzweck zu erreichen, wenn ſie ſich nicht zugleich eines mächtigen Schutzes

versichert hätten, wozu sich nunmehr der nämliche Monarch, dessen Absichten sich stets mit dem wahren Interesse Deutschlands übereinstimmend gezeigt haben, verbindet. Eine so mächtige Garantie ist in doppelter Hinsicht beruhigend."

Zehn Tage später übergab der kaiserliche Gesandte eine Acte vom 6. August, worin der letzte deutsche Kaiser erklärte, daß er das Band, das ihn bisher mit dem deutschen Reiche verbunden, als gelöst ansehe, die Kaiserkrone niederlege und alle Stände des Reiches sowie dessen Angehörige von den Pflichten entbinde, womit sie an das Reichsoberhaupt gebunden gewesen. „Schon die Folgerungen, welche mehreren Artikeln des Preßburger Friedens gleich nach dessen Bekanntwerdung und bis jetzt gegeben worden, und die allgemein bekannten Ereignisse, welche darauf im Reiche stattfanden, hätten den Kaiser überzeugt, daß es ihm unmöglich sein werde, die durch den Wahlvertrag eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen; der Vertrag vom 12. Juli habe denn auch die Erwartung vernichtet, daß sich nach Beseitigung der politischen Verwickelungen ein veränderter Zustand ergeben werde."

Mit dieser Eröffnung ward das Reich Karls des Großen zu Grabe getragen. Kühl und gleichgültig, wie die kaiserliche Erklärung, waren auch die letzten Förmlichkeiten des tausendjährigen Reiches. Der Reichstag war nur zum Theil versammelt; es waren fast nur die Gesandten der Rheinbundsglieder anwesend. Die dem Reiche den letzten Gnadenstoß gegeben, waren auch so ziemlich die Einzigen, die seiner Bestattung beiwohnten. Wohl ward in Manchen, die nicht von dem Bonaparte'schen Blendwerk gefesselt waren, das Bewußtsein wach, daß hier ein langes geschichtliches Dasein zu Ende gehe, von dem es noch zweifelhaft war, ob ihm ein neues folgen werde. Aber das Reich in seiner letzten Lebensperiode war doch zu machtlos und erstarrt gewesen, als daß ein besonders tiefes Gefühl des Umschwunges die Gemüther hätte überkommen können; auch ward das Ereigniß bald durch andere von gewaltigerem Eindrucke zurückgedrängt.

Die erſte Erweiterung erhielt der Rheinbund durch den Kurfürſten Ferdinand von Würzburg,*) der am 25. September, wie Napoleon gegen Preußen marſchirte, als „Großherzog" dem Bunde beitrat; ihm folgten bald die ſächſiſchen Fürſten. Die erſten inneren Organiſationen von Wichtigkeit betrafen die Mediatiſirten.**) Die weitere innere Entwickelung gehört einem anderen geſchichtlichen Abſchnitt an. Bezeichnend war es, daß das wildeſte Treiben des neuen Abſolutismus nicht von den fremden, ſondern von den angeſtammten Herren geübt ward; das Regiment des eiteln und abenteuerlichen, aber gutmüthigen Murat war z. B. väterlich zu nennen im Vergleich mit dem Friedrichs von Württemberg. Es ſchien mit dem Druck, den der Protector ſelber übte, das Gelüſt nach innerer Willkür zu wachſen. Zwar hatte Napoleon in einem Schreiben an Dalberg verſichert, die Rheinbundsfürſten ſeien Souveräne, „ohne einen Oberlehensherrn zu haben"; er werde ſich nie in ihre inneren Angelegenheiten einmiſchen.***) Aber es ſollte ſich bald zeigen, daß es mit dieſer Verheißung ſo ernſt gemeint war, wie mit dem Verſprechen, das er noch am 1. Auguſt in Regensburg wiederholen ließ: ich werde nie mein Gebiet über den Rhein ausdehnen.

Zunächſt ward Deutſchland durch eine That aus ſeinem Schlummer aufgerüttelt, in der mit blutigen Zügen die neue Glückſeligkeit angedeutet war, welcher die Nation unter dem Rheinbunde entgegenging. Es war eine Schrift erſchienen, welche das Bonaparte'ſche Weſen bitter angriff und im Tone patriotiſchen Unwillens die neueſten Zuſtände Deutſchlands beſprach.†) Die Brochüre

*) Es wurden für ihn die Beſitzungen des Johanniterordens, die Herrſchaften Ortenburg, Tann und Weyhers mediatiſirt; ſein Contingent betrug 2000 Mann. S. Winkopp II. 291 ff.

**) S. die badiſche Verordnung (d. d. 25. Nov. 1806) über die Ritterſchaft, und die in ähnlichem Sinne gehaltene bairiſche (d. d. 31. Dec. 1806) bei Winkopp II. 85. 218 ff. Die bairiſche Declaration über die Verhältniſſe der Mediatiſirten (d. d. 19. März 1807) ebendaſ. II. 372.

***) A. a. O. I. 240 ff.

†) „Deutſchland in ſeiner tiefen Erniedrigung. 1806." 144 S. Als Verf. iſt ſpäter (ſ. Allg. Zeit. 1841. S. 21) Pelin genannt, ein Beamter, der nachher in bair. Dienſten ſtand. In dem Exemplar, welches die Münchner Hofbibl. beſitzt, iſt beigeſchrieben: „Verfaſſer: Julius Graf von Soden". Die Schrift iſt

war an sich nicht bedeutend; sie mochte aber damals bedenklich erscheinen und hatte wahrscheinlich den besonderen Groll der Bonaparte'schen Schergen auf sich geladen, weil sie die Ausschweifungen und Gewaltthaten der französischen Armee in Süddeutschland schonungslos angriff. Mehrere Buchhändler, namentlich Johann Philipp Palm, Inhaber der Stein'schen Buchhandlung zu Nürnberg, dann der Kaufmann Schoderer von Donauwörth wurden beschuldigt, die Schrift verbreitet zu haben. Da dieselbe bisher nicht verboten und nicht verfolgt war, konnte man aus der Versendung einem Buchhändler in keinem Falle ein Verbrechen machen, zumal nicht einmal zu beweisen war, daß die Versender von dem Inhalt der Brochüre genaue Kenntniß hatten. Indessen es sollte ein schreckendes Exempel statuirt werden, gemäß der politischen Moral, die Napoleon seinem Bruder in den angeführten Briefen als die zweckmäßigste für Calabresen und Lazzaronis anempfohlen hatte. Rasch wurden sechs Angeklagte einer außerordentlichen Militärcommission in Braunau überwiesen, die vom Kaiser ganz bestimmten Befehl hatte, einen Justizmord zu vollziehen.*) Uebereilt und formlos, mit einer Brutalität, die an die Zeiten des Revolutionstribunals erinnerte, wurden sämmtliche Angeklagte zum Tode verurtheilt (25. Aug.). Es waren von ihnen nur Palm und Schoderer anwesend; der Letztere wurde begnadigt, der unglückliche Palm den Tag nach der Verurtheilung am 26. Aug. erschossen. Derselbe hatte in gutmüthigem Vertrauen den anfangs gehegten Fluchtplan wieder aufgegeben, weil er sich im Gefühl seiner Unschuld und als Bürger einer ehemaligen Reichsstadt, die eben dem mächtigsten Souverän des Rheinbundes zufiel, auf deutsche Gerichte verließ; sein Schicksal zeigte, in welch kläglicher Ohnmacht und Knechtschaft diese neue Souveränetät gebunden lag. Es war eine Inauguration des Rheinbundes, deren Früchte nicht verloren waren. Napoleon wollte schrecken; er erbitterte nur. Alle Welt sah mit Abscheu auf die feile Dienstwilligkeit der Officiere,

---

neu abgedruckt in der „Biographie des Johann Philipp Palm, Buchhändler zu Nürnberg. München 1842."

*) S. die Schreiben Berthiers bei Mathieu Dumas XV. 400. 401. „Die Absicht des Kaisers ist, schrieb er unter andern an Soult, daß die Schuldigen in 24 Stunden verurtheilt und hingerichtet werden".

die sich zum Mord hergaben; das mannhafte und gottergebene Benehmen Palms, die rohe Brutalität seiner Henker war in Aller Munde, der Bonapartismus hatte Deutschland seinen ersten Märtyrer gegeben. Unser bürgerliches Stillleben, das sich so gern gegen die unbequeme Außenwelt scheu verschloß, fühlte sich zum ersten Male gewaltig aufgeregt, seit man die ruhigen Bürger aus ihren Häusern holte und durch Schreckenstribunale zum Tode verurtheilen ließ. Die Erpressungen der Fremden, ihre Polizei, Spionage, die Brieferöffnungen wurden erst jetzt recht lebhaft empfunden, seit Napoleon anfing, an diesem stillen, gelehrten, contemplativen Volke die Mittel jakobinischen Schreckens zu versuchen.

Aber noch war die äußerste Gränze deutscher Erniedrigung nicht erreicht.

Sechster Abschnitt.

Jena und Auerstädt.

Bis in die letzten Tage des Jahres 1805 schien, aller Schwächen und Mißgriffe ungeachtet, die moralische Macht Preußens zwar geschwächt, aber doch nicht so sehr erschüttert, daß nicht ein rascher, muthiger Entschluß das Verlorene wieder einholen konnte. Seit der Niederlage Oesterreichs und der allmäligen Unterwerfung des deutschen Südens und Westens unter Frankreich hafteten die letzten Hoffnungen deutscher Patrioten auf Preußen. Aber die Ereignisse seit dem December, die Verträge von Schönbrunn und Paris, die Demüthigung, die Preußen in der Form eines Bündnisses von Bonaparte auferlegt ward, die Reihe kleiner Kränkungen und Rücksichtslosigkeiten, welche der Staat Friedrichs des Großen von England wie von Frankreich, von Schweden wie von den rheinbündischen Vasallen Napoleons lautlos hinnehmen mußte — das zuerst hatte den Glauben an die Macht dieses Staates bis in die Grundfesten erschüttert. Die Franzosen sagen uns, an dem Tage, wo Friedrich Wilhelm III. den Februarvertrag nicht gutheißen wollte und ihn doch auch nicht mehr verwerfen konnte, sei die preußische Monarchie des großen Königs wieder zum Rang des brandenburgischen Kurstaates herabgestiegen; in Preußen und in Deutschland selbst war unter allen Männern von Ehre und Vaterlandsliebe das gleiche Bewußtsein jetzt wach geworden.

Noch ahnte im Lande Niemand, wie morsch die überlieferten Formen des alten Staates waren. Daß jene preußische Nüchternheit und Strenge früherer Zeiten, namentlich in der Hauptstadt, verderblicher Frivolität und Genußsucht gewichen, daß die alte Zucht und der uneigennützige Eifer Aller für das Gesammtwohl gelähmt, auch die unbestechliche Redlichkeit der Verwaltung vielfach in Verderbtheit umgeschlagen war, konnte wohl den Einsichtigen schon seit Jahren nicht mehr verborgen sein; jene Frische und Elasticität, die den alten preußischen Staat weit über das Maß seiner materiellen Kräfte gehoben hatte, ward von scharfsichtigen Patrioten seit lange vermißt. Auch die Mängel der Regierungsmaschine, die Erschlaffung der Administration, die ungleichen Lasten, die auf dem Volke drückten, waren nicht unbekannt geblieben; selbst über das Heer und seine Unübertrefflichkeit hatten wenigstens Einzelne eine andere Meinung, als die, welche die geläufige und allgemeine war. Aber doch hatte Niemand eine Ahnung davon, wie tief der Rost den alten Mechanismus angegriffen, wie stumpf das Volk war, wie machtlos und vereinzelt inmitten dieser allgemeinen Stockung aller gesunden Kräfte das Regiment dastehen mußte, wenn einst die unvermeidliche Stunde des Kampfes kam. Hätte man von dem Umfange des Verfalles, wie ihn nachher eine furchtbare Katastrophe enthüllte, eine annähernde Vorstellung gehabt, so konnte es seit Februar 1806 nur eine Politik in Preußen geben: durch rückhaltlose Nachgiebigkeit an Bonaparte den äußeren Frieden zu erkaufen, damit man Zeit gewinne zur inneren Umgestaltung des alten Staates. Aber weil sie die eigene Schwäche nicht kannten, ertrugen Viele und gerade die Besten die demüthigende Freundschaft Napoleons nur um so widerwilliger und sahen mit Ungeduld einem Bruche entgegen, dessen ganze Bedeutung erst der kurze Todeskampf der alten Monarchie ganz klar machen sollte.

Daß der Vertrag vom 15. Februar nur einen faulen Frieden hergestellt, verbargen selbst Haugwitz und Lucchesini nicht; sie selber wollen, nach ihren späteren Versicherungen, damals die Meinung gehabt haben: man hätte den Vertrag verweigern müssen, wenn nur die Armee noch gerüstet gewesen wäre. „Nach meiner Rückkehr nach Berlin, erzählte nachher Haugwitz, erklärte ich dem König ohne Hehl, daß ich durch diese Reise nichts gewonnen

hätte als eine letzte beklagenswerthe Frist; daß weder der Friede noch der Vertrag von Paris sechs Monate lang dauern könnten; daß es uns obläge, uns auf den Krieg vorzubereiten und die erste beste Gelegenheit zu ergreifen, unserem vorgeblichen Alliirten, der keine andere Absicht habe, als uns zu unterwerfen und zu vernichten, zuvorzukommen."*) Gewiß ist, daß dies die Meinung aller ehrliebenden und patriotischen Männer in Preußen war; selbst die ihm so verderblich gewordene Friedensliebe des Königs hatte sich noch nie so ernst mit dem Gedanken eines unvermeidlichen Krieges vertraut gemacht, als seit dem Februarvertrag und den Umständen, von denen er begleitet war. Männer wie Stein dachten jetzt zunächst daran, die Regierungsmaschine zu bessern, die unzweifelhaft eine der Ursachen des Verfalles war. Denn nur bei einer Organisation, die das Ministerium niemals als eine Gesammtheit erscheinen ließ und dessen Meinung einem Uebergewicht unwürdiger Schreiber, der Cabinetsräthe des Königs, unterstellte, nur bei einer Einrichtung, die einem Individuum wie Lombard, der in diesem Augenblick offener Spion des französischen Gesandten war, alle Einsicht und einen Theil der Leitung der äußeren Politik zuließ, war es möglich, daß im Namen eines Königs, wie Friedrich Wilhelm III. war, und unter der Verantwortlichkeit eines Ministeriums, in welchem Stein und Hardenberg saßen, Dinge geschehen konnten, wie die traurigen Vorgänge vom November 1805 bis zum Januar 1806. Drum suchte Stein zunächst in einer Denkschrift, die er zu Ende April verfaßte und an die Königin brachte,**) das Verderbliche der bestehenden Einrichtung und die Nothwendigkeit einer neuen dem Monarchen darzulegen. Er schilderte die Macht des Cabinetsraths, der in

*) S. Gentz Schriften von Schlesier II. 211. Auch Lombard erklärte später Gentz (ebendas. S. 248): „Von Monat zu Monat konnte ich die wachsende Wahrscheinlichkeit des Krieges berechnen, besonders seit dem Ende des vorigen Jahres. Nur durch allerhand Pfiffe und Kniffe sind wir diesem bisher entgangen". Zu diesen Kniffen und Pfiffen gehörte es wohl auch, daß L. dem französischen Gesandten treu Bericht abstattete über alle Cabinetsberathungen, ihm sogar die Abstimmungen der Minister nannte und dafür von Laforest in Paris zu einer öffentlichen Belohnung empfohlen ward. S. Pertz Steins Leben I. 323.

**) S. Pertz a. a. O. 328. 330 ff.

allen wichtigen Angelegenheiten die letzte Entscheidung gebe und doch unverantwortlich sei, da er sich durch den Schild des königlichen Namens decke; er wies darauf hin, wie damit jede Einheit des Ministeriums unverträglich sei, das Ehrgefühl der höchsten Staatsbeamten durch diese Abhängigkeit von Subalternen gekränkt, der Pflichteifer dadurch geschwächt, der Dienstgehorsam ihrer Untergebenen untergraben werde. Er vermißte bei der bestehenden Cabinetseinrichtung sowol gesetzliche Verfassung als Verantwortlichkeit, genaue Verbindung mit den Verwaltungsbehörden und Theilnahme an der Ausführung; aber viel bedenklicher als die Einrichtung schienen ihm die Personen, aus denen das Cabinet gebildet war. „Der Geh. Cabinetsrath Lombard, sagt er, ist physisch und moralisch gelähmt und abgestumpft, seine Kenntnisse schränken sich auf französische Schöngeisterei ein, die ernsthaften Wissenschaften, die die Aufmerksamkeit des Staatsmannes und des Gelehrten an sich ziehen, haben diesen frivolen Menschen nie beschäftigt. Seine frühzeitige Theilnahme an den Orgien der Rietz'schen Familie, seine frühe Bekanntschaft mit den Ränken dieser Menschen haben sein moralisches Gefühl erstickt und an dessen Stelle eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen das Gute und Böse gesetzt. In den unreinen und schwachen Händen eines französischen Dichterlings von niederer Herkunft, eines Roué's, der mit der moralischen Verderbtheit eine gänzliche physische Lähmung und Hinfälligkeit verbindet, der seine Zeit in dem Umgang leerer Menschen mit Spiel und Polissonerien vergeudet, ist die Leitung der diplomatischen Verhältnisse dieses Staates in einer Periode, die in der neueren Staatengeschichte nicht ihres Gleichen findet." Drum verlangte Stein nicht nur eine neue Einrichtung, deren Grundzüge er vorzeichnete, sondern eine Entfernung der Personen in dem Cabinet und des mit ihnen affiliirten, durch sie gestützten Grafen Haugwitz. „Die neueren Ereignisse, sagte er, wo wir feierlich sanctionirte Verträge im Augenblick der Erfüllung umgangen und bald darauf umgestoßen haben, sind ein fürchterlich belehrendes Beispiel, wie nothwendig es ist, Personen zu ändern, wenn man Maßregeln ändern will. Die neue Staatsverwaltung kann auch nur durch die Entfernung der Mitglieder der alten Zutrauen erlangen, da diese in der öffentlichen Meinung sehr tief gesunken und zum Theil mit Verachtung gebrandmarkt sind. Sollten Se. k. M. sich nicht

entſchließen, die vorgeſchlagenen Aenderungen vorzunehmen, ſollten Sie fortfahren, unter dem Einfluß des Cabinets zu handeln, ſo iſt es zu erwarten, daß der preußiſche Staat entweder ſich auflöſt oder ſeine Unabhängigkeit verliert, und daß die Achtung und Liebe der Unterthanen ganz verſchwinden. Die Urſachen und die Menſchen, die uns an den Rand des Abgrunds gebracht, werden uns ganz hineinſtoßen; ſie werden Lagen und Verhältniſſe veranlaſſen, wo dem redlichen Staatsbeamten nichts übrig bleibt, als ſeine Stelle, mit unverdienter Schande bedeckt, zu verlaſſen, ohne helfen zu können, oder an den ſich alsdann ereignenden Verworfenheiten Theil zu nehmen. Wer mit Aufmerkſamkeit die Geſchichte der Auflöſung Venedigs, des Falles der franzöſiſchen und ſardiniſchen Monarchie lieſt, der wird in dieſen Ereigniſſen Gründe finden zur Rechtfertigung der traurigſten Erwartungen."

Die prophetiſche Warnerſtimme hat alſo dem alten preußiſchen Staate kurz vor ſeinem Umſturz nicht gefehlt; aber es bedurfte herberer Erfahrungen, bis man ſie verſtand und ihren Rathſchlägen Gehör gab. Der Schritt Steins war ungewöhnlich, erſchien wie ein Verſtoß gegen die Disciplin des Militär- und Beamtenſtaates, ward vom König ſelbſt als eine zudringliche Einmiſchung unangenehm empfunden. Er glaubte, auch ohne eine neue Organiſation der Regierung ließe die Kriſis ſich abwenden. Eine Sendung des Herzogs von Braunſchweig nach Petersburg ſollte den Czaren einmal über die Geſchichte der preußiſchen Politik ſeit dem Novembervertrag ins Klare ſetzen, dann ihn beſtimmen, ſich Napoleon mit Friedensanträgen zu nähern. Die Herſtellung des Friedens auf dem Feſtlande, die Entfernung der franzöſiſchen Heere aus dem deutſchen Gebiet erſchien als der ſicherſte Weg, den drohenden Zuſammenſtoß zu vermeiden und Preußens peinliche Lage, ſeine Iſolirung von allen alten Verbündeten, ſeine unfreiwillige Verknüpfung mit einem Alliirten, der ſich als übermüthigen Herrn geberdete, mit der Zeit zu verbeſſern.

Indeſſen folgte aber eine Demüthigung der andern. Kaum war der Februarvertrag unter kränkenden Formen vollzogen, ſo nahm der neue Großherzog von Berg die Abteien Elten, Eſſen und Werden als zu Cleve gehörig in Anſpruch; ſie waren bei dem Theilungsplane von 1802—1803 an Preußen gefallen, wurden zwar zum Verwaltungsgebiet von Cleve geſchlagen,

bildeten aber nach wie vor besondere Gebiete, die mit Cleve nichts gemein hatten. Der Schwager Bonaparte's griff, ungeachtet der preußischen Einsprache, zu; die Civilbeamten protestirten, das Militär unter Blüchers Commando machte Miene, den bedrohten Besitz gewaltsam zu behaupten. Wochen lang lagen Ende März und bis in die Mitte April preußische und französische Truppen dicht neben einander und es schien zum ernsten Conflict zu kommen; allein Preußen, das um größerer Dinge willen nicht zu den Waffen gegriffen, gab auch hier am Ende nach. Es dauerte nicht lange, so wurde die an Berg abgetretene Festung Wesel mit der 25. französischen Militärdivision vereinigt (25. Juli). Die persönlichen Schreiben des Königs blieben von Napoleon unbeantwortet; die Umwandlung Hollands in ein Bonaparte'sches Königreich erfuhr Preußen aus dem Moniteur. Wenige Wochen später folgte die Stiftung des Rheinbundes. Seit Friedrich II. war in Deutschland keine nennenswerthe Veränderung des Gebietes oder der Verfassung erfolgt ohne den preußischen Einfluß; jetzt ward ein Drittheil Deutschlands zum Vasallendienst gegen Frankreich verpflichtet, das engverbundene oranische Haus beeinträchtigt, die verschwägerte Taris'sche Familie mediatisirt — und Preußen erhielt darüber die erste bestimmte Nachricht durch die officiellen Eröffnungen, die am 1. August am Regensburger Reichstage gemacht wurden. Zwar schien Bonaparte geneigt, diese bittere Pille dadurch zu versüßen, daß er Preußen die Abschließung eines ähnlichen norddeutschen Bundes vorschlug, aber es zeigte sich bald, daß dies nur der Anlaß ward zu einer noch schmerzlicheren Kränkung.

Indessen deuteten in der großen europäischen Politik manche Symptome auf einen allgemeinen Frieden. Der unversöhnlichste Gegner Bonaparte's, William Pitt, war am 24. Jan. 1806 gestorben; man konnte wohl sagen, der Ausgang der Coalition, die sein Werk gewesen, hatte ihm das Herz gebrochen. In dem neuen Ministerium übernahm Fox die Leitung des Auswärtigen, also der Mann, der seit zwei Jahrzehnten die Opposition gegen Pitt geleitet und dessen Meinung über die Revolution wie über Bonaparte diese ganze Zeit hindurch zur officiellen britischen Politik im schroffsten Gegensatze gestanden hatte. Auch Fox hörte darum nicht auf Engländer zu sein und die Franzosen waren in arger Täu-

ſchung befangen, wenn ſie meinten, er werde aus Vorliebe für ſie irgend ein nationales Intereſſe preisgeben; vielmehr konnte gerade ſeine Verwaltung dazu dienen, aller Welt zu beweiſen, daß es für die Engländer im Verhältniß zur Bonaparte'ſchen Politik keinen Parteiunterſchied mehr gab; Pitt oder For, Tory oder Whig konnten hier bald nur eine Meinung hegen. Aber For war wenigſtens geneigt, die Probe zu machen, ob ein aufrichtiger Friede mit dem franzöſiſchen Kaiſerreiche herzuſtellen ſei; und ſeine Antecedentien erleichterten ihm einen ſolchen Verſuch. Daß er nicht in den herben Ton der Kreuzzugspredigten gegen Frankreich, wodurch ſich die Tories bemerkbar gemacht, einſtimmte, hatte ihm den Ruf eines Franzoſenfreundes erworben; er hatte zur Zeit der kurzen Friedensperiode Frankreich beſucht und war vom erſten Conſul mit Auszeichnung aufgenommen worden, wenn gleich deſſen Schmeicheleien ihn über das eigentliche Ziel der Bonaparte'ſchen Politik ſchon damals nicht täuſchten*).

Doch bahnte dies Alles die Brücke zu friedlichen Eröffnungen, die gleich in den erſten Wochen des Whigminiſteriums angeknüpft worden waren. Von allgemeinen Friedensanträgen kam man zur Beſprechung der Formen und Bedingungen; ein vornehmer Engländer, der gezwungen worden war in Frankreich zu bleiben, Lord Yarmouth, übernahm dabei die Rolle des Unterhändlers. In dieſen Unterhandlungen ſtellte ſich freilich von Anfang an der Gegenſatz heraus: Napoleon wollte mit England geſondert unterhandeln und abſchließen, ſeine Alliirten von ihm trennen, überhaupt die Angelegenheiten des Feſtlandes als etwas behandeln, das die britiſche Politik nichts anginge — während For ebenſo entſchloſſen war wie Pitt, auf ſolche Zumuthungen niemals einzugehen. Wir können hier in das Detail dieſer Unterhandlung nicht eingehen; genug, dieſer Gegenſatz, den die Bonaparte'ſche Diplomatie durch allerlei Künſte und Kniffe vergeblich zu verwiſchen ſuchte, blieb unvermittelt und drohte von Anfang an, den Erfolg der ganzen Verhandlung zu gefährden**).

---

*) S. Historical memoir of a mission to the Court of Vienna in 1806. By the Rh. Hon. Sir Robert Adair. London 1844. S. 33. 34. 39. 40.

**) S. Adair a. a. O., deſſen Berichte hier um ſo dankenswerther ſind, als die Bonaparte'ſche Geſchichtſchreibung, namentlich Bignon, ſich hier mit den

Die Beſprechungen, die Talleyrand mit Lord Yarmouth pflog, hatten aber wenigſtens die Bedeutung, die Napoleoniſche Politik genauer zu beleuchten. Um die Bourbons für Neapel zu entſchädigen, wies der franzöſiſche Miniſter auf die — Hanſeſtädte hin. Der arbeitſamen und braven Bevölkerung an der Weſer, Elbe und Trave ſollte ein König aufgedrungen werden, der die Bildung und die Gewohnheiten eines neapolitaniſchen Lazzarone hatte! Und zwar in dem nämlichen Augenblicke, wo die Hanſeſtädte von Paris aus abgemahnt wurden, einem norddeutſch-preußiſchen Bündniſſe beizutreten, „weil der franzöſiſche Kaiſer ihre Unabhängigkeit in beſonderen Schutz nehmen wolle." Auch über die bedenklichſte Schwierigkeit einer Ausgleichung mit England kam die Bonaparte'ſche Politik leicht hinweg. Als Lord Yarmouth vor Allem eine Erklärung wegen Hannovers verlangte, beruhigte ihn Talleyrand mit der Verſicherung: „Hannover werde keine Schwierigkeit machen*)". Auf das weitere Bedenken des Engländers, es möchten dann vielleicht die Hanſeſtädte Preußen als Erſatz zugeworfen werden, ward von franzöſiſcher Seite erwiedert: mit Fulda, Hoya und einigen andern unbedeutenden Brocken werde man die Preußen ſchon abfinden. Nach Berlin aber ließ Napoleon ungefähr um dieſelbe Zeit ſchreiben (11. Juli), Preußen möge ſich nur bereit halten zum Kampfe gegen England, daſſelbe verlange Hannover zurück; ein Verlangen, dem er nie entſprechen werde**). Wie gering mußte Napoleon ſchon von Preußen denken! Es prägt ſich in dieſen Verhandlungen ein Uebermuth der Perfidie und ein Leichtſinn in der Doppelzüngigkeit aus, der nur damit erklärt werden kann, daß man auf die

---

Waffen der Sophiſtik nicht begnügt, ſondern geradezu zur Fälſchung gegriffen hat.

*) Yarmouth hatte die Reſtitution Hannovers als eine Vorbedingung jeder weitern Unterhandlung bezeichnet und darüber eine beſtimmte Antwort verlangt. M. Talleyrand, berichtet er in einem Schreiben an Fox vom 13. Juni, then broke off the conversation, desiring me to return the third day after. At the expiration of this time I waited upon him again, when he informes me, that considering the extreme stress which appeared to be laid upon this point, Hanover should make no difficulty. S. Cobbetts parliamentary debates. T. VIII 109. Vgl. ebendaſ. S 127. Die Depeſche vom 24. Juli.

**) S. Lefebvre II. 320.

Enthüllung dieses Spieles und den Bruch mit Preußen keinen Werth mehr legte.

Wollte die französisch-britische Verhandlung alles lebhaften Verkehrs ungeachtet in der Sache nicht wesentlich vorwärts schreiten, so schien es Napoleon an einer anderen Stelle um so besser zu gelingen, seine Gegner zu spalten und mit ihnen gesondert zu verhandeln. Rußland sah sich von zwei Seiten zum Frieden gedrängt. Einmal sah es Oesterreich gern, wenn der Czar die Bucht von Cattaro räumte, denn ihre Wegnahme diente der Bonaparte'schen Politik als Vorwand, Braunau fortwährend besetzt zu halten, Süddeutschland mit Truppen zu erfüllen und Oesterreich fortwährend auf's Neue zu bedrängen. Nun kam als Abgesandter Preußens auch der Herzog von Braunschweig nach Petersburg und rieth zum Frieden, damit der preußischen Politik etwas Luft gemacht werde. Man nahm dort wohl anfangs die Miene an, über die Wandlungen des Berliner Cabinets seit November 1805 verstimmt zu sein, aber es scheint doch, als wenn es in Petersburg mit dem Kriegseifer nicht mehr recht Ernst gewesen sei. Wenigstens gab der Czar dem Friedensverlangen, das von Berlin und Wien an ihn kam, schleunig nach und schickte den Staatsrath Oubril nach Paris, um über den Frieden zu verhandeln. Die Weisungen, die man ihm mitgab, deuteten sogar auf den Entschluß Rußlands, ohne seinen britischen Verbündeten Frieden zu schließen. Freilich war der russische Gesandte in London, Strogonoff, von Allem, was geschah, unterrichtet und verhandelte wieder seinerseits mit dem englischen Ministerium, so daß in der Sache das britisch-russische Einverständniß fortdauerte*). Aber in der Form hatten die Franzosen erreicht, daß der russische Unterhändler, der jetzt im Juli zu Paris sein Geschäft begann, mit den Franzosen gesondert unterhandelte. Sie machten sich die Trennung zu Nutze, um den russischen Diplomaten durch eine Reihe ganz niedriger Kniffe zur Unterzeichnung eines Vertrages halb zu beschwatzen, halb zu nöthigen, den in Petersburg nur eine ebenso treulose wie kurzsichtige Politik hätte gutheißen können. Es wurde erst mit der Aussicht auf eine polnische Krone für den Bruder des Czaren

*) S. die Actenstücke in den Lebensbildern aus dem Befreiungskriege III. 206 ff.

geſchmeichelt, dann im Moniteur gegen Rußland gedonnert, trotzig auf den Abſchluß des Rheinbundes hingewieſen, die Bedingungen, die man früher gemacht, zurückgenommen, und wie im vollen Ernſt damit gedroht, von Dalmatien und vom Inn aus geraden Weges auf Wien loszurücken und Oeſterreichs „Treuloſigkeit" zu züchtigen. Der ruſſiſche Unterhändler erlag dieſer niedrigen Taktik; um, wie er an Strogonoff ſchrieb, „Oeſterreich zu retten," unterzeichnete er am 20. Juli einen Vertrag, von dem ihm ſein eigenes Bewußtſein ſagte, daß er ſeinen Inſtructionen widerſprach. Auch der britiſche Bevollmächtigte, Lord Yarmouth, ward unter dem Eindrucke dieſes angeblichen Abfalles Rußlands nachgiebiger, und es ſchien der Bonaparte'ſchen Politik wirklich zu gelingen, die Verbündeten zu trennen und mit jedem beſondere Verträge einzugehen*). Aber ſie hatte mit ihren unwürdigen Künſten doch nur die Unterhändler, nicht die Regierungen getäuſcht; For willigte in die Nachgiebigkeiten ſeines Bevollmächtigten nicht ein, und in Petersburg, wo eben Baron Budberg, ein entſchiedener Gegner Napoleons, das auswärtige Miniſterium übernommen, ward der Oubrilſche Vertrag ohne Zögern verworfen.

Dieſe diplomatiſche Epiſode veranſchaulicht beſſer als Alles Preußens troſtloſe Lage. Noch wußte man in Berlin nicht, daß Napoleon zugleich den Engländern Hannover, den Ruſſen Preußiſch-Polen in Ausſicht geſtellt und die Hanſeſtädte zu einer Bourboniſchen Entſchädigung beſtimmt hatte; aber auch was man nur bis Mai und Juni Alles erfahren, reichte hin, den Werth der aufgedrungenen Allianz mit Napoleon zu würdigen. Man war gefaßt auf einen Conflict, den die Wenigſten wünſchten, von deſſen Unvermeidlichkeit ſich aber allmälig die Meiſten überzeugten. Mit innerem Widerſtreben ließ man es zu dem Kriege mit Eng-

*) In dem Oubril'ſchen Vertrage vom 20. Juli war eine neue Probe Bonaparte'ſcher Perfidie gegen Preußen enthalten; es war darin feſtgeſetzt, Preußen ſolle bei einem Frieden mit Schweden nicht Schwediſch-Pommern als Opfer fordern. Nun war es aber die Napoleoniſche Diplomatie geweſen, die wiederholt den König von Preußen aufgefordert, ſich S.-Pommerns zu bemächtigen; noch am 10. Juli hatte Talleyrand ſich zu Lucheſini darüber geäußert (ſ. Höpfner I. 37), der König wollte es nicht — und jetzt ſchob ihm Napoleon in dem ruſſiſchen Vertrage ein Gelüſte unter, das er trotz Bonaparte'ſcher Lockungen beharrlich abgewieſen hatte!

land kommen, und der preußische Gesandte blieb auch nach dem offenen Bruche in London, gleichsam zum Beweis, wie unsicher die bestehende Verbindung mit Frankreich und der Krieg mit England erscheine. Man suchte Rußland zum Frieden zu bestimmen, damit der drohende Conflict sich wenigstens verzögere; man tastete nach neuen Verbindungen, um aus einer Lage herauszukommen, die schlimmer war als völlige Isolirung, denn man fühlte sich an einen Verbündeten gekettet, dessen Uebermuth und Haß sich offenbar Preußen zum Opfer ausersehen hatte.

Eine flüchtige Aussicht auf friedliche Ausgleichung schien sich gegen Ende Juli zu bieten. Zwar stand eben jetzt durch die Gründung des Rheinbundes Preußen eine neue Demüthigung bevor, allein man vergaß diese über der freundlich klingenden Aufforderung Bonaparte's, einen norddeutschen Bund unter preußischem Vorsitz zu schließen, oder, wie die Franzosen sich lockend ausdrückten, ein norddeutsches Kaiserthum zu gründen. Bereitwillig ward diese Aussicht in Berlin ergriffen, zunächst weil man darin ein Pfand des Friedens und eine Bürgschaft dafür erblickte, daß Napoleon sein System der Demüthigung aufgeben wolle. Schwerlich hat der französische Kaiser mehr damit beabsichtigt, als durch diese Lockspeise jeder Beschwerde über den Rheinbund von vornherein zu begegnen, vielleicht für den Fall, daß die übrigen politischen Conjuncturen Preußen neue Opfer zumutheten, es auf diese Weise abzufinden.

Der Gedanke eines norddeutschen Bundes war in Berlin bereits einige Wochen vor der französischen Aufforderung angeregt worden*). Was alle Welt vermuthete, daß die Umgestaltung des deutschen Südens und Westens in ein Napoleonisches Bündniß bevorstehe, davon war um die Mitte Juli auch nach Berlin eine sichere Nachricht gelangt; noch ahnte man freilich nicht, wie weit die Sache bereits gediehen war. Nur darüber konnte man klar sehen, daß die französische Politik auch bei den Höfen in Dresden und Cassel leise angeklopft hatte wegen des Beitrittes zu ihrem Bunde, und daß sowol bei Sachsen wie bei Kurhessen, seit der neuen Souveränetät und den Königskronen des Preßburger Frie-

*) S. über das Folgende die Actenstücke bei W. A. Schmidt Gesch. der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen. Berlin 1851. Zweite Abtheilung.

dens, es nicht allzuschwer sein mochte, mit einem gleichen Köder die Hinneigung an Frankreich zu gewinnen. Darum entschloß sich das preußische Cabinet, um solchen Gefahren vorzubeugen, sich der Zustimmung zunächst Hessens und Sachsens für einen „engen Verband" zu versichern, dessen Zweck „kein anderer sein sollte, als Erhaltung der eigenen Existenz und Zusammenstellung aller Mittel zu diesem Zwecke;" es dachte daran, für das mittlere und nördliche Deutschland eine bundesstaatliche Ordnung aufzurichten, welche den besseren Einrichtungen des aufgelösten Reiches nachgebildet wäre. Man rechnete auf ein Gebiet von 4196 Quadratmeilen mit mehr als neun Millionen Einwohnern (natürlich ohne die außerdeutschen Besitzungen Preußens), dachte etwa zu Hildesheim den Reichstag dieser Union aufzurichten, Preußen eine ähnliche Stelle darin einzuräumen, wie dem Kaiser im alten Reiche, Sachsen und Hessen mit gewissen Vorrechten zu dotiren, die Polizei-, Gerichts- und Militärverfassung in einem einheitlichen Sinne zu bestellen und das Unwesen der bunten Contingente dadurch zu beseitigen, daß die kleineren Stände ihr Conscriptionsrecht an die größeren überließen. Die Hansestädte sollten von jeder Kriegslast frei bleiben und für den Schutz ihrer Neutralität einen verhältnißmäßigen Beitrag zur Bundeskasse bezahlen. Von diesem Bunde unabhängig war dann der Plan einer engen Allianz mit Sachsen und Hessen, der zu gleicher Zeit betrieben werden sollte. Man hatte eben nach Cassel geschrieben und war im Begriffe, den Grafen Götzen mit einer Instruction in diesem Sinne nach Dresden abzusenden (24. Juli), als der französische Gesandte die Mittheilung machte: der Rheinbund sei abgeschlossen. Noch in den letzten Tagen des Monats kamen denn auch Nachrichten von Lucchesini aus Paris, worin die französische Aufforderung, Preußen möge einen norddeutschen Bund abschließen, berichtet war*).

Wir erinnern uns, wie schwer es früher einem Manne wie Friedrich II. geworden ist, mit dem Fürstenbunde zum Ziele zu kommen; und doch handelte es sich damals nur um einen Bund zu einem bestimmten Zwecke, der die Interessen aller Dynastien gleichmäßig berührte. Jetzt sollte das Bündniß zugleich den Cha-

*) S. den ersten Entwurf der Union bei Schmidt S. 434 ff. Ueber die französischen Aufforderungen ebendas. S. 449 f.

rakter einer staatlichen Organisation an sich tragen, die Lücke ausfüllen, die durch die Auflösung des deutschen Reiches entstanden war. Die dynastischen Prätensionen der Vergrößerung, der Souveränetät, das Gelüste nach Erhöhung der Titel und Würden waren aber seit den jüngsten Umwälzungen ungemein gewachsen, und es war diesmal nicht die Staatskunst Friedrichs II., sondern die Politik von Haugwitz, die es über sich nehmen wollte, in dies bunte Getreibe von Sonderinteressen Einheit und Zusammenhang zu bringen. So war es denn auch ganz bezeichnend, daß Kurhessen gleich im ersten Augenblicke seine Bereitwilligkeit an die Bedingung knüpfte, einige benachbarte Gebiete, wie Lippe, Waldeck u. s. w. mediatisiren zu dürfen. Gab man diesem Wunsche nach, so war es unvermeidlich, daß auch Sachsen das Gleiche gewährt werden mußte. Indem aber die preußische Politik rasch neue Entwürfe machte, die sich dem fügten, und ihr Bemühen nicht sowol darauf ausging zu imponiren, als allen Wünschen gerecht zu werden, steigerte sie nur bei den Einzelnen den Preis ihrer Bereitwilligkeit. So war die Sache noch um keinen Schritt vorwärts gekommen, als in den ersten Augusttagen die officielle Auflösung des alten Reiches und die Abdankung des letzten deutschen Kaisers die doppelte Mahnung gab, mit der Ausführung der norddeutschen Union keinen Augenblick zu zögern.

Aber in demselben Moment trat eine Wendung der preußischen Politik ein, auf die eben noch Niemand gefaßt gewesen war. Die preußischen Staatsmänner selbst hatten an die Aufrichtigkeit der Napoleonischen Aufforderung zum norddeutschen Bunde geglaubt und darin gern ein Zeichen freundlicherer Gesinnung des Imperators erblickt. Da traf am 7. August eine Depesche Lucchesini's in Charlottenburg ein, die alle diese friedlichen Illusionen mit einem Male zerstörte. Bei einem fröhlichen Gastmahl hatte Lord Yarmouth die absichtliche Indiscretion begangen, dem preußischen Gesandten offen zu sagen, daß Napoleon die Rückgabe Hannovers den Engländern ohne Bedenken versprochen habe. Bis jetzt war der schlaue spürende Italiener über das, was in Paris verhandelt ward, so vollkommen im Dunkeln gewesen, daß ihn diese Neuigkeit um so peinlicher überraschte. Gern glaubte er jetzt, was man ihm von anderer Seite zutrug: daß Talleyrand zugleich den Russen die Aussicht auf ein Stück von preußisch Polen

eröffnet habe. Nun müſſen wir uns erinnern, was vorausgegangen war: die Reihe einzelner Kränkungen, die man wohl ſtillſchweigend ertragen, aber nicht verſchmerzt hatte. In Murats Umgebung ſprach man von bevorſtehenden Vergrößerungen des Großherzogthums Berg, natürlich auf preußiſche Koſten; in den franzöſiſchen Hauptquartieren ſprachen die Generale, nicht etwa nur Augereau, ſondern auch ſchlaue Leute, wie Bernadotte, laut und öffentlich von dem bevorſtehenden Siegszuge gegen Preußen. Die Aufregung darüber war bis an den Hof gedrungen; angeſehene Staatsmänner theilten den Zorn, den der Prinz Louis Ferdinand gegen Haugwitz und ſeine Politik ausſprudelte; die Bevölkerung, wenigſtens der Reſidenz, von dem tonangebenden Militär mit fortgeriſſen, legte in unzweideutigen Demonſtrationen ihre Erbitterung über die Politik an den Tag, zu der Preußen ſeit dem Februarbündniſſe gedemüthigt war. In dieſe gährenden Stimmungen fiel die Luccheſini'ſche Botſchaft und riß ſelbſt die Schüchternſten mit fort zu dem Gedanken, daß nun die letzte Stunde der Nachgiebigkeiten gekommen ſei. Es liegt aber in der Art ſolcher Perſonen und Maximen, wie die waren, welche die preußiſche Politik beſtimmten: nach einer Reihe von gröberen Kränkungen plötzlich bei einem minderen Anlaß aufzufahren und zu dem verzweifeltſten Entſchluſſe zu greifen. So war es nach der Verletzung des Ansbacher Gebietes geweſen; ſo war es auch jetzt. Der König entſchloß ſich zum Kriege mit Frankreich und verfügte am 9. Auguſt die Mobilmachung der ganzen preußiſchen Armee. Hardenberg ward wieder um Rath gefragt, er ſtimmte zu; auch Haugwitz wagte nicht, obwol mit innerem Widerſtreben, der allgemeinen Strömung zu trotzen. Aber es war nicht der freie Wille, der den Entſchluß eingab, oder die Einſicht, daß der rechte Moment jetzt gekommen ſei, ſondern ein Akt der Verzweiflung, der aus dem perſönlichen Ehrgefühl des Königs und dem Glauben entſprang: daß nun keine Wahl mehr bleibe, als die Schande oder der Kampf zum Aeußerſten. „Aus Liebe zum Frieden, hatte Prinz Louis einſt prophetiſch geſagt*), nimmt Preußen gegen alle Mächte eine feindliche Stellung an und wird einmal in derſelben von einer Macht ſchonungslos überſtürzt werden, wenn dieſer der Krieg gerade recht

*) S. Karl von Noſtiz' Leben und Briefwechſel S. 79.

iſt. Dann fallen wir ohne Hülfe und vielleicht auch gar noch ohne Ehre."

Die rechte Zuverſicht und Freudigkeit zum Kampfe war gerade bei den Beſonnenſten am erſten zu vermiſſen; ſie ließen ſich von der allgemeinen Aufregung zum Entſchluſſe des Krieges fortreißen, ſahen aber mit bangem Vorgefühl dem weiteren Verlauf entgegen. Der König ſelbſt theilte das Vertrauen in die Unbeſiegbarkeit des Heeres nicht, von dem ein Theil der Kriegsluſtigen erfüllt war. „Das kann nicht gut gehen, äußerte er nachher gleich in den erſten Tagen des Feldzuges, es iſt eine unbeſchreibliche Confuſion, die Herren wollen das aber nicht glauben und behaupten, ich wäre noch zu jung und verſtände das nicht. Ich wünſche, daß ich Unrecht habe"*). In der Umgebung des Monarchen blieben aber die Perſönlichkeiten, die jeden großen und kühnen Aufſchwung lähmen mußten; Haugwitz und Lombard fuhren auch jetzt noch fort, zum unwiederbringlichen Nachtheile Preußens, die auswärtige Politik zu leiten. Wir können uns denken, wie es Haugwitz zu Muthe war, als er nun, mit fortgeriſſen von der allgemeinen Strömung, in die Kriegspolitik einſtimmen mußte; ſeine vertraulichen Ergüſſe gegen den franzöſiſchen Geſandten klangen ganz anders, als der officielle Kriegseifer. In wehmüthigem Tone beklagte er es, daß der König durch das Zuſammentreffen ſo vieler widrigen Umſtände zu dem verhängnißvollen Entſchluſſe beſtimmt worden ſei, und gab dem franzöſiſchen Diplomaten nicht undeutlich zu verſtehen, daß es auch jetzt noch Zeit ſei für Napoleon, mit einem beruhigenden Worte die kriegeriſchen Meinungen zu beſchwichtigen**). Auch im Volke waren die Stimmungen nicht ſo kriegsluſtig, wie es die Außenſeite der Dinge vermuthen ließ. Wohl hallten die Berliner Zeitungen wieder von deutſchen Bardengeſängen; der „Freimüthige" verſicherte, nie habe ſich der kriegeriſche Geiſt höher und kräftiger offenbart als jetzt, und triumphirend ward berichtet, welch ſtürmiſcher Beifall im Theater die beziehungsreichen Stellen der „Jungfrau von Orleans" und „Wallenſteins" begleitet habe. Prahlend ward verkündet, daß der Kampf für „deutſche Nationalität, Sitte und Freiheit" jetzt erſt bevorſtehe

*) S. Henckel von Donnersmark, Erinnerungen aus meinem Leben. S. 44.
**) S. Lefebvre II. 344 ff.

und der Fuß der Fremden noch nie „den Boden der alten Katten, Cherusker und Sassen" betreten habe*). Dieser Lärm in der Presse, die drohenden Demonstrationen gegen die Lauen und Furchtsamen, das ganze Treiben, namentlich der jüngeren Officiere, müssen allmälig eine gewisse einschüchternde Macht geübt haben, wenigstens beriefen sich nachher die Haugwitz und Lucchesini darauf, es sei für besonnene Ueberlegung keine Stelle mehr gewesen, „der König hätte sich genöthigt gesehen, nachzugeben, um dem Geschrei und dem Lärm ein Ende zu machen, womit man ihn bestürmte**)." Es war diese plötzliche Exaltation freilich nur eine unvermeidliche Folge der bisherigen falschen Politik, über die sich der Unwille nun im ungünstigsten Momente auf das Unbesonnenste Luft machte. Wäre nur auch die Masse des Volkes von der Aufregung ergriffen gewesen, welche die Residenz ergriff; allein da lag Alles in dumpfer Apathie, die nur durch die gewaltigste Katastrophe erschüttert zu werden vermochte.

Man muß sich aber dabei erinnern, welche Macht im alten preußischen Staate die Meinung des Heeres ausübte. Es gränzt an's Unglaubliche, wie weit bisweilen der adelig-soldatische Uebermuth der Officiere ging, wie sie in ihren Garnisonsorten ausschließlich dominirten, welche Despotie und Gewaltthätigkeit sich da und dort ein commandirender General erlaubte, und wie kein Stand und keine Bildung, nicht Alter und nicht persönliche Ehrwürdigkeit kaum vor höhnischer Kränkung, geschweige denn vor der Geringschätzung schützte, die gegen alle Anderen an den Tag zu legen ein Privilegium des Soldatenrockes war***). In dieser selbstgenügsamen Abgeschlossenheit, fast außer Verkehr mit den Weltereignissen des letzten Jahrzehents, war die Armee um so eher in

*) S. Allg. Z. S. 1024. 1028. 1044. 1107. 1124.

**) S. Gentz' Schriften II. 303.

***) Einige charakteristische Züge, wie sich dies Soldatentreiben der alten Monarchie in der Provinz ausnahm, gibt Eylert aus eigener Anschauung, s. Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelms III. Bd. III. 1. S. 8 f. 29 ff. Der Ton im Kreise der Garde- und Gensdarmerieofficiere, namentlich von der Umgebung des Prinzen Louis, ist sprechend gezeichnet von einem der Eingeweihten, von K. v. Nostiz. Siehe dessen Leben und Briefwechsel S. 38 f. 56 ff. 74 ff.

der Gefahr, unbegränzter Selbstschätzung zu verfallen. Auch die Ereignisse von 1805 hatten diese Meinung nur wenig erschüttert; wenn bei Ulm und Austerlitz, hieß es, Preußen gewesen wären, hätte die Sache ganz anders geendet. Wir Preußen, hörte man einzelne Officiere sagen, wir haben Generale, die den Krieg verstehen, die von Jugend auf gedient haben; jene Schneider und Schuster, die erst durch die Revolution etwas geworden, können vor solchen Männern nur gleich davon laufen. Man schien nur von der einen Sorge ergriffen, es könnte das aufgehobene Schwert wieder zurückgehalten und die unvermeidliche Niederlage Bonaparte's durch einen faulen Frieden noch einmal abgewendet werden*). Der zuversichtliche Ton der Armee riß aber auch die Andern mit fort. Nur einzelne Besonnene erschreckte dieses Uebermaß des Selbstgefühls. „Es war, sagt Steffens**), nicht jene gesunde Begeisterung, die aus der frischen Fülle des Gemüthes hervorquillt; es war der beschränkte Uebermuth, welcher abgelebten, im langen Frieden verrosteten, ohne höheren kriegerischen Sinn überlieferten militärischen Formen eine zauberische Gewalt zuschrieb."

Wie arg die Täuschung über die Unüberwindlichkeit der Armee war, das ist neuerlich von sachkundigster Seite eben so unbefangen wie gründlich dargelegt worden***). Der berechtigte Respect vor dem großen König war, wie Höpfner sagt, zum Unglück geworden; man erkannte nicht, daß das System der preußischen Wehrverfassung sich überlebt hatte. Die obere Leitung des Militärwesens war völlig ohne Geist, die Führer des Krieges entwöhnt, in ihren Ansichten veraltet, die höheren Officiere bis zu den Hauptleuten hinab, mit wenig Ausnahmen, alt und gebrechlich. Mit Ausnahme der Subalternofficiere war Niemand in der Armee, der nicht durch den Krieg seine halbe Einnahme verlor, ohne die Aussicht, etwas dafür zu gewinnen. Auch die Soldaten waren zu alt; meist verheirathet ließen sie Weib und Kind brodlos zurück und sahen, wie die höheren Officiere, dem Kriege mit Bangen entgegen. Man konnte erwarten, daß Alt und Jung sich brav schlagen würden, aber mit dem Herzen war nur der junge

*) S. Varnhagen Denkwürdigkeiten I. 389. 390. 399.

**) „Was ich erlebte." V. 184.

***) S. Höpfner „Der Krieg von 1806 u. 1807." Bd. I. S. 45—107.

Officier beim Kriege.*) Die Ausrüstung war, wie dieselbe Quelle sagt, durchweg die alte geblieben, mithin für das Bedürfniß der Zeit mit einer Menge überflüssiger Dinge überladen; mit Zelten, wo die Franzosen bivouakirten, mit Brod- und Mehlwagen, wo die Franzosen vom Lande lebten; mit einer unglaublichen Menge Gepäck für die Officiere, wo der Franzose sein Eigenthum bei sich trug.

Die Bewaffnung, namentlich der Infanterie, war sehr mangelhaft; die Gewehre waren mehr für die Parade und ein gefälliges Aussehen, als zum Kampfe eingerichtet. Es ist wohl vorgekommen, daß bei einem ganzen Regiment die Gewehrläufe zu dünn waren, um das Feuern mit scharfen Patronen auszuhalten. Wie die Bewaffnung unzulänglich, der Sold spärlich war, so wird die Bekleidung der Soldaten als ganz elend geschildert; die Preise der Stoffe waren gestiegen und doch die alten Sätze für die Ausgaben beibehalten worden. Die Infanterie namentlich war in so schlechten Stoff und so ärmlich gekleidet, daß ein Bivouakiren im Freien bei vorgerückter Jahreszeit unmöglich und das Lagern un-

---

*) Ueber das Alter der höheren Officiere hat Henckel von Donnersmark, Erinnerungen S. 396 ff., eine tabellarische Zusammenstellung gemacht, welche am leichtesten erkennen läßt, wie stark das invalide Element im Heere vertreten war. Darnach zählte Preußen drei General-Feldmarschälle, den Herzog von Braunschweig mit 70 Jahren, Möllendorf mit 81, den Kurfürsten von Hessen als den jüngsten mit 63 Jahren. Die Infanterie hatte sieben Generale, unter denen die zwei jüngsten (von fürstlicher Geburt) 58 und 59 Jahre alt waren; daneben stehen dann vier Siebziger und ein Achtziger. Unter 24 Generallieutenants sind nur die Prinzen im jüngeren Alter; sonst finden sich auch darunter neun Siebziger, eilf Sechsziger, nur Rüchel, 52 Jahre alt, ist (die Prinzen natürlich ausgenommen) der jüngste. So geht es aber bis zu den Majors herunter, die unter 281 über zwei Drittheile zählen, welche die Fünfzig und zum Theil die Sechszig überschritten haben. Auch die Cavallerie hatte, wenn man die fürstlichen Personen außer Rechnung brachte, unter 16 Generalen und Generallieutenants zwei Siebziger und neun, welche über 65 Jahre zählten. Das erklärt Vieles in der Katastrophe vom October, namentlich das Schicksal der Festungen. Daß unter den jüngeren Offieieren der tüchtige Stoff ganz entschieden überwog, zeigt die Rangliste, wonach bei weitem der größte Theil derselben den Kern der späteren siegreichen Armee bildete. S. „Rangliste der kön. preuß. Armee für das Jahr 1806 mit Nachrichten über das nachherige Verhältniß der darin aufgeführten Officiere und Militärbeamten. Zweite Auflage. Berlin 1828."

ter Zelten durchaus geboten ward. Um aber die Zelte und einige andere Bedürfniſſe fortzubringen, waren über 6000 Packpferde nöthig; das beſchwerte die Armee mit einem ungeheuren Troß, und wenn dieſer verloren ging, entbehrten die Truppen des Nothwendigſten und gingen raſch ihrer Auflöſung entgegen. In einer Menge von Zügen kündigte ſich die Friedensarmee an; der Lieutenant, der ein Clavier mit ins Feld nahm, war wohl nicht der einzige ſeiner Art; noch am Tage von Saalfeld wurde ein ſtrenger Befehl erlaſſen, „die Heurollen egaler zu ſpinnen", und bei Auerſtädt war das Erſte, was der Angriffscolonne in den Weg kam — Bagage- und Küchenwagen und eine prinzliche Karoſſe.*) Dazu kamen denn die Weitläufigkeiten des alten Verpflegungsſyſtems durch Magazine, das man mit den von den Franzoſen eingeführten Requiſitionen ſo leicht nicht vertauſchen konnte und wollte.

Die alte Virtuoſität des Exercirens beſtand noch mit allen ihren künſtlichen Wendungen, Griffen und Evolutionen, man war aber darüber nicht hinausgegangen und hielt ſich noch immer für die unübertroffenen Meiſter der Taktik. Die neue Kriegskunſt der Revolution in ihrer Beweglichkeit und Vielſeitigkeit ward kaum noch begriffen, geſchweige denn nachgeahmt. Daß namentlich die franzöſiſche Infanterie in ihrer Gliederung, ihrer Mannigfaltigkeit und ihrem kriegeriſchen Geſchick jedem Gegner aus der alten Zeit vollkommen überlegen war, lernte man erſt aus der ſchmerzlichen Erfahrung der folgenden Niederlagen kennen. Nur die preußiſche Reiterei hätte wohl ihre alte Superiorität noch behauptet, wenn ſie nicht an dem Uebel invalider Generale und Stabsofficiere gelitten hätte. Es iſt nachher, z. B. bei Auerſtädt, vorgekommen, daß der altersſchwache Commandeur eines Dragonerregiments Bedenken trug, ob er ſich den raſchen Angriff auf den Feind noch zumuthen könne.

Indeſſen hätten wohl alle dieſe äußeren Mängel die raſche Auflöſung der einſt ſo ruhmreichen Armee nicht nach ſich gezogen, wenn die Zuſammenſetzung der Truppen eine beſſere geweſen wäre. Allein es ſtand dem begeiſterten, kriegsgeübteren, durchaus nationalen Heere der Franzoſen eine Armee entgegen, die nur zu einem

*) S. Henckel von Donnersmark Erinnerungen S. 379. 380.

Theil aus preußischen Landeskindern gebildet, zum andern nach der alten Art durch Werbung im Auslande ergänzt war. Diese Ausländer waren das bedenklichste Element des Heeres; zum Theil aus Abenteurern aller Art gebildet, an Desertion gewöhnt, nur durch die härtesten Strafen in Zucht zu erhalten, waren sie es besonders, durch die eine Reihe von Mißbräuchen der alten Heereseinrichtung unentbehrlich ward. Wären nur wenigstens die Landeskinder so gewesen, wie sie sein sollten! Es waren aber von der militärischen Dienstpflicht so viele Kategorien von Inländern ausgenommen, daß weder der Adel, noch der Beamtenstand, noch das Bürgerthum, noch selbst der eigentliche Bauernstand in der Armee vertreten war; der Soldatendienst lastete wesentlich nur auf dem ärmeren Theile des Volkes, erschien darum nur wie eine Last, nicht wie ein Recht und eine Ehre, an welcher alle unbescholtenen Bürger gleichen Antheil hatten. Als nachher der erste unglückliche Schlag gefallen war, regte sich wohl die Vaterlandsliebe, aber nur in der kleinen, selbstsüchtigen Sorge um den eigenen Herd. Ganze Schaaren verließen die Fahne auf die Nachricht, daß ihre Heimath vom Feinde besetzt sei; Abtheilungen der Reiterregimenter lösten sich auf, verkauften Pferde und Waffen und gingen mit dem Erlös der Heimath zu. Es waren das meistens die ältesten Inländer, die nachher bei der Vernehmung sagten: wir haben so lange gedient, wir wollten in unsere Heimath gehen, es gibt ja junge Leute genug, welche die Sache ausmachen können. Der Anblick dieser stumpfen Gleichgültigkeit des gemeinen Mannes hat Scharnhorst zuerst auf die Mängel der preußischen Wehrverfassung aufmerksam gemacht und in ihm den Gedanken einer volksthümlichen Umbildung derselben geweckt. Vorher, im Sommer 1805, war ein von Knesebeck angeregter Plan, die Heeresverfassung in derselben Richtung umzugestalten, durch die Militär-Organisations-Commission mit dem Bemerken abgewiesen worden: „es erscheine ganz unbegreiflich, wie Jemand einer siegreichen Armee, die so lange für ganz Europa ein unerreichtes Muster gewesen ist und bleiben wird, eine totale Veränderung ihrer Verfassung zumuthen kann, welche sie zu einer bloßen Landmiliz reduciren würde."

In dem Generalstabe des Heeres fehlte es nicht an mathematischen und Terrainkenntnissen, aber man legte darauf zu ausschließlichen Werth. Die örtlichen und räumlichen Verhältnisse,

ſagt darüber Höpfner,*) wurden die ausſchließlichen Gegenſtände der Beachtung: man ſprach immer nur von Straßen, Communicationen, Verpflegungsradien und Stellungen, niemals von den Streitkräften, deren Zahl und Beſchaffenheit, niemals von den moraliſchen Elementen. Die ſehr eigenthümlichen Verhältniſſe in den letzten Jahren des ſiebenjährigen Krieges, beſonders aber in den Feldzügen am Rhein hatten dieſen Anſichten ſcheinbar die Weihe gegeben; man trieb den Poſten- und Cordonkrieg *auf's* Aeußerſte und that nichts, weil man nichts thun wollte. Daß man am Rhein dafür nicht beſtraft wurde, lag lediglich in dem elenden Zuſtande der damaligen franzöſiſchen Armee und an deren Führern.

Wie das Heer mit ſeinen alten Schäden von dem Kriege jetzt überraſcht ward, ſo war auch die Finanzverwaltung auf einen Krieg von dieſem Umfang nicht gerüſtet. Es war unter Friedrich Wilhelm III. geſpart worden, aber die Früchte dieſer Erſparniß hatte die Mobilmachung von 1805 größtentheils verſchlungen; es war nun in der letzten Zeit Papiergeld geſchaffen, Anlehen aufgenommen worden, allein es ſtand auch ein Kampf um Sein oder Nichtſein des Staates bevor, der die äußerſten und rückſichtsloſeſten Opfer forderte. Wer wollte aber Opfer fordern von einem Volke, das den drohenden Krieg gleichgültig kommen ſah und deſſen Lethargie erſt durch den jähen Umſturz des alten Staates gebrochen worden iſt?

Bei dieſer Unzulänglichkeit der eigenen Mittel war es doppelt geboten, ſich durch Allianzen eine raſche und wirkſame Unterſtützung zu ſchaffen. Es konnte dabei nur an die Elemente der Coalition von 1805 im Ernſte gedacht werden.

Oeſterreich hatte aus dem ſchmachvollen Ausgang dieſes Krieges doch den einen unſchätzbaren Gewinn gezogen, daß die Einſicht in die Gründe des Uebels diesmal lebhafter und allgemeiner war, als nach den Tagen von Campo Formio und Luneville. Gentz meinte damals,**) nachdem ein guter Theil der deutſchen Länder verloren war, ſolle man den Mittelpunkt von Wien weg verlegen, die deutſchen Staaten als Gränzprovinzen behandeln, den Sitz der Regierung tief in Ungarn aufſchlagen, Fiume und Trieſt um jeden

*) S. Höpfner a. a. O. I. 73. 89.

**) a. a. O. IV. 244 f.

Preis halten und mit den reichen noch übrigen Hülfsquellen ſich ſo zu befeſtigen ſuchen, „daß der Teufel und ſeine Legionen nicht eindringen können". Wenn auch eine ſo durchgreifende Umgeſtaltung nicht unternommen ward, ſo hatte die Kataſtrophe von Ulm und Preßburg doch die alten Maximen und ihre Träger vorerſt unmöglich gemacht; die Cobenzl und Colloredo wurden beſeitigt, neue Männer und neue Grundſätze kamen zur Geltung. Gleich nach dem Frieden hatte Graf Philipp Stadion die Leitung der auswärtigen Politik übernommen, eine der hervorragendſten Perſönlichkeiten aus der deutſchen Ritterſchaft, von dem ariſtokratiſchen Haſſe gegen das neue Frankreich tief erfüllt, aber auch von dem Stolze und dem Ehrgefühl ächter Ariſtokratie noch getragen, die auch unter den Männern ſeines Standes ſelten genug geworden waren. Das Wirken dieſes Mannes ging wie ein erfriſchender Hauch über das Oeſterreich der Thugut'ſchen und Cobenzl'ſchen Zeit; er hat binnen wenig Jahren eine denkwürdige Probe abgelegt, was ein Staatsmann von Kopf und Herz mit dem noch unverbrauchten Stoffe dieſer Länder und Völker zu wirken vermochte. In einem Aufruf vom 1. Februar 1806 verhieß Kaiſer Franz, „die inneren Staatskräfte durch Verbreitung der Geiſtescultur, durch Belebung der Nationalinduſtrie in allen ihren Zweigen, durch Wiederherſtellung des öffentlichen Credits erhöhen zu wollen", und es ward Ernſt gemacht mit dieſer Verheißung. Die blos polizeiliche Regierungsweiſe machte einer thätigen und ſchöpferiſchen Platz; man regte an, ſtatt niederzuhalten, die gemeine und platte Alltäglichkeit des Lebens und der Geſinnung, wie ſie 1805 ſo abſchreckend hervortrat, wich vor dem neuen Aufſchwung patriotiſcher und nationaler Stimmungen. Man ſuchte der Finanznoth abzuhelfen, das Heerweſen ward reorganiſirt, die ſtrafwürdigen Mittelmäßigkeiten von 1805 wurden beſeitigt, Erzherzog Karl mit allen Ehren zur Leitung der militäriſchen Dinge zurückgerufen. Es war nicht zu verkennen: der Grundgedanke der neuen Verwaltung war, Zeit zu gewinnen und friſche Kraft zu ſammeln zur Erneuerung eines glücklicheren Kampfes. So ſah es auch Napoleon an; er ließ nicht nach, Oeſterreich ſeine Ungunſt und ſeine Uebermacht empfinden zu laſſen. Das Drängen wegen Cattaro, die fortdauernde Occupation Süddeutſchlands, die Beſetzung Braunau's, deſſen Räumung ſpäter (Oct. 1807) Oeſterreich durch

Opfer in Italien erkaufen mußte, die Drohungen und Kränkungen, die Napoleon im Einzelnen übte und die Dubril im Juli ernſtlich befürchten ließen, es ſei auf einen Gewaltſtreich abgeſehen, dies Alles waren unzweideutige Zeugniſſe, wie peinlich geſpannt fortwährend die Beziehungen zwiſchen Oeſterreich und Frankreich waren. Auch verbarg es Napoleon durchaus nicht, wie wenig Vertrauen ihm ein Miniſter einflöße, der einer der eifrigſten Beförderer der kriegeriſchen Politik von 1805 geweſen war.

An Oeſterreich wandte ſich darum das Berliner Cabinet wenige Wochen nach der Mobilmachung, aber freilich nur in ſo vager, allgemeiner Weiſe, daß in Wien nicht einmal alle Zweifel über den ernſten Willen der preußiſchen Politik beſeitigt waren. Die öſterreichiſchen Staatsmänner erinnerten an die Erfahrungen des Jahres 1805, an die bekannten Wandelungen vom Potsdamer bis zum Schönbrunner Vertrag, und daß der verantwortliche Träger dieſer Politik, Graf Haugwitz, immer noch am Ruder ſei; ſie könnten, äußerten ſie gegen die Vertrauteſten, in Maßregeln nicht eintreten, von deren Folgen vielleicht Oeſterreich am ſchwerſten heimgeſucht werden würde. Nicht als wenn man ſich in Wien ſchadenfroh von der Noth Preußens zurückgezogen hätte, man legte Theilnahme für das verwandte Schickſal dieſes Staates an den Tag, aber man verhehlte doch auch nicht, daß von eigentlichem Vertrauen keine Rede ſein könne, ſo lange Graf Haugwitz die preußiſchen Geſchäfte leite. Es ſchien, wenn man deſſen Vergangenheit erwog, gar zu natürlich, daß z. B. Napoleon nach Verwerfung des Dubril'ſchen Vertrages Preußen durch einige Conceſſionen, namentlich die Garantie von Hannover, beſchwichtige und dann abermals ein Umſchlag der preußiſchen Politik eintrete.*)

*) Ein handſchr. Brief von Gentz an Graf Götzen (d. d. Dresden 16. Sept.) theilt demſelben im Auszug ein Schreiben Stadions vom 10. Sept. mit, worin der Miniſter ihn wegen der Gefährdung Böhmens beruhigt. „Au reste j'envisage comme vous la crise actuelle; elle touche à notre existence comme à celle de Prusse; et quelques soient les difficultés momentanées et l'incertitude de notre position, jamais ni l'Empereur ni moi n'imagineront de séparer réellement notre cause de celle de cette puissance.“ Dazu bemerkt denn Gentz: „Dieſe vorläufige, freilich nur vorläufige Erklärung — aber wie wäre auch für jetzt eine beſtimmtere zu erwarten? — kommt aus einer ſo ächten Quelle, daß ſie gewiß die höchſte Autori-

Dieſe Sorgen waren wohl einen Augenblick nicht ungegründet, aber ſchon im September ſtanden die Sachen ſo, daß der Krieg ganz unvermeidlich war. Der König von Preußen that nun einen neuen Schritt in Wien. Er werde, ſo erklärte er, mit Frankreich keinen Frieden ſchließen, ohne daß Deutſchland von den fremden Truppen völlig geräumt werde, der norddeutſche Bund ſich ungehindert bilde, Oeſterreichs Gebiet und Unabhängigkeit nicht weiter bedroht, für die künftige Sicherheit Deutſchlands beſſere Bürgſchaften aufgerichtet würden. In der dringendſten Weiſe forderte er dazu die Mitwirkung Oeſterreichs und erklärte bei ſeinem königlichen Wort, das gegenwärtige Syſtem der preußiſchen Politik werde nicht verlaſſen werden.*) Die Antwort Oeſterreichs lautete nach einem Bericht des engliſchen Geſandten (vom 15. Oct.): man ſei durch die Finanzlage und die Nothwendigkeit Zeit zu gewinnen, um das Heer wiederherzuſtellen, außer Stande, von der Neutralität abzugehen; man werde aber 70,000 Mann nach Böhmen ſenden, um dieſe Neutralität gegen die Anmuthung franzöſiſcher Durchmärſche zu ſchützen. Der britiſche Geſandte ſprach nach eigener Anſchauung der öſterreichiſchen Verhältniſſe die Ueberzeugung aus, daß man nicht mehr thun könne. Oeſterreich fahre fort zu rüſten und thue was in ſeinen Kräften ſtehe; wohl würde ſein unmittelbarer Beitritt unendliche Vortheile haben, aber es werde im ungünſtigen Falle der letzte Krieg Oeſterreichs ſein, und eine ſo furchtbare Verantwortung könne man nicht auf ſich nehmen, ſo lange die preußiſche Politik in den Händen von Hangwitz liege. Denn wer bürge dafür, daß er es ehrlich meine, nicht auch jetzt noch doppeltes Spiel ſpiele? Das war der Leumund der preußiſchen Politik, noch am Tage nach der Kataſtrophe von Jena und Auerſtädt!

Während ſo von Oeſterreich höchſtens eine befreundete Neutralität zu hoffen war, hatte man auch von den übrigen Gliedern der Coalition von 1805 eine raſche Hülfe nicht zu erwarten. Zu England hatte ſich ſeit der offenkundigen Spannung mit Napo-

---

tät für Sie haben kann; als ſolche kann ich ſie Ihnen auch mit gutem Gewiſſen verbürgen."

*) S. R. Adair mission to the court of Vienna S. 91. 126. 127. 135 f. 142. die Note vom 15. Oct. S. 340 f.

leon das Verhältniß besser gestaltet; man beobachtete dort jeden Schritt der preußischen Politik, und wie Sir Robert Adair sich im Juli nach Wien begab, schlug er schon Fox vor, er wolle über Braunschweig gehen, um durch Besprechung mit dem Herzog auf eine bessere Wendung der preußischen Politik hinzuwirken. Das scheiterte damals am Widerwillen Georgs III.; er war noch zu erbost auf Preußen, als daß er hätte den ersten Schritt thun wollen. Doch ließ Fox den Gedanken nicht fallen, sondern rieth (28. Juli) seinem Freunde Adair, eine Verbindung mit Hardenberg zu suchen. Seit der Mobilmachung beruhigte sich denn auch Georgs Groll und er billigte die Anknüpfung mit dem preußischen Staatsmanne. Hardenberg kam der Eröffnung bereitwillig entgegen und schrieb an Adair, der König habe ihn ermächtigt, in Verhandlungen einzutreten; er versicherte, es sei Ernst mit dem Kriege, Volk und Heer einmüthig, daß man ihn mit äußerster Anstrengung führen müsse, um Preußens Ehre zu retten und Europa vor völliger Knechtschaft zu bewahren. Hannover berührte er nur leicht, wie eine Nebensache, die zwei in solcher Krisis zu einem Ziel verbundene Mächte nicht entzweien könne. Als erstes Zeichen der Annäherung erfolgte dann (25. Sept.) die Aufhebung der Blokade der norddeutschen Flüsse. Bemerkenswerth war nur an dieser Unterhandlung, daß Haugwitz nichts von der Correspondenz des Königs mit Hardenberg und der Anknüpfung mit Adair wußte, sondern auf seine Hand durch Jakobi die Aussöhnung mit England betreiben ließ. Da hatte denn der britische Diplomat wohl Recht, wenn er sich zweifelnd fragte: was wohl die eigentliche und wahre Absicht der preußischen Politik sein möge?

Am Anfang October verließ Lord Morpeth England, um mit Preußen Frieden und Allianz abzuschließen; er kam am 12. Oct. ins Hauptquartier nach Weimar, also unmittelbar vor der Katastrophe, welcher die preußische Monarchie erlag. Es charakterisirt besser als Alles die bis zuletzt grundsatzlose und schielende Politik der Haugwitz-Lombard-Luccheſini'schen Sippschaft, daß man ihm keine Audienz gab, Haugwitz ihm auswich und Luccheſini ihm endlich in einem Augenblicke, wo bei Jena und Auerstädt das Schicksal Preußens schon entschieden war, den Bescheid gab: die Unterhandlung hänge von dem Ausgange der Schlacht ab, die man eben schlage. Die Berechnung war, im Fall eines Sieges

die Abtretung Hannovers nicht zuzugeben oder ſich doch einen Erſatz (man dachte an Holland) zu ſichern. In dieſem Augenblick freilich erreichte man nichts, als daß die britiſche Politik noch unter dem Kanonendonner von Jena und Auerſtädt im Zweifel war — ob Preußen nicht noch eine plötzliche Schwenkung zu Napoleon im Sinne habe!*) Jedenfalls kam das preußiſch-engliſche Bündniß zu ſpät, um auf die erſte Entſcheidung einzuwirken.

Faſt ähnlich war es mit dem dritten Verbündeten der Coalition von 1805, mit Rußland. Erſt um die Mitte September ging der General Kruſemark nach Petersburg, um die Hülfe des Czaren zu gewinnen. Es war auch hier gezögert worden, weil das Cabinet die Hoffnung auf friedliche Botſchaften von Paris noch nicht ganz aufgegeben hatte. Alexander gab die freigebigſten Verſprechungen; von Stipulationen, ſchrieb er, ſei gar nicht die Rede, Geld, die Armee, kurz Alles ſtehe dem König zur Verfügung**). In der That ließ er auch ſein Heer ſchlagfertig machen; freilich erſt in einem Augenblicke, wo ſich in Thüringen die Heere gegenüber ſtanden. Die preußiſche Armee konnte überwunden und aufgelöſt ſein, ehe ein ruſſiſcher Soldat den deutſchen Boden betrat. Auch dieſe Hülfe kam alſo für die Entſcheidung zu ſpät. Die Ausſöhnung mit Schweden, durch einen freundlichen Brief des Königs und die Räumung Lauenburgs vermittelt, hatte nur den Werth, Preußen einen unbequemen und ſchwer verträglichen Nachbar vom Leibe zu halten. Anknüpfungen mit Dänemark hatten keine ſichtbare Folge.

In dieſer iſolirten Lage, wo Preußen mit den Mächten der Coalition nur ausgeſöhnt oder auf künftige Hülfe vertröſtet war, gewann der norddeutſche Unionsplan eine erhöhte Wichtigkeit; die deutſchen Nachbarn waren jetzt die einzigen, von denen raſche Hülfe zu erlangen war. Wir haben geſehen, welchen Schwierigkeiten das Berliner Cabinet gleich anfangs begegnet war, als es

*) S. über dieſe Verhältniſſe R. Adair a. a. O. 89. 123. 131. 138 f. 336. 477. 484. Aus Gentz Tagebuch (Schriften II. 265 f. 305 f. 322) ergibt ſich, wie Lombard und ſeine Genoſſen die Miene annahmen, als ſei von England nicht viel zu erwarten, ſo daß Gentz auch nicht erfuhr, daß Lord Morpeth am Tage vor ſeiner Abreiſe in Weimar angekommen war. S. darüber Adair S. 478.

**) Gentz in dem Tagebuch II. 268. 296.

den Gedanken eines norddeutſchen Bundes aufgriff — Schwierigkeiten, die es der Napoleoniſchen Politik ſehr erleichterten, den Plan im Keime zu erſticken. Solche Entwürfe ſind wohl dann durchzuſetzen, wenn den Schwächeren ein Schutz gegeben wird, wie ihn jetzt Preußen bei ihnen ſuchte; auch dann bedürfen ſie einer entſchloſſenen, geraden, im Nothfall nachdrücklich imponirenden Politik, wenn die kleinen Souveränetätsneigungen und Sondergelüſte mit Erfolg zu Paaren getrieben werden ſollen. Wie ſehr dieſe Vorausſetzungen dem preußiſchen Cabinet fehlten, hatte die Erfahrung der letzten Jahre erſchöpfend gezeigt und es war darum ohne Prophetengabe vorauszuſehen, daß die neuen Unionsentwürfe ſcheitern würden. Aber der Verlauf im Einzelnen gewährt doch ein gewiſſes Intereſſe, weil ſich der deutſche Partikularismus in einer Stunde beiſpielloſer Gefahr ſelten ſo charakteriſtiſch gezeichnet hat, wie in dieſer Epiſode.

Die erſte Erfahrung machte Preußen am Hofe zu Caſſel, der nur um den Preis einiger Mediatiſirungen und der militäriſchen Leitung zu haben war. Von Bignon, dem franzöſiſchen Geſandten, für den Rheinbund bearbeitet und in Paris durch ſeinen Geſandten in gleicher Richtung gelockt, hatte der durch ſeine Selbſtſucht und ſeinen Geiz berüchtigte Kurfürſt nur die eine Sorge, wie er ſich am theuerſten verkaufen könne. Durch Conceſſionen gelang es jetzt Preußen, ihn zur Unterzeichnung des norddeutſchen Unionsentwurfes zu vermögen (20. Auguſt), natürlich unter Vorbehalt der Beiſtimmung von Kurſachſen. Aber Kurſachſen zögerte, es hatte ſeine abſonderlichen Gedanken, mit denen es allmälig und vorſichtig zögernd hervortrat. Und warum ſollte es nicht? War doch ſeit der Auflöſung des Reiches der Souveränetätsſchwindel in alle Köpfe gefahren und nicht nur an den Kurhöfen zu Dresden und Caſſel trug man ſich mit den Planen eigener großer Politik, auch in Bremen, Hamburg und Lübeck ſpukten ſchon Entwürfe eines beſonderen hanſeatiſchen Bundes, der neben Preußen, Sachſen, Heſſen u. ſ. w. etwas für ſich ſein wollte*). Während der Krieg immer unvermeidlicher heraudrängte und wenigſtens die militäriſche Vereinigung der norddeutſchen Gebiete ſchon

*) S. Schmidt Geſchichte der preußiſch-deutſchen Unionsbeſtrebungen. II. S. 483. 497—499. 502.

zu einem Gebot der Nothwehr ward, war man noch nicht um einen Schritt vorwärts gekommen. Sachsen stellte zwar (31. Aug.) eine „erneuerte Verbindung mit Braudenburg und Hessen" in Aussicht, aber man brachte es doch nicht dazu, daß es über seine militärische Hülfe eine bestimmte Zusage gab. Es schien sie bis zum Einmarsch der Preußen verschieben, sich also scheinbar zwingen lassen zu wollen.

Das preußische Cabinet ward, wie sich erwarten ließ, durch die wachsenden Hindernisse nachgiebiger; diese Nachgiebigkeit steigerte aber nur die Prätensionen der Andern. Allmälig enthüllte sich der Plan Kursachsens, einen eigenen sächsischen Sonderbund zu gründen. Es wollte in seinem Kreise zunächst eine bundesstaatliche Einheit herstellen, natürlich mit eigenem Vorsitz, auch wohl einigen leisen Mediatisirungsgelüsten und ohne die geringste Neigung, Preußen einen Vorzug oder eine ausschließliche Leitung einzuräumen*). Die Sorge der kleineren Höfe, namentlich in Thüringen, daß ihre Selbständigkeit gefährdet sei, ward nicht ohne Geschick genährt, der Verdacht auf Preußen gelenkt, damit die Dresdner Politik um so ungestörter ihren besonderen Interessen nachgehen konnte.

Es war nach dem Allem der Napoleonischen Diplomatie gewiß nicht schwer gemacht, alle diese Unionsplane zu vereiteln; sie gab sich aber gleichwol, so sehr es auch die Advokaten des Bonapartismus abzuleugnen suchen, die überflüssige Mühe dagegen zu operiren, während sie das Mißlingen ruhig hätte der kläglichen Kirchthumspolitik der Deutschen selber überlassen können, deren Widerstand wuchs, zumal Preußen versuchte, die Mitwirkung der Andern zur Verpflegung des Heeres in Anspruch zu nehmen. Denn während man in Dresden allmälig offen mit dem Gedanken einer sächsischen Union hervortrat, reifte auch in den Hansestädten der Plan eines hanseatischen Bundes mit einer besonderen Organisation. Bonapartistrende Stimmungen wirkten dort mit dem allerwärts angefachten Souveränetätsschwindel zusammen, diese und ähnliche Mißbildungen zum Leben zu fördern. Nicht nur die Rheinbundskönige waren von dieser Zeitkrankheit ergriffen, der Hamburger und Bremer Senat waren ebenso ungeduldig, wie ein

*) A. a. O. S. 521 541. 542 ff.

Zeitgenosse schreibt, „auf den Trümmern der bisherigen Unterordnung unter Kaiser und Reich eine eigene selbständige Souveränetät zu errichten und wo möglich sich selbst zum souveränen Rath zu machen.“ In Waldeck und Lippe, die Hessen-Cassel mit lüsternen Augen sich zur Mediatisirung ausersehen, regten sich Wünsche für den Rheinbund, Oldenburg schien auf den Wink Rußlands zu warten, ehe es sich entschied. Mecklenburg-Strelitz ging in die preußischen Entwürfe ein, aber der Schweriner Herzog schrieb (3. Sept.) ganz stolz, er werde neutral bleiben; so dankbar er den preußischen Schutz benutzen würde, wenn er sich in Gefahr glaubte, so dringend müsse er sich jedes Ansinnen einer Leistung zur Verpflegung verbitten. Diesmal riß denn doch selbst dem Ministerium Haugwitz der Faden der Geduld und es nahm Anlaß, diesem impotenten Hochmuth gegenüber ein drohendes Wort zu sprechen; aber es wagte diesen Versuch doch nur gegen Mecklenburg. Inzwischen hatten, ehe irgend ein sicherer Boden gewonnen war, die Vorbereitungen zum Krieg begonnen; die in Berlin eröffneten Conferenzen ruhten (Ende September) von selber, seit der König und sein Ministerium im Lager waren. Der Versuch, *im* Lager die Verhandlungen fortzusetzen, fand aber in den sich drängenden Ereignissen ein rasches Ende. Freiwilligen Beistand leistete nur der Herzog von Weimar, der sein Commando übernahm und sein Jägerbataillon zur Verfügung stellte.

War der norddeutsche Bund jetzt nicht zu erreichen, so hatte in dieser bedrängten Lage auch schon der bescheidnere Zweck, ein Schutz- und Trutzbündniß mit Sachsen und Hessen, für Preußen einen unzweifelhaften Werth. Aber man kam darüber so wenig zu einem klaren Abschluß wie über die Union. Sachsen rüstete zwar, allein es gab Napoleon und seiner Diplomatie zugleich ganz friedliche Versicherungen, mahnte Preußen ab, mit seinen Truppen einzurücken, zögerte den Allianzentwurf zu unterzeichnen und legte einen Gegenentwurf vor, durch den die Sache wieder verschleppt ward. Wie man sich dann endlich entschlossen, die sächsischen Truppen zu den preußischen stoßen zu lassen, ward doch auch Napoleon die Erklärung gegeben: man werde nicht offensiv verfahren und die sächsische Gränze nicht überschreiten. Das veranlaßte denn wieder (29. Sept.) den König, den General Phull nach Dresden zu schicken, um diese Halbheiten zu bekämpfen, und er

erhielt auch beruhigende Zusicherungen über diesen Punkt, aber eine Allianz oder eine Militärconvention kam ebensowenig zum Abschlusse, wie der norddeutsche Unionsentwurf.

In ganz ähnlichem Falle befand sich Kurhessen; nur daß die Rolle, die der Kurfürst persönlich dabei spielte, viel unwürdiger war, als das Verhalten Sachsens. Wie er vorher zugleich mit den Franzosen und ihrem Rheinbund und mit Preußen kokettirt, um den möglichst hohen Preis für sich zu erlangen, so suchte er auch jetzt in den letzten Stunden vor dem Kampfe diese doppelzüngige Rolle durchzuführen. Als die ersten Unionsanträge kamen, war er gleich bereit gewesen, um den Preis einiger Mediatisirungen Theil zu nehmen; wie er aber jetzt helfen und Opfer bringen sollte, suchte er sich herauszuwinden. Die preußischen Bemühungen im August und September, ihn zum militärischen Anschluß zu bewegen, waren fruchtlos gewesen; erst suchte er auszuweichen und hinzuhalten, und wie die Preußen eifriger in ihn drangen, lehnte er das ihm angebotene Commando ab, verweigerte die Mitwirkung seiner Truppen und protestirte gegen den Einmarsch der Preußen in sein Gebiet (Mitte September). Er schien sich Preußen gegenüber ganz die Politik zur Richtschnur zu nehmen, die dieses selber unter Haugwitz' Leitung den großen Mächten Europa's gegenüber früher eingehalten hatte.

Noch gab man in Berlin die Hoffnung nicht auf, den Kurfürsten im letzten Moment zur Theilnahme zu bestimmen, allein er beantwortete alle erneuerten Anträge nur mit dem Verlangen der Neutralität. Der früher entworfene Allianzvertrag ward jetzt bei Seite gelegt, wie der Unionsentwurf. Vielmehr kam der Kurfürst (2. October) selbst ins Lager nach Naumburg, suchte seine „bewaffnete Neutralität" zu behaupten und nahm, als drei Tage später das Blücher'sche Corps durch Cassel marschirte, den Franzosen gegenüber die Miene an, sehr gekränkt zu sein und Protest eingelegt zu haben gegen die Verletzung seiner Neutralität. Ueber den Kurprinzen, der preußischer General war und sich nun ins Lager begab, that er sehr entrüstet und zögerte auch auf die letzte Aufforderung Preußens, die erst wenige Tage vor dem Ausbruch des Kampfes an ihn gerichtet ward, sich einzulassen. Erst als man an der Saale stand, drei Tage vor der Schlacht bei Jena, kam ein Schreiben des Kurfürsten (9. October), das ver-

späteten Eifer für Preußen an den Tag legte*). Wohl war es nachher nur die verdiente Züchtigung für diese politische Achselträgerei, wenn Napoleon, als er mit Preußen fertig war, auf diese hessische Dynastie zuerst in Deutschland sein bekanntes „a cessé de regner" angewandt hat.

Napoleon war vom ersten Augenblicke an, wo der übereilte Entschluß zum Kriege gefaßt ward, von Allem genau unterrichtet; er kannte jene Depesche Lucchesini's, die in Berlin den Ausschlag gab, früher als der preußische Hof. Er war gerüstet auf den Kampf mit Preußen und brannte vor Ungeduld, Rache zu nehmen für die Schwankungen vom Spätjahr 1805. Denn an keinem Kriege, den er bis jetzt geführt, hatte seine persönliche Leidenschaft so großen Antheil; sie prägte sich nachher in seinen Bulletins, in den Friedensbedingungen und in der Behandlung, die er dem Lande werden ließ, sprechend genug aus. Die ruhige Ueberlegung sagte ihm wohl, daß die Ueberwältigung Preußens ein Erfolg zweischneidiger Art sei; sie vermehrte den Umfang und die Last seiner Politik, sie räumte den letzten Damm zwischen ihm und Rußland weg, sie legte den Keim zu einem Widerstande in den Massen, dessen Wirkungen ihm verderblicher werden mußten, als die Kriege der Cabinete. Drum haben auch seine Vertheidiger in dem Verfahren gegen Preußen den ersten folgenschweren Mißgriff seiner Politik gesehen und er selbst schien bisweilen zu schwanken, ob es klug sei, die Dinge so auf die Spitze zu treiben. Aber der Groll und der Uebermuth gewannen die Oberhand über die politische Berechnung.

Nun hatte Haugwitz nach der Mobilmachung die Kriegslist ausgesonnen, den französischen Kaiser durch trügerische Unterhandlungen hinzuhalten. Scheinbar den Franzosen zu Gefallen ward Lucchesini abgerufen und der General Knobelsdorff hingeschickt (22. August), um dem Kaiser die friedfertigen Gesinnungen Preußens zu betheuern. Napoleon täuschte sich darüber nicht; er äußerte wohl trotzig, als Knobelsdorff (7. u. 11. Sept.) die ersten Audienzen bei ihm hatte, er werde Preußen mit allen Kräften ent-

*) S. Höpfner I. 311.

gegentreten und es angreifen, bevor Rußland helfen könne, aber er fügte auch hinzu, das Alles könne ſich friedlich ſchlichten und die alte Freundſchaft wieder angeknüpft werden, wenn Preußen augenblicklich die Entwaffnung eintreten laſſe. Knobelsdorff aber war dieſen Verſicherungen um ſo zugänglicher, als ihn Haugwitz ſelber in dem trügeriſchen Glauben erhielt, es ſei mit dem Kriege kein rechter Ernſt. Und wer bürgte dafür, daß Haugwitz nicht auch jetzt noch ſehr bereit war, wenn Napoleon die Hand zum Frieden hinſtreckte, ſie eifrig zu ergreifen? Daß Kruſemarks Sendung nach Petersburg verzögert ward, um Knobelsdorffs Antwort abzuwarten, zeigt denn doch, daß man noch immer die Friedenshoffnungen nicht abgelegt! So war auch jetzt in dem Moment, wo die Rückkehr kaum mehr möglich war, die preußiſche Politik in eine falſche, ſchielende Richtung geleitet. Es ward gezögert, mit England, Oeſterreich und Rußland die engſten Einverſtändniſſe anzuknüpfen, und dieſe Mächte ſelbſt hatten nach den Dingen, wie ſie vorlagen, nicht Unrecht, wenn ſie noch in dem Augenblicke nicht ernſtlich an Krieg glaubten, als ſich die Heere bereits an der Saale kampffertig gegenüber ſtanden. Eine neue Denkſchrift, welche außer Stein von den Prinzen Heinrich, Wilhelm, Louis, dem Prinzen von Oranien, den Generalen Phull und Rüchel unterzeichnet war, erbat (2. Sept.) vom König die Entfernung der Cabinetsräthe und des Miniſters Haugwitz, die allein Feſtigkeit und Ruhe in die Gemüther zurückführen und gegründete Hoffnung auf einen guten Ausgang geben könne. Aber der König nahm den ungewöhnlichen Schritt noch ungnädiger auf, als den früheren Verſuch, der im Mai gemacht worden war*).

Es konnte Napoleon nur nützen, Preußen in Illuſionen zu erhalten, die deſſen raſche und rückſichtsloſe Thätigkeit lähmten und ihm ſelber noch eine kurze Friſt zur Rüſtung gaben. So war denn auch Laforeſt in Berlin inſtruirt, jeder beſtimmten Auskunft auszuweichen. Er ſolle, ſchrieb ihm am 12. Sept. Talleyrand, wenn immer möglich, nichts Schriftliches von ſich geben, lieber, wenn man ihn dränge, ſich krank melden. Die franzöſiſchen Truppen, ſchrieb er ihm acht Tage ſpäter, würden ſich gegen Ende September den preußiſchen Gränzen nähern; wenn die Nachricht

*) Pertz, Steins Leben I. 347 ff.

davon nach Berlin komme, solle er sich unwissend stellen, eine Sendung an Berthier anbieten und erst im alleräußersten Falle die Thatsache einräumen, auch den Rückzug der Truppen versprechen, falls Preußen sofort entwaffne*). So war auch noch im letzten Moment Haugwitz, wo er täuschen wollte, selber der Getäuschte. Während Knobelsdorff in Paris friedliche Versicherungen hörte, Laforest in Berlin sich unsichtbar machte, brachte der Moniteur vom 27. September schon ein Rundschreiben an die Rheinbundsfürsten, das ihnen die Ausrüstung ihrer Contingente befahl, und die französischen Armeen waren schlagfertig zum Aufbruch. In der Nacht vom 24. Sept. verließ Napoleon selber seine Hauptstadt und begab sich an den Rhein.

Er verfügte nicht allein über die Hülfsquellen Frankreichs, Hollands, Italiens und eines Theiles von Deutschland, sondern er hatte auch den großen Vortheil, seine siegreiche Armee von 1805 schlagfertig fast an den südlichen Gränzen Preußens vereinigt zu halten. Die Verwickelung wegen Cattaro hatte ihm den erwünschten Vorwand gegeben, die Bedingung des Friedens, welche die Räumung Deutschlands gebot, unerfüllt zu lassen. So stand im Sommer des Jahres 1806 Soult mit 30,000 Mann am Inn und der Isar und hatte ebenso viel Baiern und Württemberger zur Seite; Ney war in gleicher Stärke in Oberschwaben, Davoust mit einer etwas stärkeren Armee im Hohenloheschen und am Neckar aufgestellt, Bernadotte hielt mit 40,000 Mann das Ansbach'sche, die fränkischen Bisthümer und einen Theil der Oberpfalz besetzt, während Augereau und Lefebvre, jeder mit etwa 20,000 Mann, sich am Main von Schweinfurt an bis über Frankfurt hinaus ausdehnten. Ueber zweimalhunderttausend Mann waren also von Oberbaiern bis an den Thüringer Wald vereinigt und konnten in kurzer Zeit schlagfertig sein. Berthier empfing in München die Befehle des Kaisers und leitete von dort aus alle nöthigen Vorbereitungen. Um die Mitte September wurden die Marschälle angewiesen, sich in Franken zu concentriren, um auf ein gegebenes Zeichen rasch gegen Preußen vorzurücken; doch sollten sie vorerst noch alle Vorsicht anwenden, bis man zu den Waffen greife, Verstellung und Klugheit üben und den Kaiser handeln

*) S. Lefebvre II. 364.

laſſen. Am 24. Sept. gab Berthier die entſcheidenden Befehle. Bernadotte ſollte am 2. October ſich bei Bamberg concentriren, Davouſt ihm einen Tag ſpäter dort folgen; Augereau war angewieſen, ſich um dieſelbe Zeit zwiſchen Frankfurt und Gießen aufzuſtellen, Lefebvre ſollte zu gleicher Friſt im Würzburgiſchen, Ney bei Ansbach vereinigt ſein, Soult ſich in der Nähe von Amberg marſchfertig halten. Von den Rheinbundstruppen waren die Württemberger (8000 M.) auf den 3. Oct. nach Ellwangen, die Badner (4000 M.) in die Nähe von Mergentheim beordert, das darmſtädtiſche Contingent von 6000 Mann war Augereau zugetheilt, die Baiern hatten Paſſau, Kufſtein, zum Theil auch Braunau zu decken, ein Corps von 15,000 Mann zwiſchen Inn und Iſar aufzuſtellen und ein Corps von 7—8000 Mann bei Eichſtädt mit der franzöſiſchen Armee zu vereinigen. Am 28. Sept. ward das Hauptquartier nach Würzburg verlegt; am gleichen Tage traf Napoleon ſelbſt in Mainz ein. Wie es ihnen anbefohlen war, ſo vorſichtig und mit ſo wenig Aufſehen hatten die Marſchälle ſeine Befehle vollzogen. Am 3. Oct. näherte ſich Bernadotte über Lichtenfels und Kronach, Lefebvre, deſſen Stelle nachher Lannes einnahm, in der Richtung von Schweinfurt und Königshofen der ſächſiſchen Gränze, indeß Davouſt bei Bamberg ſtand, Soult auf dem Marſche dahin war, Ney ſich von Nürnberg näherte und die Corps von Augereau, Murat nebſt der Garde unter Beſſières ſich von Würzburg aus in Bewegung ſetzten. Hier war auch am Abend des 3. Oct. Napoleon angekommen. Mit muſterhafter Präciſion wurden alle Anordnungen getroffen; Vorräthe, Waffen und Munition noch einmal genau geprüft, die Kranken und Ermüdeten zurückgelaſſen, alles überflüſſige Gepäck beſeitigt, Brod für vier Tage mitgegeben, überhaupt Alles auf die möglichſte Raſchheit der Action vorbereitet. In drei Heeresmaſſen, ſo lautete der einfache Plan Napoleons, ſollte der Marſch nach Sachſen vor ſich gehen; Soult mit 35,000 Mann, hinter ihm Ney mit 21,500 und das bairiſche Corps bildeten den rechten Flügel; Bernadotte mit beinahe 24,000, Davouſt mit 33,000, dann der größere Theil der Cavalleriereſerve und die Garde, zuſammen eine Macht von mehr als 70,000 Mann, das Centrum, bei dem ſich Napoleon ſelbſt befand und das über Kronach, Lobenſtein und Schleiz vorgehen ſollte; der linke Flügel, aus Lannes' Corps

mit etwa 23,000 M. und aus dem durch die Vereinigung mit den Darmstädtern etwa gleich starken Corps Augereau's zusammengesetzt, sollte über Coburg, Gräfenthal und Saalfeld vorgehen. Außer den Rheinbundstruppen und einem Corps, das sich unter Mortier bei Mainz sammelte, waren also gegen 200,000 M. gegen Preußen in Bewegung*). „Mit dieser ungeheuern Uebermacht, schrieb Napoleon selbst an Soult, auf einem schmalen Raum vereinigt, habe ich es in meiner Gewalt, den Feind überall, wo er Stand halten will, mit doppelten Kräften anzugreifen."

Preußen hatte durch seine Mobilmachung eine Feldarmee von etwas über 130,000 Mann aufgebracht, die sich durch die Vereinigung mit den Sachsen auf 150,000 steigerten**); es war also nicht einmal die ganze Streitkraft in Bewegung und preußische Quellen selbst geben an, daß zwischen 30—40,000 M. in Ostpreußen, Polen und Schlesien immobil geblieben sind. War es übel angebrachte Oekonomie, oder Besorgniß wegen Polen, oder der Gedanke, daß man damit eine Reservearmee hinter sich lasse, oder wirkte auch hier die Halbheit lähmend ein, die alle Entschlüsse und Maßregeln der Zeit bezeichnet — in jedem Falle schwächte man dadurch seine Kraft zum ersten Schlag und schuf sich keinen von den Vortheilen, die man in Rechnung gezogen haben mochte. Diese Unvollkommenheit der Ausrüstung gab sich aber noch in mancher andern Richtung kund; die Festungen waren zum Theil unzureichend versorgt, die Waffenvorräthe klein, Verschanzungen an den Flußübergängen hatte man keine herstellen lassen. Ein leitender und durchgreifender Wille war nicht vorhanden; der König, der seiner eigenen schlichten Einsicht zu wenig vertraute, hörte Alle, die sich berufen fühlten mitzureden, ein Gutachten drängte das andere, eine Meinung widerlegte die andere, wie sich wohl

*) Nach Mathieu Dumas 139,818 Mann Infanterie, 40,613 Mann Cavallerie, 15,391 Mann Artillerie, Pioniere u. s. w., 3118 Mann Genietruppen, zusammen 198,940 Mann. S. Höpfner, der Krieg von 1806 und 1807. I. S. 202 ff.

**) Höpfner, der überall aus authentischen Quellen geschöpft hat, rechnet 107,290 Mann Infanterie, 30,344 Mann Cavallerie und 4277 Mann Artillerie, ohne die Artillerie- und Pontontrains. Nach Abzug der Abtheilungen in Hameln und Nienburg und der in solchen Fällen gewöhnlichen Defecte mochten es dann 130,000 Mann disponibler Truppen sein.

denken läßt, nicht zum Vortheil eines Staates, in dem es mehr als in jedem andern überliefert war, daß der König selber commandirte.

Im ersten Augenblicke nach der Mobilmachung waren die Truppen nur in der natürlichen Berechnung aufgestellt worden, um gegen jeden überraschenden Angriff von irgend einer Seite gesichert zu sein. In Hannover stand ein Corps, das nachher Rüchel commandirte, in Westfalen ein anderes unter Blücher; wieder ein anderes sammelte sich bei Magdeburg, wohin sich die Garnisonen von Berlin und Potsdam und die noch übrigen märkischen Regimenter zogen; Kalkreuth stand mit einem in Pommern, um, wenn man von Schweden nichts mehr zu besorgen hatte, ebenfalls gegen Magdeburg abzumarschiren; die schlesischen und südpreußischen Regimenter, später vom Fürsten von Hohenlohe geführt, standen im westlichen Schlesien gegen Sachsen hingewendet; an sie sollte sich auch Tauenzien mit seinem kleinen Corps im Baireuthischen anschließen. Zu Ende des August bereitete man neue Aufstellungen vor, in denen sich zuerst der Gedanke einer Offensive ankündigte. Die märkischen und die bei Magdeburg versammelten Truppen sollten unter dem unmittelbaren Befehle des Herzogs von Braunschweig die Hauptarmee bilden, bei der sich auch der König befand; ihre Aufstellung sollte längs der Saale von Halle abwärts sein. Rüchel hatte seine Aufstellungen an der Leine im Göttingenschen, Blücher bei Paderborn zu nehmen und sich wo möglich an die Kurhessen anzuschließen; die in Schlesien aufgestellten Streitkräfte waren zum Einmarsch nach Sachsen bestimmt, um sich mit dem sächsischen Contingent zu vereinigen. Das Reservecorps, aus den westpreußischen Truppen gebildet und der Führung des Herzogs Eugen von Württemberg übergeben, sollte seinen Marsch zunächst gegen Küstrin soviel wie möglich beschleunigen. Wie man dann die ersten genaueren Nachrichten über die Stärke des Feindes erhielt und sich überzeugte, daß derselbe im Stande sei, rasch und mit überlegenen Kräften den Angriff zu beginnen, wurde (8. Sept.) eine weitere Anordnung getroffen; die Hauptarmee sollte sich danach bei Naumburg sammeln und auch die übrigen Streitkräfte sich vorwärts nach Süden bewegen, um „dem Feinde so früh als möglich eine Hauptschlacht in Sachsen zu liefern, ehe der Enthusiasmus, welcher die Armee beseelt, abnimmt und ihre Kraft durch Fatiguen erschöpft wird."

In diesen bedächtigen militärischen Schritten spricht sich wie in den diplomatischen deutlich genug aus, daß der Entschluß zum Krieg noch nicht ohne Rückhalt gefaßt war und die trügerischen Hoffnungen auf Friedensbotschaften aus Paris im Lager wie im Cabinet die rasche Thätigkeit lähmten*). Auch die vergebliche Hoffnung auf den Anschluß Kurhessens wirkte lähmend und verwirrend ein; zu den nutzlosen Hin- und Hermärschen und Verzögerungen kam dann die Noth der Verpflegung und eine Menge von Mißständen, worin sich die Friedensarmee verrieth. Ein Theil der Munitionsvorräthe ward erst jetzt verfertigt; Mineurs, Pioniere, Munitionscolonnen, Lazarethanstalten gab es nicht, die Verpflegung war Leuten überlassen, die erst ihre Erfahrungen sammelten und natürlich mit dem schrankenlosen Requisitionssysteme der Franzosen nicht concurriren konnten; das Kundschafterwesen war ganz vernachlässigt**).

Am peinlichsten war es indessen immer, die Einheit im Oberbefehle zu vermissen, und die Zusammensetzung des Hauptquartiers war nicht dazu angethan, diese Lücke weniger schmerzlich empfinden zu lassen. Am 23. September war der König mit der Königin zu Naumburg eingetroffen; in seiner Umgebung befanden sich der greise Möllendorf, die Generalmajors Phull, Zastrow und Köckeritz, die Obersten Kleist und Rauch. Auch Haugwitz und Lucchesini, der kurhessische Minister Waitz und ein sächsischer Bevollmächtigter hatten sich dort zusammengefunden. Zum Oberfeldherrn war der Herzog von Braunschweig bestimmt, zu dessen Charakteristik wir nach der früheren Darstellung des Krieges von 1792 und 1793 wohl nichts mehr hinzuzufügen brauchen***). Was dem kriegserfahrenen und einsichtigen Feldherrn vierzehn Jahre früher den Erfolg entwunden hat, der Mangel einer feurigen Thatkraft und eines rasch zugreifenden Entschlusses, das Schwanken zwischen eigener besserer Einsicht und fremdem Einflusse, die Scheu vor jeder kühnen Verantwortlichkeit — das war seitdem bei dem

*) S. das Schreiben des Königs vom 8. Sept. a. a. O. I. 132.

**) S. (Rühle von Lilienstern) Bericht eines Augenzeugen von dem Feldzuge von 1806. I. 29. 35 ff. II. 93. 101 f. Vgl. Aus dem Nachlasse des General v. d. Marwitz II. 5.

***) S. Band I. S. 423 f.

71jährigen Greiſe eher ſchlimmer als beſſer geworden. Sein Vertrauen war noch geringer als damals. Er klagte gegen ſeine Umgebung über Hohenlohe, nannte Rüchel einen Fanfaron, den Marſchall Möllendorf einen abgeſtumpften Greis, den General Kalkreuth einen liſtigen Ränkeſchneider, die Generale zweiten Ranges talentloſe Routiniers, und warf dann wohl die Frage auf: und mit ſolchen Leuten ſoll man Krieg führen gegen Napoleon? Nein, der größte Dienſt, den ich dem König leiſten kann, iſt es, wenn es mir gelingt, ihm den Frieden zu erhalten. Dem Herzog ſtand als jüngerer Rivale der Fürſt von Hohenlohe-Ingelfingen gegenüber, der in den Revolutionskriegen mit Glück und Ehren gefochten, ſeine eigene Begabung vielleicht überſchätzte, ſich in ſeiner Unterordnung unter den Herzog nicht behaglich fühlte und durch eine widerſpruchsvolle und eigenwillige Haltung gegenüber dem Oberbefehlshaber nicht ſelten verdarb, was er mit ſeinem Talent und ſeiner Erfahrung dem Ganzen hätte nützen können. Dieſer Widerſpruch ſtammte weniger von ihm ſelbſt als von einem Manne, deſſen Einfluſſe er ſich völlig hingab, deſſen Einfälle er gern wie ſeine eigenen Ideen ausmünzte. Es war der Oberſt Maſſenbach, dem die competenteſten Beurtheiler Geiſt, Phantaſie, Thätigkeit nicht beſtritten, an dem ſie aber Tact, ſicheres Urtheil, Klarheit und Conſequenz, namentlich wo es die Ausführung galt, völlig vermißten*). Er hatte das Gepräge eines raſtloſen Planmachers, eines raiſonnirenden Talentes, das gern die Miene des Alles überſchauenden Genies annimmt, und war zugleich der eigentliche Repräſentant der gelehrt und tiefſinnig klingenden Generalſtabsweisheit jener Tage, die wir früher mit den Worten eines ausgezeichneten preußiſchen Militärſchriftſtellers gezeichnet haben. Dabei war er von dem Wahne betäubt, Preußens Heil ſei allein in einer Verbindung mit Napoleon zu ſuchen, war alſo nicht mit dem Herzen bei dieſem Kriege; wie ſeine ſpätere Schriftſtellerei beweiſt, fehlte ihm auch die rechte Pietät und Anhänglichkeit an den Staat, der ſein zweites Vaterland geworden war. In dieſem

*) Außer der Charakteriſtik nach Clauſewitz, die Höpfner I. 152 gibt, findet ſich namentlich bei dem General v. d. Marwitz („Aus dem Nachlaſſe ꝛc. Berl. 1852. I. 140 ff.) eine anſchauliche Schilderung Maſſenbachs. Ebendaſ. II. 58 f. über Hohenlohe. Vgl. auch Müffling „Aus meinem Leben" S. 7 f. über die Perſönlichkeiten des Hauptquartiers.

Zwieſpalt widerſtrebender Perſönlichkeiten ging dann vollends alle Einheit des Oberbefehls verloren; ausgezeichnete Kräfte, die auch im leitenden Hauptquartiere vorhanden waren, wie Scharnhorſt, der Chef des Generalſtabes beim Herzog, erlangten nicht die Bedeutung, die ihnen gebührte.

Am 24. und 25. Sept. fand im Hauptquartiere eine Berathung ſtatt, der außer dem König und dem Herzog die angeſehenſten Officiere aus des Königs Umgebung und aus dem Generalſtabe beiwohnten; das Ergebniß war die Annahme eines Angriffsplanes, den der Herzog vorgeſchlagen hatte. Noch waltete die Hoffnung vor, man könne den Feind, bevor er ſchlagfertig und vereinigt ſei, überraſchen und durch eine geſchickte Offenſive, die zudem allein den Traditionen und der Lage der preußiſchen Armee zu entſprechen ſchien, ſeiner Ueberlegenheit einen Vortheil abgewinnen. Der Plan war alſo, mit entſcheidender Uebermacht unerwartet auf die franzöſiſchen Linien zu fallen und ſie in ihrer Mitte zu durchbrechen, bevor ſie ſich in ganzer Stärke ſammeln könnten. Zu dem Zwecke ſollte einmal zur Rechten Rüchel durch Demonſtrationen den Feind täuſchen, bis über Fulda vorgehen und den Schein erwecken, als ſei er die Avantgarde der Hauptarmee, die nach dem untern Main und Rhein vordringen wolle; zur Linken dann Tauenzien mit einem kleinen Corps ſich bei Hof aufſtellen und durch Bewegungen gegen Nürnberg und Amberg hin die Aufmerkſamkeit des Feindes beſchäftigen. Durch dieſe Demonſtrationen gedeckt, wäre dann die Hauptarmee am 2. Oct. aus ihren Stellungen an der Saale aufgebrochen, um vereinigt mit dem Hohenlohe'ſchen Corps über den Thüringer Wald und die Werra vorzugehen und je nach den Nachrichten, die man vom Feinde empfing, in der Richtung auf Schweinfurt oder auf Bamberg den Feind aufzuſuchen. Auch jetzt freilich, wie dieſer Angriffsplan gefaßt ward, war man noch nicht über die diplomatiſirende Halbheit hinweg und beſchloß, die Feindſeligkeiten nicht vor dem 8. October zu beginnen, weil an dieſem Tage noch eine Antwort Napoleons erwartet wurde. Bis dahin konnte ſich allerdings Manches geändert haben. Schon gleich nachdem man ſich über den Plan geeinigt, trafen ſichere Nachrichten über die Bewegungen des Feindes in Franken, ſeine Concentrirung gegen den Main hin im Hauptquartier zu Naumburg ein; bald erfuhr man die Ankunft

Napoleons am Rhein, und mit welcher Eile die Garden nach dem Kriegsschauplatze befördert wurden. Es ward beschlossen, die Bewegungen noch etwas früher zu beginnen und schon am 1. Oct. aus den Stellungen an der Saale nach dem Thüringer Walde und der Werra aufzubrechen.

Der neue Operationsplan war im Gange, und die indessen eingetroffene Botschaft, daß Napoleon nach Würzburg komme und sich dort und an der fränkischen Saale ansehnliche Streitkräfte sammelten, hatte seine Durchführung nicht gestört, als plötzlich neue Eindrücke auf die unentschlossene Seele des Urhebers herüberwirkten. Es kamen ihm, vielleicht durch Lucchesini*), die irrigen Nachrichten zu, Napoleon werde hinter der fränkischen Saale den Angriff abwarten; denn er wünsche den Krieg nicht und wolle am wenigsten als der angreifende Theil erscheinen. Der Herzog, von Anfang an ohne rechtes Vertrauen in diesen Krieg und im Stillen immer von dem Wunsche beherrscht, man könne den ungleichen Kampf vermeiden, mag unter dem Eindrucke der trügerischen Botschaft doch noch einmal der Hoffnung einer friedlichen Lösung nachgegeben haben. In jedem Falle verlor er die Lust zu seinem Angriffsplane, und wie es seine unentschlossene Natur mit sich brachte, schob er nun gern die Verantwortlichkeit von sich und fing von Neuem an, hinter weitläufigen Conferenzberathungen seine Verlegenheiten zu verbergen. So ward denn seit dem 4. Oct. in dem neuen Hauptquartiere zu Erfurt wieder Rath gepflogen, was zu thun sei. Der Herzog fragte Hohenlohe und Massenbach um Rath, von denen er wußte, daß sie seinen Angriffsplan nie gebilligt und nur mit Widerstreben an der Vollziehung Theil genommen hatten. Während die Einen meinten, man solle vorläufig in Thüringen zwischen Eisenach, Weimar, Camburg eine

*) So versichert Massenbach in den Denkwürdigkeiten II. 1. 66 f. Lucchesini II. 117 f. stellt es in Abrede. Wir gestehen, daß es uns schwer wird, zwischen der Glaubwürdigkeit der beiden Zeugen eine Entscheidung zu treffen. Uebrigens zeugt auch Haugwitz diesmal gegen Lucchesini, s. Fragment des mémoires inédits S. 41 ff. Glaubwürdig wird die Sache durch Müffling, der a. a. O. S. 16 versichert: Noch klingt es in meinen Ohren, wie Lucchesini nach seiner Ankunft aus Paris im königl. Hauptquartier Naumburg auf des Herzogs Frage über Napoleons Absichten ihm erwiederte: Monseigneur — il ne sera jamais l'agresseur, jamais, jamais. Eine innere Zufriedenheit überzog bei diesen Worten das Gesicht des Herzogs.

abwartende Stellung einnehmen, die Anderen eine Recognoscirung zu versuchen vorschlugen, verfocht der Hohenlohe'sche Generalstab, namentlich Massenbach, eifrig die Ansicht, die Franzosen würden durch das Baireuth'sche in Sachsen vordringen und die preußische Armee links umgehen, weshalb man auf's rechte Saaluser hinüberrücken und im Baireuth'schen sich zur Offensive concentriren müsse. Was an dieser Meinung Richtiges war, dem ist, wie es scheint, durch die verworrene Art, wie Massenbach sie verfocht, die überzeugende Kraft benommen worden. Wenigstens fand der in dieser Lage zutreffende Rath Scharnhorsts: es komme im Kriege weniger darauf an, was man thue, als daß es mit gehöriger Einheit und Kraft geschehe, man solle darum Massenbachs Vorschlag annehmen, ihn aber auch ohne Verzug und mit größter Anstrengung durchführen, den Beifall des Kriegsrathes nicht. Aus dem Gewirre verschiedener Meinungen ging dann der bezeichnende Entschluß hervor — eine große Recognoscirung vorzunehmen*). Man wird dabei an das Wort von Clausewitz erinnert, der die Recognoscirungen als einen Act der Verlegenheit bezeichnet, zu dem man dann gewöhnlich greife, wenn es an Unternehmungsgeist fehle, und man doch des Scheines halber etwas thun wolle**). So schien es auch der König anzusehen, denn er verwarf den Plan und fand es nachher genügend, daß ein Hauptmann es unternahm, die Stellungen des Feindes zu recognosciren. Am 6. endlich, nachdem kostbare Zeit verloren und Verwirrung genug angerichtet war, beschloß man doch, zwischen Gotha, Erfurt und der Saale solche Stellungen zu nehmen, die es leicht machten, den früher von Massenbach verfochtenen Linksabmarsch auszuführen. „Ich habe beschlossen, schrieb der König am 7. Oct. an Rüchel, die Armee zwischen Gotha, Erfurt und Weimar in eine solche concentrirte Stellung zu bringen, daß man die Truppen an einem Tage versammeln kann. Ich habe dabei als Grundsatz angenommen: dem uns auf dem linken Flügel umgehenden Feinde mit der Hauptarmee und dem Hohenlohe'schen Corps vereinigt entgegen zu gehen und selbigen anzu-

*) Müffling S. 18. 19 gibt eine anschauliche Schilderung solcher Conferenzen. Phull hatte wohl Recht, wenn er ausrief: „Was soll aus einem so verwünschten Meinungspikenik herauskommen?"

**) Clausewitz' hinterlassene Werke. V. 125.

greifen, wobei ſich aber unmöglich die Zeit, wann, und der Ort, wo dies ſtattfinden könnte, im Voraus beſtimmen läßt. Während dieſer Bewegung bleibt jedoch nichts übrig, als unſern rechten Flügel, das Rüchel'ſche Corps, ſo lange zu reſüſiren, bis nach einem auf dem linken Flügel geſchehenen Schlage derſelbe wieder degagirt werden könnte*)."

Während man zu Erfurt berieth, war Napoleon (6. Oct.) in Bamberg angekommen und traf ſeine Anſtalten, die preußiſche Armee zu umgehen. Lannes und Augereau, alſo der linke Flügel, ſo war die Anordnung, ſollten (7. u. 8. Oct.) über den Main gehen und ſich gegen Coburg wenden, Murat bei Kronach eintreffen, Davouſt und die Garden ſich ebendahin ziehen, Bernadotte die Richtung auf Saalburg und Lobenſtein einſchlagen, alſo das Centrum in der Stärke von 80—90,000 Mann auf der Leipziger Straße vordringen. Auf der Rechten ſollte Soult am 7. von Baireuth aufbrechen, am 9. ſich Hof nähern, Ney ihm etwa einen halben Tagmarſch folgen.

In Bamberg erhielt Napoleon (7. Oct.) das preußiſche Ultimatum und ein Schreiben Friedrich Wilhelms III., zwei Actenſtücke, die Knobelsdorff zu ſeiner lebhaften Ueberraſchung erſt nach des Kaiſers Abreiſe erhalten hatte, und die ihm von Talleyrand nachgeſendet wurden. Das Ultimatum verlangte in trockenem Tone die unverzügliche Räumung Süddeutſchlands von den Franzoſen, die ungehinderte Zulaſſung des norddeutſchen Bundes und die Schlichtung der noch übrigen ſtreitigen Intereſſen, wobei vor Allem Weſel an Berg, die drei weſtfäliſchen Abteien an Preußen zurückgeſtellt werden ſollten. Auf dieſe Forderungen, hieß es, erwarte der König bis zum 8. Oct. die Antwort. So wunderlich bei ſo viel Verzagtheit ſo viel Trotz erſcheinen mag, wir haben aus den Berathungen des Hauptquartiers erſehen, daß man ſich in der That Hoffnung machte, dieſe vierundzwanzigſtündige Friſt, die man Napoleon und ſeinen 200,000 Mann ſtellte, werde von Erfolg ſein!

Napoleon beantwortete das Ultimatum mit höhniſchem Uebermuthe und im Tone der Wachtſtube. „Man gibt uns, ſchrieb er an Berthier, ein Rendezvous auf den 8. Oct.; ein Franzoſe läßt

*) S. Höpfner a. a. O. I. 218 f.

nie auf ſich warten. Man ſagt aber, eine ſchöne Königin wolle Zeuge ſein bei den Kämpfen, gut, wir wollen artig ſein und ohne Aufenthalt nach Sachſen marſchiren." Den Brief des Königs, der allerdings auch nach Anſicht der Freunde Preußens zu weitſchweifig und in einem unpaſſenden Tone gehalten war*), nannte er in ſeinem erſten Bulletin „ein ſchlechtes Pamphlet, wie ſie das engliſche Miniſterium für fünfhundert Pfund jährlich verfertigen laſſe." Darin kündigte ſich der Ton der Bulletins von 1806 an. Schon das erſte enthielt eine ganze Blumenleſe ſolcher Rohheiten und führte auch bereits jenen Federkrieg gegen die Königin Luiſe, deſſen ſich der letzte franzöſiſche Soldat hätte ſchämen müſſen. Die Königin war als Amazone geſchildert, wie ſie zu Pferde ſaß und in Dragoneruniform den Kriegsbrand ſchürte! Man wußte in der That nicht, worüber man mehr erſtaunen ſollte: über den Mangel jedes ritterlichen Zuges in dem Kaiſer, oder über die „große" Nation ſelber, die ſich mit ſo platten Gaſſenwitzen regaliren ließ!

Der gleiche Ton vermeſſenſten Uebermuthes, aber zugleich geſchickt berechnet auf die Stimmungen der Armee, ſprach aus der Proclamation, die er am 6. Oct. in Bamberg ans Heer erließ. „Sie wollen, hieß es darin, daß wir beim Anblick ihrer Armee Deutſchland räumen! die Unſinnigen!!!.... Soldaten, es iſt Keiner unter Euch, der auf einem anderen Wege als dem der Ehre nach Frankreich zurückkehren möchte. Nur unter Triumphbogen dürfen wir dahin zurückkommen. Sollen wir darum den Jahreszeiten, Meeren, Wüſten getrotzt, das vereinigte Europa beſiegt, unſern Ruhm von Oſt nach Weſt getragen haben, um wie Ueberläufer in unſer Vaterland zurückzukehren, damit man ſagen kann, der franzöſiſche Adler ſei bei dem Anblick der preußiſchen Armeen erſchreckt geflohen?"

Das war die Stimmung, von der man im preußiſchen Hauptquartier noch bis zuletzt eine nachgiebige Antwort erwartete. Dem König blieb nun nichts übrig, als ſich auf den äußerſten Kampf zu rüſten und in einer ſchlichten, warmen Anſprache an Volk und Heer auf das hinzuweiſen, was auf dem Spiele ſtand. Sieben Jahre ſpäter hat er in einem berühmten Aufrufe den rechten Ton

*) S. Gentz in dem Tagebuch II. 235. Napoleon beantwortete ihn erſt zwei Tage vor der Schlacht bei Jena.

angeſchlagen, der zu dem Herzen drang; auch jetzt hätte die kurze und einfache Anrede aus der Feder von Gentz genügt, die der König erließ. Aber die Staatsmänner, die Preußen ſo tief herabgebracht, wollten, wie es ſchien, ihm keine Demüthigung erſparen. Am 9. Oct. erſchien zu Erfurt ein Manifeſt, das, von Lombard verfaßt und durch Gentz wenigſtens von den ärgſten Taktloſigkeiten gereinigt*), die undankbare Aufgabe übernahm, durch einen Rückblick auf die Vergangenheit die eigene Politik zu rechtfertigen. Darin war den Franzoſen bis auf das Conſulat und die Revolution zurück ein ſo reiches Regiſter ihrer Sünden vorgehalten, daß man mit Recht fragen mußte: wie konnte Preußen gegen dieſes Frankreich eine ſo lange Reihe unwürdiger Nachgiebigkeiten üben? Zugleich rühmte ſich in dem Manifeſt die preußiſche Politik ihrer Nachgiebigkeiten und Freundſchaftsdienſte gegen den fremden Zwingherrn, in demſelben Athem, wo ſie ihn auf's heftigſte anklagte. Es war, wie engliſche Blätter bitter ſagten, die Sprache einer Verführten, die ihrem Verführer alle Schwachheiten vorwirft, die ſie für ihn gehabt hat. Der Eindruck mußte nach beiden Seiten gleich übel ſein; Napoleons korſiſche Rachſucht ward durch die Vorwürfe auf's Aeußerſte geſteigert und die Achtung der übrigen Welt durch die Bekenntniſſe, womit man die Anklagen würzte, nicht gewonnen.

Die Nachrichten der letzten Tage ließen kaum eine Täuſchung mehr zu über die Stärke und Richtung der feindlichen Maſſen; man beſchloß daher (8. Oct.) im Hauptquartier, ſeine Stellungen enger zuſammenzuziehen. Die Hauptarmee ward zwiſchen Gotha, Erfurt und Weimar vereinigt, Rüchels und Blüchers Truppen ſollten ſich ebenfalls Gotha und Erfurt nähern, Tauenzien ſich zum Hohenlohe'ſchen Corps zurückziehen, die Reſerve unter Eugen von Württemberg von Magdeburg gegen Halle und, je nach den

*) S. Gentz Tagebuch II. 237 ff. Das Manifeſt ſelbſt in den Europ. Annalen 1806. IV. 107 ff. Zur Geſchichte der zu Erfurt ausgearbeiteten Actenſtücke finden ſich bei Gentz a. a. O. 264 f. 285 ff. charakteriſtiſche Notizen. Als Beitrag zur Signatur der Zeit verdient auch eine Proclamation Friedrichs von Württemberg Erwähnung, die er damals gegen Preußen erließ (Europ. Annal. IV. 125). Dieſer würdige Trabant Bonaparte's hat auch damals einen Cenſor geſtraft, weil er die Schmähungen gegen Königin Luiſe geſtrichen hatte. S. Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. I. 399.

Umständen, noch näher heranrücken. Im Hohenlohe'schen Hauptquartier war man freilich jetzt nur noch eifriger der Meinung, daß nur ein rascher Uebergang über die Saale heilsam wirken könne, und folgte mit sichtbarem Widerstreben den neuen Anordnungen. Es zog den Fürsten und seinen Rathgeber Massenbach immer nach dem rechten Ufer, während im Hauptquartier die Concentrirung auf dem linken verfügt ward, und die wiederholte Weisung des Herzogs, daß er sich nahe bei der Hauptarmee halten und jedenfalls den Flußübergang nicht beginnen solle, ehe es *mit* der ganzen Macht geschehe, hinderte nicht, daß der Fürst leise Abweichungen wenigstens versuchte, gleichsam als hoffe er durch diese eigenmächtigen Bewegungen die übrige Armee in seine Richtung mit hineinzuziehen.

Das gemischte Corps unter Tauenzien, das bei Hof stand und sich mit Hohenlohe vereinigen sollte, war am 8. Oct. vor dem Andrange der Franzosen unter kleinen Plänkeleien gegen Schleiz zurückgewichen, bestand dort am andern Morgen ein Gefecht, das anfangs nicht ungünstig verlief, mußte sich indessen vor dem überlegenen Gegner gegen Auma zurückziehen und konnte nicht hindern, daß die Nachhut, die den Rückzug deckte, in ein nachtheiliges Gefecht verwickelt ward, das trotz alles tapferen Widerstandes, namentlich der Reiterei, gegen 600 Mann kostete. Die Franzosen hatten sich an diesem Tage (9. Oct.) mit ihrem rechten Flügel, Soult und Ney, Hof genähert; ihr Centrum stand theils auf den Straßen gegen Auma und Neustadt, theils bei Lobenstein und Ebersdorf; auf ihrer Rechten hatte Lannes die Vorposten der Hohenlohe'schen Avantgarde, die unter Prinz Louis stand, zurückgeschoben und war angewiesen, wenn sich Augereau mit ihm vereinigt habe, Saalfeld anzugreifen.

Saalfeld war durch seine Magazine von Bedeutung; auch schien es bedenklich, den Feind in einem Augenblicke, wo vielleicht der Uebergang der Preußen auf das rechte Saaluser stattfand, sich dieses Punktes bemächtigen zu lassen, von wo er sich rasch zwischen die preußischen Colonnen auf den beiden Ufern des Flusses hineindrängen konnte. Den Prinzen Louis reizte natürlich der Gedanke, den Feind von Saalfeld zurückzuwerfen, dann über den Fluß zu gehen und auch die jenseits über Schleiz vordringenden Franzosen zu schlagen. Es war vielleicht keine glückliche Wahl,

einem Prinzen, deſſen Stellung ihm mehr Eigenmacht gab und deſſen Perſönlichkeit ſich auf den eigenen tapferen Muth und die Verwegenheit des Angriffes zu leicht verließ, die Führung dieſer Vorhut zu übergeben, die etwa achttauſend Mann größtentheils ſächſiſcher Truppen zählte und im Saalthale vorgeſchoben war. Er ſchien es nach ſeinen Berichten an den Herzog für keine zu gefährliche Aufgabe zu halten, das Defilee bei Saalfeld zu behaupten und ſo, wie er meinte, dem Hohenlohe'ſchen Corps wie ſeiner eigenen Avantgarde den ungeſtörten Uebergang auf's rechte Ufer des Fluſſes zu ſichern. Es iſt darnach unzweifelhaft, daß der Prinz noch nicht wußte, was dem Fürſten Hohenlohe zu ſeinem und Maſſenbachs Verdruß anbefohlen war: den Uebergang aufzuſchieben, bis er mit der ganzen Armee vereinigt geſchehen könne. Er war ſchon bei Saalfeld (10. Oct.) mit dem Feinde zuſammengeſtoßen, als ihm ein Befehl des Fürſten überbracht ward, in ſeinen Stellungen zu bleiben und nicht anzugreifen. Aber Hohenlohe durfte kaum für ſeine Befehle ſtrengeren Gehorſam fordern, als er ihn ſelber denen des Herzogs erwies. Ungefähr um 10 Uhr Morgens hatten die Vorpoſten des Feindes angegriffen; es war der größte Theil des Lannes'ſchen Corps, das ſich näherte, den Truppen des Prinzen um mehr als die Hälfte überlegen und durch ſeine Stellung wie ſeine Zahl in den Stand geſetzt, den Gegner zugleich in der Front anzugreifen und ſeine Flanke zu umgehen. Zwar ließ höchſtens die leichte Beweglichkeit, nicht die Tapferkeit der Truppen etwas zu wünſchen übrig, aber es waren alle Vortheile zu ſehr auf der feindlichen Seite, als daß die Fortſetzung des Kampfes räthlich erſchien. Die Umgebung des Prinzen erklärte ſich für den Rückzug, er ſelber mochte ſich allmälig überzeugen, daß es, um einer Niederlage zu entgehen, keinen anderen Ausweg mehr gebe. Schon waren an mehreren Stellen ſeine Leute zurückgedrängt, als ein neuer Reiterangriff in Unordnung zurückgeworfen ward; vergebens ſuchte der Prinz die Flüchtigen zum Stehen zu bringen, er ward nur mit in den verworrenen Knäuel der Reiter hineingeriſſen und mußte daran denken, ſich ſelber vor dem nachdrängenden Feinde zu retten. Sein Pferd blieb aber beim Ueberſetzen über einen Gartenzaun mit dem Fuße hängen; ein franzöſiſcher Quartiermeiſter vom 10. Huſarenregiment, Namens Guindet, holte ihn ein und verſetzte ihm einen

Hieb auf den Hinterkopf; wie er auf die Aufforderung, sich zu ergeben, sich zur Wehr setzte, traf ihn der Gegner mit einem tödtlichen Stich in die Brust. In wenig Minuten war er verschieden; schon drängte der Feind von allen Seiten nach, vergebens suchten die Adjutanten des Prinzen wenigstens den Leichnam den feindlichen Händen zu entreißen.

Gegen achtzehnhundert Mann, 33 Geschütze und fast das ganze Gepäck hatte der Kampf gekostet; viel schwerer als dieser Verlust wog der moralische Eindruck des unglücklichen Tages. Es war der erste ernstere Kampf mit dem Feinde, und dieser war durch eine Niederlage und ein schmerzliches Opfer bezeichnet. Man konnte die Fehler des gefallenen Fürsten mit aller Strenge messen und doch den Tod in einem Augenblicke tief beklagen, wo Preußen mehr als je so tapferer und entschlossener Männer bedurfte, wie Louis Ferdinand war. Darum machte die Katastrophe von Saalfeld allerwärts den niederschlagenden Eindruck, als sei sie ein Schicksalszeichen für den Ausgang des ganzen Krieges.

Am fühlbarsten war die Wirkung im Hauptquartier, wo es so tragischer Eindrücke nicht bedurfte, um die Rathlosigkeit und Entmuthigung auf's Höchste zu steigern. Gentz hat uns in seinem Tagebuch die Zustände in Erfurt mit plastischer Lebendigkeit geschildert. Es ist schwer zu sagen, was darin die trostloseren Empfindungen weckt: die unschlüssige Schwäche des Herzogs, oder die frivole Pfiffigkeit der Minister, der klägliche Ton, den der Feldherr anschlug, oder die schalen Erbärmlichkeiten, womit auch jetzt noch Haugwitz und seine Freunde die kostbare Zeit ausfüllten. Wir haben aus Früherem gesehen, wie sie auch in diesem Augenblick die große Politik Preußens, namentlich die Beziehungen zu England und Rußland, nicht anders betrieben als vorher. Die Berathungen über Proclamationen, die Niemand mehr las, über die plötzliche Ankunft des französischen Gesandten Laforest, über ein Siegesbulletin, das nach der ersten Nachricht über das Vorpostengefecht bei Schleiz Haugwitz in die Welt schicken wollte, fügten zum Unwürdigen auch noch das Lächerliche. Wie nun das erste Unglück eingetreten war, schlug das leichtfertige Selbstvertrauen in volle Hoffnungslosigkeit um; die militärischen Gegner des Herzogs klagten nun ungescheut ihn der Unfähigkeit an, und unter den Officieren wurden Stimmen laut, die zeugten, daß auch

der alte Geist strengen Gehorsams vom Heere gewichen sei.*) Aus dem Hohenlohe'schen Lager kamen dringende Rathschläge, entweder rasch eine concentrirte Stellung zu beziehen oder dem Feinde voran an die Elbe zu eilen; im Hauptquartier selbst tauchte noch einmal der Gedanke auf, auf das rechte Saaluser überzugehen, der Herzog bestand aber darauf, daß eine allgemeine Concentrirung bei Weimar erfolge, Hohenlohe sich bei Jena zusammenziehe, und in diesem Sinne waren auch die Befehle gegeben, die am Abend des 10. Octobers aus dem neuen Hauptquartiere in Blankenhayn ausgefertigt wurden.

Während Napoleon am 11. October sein Hauptquartier nach Auma verlegte, Davoust, Bernadotte und Murat über Auma hinaus bis auf Gera vorrückten, Ney bei Schleiz, Soult schon zwischen Schleiz und Gera stand, Lannes Neustadt, Augereau Saalfeld erreichte, schlug der Fürst Hohenlohe sein Hauptquartier in Jena auf und zog sein Armeecorps in dieser Stadt und der nächsten Umgebung zusammen. Die Truppen litten Mangel; die Umständlichkeit und Pedanterie bei dem Verpflegungswesen trugen die Schuld, daß die Soldaten das Brod erhielten, wenn es schon verschimmelt war, und den Pferden das Futter fehlte, während man die Hand nur auszustrecken brauchte, um ansehnliche Vorräthe zu gewinnen. Diese Noth und die Eindrücke der letzten Tage, namentlich des 10. Octobers, waren denn auch in der Haltung der Truppen wohl zu spüren. Ein blinder Lärm vom Heranrücken der Franzosen reichte hin, einen panischen Schreck in der Stadt zu verbreiten und die heillosesste Verwirrung zu veranlassen. Alles lief, drängte, versperrte sich selbst den Weg; die Soldaten warfen zum Theil ihre Waffen weg, die Knechte schnitten die Stränge ab und ritten mit den Pferden von den Kanonen und Munitionswagen weg, Geschütze wurden umgeworfen oder vernagelt, Gepäck geplündert, ein Theil der Bagage fuhr nach der verkehrten Seite hinweg und fiel dem Feinde später in die Hände. Ein Proviantrain ward mit von dem tollen Lärm erreicht und fuhr nach der falschen Richtung weg. Die Hauptarmee, an die jetzt Rüchel und Blücher dicht herangezogen worden und deren Avantgarde unter dem Herzog von Weimar sich anschickte, ihre nach Süden vorge-

*) S. die Mittheilung bei Gentz II. 314 f.

schobenen Stellungen auf dem Thüringer Walde zu verlassen, brach am 11. aus ihren Quartieren bei Tannroda, Kranichfeld und Blankenhayn auf und lagerte sich auf dem Plateau zwischen Weimar und Jena. So waren die Heere vereinigt und stießen so dicht auf einander, daß sie sich zum Theil aus ihren Lagerstätten verdrängten; aber der Feind hatte auch seine Umgehung vollendet und war im Begriff, schon gegen Naumburg und Leipzig hin zu streifen, ohne daß ihm ein preußischer Soldat dort den Weg verlegte. Napoleon gab seinem Centrum, den Corps von Murat, Bernadotte und Davouſt, die Bestimmung, über Zeitz nach Naumburg und Leipzig vorzurücken, während seine bisherige Rechte nun in die Stellung des Centrums einrückte, Soult und Ney sich gegen Gera, Lannes sich auf Jena wendete, Augereau ihm folgte. Am Mittag des 12. Octobers stieß Lannes schon kaum zwei Stunden von Jena mit den vorgeschobenen Posten der Preußen zusammen und drängte sie zurück, während Hohenlohe beschäftigt war, sein Heer auf den Höhen zwischen Jena und Weimar zu lagern. Im großen Hauptquartiere wußte man jetzt, daß der Feind durch das Saalthal herandringe und starke Massen bereits *östlich* standen, denen der Weg nach Sachsen offen lag; schon kamen Gerüchte, Naumburg sei von ihnen besetzt. Freilich stand die preußische Armee zum ersten Male ganz concentrirt und war durch die steilen Saalübergänge zwischen Jena und Naumburg von dieser Seite gedeckt; möglich, daß ein geschickt geleiteter Angriff auf den Feind den Preußen Gelegenheit gab, eine Schlacht unter so günstigen Umständen zu liefern, wie sie überhaupt in dieser Lage zu erreichen waren; aber der Herzog wollte das nicht wagen. Nur weil bis jetzt Alle sich an den Gedanken einer bevorstehenden Schlacht gewöhnt hatten, war er nach seiner Weise dem nicht geradezu entgegengetreten; wie aber jetzt die beunruhigenden Nachrichten kamen, trug er kein Bedenken mehr, seiner natürlichen Neigung zu folgen und der Schlacht auszuweichen. Der kundigste und unbefangenste Darsteller dieses Feldzugs*) will das nicht geradezu tadeln; bei dem erschütterten Vertrauen im Heere, der mißvergnügten Widerspenstigkeit vieler Officiere, bei der schon um sich greifenden Sorge, durch die Besetzung von Naumburg um-

*) Höpfner a. a. O. I. 329 f.

gangen und abgeſchnitten zu ſein, findet er es natürlich, daß der Herzog einem Entſchluſſe auswich, der die kühnſte und kraftvollſte Durchführung erforderte; unter den Umſtänden, wie ſie waren, erſcheint ihm der Weg, den der Herzog einſchlug, noch als der zweckmäßigſte. So ward denn beſchloſſen, nach der Unſtrut abzuziehen, um dann dem Feinde zwiſchen der Saale und Elbe entgegenzugehen. Während die Hauptarmee dieſen Marſch antrat, ſollte Rüchel in deren bisherige Stellung bei Weimar einrücken, der Herzog von Weimar ſich ihm anſchließen, Hohenlohe noch bei Jena ſtehen bleiben, Dornburg und Kamburg beſetzen, der Hauptarmee während ihres Linksabmarſches die Flanke decken und ihr dann folgen. Der Erfolg dieſes Planes hing freilich davon ab, daß man dem Feinde zuvorkam, und dazu war Raſchheit der Ausführung nöthig; der Herzog, in ſeiner gewohnten Weiſe, mit Andern die Verantwortlichkeit zu theilen und Alle zu hören, verſäumte aber wieder die koſtbare Zeit mit unnützen Berathungen. Nur durch dieſe Verzögerung iſt es ſo gekommen, daß die Armee, ſtatt ungeſtört über die Unſtrut zu ziehen, bei Auerſtädt in einen unglücklichen Kampf verwickelt ward.

Das Hohenlohe'ſche Corps hatte indeſſen zum größten Theile auf dem Plateau zwiſchen Jena und Weimar ſeine Stellungen genommen. Zwar fehlte es nicht an Reibungen zwiſchen den Preußen und Sachſen, die durch die ungeſchickte Verpflegung verurſacht waren, und eben jetzt, am Morgen des 13. Octobers, trat der ſächſiſche General Zeſchwitz geradezu mit der Drohung hervor, abzuziehen, falls ſeine Leute nicht beſſer verſorgt würden; allein es war doch eine zuverſichtlichere Stimmung über das Heer gekommen, die der Fürſt durch perſönliche Beſprechung nach Kräften zu erhöhen ſuchte. Die Truppen waren kampfluſtig und ſchienen mit Ungeduld die nahe Schlacht zu erwarten. Denn ſchon hörte man das Feuer des Feindes bis vor die Thore von Jena, und Tauenzien entſchloß ſich, nun auch mit ſeinem Corps den Rückzug auf die Höhen anzutreten, da ihm die Gefahr drohte, von dem überlegenen Gegner, in deſſen Beſitz die Saalübergänge ober- und unterhalb Jena waren, abgeſchnitten zu werden. Schon drängten aber die feindlichen Tirailleurs ihm nach, erreichten zugleich mit ihm die Höhen und bemächtigten ſich, fortwährend verſtärkt, des Landgrafenberges, der die meiſten Wege aus dem Saal-

thale beherrſchte, die Verbindung zwiſchen dem Thale und dem preußiſchen Lager unterbrach und zugleich die Ueberſicht über einen Theil der preußiſchen Streitkräfte und ihrer Bewegungen geſtattete. Es lag alſo viel daran, den Feind von dieſer Höhe wieder herunterzuwerfen, und der Fürſt war auch nicht in Zweifel darüber, daß er dem bedrängten Tauenzien mit aller Macht zu Hülfe kommen müſſe. Jubelnd rückten die Truppen aus; es war über Alle ein frohes Gefühl gekommen, daß endlich ſtatt des troſtloſen Hinhaltens die Stunde der Entſcheidung nahte. Da kam Maſſenbach vom Herzog zurück, der ihn zu den Berathungen hatte rufen laſſen, und brachte die neue Dispoſition des Abmarſches nach der Unſtrut, deſſen Flanke Hohenlohe zu decken hatte. Der Fürſt, fügte Maſſenbach mündlich als Befehl des Herzogs hinzu, ſolle den Feind durchaus nicht angreifen, und eine Ueberſchreitung dieſer Ordre werde die ſtrengſte Verantwortung nach ſich ziehen. Es ſcheint, während man im Hohenlohe'ſchen Hauptquartiere ſich bis jetzt die Freiheit genommen, die Befehle des Herzogs etwas weit zu faſſen, verfiel man nun in den entgegengeſetzten Fehler, ſie zu eng und buchſtäblich zu nehmen. Der Befehl, nicht anzugreifen, durfte doch ſchwerlich den Sinn haben, den Feind ohne Widerſtand im Beſitz einer herrſchenden Poſition zu laſſen, während man in der Lage war, ihn unter günſtigen Umſtänden von dort wegzudrängen und dadurch den wichtigſten Zweck, die Flankendeckung der Hauptarmee, um ſo ſicherer zu erreichen. Aber der Angriff unterblieb, die Franzoſen ſetzten ſich feſt auf dem Landgrafenberge und dem Fürſten war die Verbindung mit dem Saalthale und die Einſicht in die Bewegungen des Feindes verloren gegangen. An dieſem Tage war es auch, wo die Huſaren einen Gefangenen einbrachten, der ſich als den Kammerherrn von Montesquiou zu erkennen gab und verſchiedene Botſchaften, namentlich die Antwort Napoleons auf den Brief Friedrich Wilhelms III., zu überbringen hatte. Die Antwort gab im Tone des Lehrmeiſters eine herbe Kritik der preußiſchen Staatskunſt und bot, wie aus Großmuth und Menſchenliebe, dem König an, dieſen „unpolitiſchen Krieg" friedlich zu beendigen; unter welchen Bedingungen, war nicht geſagt, aber es ließ ſich ungefähr denken. Die zum Kampf ſchon erhobenen Waffen konnte ein Brief nicht mehr zurückhalten, von dem es an ſich ſchon zweifeln ließ, wie weit er ernſtlich gemeint war.

Die Hauptarmee mit dem König selbst war indessen nach Auerstädt aufgebrochen; der Plan des Herzogs war noch immer, ohne Schlacht zwischen Freiburg und Laucha den Uebergang über die Unstrut zu suchen. Zwar waren Kösen und Naumburg schon vom Feinde besetzt, aber er hielt es nur für ein kleines Corps, das den weiteren Marsch nicht werde hindern können. „Bei der Bewegung der Armee des Königs, schrieb er noch am Abend des 13. an Fürst Hohenlohe, ist es von der äußersten Wichtigkeit, daß der Feind nicht über die Saale zwischen beide Armeen gehe. Die Besetzung der Uebergänge bei Dornburg und Kamburg, besonders mit Artillerie, ist daher von der größten Wichtigkeit."

Aber gerade diese beiden steilen Uebergänge waren dem Feinde ohne Widerstand überlassen und dadurch die Verbindung Hohenlohe's mit der Hauptarmee schon gefährdet worden. Die Besetzung des Landgrafenberges weckte keine Besorgniß, daß es den anderen Tag zum Angriff kommen werde; der Fürst gab sich der Ruhe hin, überzeugt, daß die Masse des Feindes sich gegen Leipzig und Naumburg wende. Auch die Nachricht, daß der Feind seine Stellung auf der Höhe verstärke und daran arbeite, Kanonen auf dieselbe zu bringen, änderte diese Zuversicht nicht; man hörte wohl die Aeußerung, die Kanonen, die man da hinauf bringe, müßten unfehlbar in preußische Hände fallen. Lannes selbst, der erst allmälig die Stärke des Gegners erkannte, sandte dringend zum Kaiser um Verstärkung. Napoleon traf seine Anordnungen, um Ney, Soult und die Garden rasch bei Jena zu vereinigen. Noch am Nachmittag kam er auf dem Landgrafenberge an, verwandte den Abend und einen Theil der Nacht dazu, das Lannes'sche Corps, die Garden und die Artillerie auf die Höhen zu bringen, ließ die Aufgänge dazu ebnen und erweitern, selbst überall mit Rath und That behülflich, indeß der Führer des preußischen Corps zu Kapellendorf ruhig ausschlief und mit der Zuversicht zu Bette gegangen war, er werde am Morgen höchstens ein Scheingefecht zu bestehen haben. Ney war am Abend zu Roda angelangt und seine Avantgarde näherte sich Jena, Soult und Augereau suchten in einem Nachtmarsche die Stadt zu erreichen; Murats Cavallerie stand zwischen Kamburg und Dornburg, Davoust und Bernadotte befanden sich in der Umgebung von Naumburg. Noch wußte Napoleon nicht, daß hier auch die preußische Hauptarmee stand;

er glaubte am Abend des 13. die ganze preußische Streitmacht auf den Höhen zwischen Jena und Weimar sich gegenüber zu finden. Drum gab er noch spät am Abend an Davoust den Befehl, gegen Apolda zu marschiren und dem Feinde dort in den Rücken zu fallen.

Als der Morgen des 14. Octobers anbrach, gab Napoleon seine Disposition zur Schlacht; Augereau sollte den linken Flügel bilden und seine ersten Colonnen im Mühlthale auf der Straße nach Weimar aufstellen; Lannes befehligte das Centrum auf dem Plateau von Jena, er sollte den Angriff beginnen, Ney in beschleunigten Märschen heraneilen und sich an Lannes anschließen, das Soult'sche Corps durch das Rauhthal herankommen und den rechten Flügel der Schlachtlinie bilden. Vom Feinde unbemerkt traf er die letzten Vorbereitungen zum Angriff, dessen Erfolg eine Ansprache an's Heer mit stolzer Zuversicht verkündete. „Soldaten, sagte er, die preußische Armee ist abgeschnitten wie die des Generals Mack zu Ulm heute vor einem Jahre. Diese Armee kämpft nur noch, um sich durchzuschlagen und ihre Verbindungen wieder zu gewinnen. Das Corps, das sich durchbrechen läßt, entehrt sich. Fürchtet diese berühmte Cavallerie nicht; setzt ihr geschlossene Quarree's und das Bajonnet entgegen."

Mochte auch der Sieg so unfehlbar noch nicht sein, so war doch seine Lage gewiß eine sehr günstige, ja sie war günstiger als er wußte. Es waren im Ganzen wenig über 36,000 Mann, denen er vorerst gegenüberstand, von denen Tauenzien gegen achttausend bei den nächsten Dörfern Closwitz und Lützeroda vereinigt hielt, Holzendorf mit beinahe sechstausend Mann eine gute Strecke abwärts gegen Dornburg stand, der Rest unter dem Fürsten rückwärts zwischen Isserstädt und Kapellendorf lagerte. Konnte auch im Nothfall noch Rüchel mit 15,000 Mann von Weimar herbeieilen, so standen immer nur einige fünfzigtausend Preußen und Sachsen gegen einen Feind, dessen Ueberlegenheit mit jeder Stunde wuchs, der den Vortheil des Terrains und der Ueberraschung für sich hatte, dem der Gegner seine Streitkräfte nur bruchstückweise und durch bedeutende Entfernungen getrennt entgegenführte.

So fiel die Wucht des ersten Angriffs zunächst auf Tauenzien, dessen kleines Corps, aus Sachsen und Preußen gemischt,

sich am frühen Morgen vor den Dörfern Closwitz und Lützeroda aufstellte. Etwa um sechs Uhr stieß er dort mit den ersten Colonnen des Lannes'schen Corps zusammen; es entspann sich ein heftiges Feuer, in welchem sich Tauenzien eine Zeit lang gegen den an Zahl und Geschütz überlegenen Feind behauptete. Allmälig schied sich der Nebel, der in den frühen Morgenstunden die Umsicht gehindert, und nun erst überschauten die Franzosen, wie schwach der Gegner war, dem sie gegenüberstanden. Ihr Angriff ward sicherer und heftiger, und Tauenzien sah sich nach einem zweistündigen Widerstand von rühmlicher Ausdauer genöthigt, den Rückzug hinter die Dörfer anzutreten. Hier auf dem Dornberge suchte er das Gefecht von Neuem zum Stehen zu bringen, aber da die Truppen stark gelitten hatten und die Munition zu fehlen anfing, war der Rückzug nicht mehr abzuwenden. Er geschah nicht ohne Verlust, weil einzelne Abtheilungen, von der Hauptcolonne getrennt, unter ungünstigen Umständen verfolgt und zersprengt wurden; aber den Rest führte doch Tauenzien zwischen neun und zehn Uhr in guter Ordnung nach Vierzehnheiligen und Krippendorf zurück, wo er sich an die jetzt vorrückenden Colonnen des Fürsten anlehnen konnte.

Fürst Hohenlohe befand sich mit seinem Hauptquartier zu Kapellendorf noch in aller Ruhe, als am frühen Morgen die ersten Schüsse von Closwitz und Lützeroda her sich vernehmen ließen; auch jetzt noch glaubte er, es werde zu einem ernsthaften Gefecht nicht wohl kommen. Er hatte keine Ahnung, wie bitter sich die Versäumnisse vom vorigen Tage, das Aufgeben Kamburgs und Dornburgs, das Vernachlässigen des Landgrafenberges strafen würden, und daß ihn die Umstände jetzt nöthigen könnten, nachdem er am 13. ein kleines Gefecht in günstiger Lage nicht für erlaubt hielt, am 14. October eine große Schlacht unter ungünstigen Umständen anzunehmen. Zögernd entschloß er sich, mit seinen Truppen Front zu machen gegen den Feind, dessen Feuer allmälig näher kam; bis seine Truppen, Grawert mit den Preußen in der Richtung auf Vierzehnheiligen, die Sachsen bei Isserstädt und auf der Schnecke, in schlagfertiger Bewegung waren, hatte auch Tauenzien bereits seinen Rückzug antreten müssen. Nun erschien auch dem Fürsten der Kampf als unvermeidlich; er nahm seine Stellungen von der Schnecke über Isserstädt und Vierzehnheiligen, als eben Tauenzien

hierher zurückwich*), und schickte an Rüchel, damit dieser von Weimar zur Unterstützung herbeieile. Aber auch die Franzosen erhielten bereits ihre Verstärkungen; schon trafen in diesem Augenblick die ersten Colonnen des Ney'schen Corps vor Vierzehnheiligen ein, indeß auf dem linken Flügel des Feindes Augereau sich näherte, zur Rechten die Spitze von Soult durch das Rauhthal die Höhen heraufstieg. Diese letzten Verstärkungen wandten sich zunächst gegen das kleine Corps, das unter General Holzendorf seitwärts bei Rödchen stand und sich ungefähr gleichzeitig mit Tauenziens vergeblichem Widerstand in ein ungleiches Gefecht verwickelt sah. Immer stärkere feindliche Massen schoben sich zwischen dies Corps und das Gros der Hohenlohe'schen Armee und drohten ihm die Verbindung mit demselben zu zerstören. Ein Versuch, sich gewaltsam den Weg zum Fürsten wieder zu öffnen, endete nicht glücklich, und kaum gelang es der Unerschrockenheit der Grenadiere, das durch einen mißlungenen Reiterangriff in Verwirrung gebrachte Corps vor völliger Auflösung zu schützen. Doch war der Rückzug nicht mehr abzuwenden; vom Gros des Heeres getrennt und ohne Nachrichten aus dem Hauptquartier vermochte der Rest auf den übrigen Kampf keinen Einfluß mehr zu gewinnen, sondern zog sich am Nachmittag auf Apolda zurück.

Fast zur nämlichen Zeit, wo Holzendorf sich im hitzigsten Handgemenge befand, war auch der Fürst bei Vierzehnheiligen mit dem Feinde zusammengetroffen. Ney hatte mit seiner Avantgarde den Kampf begonnen und im ersten raschen Anlauf eine preußische Batterie genommen; dieselbe ward zwar wieder verloren, aber die Franzosen setzten sich im Dorfe fest und Lannes' Unterstützung machte sie stark genug, dem Andrange der Preußen zu widerstehen. Hier entspann sich denn um Vierzehnheiligen ein blutiger Kampf, in welchem die preußische Infanterie, trotz des heftigsten Feuers und der überlegenen Geschicklichkeit der feindlichen Tirailleure, sich ihres alten Ruhmes werth zeigte. Zwar gelang es ihr nicht, das Dorf selbst zu nehmen, aber die Franzosen sahen sich doch

*) Es standen 15 Bataillone und 39 Schwadronen unter Grawert bei Vierzehnheiligen, ihnen zur Rechten rückwärts 6 Bataillone, 3 Schwadronen, die er später näher heranzog; 10¼ Bataillone und 6 Schwadronen dehnten sich dann über Isserstädt bis zur Schnecke und dem Schwabhäuser Grunde hin aus.

auf die Defensive beschränkt und erlitten nicht unbedeutenden Verlust, so daß der Fürst einen Augenblick daran dachte, das Dorf mit dem Bajonnet zu nehmen, sich mit der Cavallerie auf den Feind zu werfen und damit, wie er glaubte, den Erfolg des Tages zu gewinnen. Die Nachricht von feindlichen Verstärkungen zu seiner Rechten und das ungewisse Schicksal Holzendorfs bewogen ihn, davon abzustehen und mit der Entscheidung zu warten, bis Rüchel angelangt sei. Doch hielt er den Erfolg fast für sicher; es schien nur eines letzten Stoßes zu bedürfen.

Der Feind hatte sich indessen in kluger Defensive gehalten, um die Verstärkungen abzuwarten, auf die er zuverlässig rechnen durfte. Schon um Mittag näherte sich Augereau auf dem linken Flügel der Franzosen, drang nach Isserstädt und der Schnecke vor, um sich zwischen Hohenlohe und die Sachsen hereinzuschieben. Auf dem rechten Flügel hatte seit Holzendorfs Rückzug auch Soult freie Hand bekommen und begann die linke Flanke der Preußen zu bedrohen. Auch eine neue Division von Ney's Corps, die ersten Colonnen Murats und die Garden näherten sich allmälig Vierzehnheiligen. Es konnte nicht mehr lange dauern und die erschütterten preußischen Reihen hatten einen doppelt so starken Feind, der zum großen Theil frische Kräfte in den Kampf führte, sich gegenüber. Nur ein rascher Rückzug, so lange noch nicht die ganze Masse des Feindes eingetroffen war, und die Vereinigung mit Rüchel konnten das Heer vor einer vollständigen Niederlage schützen; auch die größte Tapferkeit reichte jetzt nicht mehr hin, die Katastrophe abzuwehren. Wohl hat es auch in dieser verhängnißvollen Stunde an edlen Proben heldenmüthigen Widerstandes nicht gefehlt und die preußische wie die sächsische Waffenehre ging unbefleckt aus dem Kampfe hervor, aber die unglückliche Folge einer Reihe von Mißgriffen war nun durch den Muth der Einzelnen nicht mehr gut zu machen. Vergebens suchte Hohenlohe, dessen Tapferkeit sich nie glänzender bewährt, die Stellung zu halten, bis Rüchel kam; der gewaltige Andrang des Feindes umklammerte schon die beiden Flügel der preußischen Linie und die gelichteten Regimenter waren bald nicht mehr im Stande, dieser Wucht des Feindes und seinem mörderischen Feuer zu trotzen. Das reitende Geschütz war verloren, manche Bataillone hatten sich verschossen, indessen der Feind immer überlegener seine frischen Rei-

ter in die wankenden Reihen hineinwarf. Es war bald nicht mehr möglich, dem Rückzug noch eine gewisse Haltung und die gleiche Richtung zu geben; er artete immer mehr in wilde Flucht aus.

In diesem Augenblick, etwa um 2 Uhr, traf Rüchel mit achtzehn Bataillonen und ebensoviel Schwadronen auf dem Schlachtfelde ein; es kamen ihm bei Kapellendorf schon die flüchtigen und zersprengten Haufen entgegen. Die Kräfte, die er mit sich führte, konnten drei Stunden früher bei Vierzehnheiligen vielleicht entscheidend wirken; jetzt wurden sie in das gemeinsame Schicksal der Niederlage rettungslos verflochten. Er ließ zwei seiner Regimenter aus Kapellendorf gegen die feindliche Linie vorgehen; sie suchten trotz des heftigen Kanonenfeuers im geordneten Schritt die nahen Höhen zu erreichen, warfen, obwol ihre Reihen sich immer gewaltiger lichteten, Rüchel selbst und viele Officiere verwundet wurden, die feindliche Reiterei zurück und drängten vor, aber der Feind ließ sie, schien es, nur näher herankommen, um sie dann mit der ganzen Gewalt seiner Ueberlegenheit zu überflügeln und zu erdrücken. Ein ganz kurzer, aber um so verlustvollerer Kampf brachte auch sie zum Weichen und verwickelte sie in die allgemeine Flucht. Was sich in der Verwirrung gegen Weimar hin rettete, schien sich dort anfangs zu sammeln und wieder zu ordnen; aber die Verfolgung durch feindliche Reiterei, in dem Augenblicke, wo der weitere Rückzug beginnen sollte, rief einen panischen Schrecken unter der kaum gesammelten Mannschaft hervor und es waren nur noch Trümmer der Armee, die sich nachher bei Schloß Vippach zusammenfanden. Die Abtheilung von etwa 10 Bataillonen und 6 Schwadronen (meistens Sachsen), die vereinzelt an der Schnecke zurückgeblieben war, konnte dem gemeinsamen Schicksal natürlich nicht entgehen; von allen Seiten mit Uebermacht angegriffen, wurde sie theils zersprengt, theils gefangen. Nur wenige Abtheilungen der Reiterei retteten sich nach Buttelstädt, wohin sich auch Tauenzien und Holzendorf geflüchtet hatten. Ein Theil der sächsischen Infanterie schlug von Weimar den Weg nach Cölleda ein, für die Trümmer der Grawert'schen Infanterie und viele Versprengte ward Erfurt ein Zufluchtsort.*)

*) Wegen der Auflösung, die folgte, ist eine Angabe des gesammten Ver-

Es hatte mit zu der verworrenen Leitung des letzten Rückzuges von Jena beigetragen, daß indeſſen die niederſchlagende Botſchaft kam, auch die Hauptarmee habe eine Niederlage erlitten. Sie war am 13. October in etwas verzögertem Marſche von Weimar aufgebrochen und kam erſt ſpät am Abend in Auerſtädt an. Daß man die ganze Maſſe in einer Colonne vorführte und zu ſpät von Weimar aufbrach, brachte einmal die ermüdeten Truppen erſt ſpäter zur Ruhe und trug dazu bei, die Beſetzung des Saalüberganges zu verſäumen. Die Armee zählte drei Diviſionen, unter dem Prinzen von Oranien, dem Grafen Wartensleben und dem Grafen Schmettau, jede von 11 Bataillonen und 15 Schwadronen; dazu kamen denn die zwei Reſervediviſionen, die zuſammen 18 Bataillone und 25 Schwadronen zählten, dann das Bataillon Weimariſcher Jäger und Blücher mit ſeinem Huſarenregiment, der von Rüchels Corps zur Führung der Avantgarde hierher berufen worden war. Es mochten im Ganzen 47—48,000 Mann ſein, die ſich am Abend bei Auerſtädt vereinigten. Der Herzog war noch immer der Anſicht, daß man ohne Aufenthalt den Marſch nach der Unſtrut antreten müßte; bei Freiburg und Laucha ſollte der Uebergang geſchehen, Schmettau auf den Höhen bei Köſen die Bewegung decken. Großer Widerſtand von feindlicher Seite wurde nicht erwartet. Man hatte ſo wenig Ahnung davon, daß ein ganzes franzöſiſches Armeecorps unter Davouſt in der Nähe ſtand, als dieſer daran dachte, dem preußiſchen Hauptheer bei Köſen zu begegnen. Davouſt, der die drei Diviſionen Friant, Morand, Gudin und drei Reiterregimenter, im Ganzen einige dreißigtauſend Mann, unter ſich vereinigte, ſollte gegen Apolda marſchiren, um dem Feinde bei Jena in den Rücken zu fallen, und Bernadotte, der ſich gegen Dornburg gewendet, ſollte ihn dabei unterſtützen. Er hatte, wie er den Anmarſch der Preußen bemerkte, ſich beeilt, ſich den Saalübergang bei Köſen zu ſichern und ließ am frühen Morgen des 14. Octobers den ſteilen Thalrand des linken Ufers beſetzen; hier wie bei Jena und Dornburg hatten die Preußen es verſäumt, das Defilée dem Feinde vorwegzunehmen. Etwa um

luſtes nicht möglich. Einen Maßſtab geben die Angaben bei Höpfner I. 426, daß 30 preußiſche und 19 ſächſiſche Officiere geblieben, 168 preußiſche und 95 ſächſiſche Officiere verwundet worden ſind. Der größte Theil der Artillerie war verloren.

6 Uhr Morgens begann der preußiſche Aufbruch von Auerſtädt; es war die Stunde, wo ſich hier wie bei Jena ein dichter Nebel herabſenkte und alle Ausſicht auf die Stellung und Stärke des Feindes verhüllte. Die Diviſion Schmettau und Blücher mit ſeiner Reiterabtheilung ſetzten ſich in Bewegung, drängten kleine Cavallerietrupps des Feindes zurück, wurden aber, wie ſie gegen Haſſenhauſen kamen, vom Feuer feindlicher Geſchütze empfangen, das Vorſenden einer Batterie endete mit deren Verluſt; von Blüchers Reiterei gedeckt, wich die Diviſion zurück, Blücher ſelbſt war faſt unter die Feinde gerathen, er hatte im Nebel eine Linie geſehen, die er für eine Hecke anſah und die ſich als die nur 50 Schritt entfernte Linie des feindlichen Fußvolkes auswies. In der That hatte die Diviſion Gudin ſchon das Defilée zwiſchen Haſſenhauſen und Köſen beſetzt und harrte der Ankunft der übrigen Diviſionen. Da ein zweiter Verſuch nicht beſſer glückte und die Diviſion Friant ſich ſchon näherte, beſchloß man, die Diviſion Wartensleben abzuwarten. Hier, wo man die Gewißheit ſchöpfte, nicht mit einem kleinen Corps, ſondern mit einer feindlichen Armee zuſammenzutreffen, hätte es eines feſten Schlachtplanes mit dem Gebrauch aller Kräfte bedurft; ein ſtufenweiſes Heranziehen und Aufbrauchen der einzelnen Colonnen konnte nur mit der Niederlage enden. Der Anmarſch von Auerſtädt her ging langſam von Statten; bald auf einen engen Weg zuſammengepfropft, durch einen Bach, der durch eine ſchmale Brücke oder eine Furth paſſirt ward, aufgehalten, bisweilen durch Reiterei getrennt und durchſchnitten, auch wohl durch Pedanterie und Ungeſchick verzögert, konnten die übrigen Diviſionen nur langſam und ſtückweiſe bei Haſſenhauſen eintreffen. Die Hülfe war aber um ſo erwünſchter, als auch ein Angriff Blüchers mißlungen war. Er hatte mit ſeiner kleinen Reiterabtheilung, zwei Küraſſierregimentern, einigen Dragonerſchwadronen und einer reitenden Batterie, Haſſenhauſen zur Rechten gelaſſen und ſuchte dem rechten Flügel des Feindes in die Flanke zu kommen. Er ſcheiterte an dem hartnäckigen Widerſtande der franzöſiſchen Infanterie, die ihn in Quarrée's empfing; zudem geriethen ſeine Reiter in Verwirrung, als ſie aus Verſehen in die Schußlinie der eigenen Batterie geriethen, ihm ſelbſt wurde ſein Pferd erſchoſſen, und vergeblich bemühte er ſich, indem er eine Standarte ergriff, die Flüchtigen zum Stehen zu

bringen, ſie waren nicht zu halten. Es war ungefähr um dieſelbe Zeit, nach acht Uhr, wo die Diviſion Friant die feindlichen Reihen verſtärkte.

Etwas ſpäter traf die erwartete Diviſion Wartensleben ein. Raſch ſchritt ſie mit der Schmettau's vereint zum Angriff und drängte den Feind nach Haſſenhauſen und in die nahen Hohlwege zurück. Der Beſitz dieſes Ortes entſchied nun über den Ausgang der Schlacht; wurden die Franzoſen herausgedrängt, ſo war, zumal bei ihrer geringen Cavallerie, ihre Flucht über die Saale kaum abzuwenden. Um das Dorf entſpann ſich darum ein heftiger und verluſtreicher Kampf; es wollte den Preußen nicht gelingen, das Dorf zu nehmen, dagegen lichteten ſich ihre Reihen bedeutend unter dem andauernden Feuer des Feindes, der gedeckt ſtand. In dieſem entſcheidenden Moment ward der Herzog durch eine Kugel getroffen, die ihm von der rechten Seite des Kopfes zur linken drang und ihm die Sehkraft beider Augen raubte. Nicht lange darauf erhielt auch Schmettau, der ſchon leicht bleſſirt war, eine tödtliche Wunde; Wartensleben wurde das Pferd unterm Leibe erſchoſſen. Es fehlte nun an jedem einheitlichen Oberbefehl; jeder einzelne Führer, jeder Flügeladjutant traf Anordnungen, führte die Reiter ſchwadronenweiſe vor und verbrauchte einzeln die Kraft, welche die Entſcheidung bringen konnte. Einen Moment ſchien es noch zu gelingen; durch einen tapferen Reiterangriff ermuthigt, drangen die Diviſionen von Neuem vor, umfaßten das Dorf auf beiden Seiten, drangen bis hinein, waren aber mit ihren geſchwächten Colonnen nicht im Stande, weiter vorzugehen, zumal die Diviſion Friant anfing, ſie vom rechten feindlichen Flügel aus zu umgehen. Dringend ward nach der Diviſion Oranien um Verſtärkung geſchickt. Sie näherte ſich, aber auch die dritte Diviſion Davouſts, von Morand geführt, war im Anmarſch auf Haſſenhauſen und bedrohte den rechten Flügel der Preußen. Dieſe hofften ſie mit der immer noch überlegenen, wenn auch in einzelne Stücke zerriſſenen Reiterei zurückzuwerfen; Prinz Wilhelm übernahm, von Kneſebeck veranlaßt, die Führung der geſammelten Schwadronen, aber die wiederholten Angriffe wurden von der friſchen Infanterie ſtandhaft abgeſchlagen, der Prinz ſelbſt verwundet. Allmälig wichen jetzt, auf ihren Flanken entblößt, zur Linken von Friant, zur Rechten von Morand bedroht, die beiden

Divisionen Schmettau und Wartensleben; noch kurze Zeit ergänzte die Division Oranien die Lücken in ihren Reihen und suchte den Kampf zu halten, indeß die Ueberlegenheit des Feindes wuchs. Schon drohte die Ueberflügelung durch Friant und Morand, die Truppen, immer stückweise gegen überlegene Stellungen in den Kampf geführt, hatten furchtbar gelitten, die Munition fing an zu fehlen und unter den Officieren hatte der Tod gewaltig aufgeräumt. Die Preußen zählten 47 Officiere, die gefallen, 221, die verwundet waren; von der Infanterie, die bei Hassenhausen gefochten, war fast die Hälfte todt oder verwundet. Auch der Feind zählte freilich 7000 Mann Verlust und unter ihnen 270 Officiere. So entschloß man sich zum Rückzuge auf Weimar; noch war zwar über ein Dutzend frischer Bataillone übrig, aber es fehlte der Entschluß, das Aeußerste zu wagen. In besserer Ordnung, als die bei Jena geschlagene Armee, gelangten die Reste des Heeres bis gegen Buttelstädt; erst hier, wo man die Trümmer der anderen Truppen fand, begann die innere Auflösung, die Hohenlohe's Corps schon ergriffen, ihre ansteckende Wirkung zu üben.

Nicht die beiden Armeen allein waren am 14. October geschlagen worden; die ganze alte Monarchie war gesprengt. Die unerhörte Uebergabe der Festungen, die Selbstauflösung der Armee, die Ohnmacht des Beamtenthums, die Apathie des Volkes, die trostlose Niedergeschlagenheit der Besseren, der schamlose Hohn und Abfall des Trosses, der sich der neuen Sonne zuwandte, der empörende Uebermuth des Siegers — diese Eindrücke alle folgten jetzt in entsetzlicher Raschheit auf einander; ihre Bitterkeit überholte selbst die erschütternde Botschaft der Niederlage des alten Heeres. Es bedurfte so gewaltiger Prüfungen, um ein neues Leben über den Trümmern dieser Monarchie heraufzuführen; nur eine Katastrophe wie diese vermochte den faulen Stoff auszutreiben und Alles, was von gutem und gesundem noch vorhanden war, zur letzten verzweifelten Anstrengung zu vereinigen. Noch war der Kelch der Demüthigung am 14. October nicht bis zur Hefe geleert, aber die Lüge einer geträumten Macht, in der man sich bewegt, war nun zerstoben, die prahlende Selbsttäuschung der Vergangenheit vernichtet, die Frivolität und Liederlichkeit der Gesinnung entweder niedergeworfen oder dem Gegner in's Lager gejagt; Zorn, Scham, Ehrgefühl aller der Menschen, deren Sinn

sich über das Gemeine erhob, wurden durch diese beispiellose Prüfung des Geschickes zum Leben geweckt. Es war der erste Keim einer besseren Zeit, der sich mitten in der chaotischen Auflösung der alten Dinge aus den Gemüthern aller Besseren zu entfalten begann.

Diese Empfindung reichte über die Gränzen Preußens hinaus. Wo noch deutsche Scham und patriotische Empfindung lebte, fing man jetzt erst an, das unermeßliche Elend des Vaterlandes zu überschauen; der letzte Trug selbstgemachten Trostes war verschwunden, auch die Geduldigsten konnten sich nun mit dem faulen Grunde nicht mehr beruhigen: es könnte ja noch viel schlimmer werden! Seit auch die Monarchie Friedrichs des Großen in Schmach untergegangen war, war das Bitterste für Deutschland erfüllt. Die Nation selber mußte jetzt zeigen, ob sie ihrer Fortdauer werth war.

Druck von J. B. Hirſchfeld in Leipzig.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05851 5290
BOUND
AT